




<36622891500010
<36622891500010
Bayer. Staatsbibliothek

Miscell.
Opp. period. Germ.

Gelehrte Beyträge

zu den

Braunschweigischen Anzeigen

auf das Jahr 1766.

Sechster Band.

Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

Istes Stück.

Mittwochs, den 1. Januarii 1766.

Gedanken bey dem Eintritt in ein neues Jahr.

So ist dann, Mensch, heut abermal
Ein Jahr von deiner Tage Zahl
Verflogen, und in Nichts verwandelt.
Du näherst dich zu deiner Gruft,
Und zu der Stimme, die dir ruft:
Thu Rechnung! Wie hast du gehandelt?

Canitz.

Ein jedes Jahr, ein jeder Tag, eine jede Stunde führt mich meinem Grabe näher. Das weiß ich — Aber, soll dann nie die Zeit kommen, da ich es als ein vernünftiger Mensch ernstlich erwege, und als ein Weiser meiner Erkenntniß gemäß handele?

Das menschliche Leben hat verschiedene Seiten. Wenn man es aber genießt, und sich den Zerstreuungen desselben überläßt, so versäumt man oft die Betrachtung derjenigen Seite, auf welcher es am wichtigsten ist, und am meisten angesehen werden sollte.

An sich selber betrachtet, so wie es aus der Hand des Schöpfers kömmt, ist es für den Menschen eine immerfließende Quelle von Vergnügen und Freude. Schon das Kind fühlt sein Daseyn mit Lust, und genießt dieses göttlichen Geschenks mit unschuldig spielender Fröhlichkeit. Für ihn ist das Leben ein Himmel; und das würde es für den Erwachsenen bleiben, wenn er die Unschuld des Kindes, und mit derselben die Ruhe im Gewissen zu behalten wüßte!

Es ist wahr, die Einrichtung der gegenwärtigen Welt und die Thorheiten und Lei-

denschaften ihrer Bürger führen manche Wolken von Leiden und Elend herbey, welche die Sonne unsers Lebens verdunkeln, und seine Freuden stöhren; schwarz zuweilen, wie die Nacht, und schwanger mit entsetzlichen Ungewittern, die oft plötzlich und unvermuthet losbrechen, und unsere Götzen zerschmettern. Der wahre GOtt verliert dabey nie den Zügel aus seiner allmächtigen Hand, durch welchen er die Frechheit bändiget und zahm macht.

Allein, bey dem allen bleibt doch das Leben süß, das Theuerste des Menschen, und der unaufhörliche Wunsch seiner Seele. Kaum ist der Geplagteste und Elendeste unter allen, des Lebens im Ernst müde. Und wie viele Greise giebt es nicht, die für die Welt schon lange gelebt haben, und ihr entweder zur Last und zum Spott, oder zu Gegenständen des Mitleidens geworden sind; die fast aus Höflichkeit und Klugheit zu sterben wünschen sollten; die aber dennoch gerne bis an den jüngsten Tag der Welt zu ihrer eigenen und anderer Menschen Plage leben möchten.

Was sind die Klagen dann, dadurch der Ungeduldige oder Milzsüchtige, das Leben, das uns GOtt zur Beförderung unsers dauerhaften Wohls verleihet, als ein Jammerthal verschreyet? Diese Klagen sind nichts anders, als übertriebene Beschwerden, Zeichen der Fühllosigkeit des Guten, Beweise eines undankbaren Herzens, oder wol gar ruchlose Verläumdungen der wohlthätigen Vorsehung. Im Innern sagen doch alle Menschen zu sich selbst, daß das Leben ein Gut sey. Und wer ist nicht dem armen Mann in der Fabel ähnlich, der sich sehr betreten fand, als der gerufene Tod ihn beym Wort halten wollte?

Den lachenden Lorenzos vornemlich, die sich alles zu thun erlauben, was ihren Herzen gelüstet und ihren Augen gefällt; diesen insonderheit ist das Leben angenehm. Diesen Wohllebenden ist der Gedanke erschrecklich und unerträglich, daß ihr Leben auf Erden nicht ewig währet, sondern es mit ihnen ein Ende hat und sie davon müssen.

Dennoch ist der Mensch sterblich, und alle seine irdische Herrlichkeit und auch seine irdische Noth nimmt ein Ende. Sein Schöpfer hat ihm die Vergänglichkeit zugemessen, und Verwesung ist sein Theil. Dem Weisen und dem Thoren, dem Reichen und dem Armen, dem Fürsten und dem Tagelöhner ruft eine gleiche Stimme des Ewigen: Komm wieder Menschenkind, und werde Staub!

Das ist die Seite des menschlichen Lebens, von welcher uns die Nichtigkeit desselben stark in die Augen leuchtet. Unser Ende ist uns bestimmt, und unsere Tage sind gezählt. Noch mehr; unser Ende ist gar nicht weit hinausgesetzt, und die Tage, die wir leben sollen, machen eine sehr kleine Summe aus. Das Maaß unserer Tage ist auf vier Finger breit gesetzt. Siebenzig, aufs höchste achtzig Jahr sind ihr längster Maaßstab. Und wie viel ist das gegen unsere eigene Ewigkeit nach dem Tode? Kaum ein einzelner Punkt gegen Millionen; und gegen GOttes Ewigkeit gar nichts.

Was ist der Mensch, wenn man ihn blos nach dieser schnellen Vergänglichkeit seines hiesigen ersten Lebens betrachtet? Alles ist dann an ihm Eitelkeit der Eitelkeit; sein Thun Thorheit; seine Anschläge vergeblich; sein Stolz Schande; sein Ruhm dem dünnsten Nebel gleich, der bald verschwindet; seine Hofnung leer und seine Erwartungen verloren; sein Glück der Unbestand selber, und seine glänzendeste Herrlichkeit der Schein einer Wasserblase, die in einem Augenblicke entstehet und nicht mehr ist.

Wenn

Wenn der Mensch blos geboren wird, um einmal zu sterben; wie groß ist denn das Geschenk, das ihm der Schöpfer von seinem Leben macht? — Für die Edelsten mehr zu verbitten, als zu wünschen. Ist aber seine ganze Dauer auf Erden nur ein Versuch zu leben, und ist der Tod seine eigentliche Geburtsstunde zum wahren Leben, wo die unermeßlichen Wünsche seines Geistes ihre Erfüllung finden; dann ist sein Daseyn ein Geschenk, würdig der Majestät des GOttes der Liebe, und werth eines ewigen Danks.

Alle Menschen leben; aber nicht alle leben, wie Menschen leben sollten. Alle müssen ihre Sterblichkeit erkennen; aber nicht alle hören die Lehren der Sterblichkeit und folgen ihnen, obgleich diese Lehren stark und nachdrücklich genug in ihre Ohren schallen. Der Gebrauch und der Mißbrauch des Lebens bestimmen die Grenze zwischen dem Weisen und dem Thoren; zwischen dem Gläubigen und dem Ungläubigen; zwischen dem Christen und dem Gottlosen.

Das Leben des Menschen ist kein Spiel des blinden Ohngefehrs, und sein Tod kein unregierter Zufall. Beyde stehen in der Hand seines Schöpfers, dessen ewige Weisheit es bestimmet, zu welcher Zeit und Stunde ein jeder die Laufbahn dieses Lebens der Prüfung betreten und sie wieder verlassen soll. Der ganze Mensch ist ganz Abhängigkeit von dem allmächtigen Erhalter und Regierer aller Dinge. Wie wichtig sind die Lehren, die aus dieser Wahrheit fließen! Wie tief demüthigen sie den Sterblichen; wie hoch aber erheben sie ihn auch, wenn sie in seinem ganzen Wandel sich würksam zeigen!

So wenig bedeutend auch des Menschen Leben ist, wenn man nur auf seine kurze Dauer auf Erden sieht; so wichtig, so unendlich wird es bey der Betrachtung der ewigen Folgen desselben in einer zukünftigen Welt. Der Geist des Menschen ist seiner unveränderlichen Natur nach unsterblich; nur die Allmacht kann ihn zernichten. Der vom Schöpfer zum beständigen Gefehrthen der Seele ursprünglich bestimmte Körper wird zwar, da ihn die Sünde zur Wohnung eines unsterblichen Geistes unwürdig gemacht hat, durch den Tod von demselben getrennet und ist der Verwesung unterworfen. Es liegt aber doch in ihm ein Keim, aus welchem er einst, auf dem Wink dessen, der ihn zuerst ins Daseyn rief, unverweslich hervorwachsen wird. Ewigkeit war die Bestimmung des unschuldigen Menschen; Ewigkeit ist noch die Bestimmung des ganzen Menschen, ob er gleich ein Sünder ist; und Gericht wartet auf ihn. Beyden kann er nicht entgehen; er wird den Tod nicht finden, wenn er ihn auch einst suchet. In dem Evangelio des Gekreuzigten findet er hierüber die letzte Offenbarung und die letzte Warnung GOttes. Dies ist der Fels, auf welchen, in dem allgemeinen Schiffbruch des Todes, der Weise sich rettet, und der Thor scheitert und umkömmt. Der erste findet auf demselben einen Führer, der ihn in ein blühendes und glückseliges Land führt, wo er den Brunnen des lebendigen Wassers findet, das seinen Durst nach ewigen Gütern vollkommen sättiget. Der andere muß darben und bey dem Verlust alles dessen, was er für Glück hielt, seine ganze Armuth und sein unaufhörliches Elend fühlen.

So führt dann der Tod jede durch die Religion geheiligte Tugend zu ihrem Triumph, und jedes Laster auf seinen Richtplatz. Jede durch den Glauben an den göttlichen Mitler veredelte That erhält ewigen Ruhm und unvergängliche Ehre; und jede schändliche That des reulosen Sünders empfängt ihren gerechten Lohn mit ewiger Schmach und Schande.

Noch

Noch kannst du wählen, o Sterblicher! — die Reue, die zum Glauben und durch den Glauben zur Gnade führt, oder deine eigene Verhärtung, die dich aus dieser Gnade ausschließt, wenn du um dieselbe zu spät schreyen wirst? Noch bietet sich dir, auf deiner Reise nach der Ewigkeit, die vom Himmel gesandte und von GOtt selbst verkündigte Religion der Christen zu deinem Führer und Schutzengel an? Wird sie aber jemals dich zum ewigen Glück führen, wenn du sie immer von dir weisest und ihr dein Herz zu lange verschließest? Vielleicht ist dieses neu erlebte Jahr das letzte, in welchem du noch wählen kannst, so wie es das vergangene für diejenigen war, die nicht mehr hier sind.

GOtt! laß dies Jahr gesegnet seyn,
Das du uns neu gegeben.
Verleih uns Kraft, die Kraft ist dein,
In deiner Furcht zu leben!
Du schützest uns, und du vermehrst,
Der Menschen Glück, wenn sie zuerst
Nach deinem Reiche streben.

G. X.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

2tes Stück.

Sonnabends, den 4. Januarii 1766.

Von Ersparung des Getraides, durch einige minder kostbare Arten von Branntweinbrennen.

Unter allen Arten der Getraideverschwendungen, welche Wollust, Schwelgerey, Eitelkeit, und Unmäßigkeit in den neuern Zeiten hervorgebracht hat, ist keine verderblicher als das Branntweinbrennen, welches heutiges Tages aller Orten getrieben wird. Durch die seltsame Mode, unsre wahren oder erborgten Haare mit Mehl zu bestreuen, mag freylich in jedem Lande eine sehr beträchtliche Menge von Getraide verlohren gehn, da die Begierde friesirt zu seyn und gepuderte Perücken zu tragen, unter den gemeinsten Klassen von Leuten einreißt; aber wie wenig bedeutet dieses gegen einen nur etwas ansehnlichen Branntweinsbrenner, der vielleicht jeden Tag mehr als einen Wispel Getraide verbläst. Und dieses alles, ein Getränke daraus zu erhalten, welches solche Verwüstungen unter uns anrichtet, daß ein unpartheyischer Beobachter sich darüber entsetzen muß. Denn woher rührt die immer mehr und mehr überhand nehmende Faulheit und Versäumniß der nöthigsten Arbeiten bey dem Handwerksmanne und gemeinern Arbeiter? Woher rühren die pöbelhaften Zänkereyen und Uneinigkeiten in so vielen Familien von der niedrigern Klasse der Menschen? Woher rührt es endlich, daß Leute die durch ihre von Natur feste Gesundheit, und durch beständige Arbeit und Bewegung ihr Leben sehr hoch würden gebracht haben, vor der Zeit alt, kraftlos, abgezehrt, und schwindsüchtig und wassersüchtig werden? Der größte Theil alles dieses Unglücks rührt von dem unmäßigen Gebrauch dieses starken Getränks her, das uns noch überdies sehr öfters des Getraides beraubt, wodurch viele Familien mehr, und wenigstens wohlfeiler, im Lande hätten leben können.

Schon oft hat also eine kluge Polizey das Branntweinbrennen untersagen müssen, um

dem Getraidemangel und der daraus entstehenden allgemeinen Theurung zuvorzukommen; denn wer weiß nicht, das der theure oder wohlfeile Preis des Getraides die Preise von allen andern Dingen gleichfalls erhöht oder erniedrigt. Diese kluge Vorsorge hat indeß selten die Würkung hervorgebracht, daß man sich den Branntwein abgewöhnt, oder ihn auch nur mäßiger gebraucht hätte. Er ist vielmehr, weil er seltner und theurer wurde, den Liebhabern desto angenehmer geworden. Denn so sind die Menschen; die schädlichsten und lächerlichsten Gewohnheiten anzunehmen fällt ihnen ausserordentlich leicht, aber sie wieder abzuschaffen, dies wird oft selbst dem Gesetzgeber unmöglich, und der Moralist predigt sich umsonst müde.

Vielleicht ließe sich der Geschmack der Menschen, der das Neue und Fremde vorzüglich zu lieben pflegt, wenigstens auf Arten dieses starken Getränkes ablenken, wozu entweder nicht so viel, oder auch gar kein Getraide nöthig ist. Das in den Weinländern aus Wein Branntwein gemacht wird, ist bekannt; man würde in unsern kältern Gegenden allerley Arten von Obst hiezu gebrauchen können, wenn man sich noch mehr auf dessen Anbau legen wollte.

Der Verfasser der Briefe, welche aus der Schweitz nach Hannover geschrieben sind, erzehlt uns, daß man daselbst aus verschiedenen Arten von Beeren, besonders aus Wacholder- und Berberisbeeren einen sehr guten und gesunden Branntwein mache. Keiner aber würde vielleicht in unsern Gegenden leichter zu machen seyn, und mehr Beyfall finden, als der Kirschbranntewein, dessen eigentliche Verfertigung ich nach des gedachten Verfassers Beschreibung hier mittheilen will.

Dieses nützliche Kirschwasser, welches kein Infusum, sondern ein Spiritus aus den Früchten selbst ist, wird auf folgende Weise meistens aus frischen, doch auch aus trockenen, gemacht: Man nimmt so viel frische kleine, gemeiniglich schwarze wilde Kirschen, als man will, ohne Stiele, füllet damit ein Faß so weit an, daß für die Gährung Platz genug bleibet. Diese Kirschen stößet man in dem Fasse mit einem großen Holze, nur in so weit, daß die meisten zerquetschet werden, und läßt solche ohne Zuthuung des geringsten Wassers, in dem Fasse gähren, oder, wie der Schweizer sagt, jäsen. Die Gährung geschiehet, nachdem das Gefäße mäßig warm stehet, und die Parthey groß ist, in 14 Tagen bis 3 auch 4 Wochen. Bey der Gährung müssen solche um den andern Tag umgerühret, und die obenstehenden immer wieder hinunter gedruckt, das Faß auch, während der Gährung, mit einem Tuch und Deckel darüber, so gut als möglich, vermachet werden. Das beste Zeichen der vollendeten Gährung ist, daß es ruhig und stille stehet, das Dicke sich zu Boden gesetzet, und oben alles klar ist. Hat man nun sogleich nicht Zeit zum Brennen, so machet es nichts, und kann man es in dem Fasse, doch wohl vermacht, stehen lassen. Wann man es denn aber abziehet, so ist zu beobachten, daß man es, indem es in der kupfernen Blase anfängt zu kochen, nochmals darinnen umrühre, um das Anbrennen zu verhüten. Was nun abgehet, hat die gehörige Güte, so lange es schön klar kömmt; das folgende, so man Nachbrand heisset, ist schlecht und schwach, und wird zu einer folgenden Destillation gethan, da es denn rectificiret übergehet, und ohngefehr zur Hälfte. Wenn man zu den gegohrnen Kirschen etwas zerstoßene Kerne schüttet, so erhält der Spiritus davon einen höchst angenehmen Geschmack.

Um aus trockenen Kirschen Spiritus zu erhalten, so brühet man solche, nachdem

damit

damit ein Faß angefüllet, mit warmem Wasser an, daß es eine halbe Elle darüber stehe, und dann noch Platz genung zum Gähren bleibe. Dies gehet zuweilen langsamer von statten; sonst erfodert es gleiche Handhabung, wie die mit den frischen Kirschen, und eine gleiche Art zu distilliren.

Aus Wacholderbeeren wird um Bern auf ähnliche Weise eine große Parthey Branntewein verfertigt, wobey man das schönste Oel noch erhält. Hiezu werden die Beeren vorher gemahlen.

Da in unsern Landen kein Mangel an wilden Kirschbäumen ist, und ausserdem diese Bäume auf die allerleichteste Art in Menge zu erziehn sind: so wäre zu wünschen, daß jemand einen Versuch hievon machen wollte, der nicht fehlschlagen kann, wenn man nur einigermaßen das gehörige dabey beobachtet.



Nachricht an das Publikum.

Es ist schon bey der ersten Einrichtung der gelehrten Beyträge zu den hiesigen Anzeigen bestimmt worden, daß zu mehrerer Ermunterung der Verfasser jedem derselben für ein Stück, oder einen halben gedruckten Bogen dieser gelehrten Beyträge ein Honorarium von 2 Thlr. entrichtet werden solle. Die nachher unterbliebene Bezahlung ist lediglich den Kriegscalamitäten, welche auch das hiesige große Waisenhaus stark mit betroffen, beyzumessen. Wie man nun verhofft, es werde die Nachbezahlung für die bisherigen Beyträge gern von den Verfassern erlassen werden, da dieses Geschenk ausserdem niemanden anders, als der gedachten milden Stiftung zu gute kömmt: so wird man hingegen in Zukunft auf das genaueste über die Bezahlung der eingesandten Arbeiten halten, und überläßt man der Bestimmung jeden Verfassers, ob ihnen diese Gelder zu eigener Disposition, nebst einem Exemplare ihrer Arbeit zugesandt, oder an jemanden allhier ausgezahlt werden sollen. Wenn ein Verfasser sich nicht ausdrücklich hierüber erklärt, so wird man ihm ohne weitere Rückfrage das Honorarium zusenden; wollte er aber unbekannt bleiben, und würde sich derselbe binnen 3 Monaten nicht melden, so wird man solches alsdann zum Vortheil des Waisenhauses berechnen lassen.

Da indeß eine Originalabhandlung mehr Müh und Fleiß erfodert, als eine bloße Uebersetzung, oder ein bloßer Auszug aus andern Schriften: so wird man auch für die letztern nur die Hälfte, nemlich einen Thaler für jeden gedruckten halben Bogen bezahlen.

Man ladet daher alle geschickte und patriotische Schriftsteller ein, durch ihre gelehrten Arbeiten diese Blätter künftig zu unterstützen. Die Wahl der Materien überläßt man zwar den Verfassern, man verbittet aber doch in Zukunft eigentlich sogenannte theologische Abhand-

Abhandlungen, und besonders solche, die zu sehr in die Exegesin und Polemik einschlagen; doch schließt man deshalb diejenigen nicht aus, welche das thätige Christenthum immer mehr unter uns zu ermuntern, und zu befördern geschickt sind.

Schriften, welche auch in die zeitliche Glückseligkeit der Unterthanen und in das Wohl des Staats einen Einfluß haben, wird man vorzüglich mit bekannt machen, sie mögen zum Gegenstand haben, was sie wollen. Man wünscht daher hauptsächlich Abhandlungen, die in die Land- und Stadtökonomie, Land- und Stadtpolicey, in das Commercium, in Manufaktur- und Fabrikenwesen, und in die nützlichsten Theile der Mathematik und Physik einschlagen. Muntere Aufsätze, die zur Verbesserung der Sitten, und zu Abstellung schädlicher oder lächerlicher Gewohnheiten etwas beytragen können, schließt man gleichfalls nicht aus, damit so viel möglich allen Lesern etwas nützliches und angenehmes vorgelegt werde.

Buchhändlern und andern, die ihre Subscriptionsplane und Avertissements durch diese Blätter bekannt machen wollen, ist solches ferner frey gelassen, doch bezahlen dieselben jedesmal für eine Seite 12 ggr. und wenn es weniger beträgt 8 ggr.

Alle diese Manuscripte und einzurückende Sachen werden unter der Addresse

An das Fürstl. Addreßcomtoir

Gelehrter Artikel. zu Braunschweig.

eingesandt, von welchem sie auch, wenn man vielleicht keinen Gebrauch davon machen könnte, nach 3 Monaten wieder gefodert werden können. Braunschweig, den 21. Dec. 1765.

Fürstl. Braunschw. Lüneb. Intelligenz-Commission.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

3tes Stück.

Mittwochs, den 8. Januarii 1766.

Hat die Armuth auch ihre Vortheile?

Man darf es fast nicht wagen, zum Vortheil der Armuth etwas zu sagen, da die Reichthümer so sehr in dem Besitz der Liebe des menschlichen Herzens sind. Es ist wahr, daß sie uns viele Bequemlichkeiten verschaffen; aber, es ist auch wahr, daß sie niemals glücklich machen, sondern vielmehr die Glückseligkeit entfernen, weil sie fast allezeit die Ruhe rauben. Man kömmt aber dieser Ruhe sehr nahe, wenn man mit Geduld arm zu seyn weiß. Und dieses muß man wenigstens zu erlangen suchen, wenn man sich der Reichthümer beraubet siehet, und sich keine Hoffnung auf ihren Besitz machen kann.

Je weniger Begierden ich habe, desto erträglicher wird mir meine Armuth seyn. Man ist nicht deswegen arm, weil man wenig hat, sondern weil man mehr wünschet, als man hat. Deswegen denke ich mehr an die Verringerung meiner Begierden, als an die Vermehrung meiner Güter. Wie elend ist ein Mensch, der darin einen Ruhm suchet, daß er ein weitläuftiges Verzeichniß von seinen Einkünften hält, große Felder von seinen Sklaven bearbeiten läßt, unzählbare Heerden besitzet, ein Heer von Bedienten um sich sieht, und in seinen geräumigen Pallästen herumgehen kann! Wenn er alle diese Güter lange genung betrachtet hat, so wird er gestehen müssen, daß er arm sey, wenn er das, was er wünschet, mit dem, was er besitzet, vergleichet. (*)

(*) Seneca.

Wenn das Schicksal einem nach Reichthum begierigen Menschen auch nichts von seinen Gütern nimmt, so wird er doch allezeit alles dasjenige, zu dessen Besitz er nicht gelangen kann, zu den verlornen Gütern rechnen; und folglich wird er, ohne daß er etwas verlieret, eben so betrübt seyn, als wenn er viel verlöre. Da er das, was er nicht hat, so sehr wünschet, so genießt er das nicht, was er hat. Der eingebildete Verlust und Mangel rührt ihn eben so em-

pfindlich, als der würkliche. Man betrüget sich, wenn man glaubet, daß die Reichen mit grösserer Standhaftigkeit, als die Armen ihren Verlust ertragen. Die grössesten Körper fühlen eine schmerzhafte Wunde eben so stark, als die kleinesten. Diejenigen, die viele Haare haben, sind eben so ungeduldig, wenn man ihnen einige davon ausreisset, als diejenigen, die nur wenige haben. Ich glaube in der That, daß, wenn es ein großes Gut ist, das zu besitzen, was man wünschet, es ein eben so großes Gut sey, nur das zu wünschen, was man besitzet. Wir müssen uns also bemühen, unsere Wünsche allezeit unsern Glücksumständen gemäß einzurichten. Denn, wenn wir ihnen erlauben, weiter zu gehen, so werden sie uns in eingebildete Gegenden führen, wo wir keine Ruhe finden, weil wir daselbst nichts Gründliches finden. Ich werde einigermaßen reich seyn, wenn ich mich gar nicht darum bekümmere, es zu seyn.

Ich habe Reichthümer genug, wenn sie nach den Bedürfnissen der Natur abgemessen sind. Die Natur fodert, daß ich Hunger, Durst und Kälte vermeide; und die Gewohnheit der Erziehung will, daß ich Kleidung, Wohnung u. d. gl. habe. Ich habe Gottlob! so viel, daß ich diesen Bedürfnissen ein Genüge thun kann; zwar nur nothdürftig, es ist wahr: aber es ist genug für mich, da ich allezeit den Ueberfluß für eine Ursache der Unruhe gehalten habe; weil man viele Sorgen nöthig hat, sich denselben zu verschaffen. Es kostet wenig, den Hunger zu stillen; aber, es kostet viel, der Lüsternheit nach wohlschmeckenden Speisen ein Genüge zu thun. Und so ist es mit allen übrigen ausschweifenden Begierden. Die Natur fodert nichts, was man nicht allenthalben leicht finden kann. Das Ueberflüssige zu erlangen macht die meiste Sorge und Mühe. Was anfänglich nur überflüssig war, wird in der Folge so nothwendig, daß man es nicht ohne Kummer entbehren kann. Wir sehen niemals ein, wie viel überflüssige Dinge es giebt, als, wenn sie anfangen, uns zu mangeln. Denn, wir gebrauchten sie, nicht, weil sie uns nöthig waren, sondern, weil wir sie hatten. Wie vieler Dinge haben wir uns bedienet, weil andere sich derselben bedienten! Eine Hauptursache unsers Elendes ist, daß wir nach dem Beyspiel anderer Menschen leben, und uns nicht durch die Vernunft, sondern durch die Gewohnheit und Mode regieren lassen. Sobald ein Irrthum allgemein geworden ist, so halten wir ihn für Tugend und Wohlstand.

Alle Güter der Welt werden für uns nicht zureichend seyn, wenn wir eine heftige Neigung zum Ueberfluß haben. Zu einem stillen Leben in der Armuth gehöret viel weniger, als zu einem prächtigen Leben bey Reichthümern. Wir müssen also unsere Begierden nach dem Maaßstabe des Nothwendigen abmessen. Hat die Natur selbst nicht unsern Begierden Grenzen gesetzt? Und würde es nicht gut seyn, wenn wir diese Grenzen aufsuchten, damit wir wüßten, was sie entbehren oder nicht entbehren könne; und damit wir hiedurch das Unnützliche und Ueberflüssige vom Nützlichen und Nothwendigen zu unterscheiden lerneten? Wenn du durstig bist, kannst du alsdann nur aus einen goldenen Becher deinen Durst löschen? Und wenn du vor Hunger sterben willst, wird dir da auch nichts, als Rephüner und Fasanen gut schmecken? „Warum durchwandert ihr die Meere und die ganze „Welt?„ sagte ein Brasilianer zu einigen Reisenden, die über das Meer gegangen waren, um Reichthümer zu suchen. „Ist euer „Land denn so elend, daß es euch nicht zureichende Nahrung und Lebensmittel giebt? „Werden die Reichthümer euch GOtt angenehmer machen? Werden sie den Tod

„von

„von euch entfernen? Werdet ihr sie mit „euch nehmen? Ihr saget, daß ihr euch „freuet, sie den Eurigen hinterlassen zu kön- „nen. Wird denn das Land, das euch und „eure Väter ernähret hat, nicht auch eure „Kinder und Nachkommen zureichend er- „nähren?„

Ein Armer hat weniger Last, die ihn drücket, und weniger Furcht, die ihn beunruhiget, als ein Reicher. Wenn man auf die Unbeständigkeit des Glücks aufmerksam ist; so wird man finden, daß der Reiche Ursache zur Furcht und der Arme Ursache zur Hofnung habe.

Catull preiset aus eben diesem Grunde den Armen glücklich, wenn er sagt:

„Lieber Furius, du hast weder Diener, „noch Magd; weder Landgut, noch Haus, „noch Zinsen; und doch lebst du angenehm. „Du mußt deinem Schicksal tausendfachen „Dank sagen. Du schläfst ruhig, ohne „zu fürchten, daß das Feuer in der Nacht „deine Scheuren in die Asche lege. Ich „finde dich glücklich genug. Dir ist Krieg „und Friede gleichgültig. Du fürchtest „weder Proceß, noch Hagel, noch Donner; „du hast keine Unruhen; du wohnst, wo „du kannst, du hast immer guten Appetit; „deine Zähne würden Kieselsteine zerbeissen „und dein Magen würde sie ohne Mühe „verdauen. Du könntest ein ganzes Jahr- „hundert leben, ohne dich vor dem Gift „eines geizigen Erben zu fürchten. Weder „ein zu fetter Körper, noch zu viele Spei- „sen schaden deiner Gesundheit. Fluche „nicht deiner Armuth: Du wünschest dir „Güter; was wolltest du denn damit ma- „chen? Gehe; erschöpfe dich nicht in unnüz- „zen Wünschen; geniesse der Vortheile dei- „ner elenden Umstände; ich halte dich für „glücklich genug.„

Die Armuth macht mich im geringsten nicht schamroth; nur des Lasters muß ich mich schämen. Wenn ich der Armuth mich schäme, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ich beym Besitz vieler Güter stolz seyn würde. Wenn ich durch meine Schuld arm wäre, so würde ich mich nicht meiner Armuth, sondern des Fehlers wegen schämen, der mich arm gemacht hätte. Es ist wahr, daß die Reichen diejenigen, welche in Vergleichung mit ihnen arm und dürftig sind, ausserordentlich verachten. Damit ich mich nun wegen dieser üblen Begegnung trösten könne, so will ich mich bemühen, meinen Geist mit denen zu seiner Vollkommenheit nöthigen Wissenschaften, meine Seele mit Tugenden, mein Herz mit Großmuth und Standhaftigkeit zu bereichern. Ich will durch Nachsinnen und Ueberlegung lernen, worin das höchste Gut bestehe, damit ich es durch Tugend mir erwerbe und durch standhaften Muth mich allem demjenigen widersetze, was meinem Vorhaben, dieses Gut zu erlangen und desselben zu geniessen, entgegen ist. Bey meinen Kenntnissen werde ich nicht niederträchtig seyn, den Reichen zu gefallen, weil ich den Unterscheid zwischen ihren falschen Gütern und dem wahren Gut kenne. Bey meiner Tugend werde ich mich für glücklicher, als sie, halten, wenn sie nicht so gut handeln, als ich. Bey meiner Großmuth und Standhaftigkeit werde ich nicht furchtsam in ihrer Gegenwart zittern, wie ein Mensch, der durch den Glanz ihrer Reichthümer geblendet und durch die Furcht, die ihr Stolz einflößet, muthlos gemacht wird. Denn es ist nur allzuwahr, daß die Armuth die Seele furchtsam macht; und daß die Furchtsamkeit, die die Armen an sich sehen lassen, sie oft so verächtlich in den Augen der Reichen macht. Wenn ein Armer mit einem Reichen redet, so scheint er einen so kleinen und eingeschränkten Geist zu haben, daß er das Mitleiden derer, die ihn hören,

hören, erreget. Und doch hat oft ein solcher Armer viel gesunde Vernunft und einen großen Geist. Warum scheinet er denn aber so schlecht zu denken? Die Ursache ist: weil er sich bey dem Reichen befindet, von dem er abhängt und dessen Wohlthaten er suchet: so will er lieber unfähig scheinen, gut urtheilen zu können, damit er nur die Erfüllung seines Gesuchs erhalte, als den Meynungen des Reichen durch starke und vernünftige Gründe widersprechen und sich durch diesen Widerspruch in Gefahr setzen, sich denjenigen zum erzürnten Feinde zu machen, den er zum Wohlthäter zu haben wünscht. Nichts ist gemächlicher, als dies furchtsame Betragen der Armen in dem Umgang mit dem Reichen. Dies veranlaßte den Herrn de la Bruyere, den Charakter des leidenden, furchtsamen und blöden Armen so natürlich und ähnlich in folgenden Worten zu entwerfen:

„Phädor hat eingefallene Augen, einen dürren Körper und ein mageres Gesicht. Er schläft wenig, und sein Schlaf ist nicht sanft und anhaltend. Er ist abstrakt, träumend und hat bey vielem Witz das Ansehen eines Dummen. Er vergißt, zu sagen, was er weiß, oder von ihm bekannten Dingen zu reden; und wenn er es manchmal thut, so geschiehet es auf eine schlechte Art. Er glaubt denen beschwerlich zu seyn, mit welchen er redet. Er erreget kein Lachen. Er giebt allen seinen Beyfall. Er lächelt bey dem, was andere ihm sagen. Er ist immer ihrer Meynung. Er läuft, er fliegt, ihnen kleine Dienste zu leisten. Er ist gefällig, schmeichlerisch und eifrig. Er ist geheimnißvoll in Ansehung seiner Umstände und oft ein Lügner; abergläubig, furchtsam und voll Bedenklichkeit. Er gehet leise, und scheinet sich zu fürchten, einen festen Tritt zu thun. Bey immer niedergeschlagenen Augen waget er es nicht, diejenigen anzusehen, die ihm begegnen. Er gesellet sich niemals zu denen, die sich in einen Kreis stellen, um mit einander zu sprechen. Er stellet sich hinter denjenigen, der das Wort führet, hört verstohlner Weise, was er sagt, und gehet weg, wenn man ihn siehet. Er nimmt keinen Raum ein. Er geht mit eingezogenen Schultern, den Hut in die Augen gedruckt, damit man ihn nicht sehe. Er wickelt sich fest in seinen Mantel. Es giebt keine so betretene und mit Menschen angefüllete Gassen, wo er nicht ein Mittel findet, ohne Mühe durchzukommen und wegzuschleichen, ohne daß man ihn gewahr wird. Wenn man bittet, sich zu setzen, so setzt er sich kaum auf dem Rande eines Stuhls. Er redet leise bey der Unterredung und spricht die Töne schlecht aus. Dennoch denkt er frey in Ansehung der öffentlichen Geschäfte; er ist mit den itzigen Zeiten schlecht zufrieden und nur mittelmäßig von den Ministern und den Ministerio eingenommen. Er öffnet niemals den Mund, als wenn er antworten muß. Wenn er hustet und sich schnaubt, so hält er seinen Hut vor; er spuckt fast auf sich selbst, und wartet, daß er allein seyn möge, damit er niesen könne; oder, wenn er es sich ja nicht erwehren kann, so macht er es so, daß es die Gesellschaft nicht höret, damit es niemanden weder einen Wunsch, noch ein Compliment koste: Denn, er ist arm.

(Der Beschluß folgt künftig.)



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

4tes Stück.

Sonnabends, den 11. Januarii 1766.

Beschluß der Abhandlung: ob die Armuth auch ihre Vortheile habe?

Durch den Besitz großer Reichthümer würde ich im geringsten nicht mein Elend endigen; ich würde es nur verändern. Ich würde dadurch im Stande seyn, mir Vergnügungen zu verschaffen, aber zugleich würde ich auch Veranlassung zu vielen Sorgen haben. Man wünscht sich Reichthümer, damit man angenehm leben könne; und damit man diese Reichthümer erwerbe, setzt man Gesundheit und Leben in Gefahr; und wenn man sie endlich erworben hat, so lebt man in Unruhe, damit man sie erhalte und vermehre. Wir sehen täglich, daß der Arme öfter und mit besserm Herzen lacht, als der Reiche; denn jener genießt ruhig das Wenige, das er besitzt, und dieser wünscht mit Unruhe das, was er nicht besitzt. Dasjenige, was die Reichen besitzen, gibt ihnen gemeiniglich nicht so viel Vergnügen, als ihnen dasjenige, was sie wünschen, Kummer macht.

Wenn ich viele schöne Häuser besäße, wenn ich darin lange Reihen von aneinander hangenden prächtigen Zimmern hätte; so würde ich doch deswegen nicht zugleich viele Körper, sondern nur allezeit den einzigen haben, durch welchen ich empfinde. Ich würde keinen andern kaufen können, wenn ich auch Millionen reich wäre. Brauche ich denn bey diesem einzigen Körper viele Häuser, viele Zimmer, viele Betten, viele Tafeln, viele Bedienten? Unsere Güter mögen sich so sehr vermehren, als sie wollen; unsere Sinne werden sich dabey doch nicht vermehren, ihrer zu genießen; sie werden vielmehr täglich schwächer.

Wenn die Menschen die Reichthümer sehr hoch schätzen, so ist es doch gewiß, daß sie bey GOtt nicht in solcher Achtung stehen, weil er den Frommen nicht die mehresten irdischen Güter giebt, sondern die Bösen

fast allezeit den grössesten Theil davon besitzen. Lasset uns also nicht die Güter dieser Welt so sehr lieben, welche weder an sich gut sind, noch den Menschen gut machen können; welche man gemeiniglich in den Händen der Gottlosen sieht; welche oft die guten Sitten verderben und niemals die bösen bessern; ohne welche so viele Weisen ihr Leben glücklich gemacht, und um welcher willen viele Lasterhafte ein unglückseliges Leben geführet haben. Daß alle diese Güter gefährlich sind, davon kann man sich leicht überzeugen. Die Reichthümer beleben alle Leidenschaften und ziehen aus dem Innersten des Herzens die bösen Neigungen hervor, die darin eingeschlummert waren; und da sie es uns leicht machen, Böses zu thun, so erwecken sie den in uns wohnenden Hang zum Bösen. Alles gehorchet ihnen; und dieser Gehorsam hat die verderblichste Unordnung, und die unvermeidlichste Gefahr zur Folge. Bey dem Besitz dieser Güter finden die Wollüstigen Mittel, ihren zügellosen sinnlichen Begierden ein Genüge zu thun und die strafbarsten Vergnügungen zu geniessen. Bey ihrem Besitz unterdrücken die Ehrsüchtigen diejenigen, welche sie auf ihrem Wege antreffen, indem sie sich durch ihren Ueberfluß die Höhen erkaufen, die zu ersteigen ihr Stolz sie antreibt. Bey ihrem Besitz finden die Rachgierigen Mittel, ihren bittern Haß über ihre Brüder zu ergiessen und dieselben die grausamsten Streiche ihres Widerwillens empfinden zu lassen. Bey ihrem Besitz leben die Faulen in träger und nachlässiger Unthätigkeit, welche gemeiniglich unnützlichen Müssiggang würket. Die Heuchler selbst wissen sich ihrer zu bedienen, um gewisse äusserliche gute glänzende Werke zu zeigen, die für sie gar nichts verdienstliches sind, weil sie dabey keine redliche Absicht haben und sie nur deswegen thun, damit sie sich den Beyfall derer erwerben, welche sie zu Zuschauern ihrer Handlungen zu haben wünschen. Mit einem Wort, man kann sehr oft von den Reichthümern sagen, daß ein niedriger Eigennutz sie gesammlet habe, und daß sie hernach entweder durch Schwelgerey verschwendet, oder vom Geitz zusammengehalten, oder durch Unvorsichtigkeit zerstreuet, oder durch Spiel verloren, oder durch die Begierde verzehrt werden.

Was die Religion derer betrift, die für sie heftig eingenommen sind, so kann man noch sagen, daß, wenn sie ja eine Religion haben, es eine gotteslästerliche sey, die ihr Geitz bildet. Wenn ein Geitziger Glauben hat, so ist es ein gottloser Glaube; denn er hat ein großes Zutrauen zu allen dem, was sein Geitz ihm einflößt; er läßt sich gänzlich durch die Grundsätze desselben regieren. Wenn er Hoffnung hat, so ist es eine strafbare Hoffnung, weil er die Reichthümer, die sein Geitz geprüfet hat, für sein höchstes Gut hält. Wenn er Liebe hat, so ist es eine verabscheuungswürdige Liebe, weil er alle die vergänglichen Güter liebt, welche zu erwerben sein Geitz ihn antreibt; weil er sie mehr, als GOtt, mehr, als alle himmlischen Güter, liebt. Wenn er Stärke hat, so hat er sie nur dazu, um die Arbeiten zu ertragen, die sein Geitz ihm auflegt. Wenn er Klugheit besitzt, so braucht er sie nur dazu, um den Verlust, den sein Geitz ihn fürchten läßt, zu vermeiden. Wenn er mäßig ist, so ist er es nur deswegen, damit er nicht in solche Ausschweifungen falle, welche das Geld, das sein Geitz ihn hat sammlen lassen, merklich verringern könnten. Wenn er gerecht ist, so ist er es nur dann, wenn die Gerechtigkeit sich mit dem Geist des Eigennutzes vereinigen kann, von welchem sich zu entfernen sein Geitz ihm niemals erlaubt. Er lebt mäßig, es ist wahr; aber sein Geitz macht ihn enthaltsam. Er entsagt den Bequemlichkeiten des Lebens, aber sein Geitz beredet ihn dazu. Er duldet die

Wider-

Widerwärtigkeiten; aber sein Geitz ist es, der ihn abhärtet. Er verabscheuet einen strafbaren Umgang, aber sein Geitz ist es, der die Reinigkeit seiner Sitten befördert. Unruhe, Argwohn und Mißtrauen sind seine beständigen Begleiter. Sein Geitz sieht in der Zukunft nichts, als abgebrannte Häuser, Plünderungen der Kriegesleute, unfruchtbare Jahre, Theurung und andere eben so verderbliche Begebenheiten; und was thut er nicht bey diesen fürchterlichen Aussichten, bey diesem panischen Schrecken, um noch mehr zu sammlen und noch reicher zu werden? Niemand kennet das öffentliche Elend besser, als er, und niemand giebt sich so viel Mühe, daran Theil zu nehmen und zur Verbesserung desselben etwas beyzutragen. So weit gehet die ausschweifende Begierde nach Reichthümern. Braucht man noch mehr zu wissen, um sich davor zu fürchten?

Ich würde gewiß Reichthümer wünschen und sie eifrig suchen, wenn die Glückseligkeit zu verkaufen wäre, und wenn man sie durch Reichthümer erkaufen könnte; ehe man aber eine Sache wünscht, ehe man nach ihrem Besitz mit Begierde strebt, muß man die Glückseligkeit dessen, der sie besitzt, untersuchen. Alles, was ich gesagt habe, ist eine Art, einer solchen Untersuchung, daraus man schließen kann, daß man niemals oder doch sehr selten glückselige Reichen sehe. Sie scheinen andern glücklich zu seyn, aber ihnen selbst scheinen sie es im geringsten nicht zu seyn.

„Sich über seine Wünsche begütert zu sehen, ist oft nur ein Glück, das elend macht. Es giebt keine prächtige Lebensart, keinen kostbaren Pallast, der nicht irgend eine Thür zu unheilbaren Uebeln öffnet.„ So sagt Moliere und jedermann denkt und redet auf gleiche Art; ich sehe auch keinen Reichen, welcher behauptet, daß man Unrecht habe, so zu denken und so zu reden. Ich achte die Schätze für ein Nichts, die Indien an seinen Ufern vor den Wünschen des menschlichen Geitzes ausbreitet. Die Größen, welche so viele Liebhaber und Eifersüchtige machen, halte ich für nichtige und eitle Dinge. Mit einem Wort; in meinen Augen ist alles das ein Unglück, was man mit Mühe erwirbt, mit Zittern besitzt und mit Schmerzen verliert.

Jedermann siehet den Himmel, die Sonne, die Sterne und alle andere glänzende Schönheiten der Natur: aber Neran hält alles dieses für nichts, weil alles dieses gemein ist. Er muß Palläste, prächtige Meublen, vergoldete Zimmer haben; ist er dabey glücklich? Ich glaube es nicht; denn es giebt andere, die noch schönere Zimmer, noch prächtigere Meublen, noch kostbarere Palläste haben. Nicht das Wesentliche in den Gegenständen gefällt ihm; sondern die Einbildung das zu haben, was andere nicht haben, ist sein Vergnügen.

Wie viele Dinge giebt es, die ich, bey einem vernünftigen Urtheil, leicht entbehren kann, weil ich kein Leiden empfinde, wenn ich sie aus Nothwendigkeit entbehren muß. Die Begierde, Reichthümer zu besitzen, giebt ihnen einen gewissen Werth, den man nicht mehr kennet, wenn die Begierde gestillet ist, gleich als wenn sie an sich selbst nicht so schätzbar wären, als sie durch den Eifer werden, womit man sie sucht.

Je weniger fremde Dinge ich zu meinem Vergnügen brauche, desto unabhängiger werde ich seyn. Der Geitz und die Ehrsucht machen mehr Sklaven, als die Armuth und Niedrigkeit.

So sehr ich auch die Reichthümer verachte, so verachte ich deswegen doch nicht alle ihre Besitzer. Cleant giebt Gleichgültigkeit gegen den Reichthum zu erkennen; er prediget

prediget so gar die Verleugnung desselben. Er ist indessen doch reich. Aber deswegen tadele ich ihn nicht. Ich würde ihn tadeln, wenn es ihm unmöglich wäre, ohne seinen Reichthum zu leben; wenn er ohne denselben nicht vergnügt seyn könnte; wenn er gar keinen guten Gebrauch davon machte; wenn er sich dadurch zum Stolz verleiten ließe. Es ist nicht schimpflich, einen Pallast zu bewohnen; aber das ist schimpflich, wenn man nicht mit Einem Zimmer zufrieden seyn kann. Man verdienet keinen Tadel, wenn man große Würden besitzt; aber das ehrsüchtige Bestreben darnach ist tadelnswürdig. Der Weise liebt die Reichthümer nicht; aber er will sie lieber besitzen, als ängstlich suchen. Er nimmt sie nicht in seiner Seele, sondern in seinem Hause auf. Er weigert sich nicht, sie zu besitzen, sondern er sieht sie vielmehr als eine Sache an, die seine Tugend ausgebreiteter machen kann. Der Weise hat in der That bey dem Reichthum mehr Mittel, als bey der Armuth, zu zeigen, daß er ein edles Herz habe. Alle Tugend, die man in der Armuth zeigen kann, bestehet darinn, daß man seinen Muth erhalte und sich nicht niederschlagen lasse; aber im Besitz der Reichthümer können sich alle übrigen Tugenden hervorthun: Mäßigkeit, Freygebigkeit, Demuth, gute Ordnung; und welche große Tugend ist es nicht, im Schooß der Reichthümer sich nicht verderben zu lassen. Es ist ruhmvoll, wenn man sie besitzt, als ein Armer zu leben; aber es ist weniger gefährlich, sie nicht zu besitzen.

Wenn ich ja lieber reich, als arm, zu seyn wünschte, so würde ich es deswegen wünschen, weil es mehr Elende giebt, denen meine Freygebigkeit nützlich seyn könnte, als Weise, die fähig sind, meine Geduld zu ihrem Vortheil anzuwenden.

Reich.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

5tes Stück.

Mittwochs, den 15. Januarii 1766.

Beantwortung einer Aufgabe von der Schädlichkeit des ausgewachsenen Hafers.

In dem Hannoverschen Magazin, im 93ten Stücke vorigen Jahrs, ist eine Aufgabe befindlich: „Ob der ausgewachsene Hafer den Pferden den sogenannten Dümpfen also verursache, daß sie davon umfallen: und wie dieser Krankheit vorzubeugen und zu begegnen sey?„

Die Erfahrenheit und Wissenschaft, deren ich mich in der Haushaltungskunde ein wenig rühmen kann, und die Pflicht nützlich zu seyn, gebieten es mir, über den Inhalt jener Aufgabe meine Gedanken zu eröffnen: und ich hoffe, daß solches von einigem Nutzen seyn könne.

Der sogenante Dümpfen ist eine Krankheit, welcher besonders die Pferde unterworfen sind, und welche an einigen Orten die Heu-Seuche genennet wird. Die Schaafe können von derselben auch leicht betroffen werden: doch davon ist hier die Rede nicht. Ich will hierüber, nur in Absicht auf die Pferde, mich erklären. Die Kennzeichen der Krankheit, sind anfänglich, Trägheit und kurzer Othem: allmählig augenscheinliche Abnahme, an Fleisch und Kräften. Wenn ein damit behaftetes Pferd, von einer Seite zur andern treten soll, taumelt es als ein betrunkener Mensch, ob es gleich gerade vor sich, oder bergan mit so gesetztem Tritt fortgehet, daß man fast nichts merken kann. Wenn es aber ein wenig bergunter geführet wird, kann es sich nicht halten; will stets über Kopf stürzen, und setzet sich auf eine kurze Strecke, in einen ohnmächtigen Lauf, bis ihm der Othem entgehet, und es mit einem lauten Krächzen niederfällt, wiewol es sich in kurzem wieder erholet, und aufspringet. Hiebey ist noch anzumerken, daß ein solch krankes Pferd gar nicht schwimmen kann, sondern in einem tiefen Wasser, wie ein Stein zu Grunde sinket; oder wo es in einem sonst abzuwadenden Wasser zum Liegen kommt, sich von hinten

hinten zu ertränket, wie man solches überhaupt an den Schaafen bemerket.

Wann ein Pferd etwas früh im Winter mit dieser Seuche, die oft 3 bis 4 Monat dauret, befällt, verrecket es ohne diensame Heilsmittel gemeiniglich. Erreicht es aber bey einem späten Ueberfall, undbey noch einigen Kräften die Frühlingsweide und das junge Gras, so wird es gar bald gesund: wiewol mehrentheils im nächsten Winter der Zufall wieder kömmt.

Ich beschreibe diese Krankheit deßwegen so genau, um einen Irrthum zu vermeiden, der gewiß entstehen müßte, wenn derjenige Gönner, der diese Aufgabe veranlasset hat, mit mir hieselbst in der Pathologie der Pferde, nicht gleicher Meynung, und (wie doch fast nicht vermuthe,) nach seiner Einsicht der Dümpfen eine andere Art von Krankheit wäre. Dieses voraus bedungen, fahre ich fort, anzuzeigen, woher diese Krankheit ihren Ursprung habe. Nemlich von einer Unverdaulichkeit des Magens, Hinderung der natürlichen Bewegung der Gedärme (motus peristaltici) und was dem anzuhängen pfleget. Diese entstehen insonderheit durch Rauchfutter, so entweder sehr schlecht eingeerndtet, oder von solchen Grasarten getrocknet ist, die entweder zu alt und grob, oder von Natur sehr trocken, hitzig, und hohl von Stengel sind. Letztere sind vornemlich das trifolium aquaticum (Bohnenblatt, Wasserklee) Schœnanthum (Duwook) u. a. m. die in niedrigen und guten Wiesen häufig anzutreffen, und die dem Hornvieh unschädlich, ja gar sehr ersprieslich sind, weil solches sein Futter widerkäuet, und mit seinem auflösenden Speichel zum zweytenmal befeuchtet: Eine Herleitung, wie von solchen Futterarten dagegen, bey Pferden eine Unverdaulichkeit, und aus derselben Entkräftung, Abzehrung, Unordnung der Lunge, Schwindel, und mit einem Worte jene ganze Krankheit entstehen könne, würde hieselbst etwas überflüssiges seyn. Hier ist nur der Erfahrungssatz anzunehmen, daß von der Unverdaulichkeit der Dümpfen verursachet werde: und dann zu bedenken, ob solches Uebel auch von der Fütterung des ausgewachsenen Hafers besorget werden möge. Hiebey sind einige Umstände in Erwegung zu ziehen, die zur Erläuterung dienen, und vornemlich dieses, wie viel oder wenig der Hafer auf dem Felde, und im Stroh in den Keim getreten, und ausgelaufen sey; und dann auch, in was vor einem Verhältniß derselbe zum Pferdefutter anzuwenden sey. Ausgewachsener Hafer, der nur erst in den Keim getreten, hat zwar etwas von seiner Kraft verloren, kann aber den Pferden gar nicht schädlich seyn, wenn er nur auf dem Felde wieder im Stroh trocken worden, sodann gedroschen, gewörfelt, und gut gestäubet ist. Es ist aus der Erfahrung bekannt, daß, wenn man jungen Füllen und Pferden recht gütlich thun will, um ihnen auf die Beine zu helfen, man den guten Hafer ins Wasser werfe, keimen, und sodann trocken werden lasse; weil dieses das allerverdaulichste Futter ist. Man bedienet sich solches gekeimten Hafers hieselbst so gar, dem Dümpfen vorzubeugen.

Wäre aber der Hafer ganz und gar bis ins Laub ausgelaufen, so würde er ganz ohne Kraft, zum Dreschen unbrauchbar, und nichts mehr als ein lederzähes Wesen, also keinesweges zu brauchen seyn. Wollte man denselben dennoch, wie auch zuweilen mit dem guten Hafer geschiehet, aus der Garbe zu Heckerling schneiden lassen, so müßte man sich allerdings üble Folgen besorgen; weil die ehemals auf dem Felde halb verfaulte Hülsen, nachher im Trocknen verharschet, und mit einem faulen Schleim an die ausgewachsenen Körner gleichsam wie angeleimet sind: daher fast gar keine Nahrung mehr

an

an sich haben. Meines geringen Ermessens ist der ausgelaufene Hafer, so lange er noch kann gedroschen werden, den Pferden ganz unschädlich, ob er gleich viel Kraft verloren, wenn er nur beym Wörfeln wacker gefeget, und sodann gesiebet und gestäubet wird: doch, daß man nicht vergesse, alsdenn die Portion für ein Pferd also zu vergrössern, wie das Gewicht-Verhältniß zwischen guten, und dem zu fütternden ausgewachsenen Hafer, an die Hand giebt. Ich setze, ein Metzen guter Hafer wäge 16 Pfund, und der Metzen ausgewachsener Hafer 8 Pfund, müßte also die Fütterung verdoppelt, und für einen Metzen zweene bestimmet werden.

Wollte man, um noch sicherer zu gehen, den ausgewachsenen reinen Futterhafer waschen und trocknen lassen ; so könnte solches von grösserem Nutzen, als das Schroten seyn.

Ich wende mich nunmehro zu den verlangten Verwahrungs- und Heilmitteln, gegen die Krankheit, die von Verfütterung des ausgewachsenen und gar schlechten Hafers besorget wird.

Ein geräumiger und luftiger Stall, der einen freyen Durchzug der Witterung, und weite und flache Krippen hat, in welchem die Pferde nicht zu gedrängt stehen, und daß man die Pferde, wo möglich, täglich ein Paar Stunden in die freye Luft hinaus lasse, ist das nächste erste und beste. Dem Pferde ist sein eigener Broden nachtheilig, und deswegen müssen die Krippen nicht nur weit und flach seyn, sondern auch von dem aus der Raufe herabfallenden Rauchfutter beständig rein gehalten werden. Ist der Boden der Krippe mit grauem Schiefer beleget, hat solches einen großen Nutzen.

Das kurze Futter, Heckerling und Hafer nemlich, lasse man nie trocken, sondern allezeit naß geben. Hiezu ist aber das kalte Wasser nicht gut, bis vorher ein großes und glüendes Stücke Stahl darinnen abgelöschet worden. Noch nützlicher, und ungemein gut ist es, wenn die Anfeuchtung des Futters mit Menschenurin, am besten, so wie er warm aus der Quelle kommt, geschiehet. Dieses ist nebst dem Salze, das ein Liebhaber seinen Pferden eine kleine Hand voll täglich gönnet, eine der nützlichsten Künste, obgleich nur in wenig Haushaltungen solches im Gebrauch ist. Folgende Vorschrift einer Salzlecke, gehöret unter die ökonomischen Geheimnisse:

Man schaffe ganz trockenen Leimen oder Thon zur Hand, lasse denselben zerreiben, daß er wie grober Sand wird. Man vermische damit, an der Masse eben so viel Küchensalz, und lasse vermittelst zugegossenen Wassers, einen zähen Teig daraus zusammen kneten. Diesen Teig streiche man in eine viereckigte Form, so wie die Steine in den Ziegeleyen geformet werden, und lasse solche aus der Form gestoßene Maßen an der Sonne ein wenig trocken werden; stelle sodann einem jeden Pferde ein solch abgeformtes Stück, in eine Ecke der Krippe. Die Pferde werden so lange daran knorpeln und lecken, bis es alle ist.

Pferden, die dieses nicht annehmen wollen, gebe man täglich eine kleine Hand voll Salz auf das kurze Futter.

Wird alles dieses beobachtet, so beuget man leichtlich dem besorgten Uebel vor.

Merkte man etwa gleichwol die ersten Kennzeichen von der Krankheit, so verfahre man also: Man verbrenne einen Igel, sammt seinen Stacheln, in einem neuen Topf zu Asche und Pulver. Ferner nehme man einen kleinen Wacholderbusch, sammt

der

der Wurzel; sondere Erde und Unreinigkeit davon ab, zerschneide denselben in kleine Enden, und baue auf einem reinen Steine einen Haufen davon; lege eine Hand voll Nachtschattenlaub und die Nachtschattenbeeren dauf, und verbrenne solches auch zu Asche. Diese Asche, und die Asche vom Igel vermenge man, und gebe davon einen Löffel voll auf das Abendfutter; befreye aber indessen das Pferd von aller Arbeit. Kann man dem Pferde dann und wann eine Hand voll braunen Kohl zuwenden, oder ein wenig grünes Rockenlaub reichen, ist es um so besser.

Wenn das Aschenpulver verzehret, nehme man 10 bis 12 frische Hünereyer, schlage die Dotter sammt dem Weissen zusammen durch, thue einen Löffel voll Honig hinzu, zerstoße die Eyerschaalen, und menge sie darunter; schütte es sodann dem Pferde ein.

Nachher nehme man:

Teufelsdreck, 1 Loth.
Rothen Bolus, 2 Loth.
Weissen Bolus, 2 Loth.
Roßschwefel, 2 Loth.
Pirolae oder Wintergrün, 1 Loth.
Lorbeeren, 1½ Loth.

Alles zu Pulver gestoßen, und davon jeden Morgen so viel auf das Futter gegeben, als etwa ein guter Flintenschuß Pulver seyn mag.

Ich wünsche das dieses wenige, so in Aufrichtigkeit mitgetheilet wird, zum Nutzen und Vergnügen gereichen möge.



In der auf dem Bohlwege befindlichen Buchhandlung des hiesigen Fürstl. großen Waysenhauses sind folgende neue Bücher und Calender zu haben:

I. Bücher.

1) J. A. Ernesti neue theol. Bibliothek, des 6ten Bandes 6tes Stück. 8. Leipz. 1766. 2 ggr.

2) J. G. Beckmann Forstcalender auf das Jahr 1766. 8. Leipz. 4 ggr.

3) Unterricht und Zeitvertreib für das schöne Geschlecht, 5ter Theil. 8. Leipz. 1766. 12 ggr.

4) Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisitionsgerichte. 8. 1766. 2 ggr.

5) Die Wahrheit so wie sie ist, der so betitelten reinen Wahrheit entgegen gesetzet. 8. Stuttgard 1766. 18 ggr.

6) Europäische Regententafel auf das Jahr 1766. 1 ggr.

II. Calender.

1) Almanac de Poche pour l'Année 1766. à Bronsvic, avec fig. roh 8 ggr. in Pergament gebunden 12 ggr. mit illuminirten Kupfern 16 ggr. und in Safian gebunden 20 ggr.

2) Berlinischer genealogischer Calender, auf das Jahr 1766. in verschiedenen Bänden zu 8. 10. 14. 16. 18 ggr. und 1 Thlr.

3) Dito französische in verschied. Bänden zu 1 Thlr. 8 ggr. und 1 Thlr. 12 ggr.

4) Almanac de Gotha pour l'Année 1766. in Pergament gebunden 1 Thlr.

5) Etrennes mignones pour l'Année 1766. à Paris in verschiedenen Bänden, zu 6. 10. 12. 16. 20 ggr. und 1 Thlr.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

6tes Stück.

Sonnabends, den 18. Januarii 1766.

Fortsetzung vom Lande der Erziehung.

Ehe ich mich in die fernere Beschreibung von der Beschaffenheit und Einrichtung dieses seltsamen Landes einlasse, will ich vorher meine Leser mit den Einwohnern selbst bekannt machen, die schon von aussen sonderbar sind. Denn nichts gewöhnliches trift man bey diesem Volke an.

Sie sind so groß wie die Riesen, und so stark wie die Löwen, es sind ungeheure Leute. Ein Europäer muß sich schämen, neben ihnen zu stehen, und er wird es nicht wagen, mit ihnen anzubinden, denn unserer zween würden gegen einen Panagogyten unstreitig den kürzern ziehen. Und ihrer Größe ungeachtet, sind sie so geschwind, so behende, ihre Gliedmaßen so geschmeidig, so biegsam, daß es nicht auszusprechen ist. Ein jeder von ihnen macht, ohne es ausdrücklich gelernt, oder sich besonders darauf gelegt zu haben, alle die Stücke des starken Mannes, des Equilibristen, des Seiltänzers, des Springers, die wir mit so vieler Bewundrung auf unsern Messen sehen. Schwimmen und Voltigiren können sie von Jugend auf. Ach! was das für eine Erziehung ist. Jungen und Mädgen überläßt man von Jugend auf allem Muthwillen. Statt daß man sie fein in der Stube hinter dem warmen Ofen hält, und sie zusammen peitscht, zerstreuen sie sich im Hause herum. Sie laufen, rennen und balgen sich nach Gefallen, und niemand thut ihnen Einhalt, ja es scheint, man verlange es ausdrücklich von ihnen. Ein jeder von ihnen kann so gleich, ohne weitere Uebung, den besten Laufer für einen von unsern großen Herren abgeben.

Krank sind diese Leute niemals; denn die wenigen Krankheiten, die unter ihnen vorfallen, sind kaum zu rechnen. Sie sind so gesund als das Vieh. Was für ein betrübtes Land für unsere Herren Aerzte! Ja noch betrübter würden sie es finden, wenn ich es nur sagen dürfte, daß niemand von ihnen Arzney einnimmt, als wer krank ist. Hier

F giebt

giebt es keine Präservationscuren, keine Brunnentrinker zum Zeitvertreibe; niemand, der zur Ader läßt, abzuführen einnimmt, oder Thee trinkt um des Wohlstands willen.

Was für ein rohes bäurisches Wesen, wie wenig Lebensart, keine Feinheit in den Sitten! Ich schäme mich fast, daß ich von diesen Leuten länger reden soll. Keine Barmherzigkeit gegen Apotheker, Wundärzte, Feldscheerer. Und eine Verletzung, die bey uns tödtlich scheinen würde, oder wenigstens doch einen Arm oder ein Bein kosten müßte, heilen sie selbst mit den schlechtesten Mitteln, oder verbinden den Schaden blos, und überlassen das übrige der Natur, die sie sich zur Sklavinn zu machen gewust haben. Da sie nun alle ihre Körper auf einerley Art behandeln, so findet man auch darinn wenig oder gar keinen Unterschied unter ihnen. Und daher kommt es, daß man diese Leute bis zum Ueberdruß sieht; ein ewiges Einerley ermüdet endlich. Beynahe alle von einerley Größe, alle gesund, frisch und stark, immer einerley Gestalten, fast immer ein und eben dieselben Gesichter; man sollte sie insgesammt für Brüder und Schwestern unter einander halten. Hier findet das Auge nicht die geringste Abwechselung, da es keine Krüppel, keine Gebrechliche, keine Lahme und keine Schiefe von irgend einer Art unter ihnen giebt; keine Mischung von Bucklichten und Hinkenden, keine Dickbäuche, keine schloddrichte Waden, keine Steckenbeine; keine schielende und keine triefende Augen, keine bleiche Gesichter, nicht einmal eine finnichte Nase. Lauter frische Gesichter, lebhafte Augen, stolze Nasen; vom Körper alle schnurgrade, und von einerley Verhältniß, nicht anders, als wenn sich alle ihre Mütter an einer Statüe des Phidias versehen hätten.

Wenn sie sich ein Land solcher großen, starken, gesunden Männer vorstellen, meine Damen, was für ein fürchterlicher, grauenvoller Anblick! Ein jeder unter ihnen ist von Natur ungeschickt, ein süßes Herrchen, einen galanten Stutzer abzugeben. Denn ob ich gleich nicht glaube, daß ein Petitmaitre, um der Benennung willen, nothwendig klein seyn muß, so deucht mich doch, daß sich ein großer, vierschrötiger Kerl schlecht dazu schicken müsse. Ich berufe mich hierinn auf ihren Geschmack, meine Schönen! der doch, wie ich mich gern bescheide, hierinn sehr verschieden ist.

Die Damen da zu Lande, Himmel, was sind das für Geschöpfe! männlicher als unsere Männer sind. Groß und stark, und alle gesund, sogar ohne Vapeurs. Im Gesichte sind sie so roth, als wenn sie sich schämten, und zur weissen Schminke sind sie doch auf keine Weise zu bewegen; mit dem lieben bloßen kalten Brunnenwasser waschen sie sich. Ihre Kinder säugen sie selbst, so wie sie sie auch selbst gebähren. Ihre Wochenzeit daurt wenige Tage, und selten begnügen sie sich an einem Kinde, sie bringen zwey und mehr zur Welt, und oft ohne alle fremde Hülfe, und sehen nicht einmal sauer dabey aus. Diese Leute müssen kein menschliches Gefühl haben, sie müssen von Eisen und Stahl seyn. Kälte und Hitze, nasse und trockene Luft, alles ist ihnen einerley. Ihre Kleidung im Winter ist wenig unterschieden von derjenigen im Sommer. Ihre Kinder laufen baarfuß und ohne Bedeckung des Haupts herum. Und alles dieses, was ich gesagt habe, gilt da nicht bloß von den geringen Leuten, nein, am Hofe habe ich es so gefunden. In einer solchen rauhen Lebensart suchen sie ihre Ehre, und die Vornehmsten thun es allen übrigen darinn zuvor. Ihr König war zu meiner Zeit der Größeste und Stärkste im Lande, er war niemals krank gewesen, und von einem Leibarzte wußte man nichts. Ein Mann war da, der die Aufsicht

Aufsicht über die Becker und Köche hatte, diesem gaben sie in ihrer Sprache einen Titel, der nach der unsrigen etwa einen Leibarzt bedeuten möchte. Das Alter dieser Leute steigt sehr hoch. Denn über hundert Jahr alt zu werden, ist was gewöhnliches, und wer eher aus der Welt geht, ist in seiner Jugend gestorben. Das kindische Alter kennen sie nicht; je älter sie werden, je reifer werden sie am Verstande, oder nach ihrem Ausdruck, sie wachsen immer in der Erziehung. Und daher ist das, was bey uns nur ein bloßes Sprüchwort ist, das Alter muß man ehren, bey ihnen ein würklicher Grundsatz, der seine Anwendung leidet.

Was ihre Sitten übrigens anbetrift, so haben sie nicht die geringste Lebensart. Sie sind, zum Beyspiel, zu Complimenten, zu Schmeicheleyen, zu galanten Lügen ganz und gar ungeschickt. Mein Wirth war zugegen als ich eben den Besuch einer Europäischen Dame erwartete, ich erinnerte ihn vorher, daß, wenn er in ihrer Gesellschaft angenehm seyn, und sich beliebt machen wollte, er es ihr nothwendig sagen müßte, daß sie schön wäre, und hierinn die Damen seines Landes überträfe; an Gelegenheit hiezu könnte es ihm nicht fehlen, da sie von selbst schon das Gespräch dahin zu lenken wissen würde. Ich konnte ihn nicht dazu bewegen, bis ich ihm zu verstehen gab, er würde sie unter keiner andern Bedingung zu sprechen bekommen: er versprach es. Die Fremde erschien, sie sagte aus Schmeicheley zu ihm: sie fände das hiesige Frauenzimmer sehr artig. Er wollte diese Schmeicheley erwiedern, und die Europäerinn dagegen loben, er versuchte es, aber er ward röther, als er schon von Natur war, er schlug die Augen nieder, er stammelte, er stotterte, und endlich ward er so unwillig, daß er ihr ins Gesicht sagte: sie verunstaltete sich durch ihren Anzug, er fände sie nicht schön, sie wäre häßlich, so lange sie ihre Schminke nicht abwischte, und dann würde sie noch ein ungesundes Ansehen behalten; ihm wäre ganz übel, so lange sie sich nicht von ihren Parfüms mit klaren Wasser rein abgewaschen hätte. Mir trat der Angstschweiß hiebey ins Gesicht, er hingegen wurde ruhig, als er nach seiner Meynung die Wahrheit von Herzen gesagt hatte. Welch ein Tölpel! Was für ein grobes Volk! Was für eine ungesittete Nation!

Eben so dreist, so frey sie in ihren Reden sind: eben so kühn und muthig sind sie auch in allen ihren Handlungen. Sie wissen von keiner Zaghaftigkeit, und nichts bringt sie aus ihrer Fassung. Selbst ihre Damen scheuen sich nicht, wo unsere Männer schon vor Schrecken zittern würden. Kein Donnerwetter hat je eine Dame von ihrer Stelle getrieben, und bey dem Anblick einer Maus hat nie eine gezittert. Ein Geräusch um Mitternacht macht nicht mehr Eindruck bey ihnen, als ein Geräusch am Mittage. Denn was die erstaunendste Merkwürdigkeit dieses Landes ist, so will kein Panagogyte etwas von Gespenstern wissen, keiner von allen will jemals eins gesehen, oder gehört haben. Selbst der Name davon war ihnen erst durch die Europäer bekannt geworden. Ich wurde ausgelacht, als ich mich weigerte in einer Kammer zu schlafen, worinn vor kurzem die Großmutter des Hauses gestorben war. Ich zittere, da ich dieses schreibe, denn es ist auf den Schlag zwölf Uhr, und Freytag Abend. Der Himmel gebe mir eine ruhige Nacht.

(Die Fortsetzung ein ander mal.)

Nachricht von einem neuen Verwahrungsmittel wider die Blattern.

Da das sogenannte neu erfundene Verwahrungsmittel gegen die Kinderblattern nach dem 93. Stück des Hannoverschen Magazins vom vorigen Jahre p. 1486. die Probe nicht hält, so theile ich dem Publiko einen älteren Versuch von einem neuern Mittel mit, welcher ohne mein Vorwissen mit meiner vierjährigen Tochter gemacht worden. Ich erfuhr solches ohngefehr 14 Tage nachhero, bey welcher Gelegenheit mir die Bademutter in ihrer Art einen gelehrten Discours hielt. Ich führe davon nur das Wesentliche an. So bald, sagte die kluge Frau, das Kind zeitig ist, verliert das Geblüte die Eigenschaft der Nahrung, und wird den Kindern ein Gift. Alle Kinderkrankheiten entstehen gröstentheils daraus, besonders alle Arten von Ausschlägen und Geschwüren. Meine Vorweserinn lehrte mir als ein sicheres Mittel hiergegen, die Nabelschnur rein auszudrücken; ich wurde aber bald überzeugt, daß diese Vorsicht nicht hinreichend sey, die Kinder vor Ausschlägen und den Blattern sicher zu stellen. Ich machte bey meiner langen Erfahrung andere Versuche, und fand folgendes für das sicherste: Ich streiche nemlich von dem faulen Geblüte aus der Nabelschnur dem neugebohrnen Kinde, nachdem es schwach oder bey Kräften, eine oder zwey Tropfen mit dem Finger auf die Zunge, das Kind wird sofort von einem Schauder überallen und auf diesen folgt eine diarrhée mit welchen alle Unreinigkeit aus dem Körper gehet 2c. Noch hat mein Kind so wenig einen Ausschlag als die Blattern gehabt, ob solche gleich zweymal in meiner Nachbarschaft gewesen. Die Herren Medici mögen beurtheilen was dieses Mittel wahrscheinlicherweise für Folgen haben kann.

S. G.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

7tes Stück.

Mittwochs, den 22. Januarii 1766.

Briefe der Emerentia
von
der Frau von Beaumont.

Die vortreflichen Schriften der Frau Beaumont, die sie nach und nach zum Unterricht für junges Frauenzimmer herausgegeben hat, sind alle mit Ruhm unter uns bekannt, und haben schon längst ihren entschiedenen Werth. Diese berühmte Schriftstellerinn liefert uns itzo ihre Regeln zur Bildung junger Herzen in einer neuen Einkleidung, nemlich in einer Reihe von Briefen, in welcher ein Paar Freundinnen ihre eigne Geschichte, nebst den Begebenheiten einiger ihrer Bekannten erzehlen. Dieses geschieht auf eine sehr lehrreiche und zugleich interessante Art; die darinn aufgestellten Charakter sind mit starken und richtigen Farben geschildert, und es fehlt auch nicht an dem gehörigen Schatten in diesem moralischen Gemählde. Wir enthalten uns, den Lesern einen Plan von diesem kleinen Romane vorzulegen, um sie des Vergnügens der Neuigkeit und der Ueberraschung nicht zu berauben; er gehört unstreitig mit unter die wenigen Schriften, die man wegen ihres großen und allgemeinen Nutzens nicht genug bekannt machen kann. Hauptsächlich verdient er von jedem Frauenzimmer gelesen zu werden, da durch und durch eine ungeheuchelte Frömmigkeit, und die reinste Moral darinn herrscht; und da die Frau von Beaumont eifrigst bemüht ist, die romanhaften Begriffe von der Liebe, welcher sich junge Personen nur gar zu gern überlassen, zu mäßigen, und in die gehörigen Schranken einzuschließen. Sie beweißt mit wohlgewählten Exempeln, daß die blossen sogenannten Inclinationsheyrathen sehr selten glücklich sind, daß der verliebte Unsinn junger Eheleute nicht lange dauren kann, und daß ein Frauenzimmer hauptsächlich einen Mann wählen müsse, der sie in so man-

chen verwickelten Umständen des Lebens leiten und führen könne, und mehr ein verehrungswürdiger Freund, als ein übertriebener Liebhaber sey. Sie verhehlt das Unangenehme nicht, daß sich auch in dem glücklichsten Ehestande ganz natürlich einfinden muß. In der That, (sagt sie im zweyten Briefe) nichts ist ernsthafter als die Pflichten, denen wir uns unterwerfen müssen, wenn wir heyrathen, und ich bin überzeugt, daß einer Person, die sie gehörig überlegt, mit Recht angst und bange werden kann. Glauben sie indeß nicht, theureste Lucia, daß diese Pflichten so strenge sie auch sind, sich mit der Glückseligkeit nicht sehr wohl vertragen könnten? Nein, sondern eben in der genauen Ausübung dieser Pflichten findet eine vernünftige Frau ihre Ruhe, ihre Ehre, und ihr Vergnügen. Diese großen Vortheile aber muß sie durch nicht geringe Opfer erkaufen. Ein Frauenzimmer, das sich verheyrathet, macht sich dadurch anheischig, ihren Neigungen, ihrem Eigensinne, und ihrer Freyheit zu entsagen. Diese ersten Opfer, so schwer sie ihr auch ankommen, sind die ersten Schritte zu ihrer Glückseligkeit. Ich weiß zwar wohl, daß der Mann, dieses Opfer, wenn es recht seyn sollte, gleichfalls machen müßte; wenn er indeß die Hälfte zu den Unkosten nicht hergeben will, so muß man sich entschließen, sie allein zu bestreiten. Eine Frau darf dieserhalb nur erwegen, was es ihm kosten müsse, wenn er sich hiezu bequemen sollte, und an die beständige Uneinigkeit denken, die ihr ganzes Leben durch zwischen ihnen herrschen würde. Bilden sie sich auch ja nicht ein, als ob das gute Herz eines Mannes sie von einigen Aufopferungen frey sprechen werde. Ein Mann ohne Fehler ist eine Chimäre, und sie müßten es sehr gut treffen, wenn auch nur seine Tugenden mit ihrem Charakter genau harmoniren sollten. Was ist indeß die Belohnung für diese Opfer, wenn man das Glück hat mit einem vernünftigen Manne verbunden zu werden? Sie erhalten dadurch seine Hochachtung, seine Zuneigung, und seine Erkenntlichkeit. Wenn sie auch einen Mann voraussetzten der ohne alle Menschlichkeit wäre, so müßte doch die beständige Gefälligkeit einer Frau ihn endlich besänftigen; und wenigstens würde sie doch in ihrem Herzen der Belohnung versichert seyn, welche der Tugend niemals fehlen kann; und diese wird niemand recht begreifen, als derjenige, der sie selbst geschmeckt hat.

Zu der Nothwendigkeit sich ganz nach dem Willen eines Mannes zu richten, kömmt noch die Last und die Sorge hinzu, welche die Aufsicht über die Wirthschaft mit sich führt. Auch dieses ist eine Sache, die man versucht haben muß, wenn man gehörig davon urtheilen will. Die verschiedenen Vorfälle mit den Bedienten, die beständige Aufsicht die eine kluge Haushaltung erfodert, und die Erziehung der jungen Familie nimmt alle Zeit einer Frau weg, die sich ihrer so annehmen will, als ihre Pflicht erfodert. Man wird mir vielleicht schuld geben, daß ich eine gar zu strenge und abgedroschne Moral vortrage; indeß bin ich doch vollkommen überzeugt, daß eine Frau sich nicht anders als auf Unkosten ihrer Pflichten der Zerstreuung und den Lustbarkeiten überlassen kann. Sie ist deshalb nicht zu beklagen, daß sie sich so vieler Dinge berauben muß; es bleiben ihr Vergnügungen von mehr als einer Art übrig, und wenn man eine tugendhafte Frau fragen wollte, so würde sie uns gestehn, daß sie in den mancherley beschwerlichen Kleinigkeiten der Haushaltung ihr Vergnügen findet, wovor Frauen, welche die Zerstreuung lieben, so sehr erschrecken. Derjenigen, die, wie man sagt, ihr Leben genießen will, rathe ich, ledig zu bleiben, weil dieses der einzige Stand ist, der sich für sie schickt.

Dergleichen Stellen findet man häufig in diesen Briefen, und kann man überhaupt von der Frau von Beaumont sagen, daß sie eine sehr gute Casuistinn in der Moral ist. Zum Beweis wollen wir noch zwey Stellen anführen, in welcher sie von der Coquetterie, und den herrschenden Vorurtheilen ihr Urtheil fällt. Von der ersten drückt sie sich so aus:

Ich bin ihrer Meynung in Ansehung der Coquetterie, und halte sie für ein grösseres Laster, als die würkliche Ausschweifung einer Frau. Oftmals befindet sich eine sonst hochachtungswerthe Frau in so gefährlichen Umständen, daß sie unvermerkt einen Fehltritt thut. Nach einem solchen Falle kann sich die Tugend nicht leicht mehr aufrecht erhalten: jede Frau sollte sich diese Wahrheit tief in ihr Herz prägen. Ein solcher Fall aber, der aus Schwachheit des Herzens geschehn ist, verderbt eine solche Frau nicht ganz und gar; sie verehrt im Gegentheil noch die Tugend, die sie auf eine so unglückliche Art verloren hat; sie seufzt über ihre Ausschweifung, und hofft auf den glücklichen Augenblick, der sie aus einem Zustande herausreissen soll, den sie eben so sehr verabscheut als liebt.

Eine Coquette hergegen scherzt mit der Tugend, die sie im Grunde verachtet; wenn sie noch den Anschein davon beybehält, so geschicht es blos aus Furcht die Anzahl ihrer Anbeter durch den Vorzug zu vermindern, den sie einem Liebhaber allein ertheilen würde; sie hegt und ernährt das Laster in den unglücklichen Seelen der Thoren, die ihr zu gefallen suchen, indem sie ihnen Hoffnung macht, noch mit der Zeit so verächtlich zu werden, als diese ihre Liebhaber wünschen. Was ich itzo noch hinzufügen werde, scheint sehr sonderbar zu seyn, indeß bin ich doch davon überzeugt; eine würkliche Ausschweifung nemlich, woran das Herz Theil hätte, würde für eine Coquette eine wahre Bekehrung seyn. Wir sind alle von Natur, eine mehr oder weniger als die andre, coquett. Es ist kein andrer Unterschied darinn, als den Religion, und eine vorzügliche gesunde Vernunft hineinbringt; wir sind es aber im Anfange ohne es selbst zu wissen; indeß ist es nicht dieser erste Grad des Lasters von dem ich rede, und welchem ich eine würkliche Ausschweifung vorziehn möchte. Die Coquetterie, von der ich rede, ist diejenige, die man mit kaltem Blute ausübt, und die so zu sagen systematisch ist. Unsre Freundinnen sind nicht von dem Charakter und dem Alter, um alle die Mühe zu übernehmen, mit der man bis zu dieser Stufe gelangt; dies ist eine schwer zu spielende Rolle.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Vermischte Gedanken.

Der vortrefliche Martin Luther sagt in einer von seinen Epistelpredigten:

„Aristoteles ist hundertmal finsterer, denn „die heilige Schrift: und willst du wissen was er lehret, das will ich dir kürzlich sagen. **Ein Töpfer kann aus „Thon einen Topf machen; das „kann der Schmid nicht, er lerne es „dann.** Wenn etwas höhers im Aristotele ist; so sollst du mir kein Wort „glauben: und erbiete mich, das zu beweisen, wie ich soll.

Sollte

Sollte man nicht mit weit mehrerm Rechte und unter gleichmäßiger Betheurung von den Religionsspöttereyen eines Voltaire und aller seiner großen und kleinen Anhänger behaupten können:

„Daß in ihren Schriften sich hundertmal „mehr Widersprüche, als in irgend einem „Buche in der Welt befinden, und daß „alles, was sie lehren, darinne bestehe: „**Es ist klüger und sicherer im finstern umher zu tappen, als mit dem Lichte zu gehen.**

Der Aufwand der Reichen ist nur unter einer gewissen Einschränkung dem Staate nützlich. Es ist wahr, er giebt einer großen Menge Einwohner Beschäftigung und Unterhalt, er befördert die Aufnahme der Künste, erzeuget neue Erfindungen; und bereichert die Cassen des Landesfürsten. Aber dies kann blos von denjenigen Sachen verstanden werden, welche zur Pracht, und zu den Verschönerungen und feinern Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens gehören. So bald der Reiche auch in den unentbehrlichen Bedürfnissen des Lebens einen großen Aufwand machet, so bald er sich in diesem Stücke von den Regeln der genauesten häuslichen Sparsamkeit entfernet, so bald wird er auch ein schädliches Mitglied des Staats. Seine Verschwendung in den nothwendigsten Lebensmitteln, als Brod, Bier, Fleisch, Holz, und dergleichen hat die unausbleibliche Folge, daß der Preis dieser Sachen, welche allemal so wohlfeil, als möglich, bleiben müssen, erhöhet, und Leuten von mittelmäßigem oder geringen Vermögen, ihr und ihrer Familie Unterhalt beschwerlich gemacht wird.

Man hat schon längst und mit Grunde zum Ruhme der französischen Sprache die Anmerkung gemacht, daß sie die widrigen Begriffe, welche die deutsche Benennung von gewissen Sachen verursachet, sehr glücklich zu mildern wisse: Aber nichts ist von dieser Art sinnreicher, als daß man in derselben, eine Lebensart, welche den natürlichen Begriffen von Tugend und Ehrbarkeit und den Pflichten eines guten Bürgers eben so sehr, als den Vorschriften des Christenthums entgegen ist, welche dem Staate denjenigen Zuwachs an Menschen, welchen derselbe mit Recht erwarten konnte, entweder ganz entziehet, oder ihn mit schlecht erzogenen Mitgliedern belästiget, eine Lebensart, wodurch Ehre und Vermögen einer niedrigen thierischen Leidenschaft aufgeopfert, und wozu doppelt so viel Aufwand mit dem Genusse kaum der Hälfte des wahren Vergnügens und der Bequemlichkeit, als bey einer gesetzmäßigen Lebensart, erfodert wird, daß man sage ich, diese Lebensart Mariage de conscience benennet.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

8tes Stück.

Sonnabends, den 25. Januarii 1766.

Fortsetzung über die Briefe der Emerentia von der Frau von Beaumont.

Sie zweifeln, ob unsre Freundinnen jemals eine wahre Tugend gehabt haben; aber wissen sie wol, theureste Lucia, daß sie sich vielleicht von der eigentlichen Tugend einer Frau nicht einmal den rechten Begriff machen? Ich beleidige vielleicht den Stolz, doch sie sind keine stolze Spröde, und nur diese sind es, welche durch gewisse Wahrheiten sich beleidigt finden.

Vor allen Dingen müssen sie sicher glauben, daß, da wir alle aus einem Thone gemacht sind, wir auch alle mit einander mehr oder weniger von dem Verderben Adams angesteckt worden. Keine Eigenliebe in diesem Punkte, darum bitte ich sie! In Ansehung der Neigungen ist die tugendhafte Frau nicht von der verderbten, unterschieden. Ich war vor einigen Tagen mit einem Manne von vieler Erfahrung in Gesellschaft, der sehr frey von dem Frauenzimmer sprach, und mir gestand, daß er sehr wenig Grausame gegen sich gefunden habe. Indeß gab er mir zu, daß er unter der großen Anzahl derjenigen, die ihn eine so schlechte Meynung von unserm Geschlechte beygebracht, nur wenige gefunden habe, die aus wirklichem Geschmack und mit Vorsatz Ausschweifungen begangen hätten; er versicherte sogar, daß er vielen unter denselben seine Hochachtung nicht habe versagen können, da ihr Fehltritt beynahe eine unausbleibliche Folge der Umstände gewesen, in denen sie sich dazumal befunden hätten, und er schlöße fast hieraus, daß es keine andre tugendhafte Frauen gebe, als diejenigen, die man zu verführen nicht der Mühe werth geachtet. Er hatte zu gleicher Zeit Recht und Unrecht; denn er dachte nicht an einen gewissen Umstand, auf den ich ihn aufmerksam machte. Die Tugend einer Frau besteht nemlich nicht darinn, daß sie den Gelegenheiten wider-

steht, sondern daß sie dieselben ganz und gar vermeidet. Die Flucht allein kann uns in dieser Art von Kampfe den Sieg verschaffen; wenn unter tausend Frauenzimmern eine der Gefahr entgeht, in der sie sich mit Vergnügen verweilt, so werde ich sagen, sie habe mehr Glück, als Verstand, und es sey ein Wunderwerk, welches man, ohne sich lächerlich zu machen, weder anführen, noch hoffen könne.

Itzo muß ich Ihnen noch sagen, was ich unter den gefährlichen Gelegenheiten verstehe. Sie werden erzittern, denn es ist die Lebensart, die wir fast alle mit einander zu führen pflegen. Ich habe ihnen schon gesagt, daß wir alle mit dem Saamen zur Verderbniß gebohren werden; fügen sie zu dieser ersten Verderbniß noch unsre Erziehung hinzu: so werden sie sehn, daß man sich recht bestrebt, einen Hang bey uns zu vermehren, der leider bereits nur allzu stark bey uns ist. Man gewöhnt uns von Jugend an, die Schönheit als das höchste Gut bey dem Frauenzimmer zu betrachten. Was für Vorsicht, um sie zu erhalten! und was für ein Schrecken bey der kleinsten Gefahr diese Schönheit zu verlieren! Mutter und Hofmeisterinn geben sich auf einerley Art alle Mühe, um den Werth der Schönheit und des Putzes, der sie erhöht, den jungen Mädchen recht fühlend zu machen. Beyde würden sehr betreten seyn, wenn sie von einer jungen Person befragt würden: wozu dient denn nun die Schönheit, die sie mir so sehr rühmen? Möchte es wol viel solche verderbte Mütter geben, die ihren Töchtern antworten würden: den Mannspersonen zu gefallen? Die lasterhaftesten Mütter würden sich nicht untersehen ihren Töchtern eine solche Unterweisung zu geben. Ihre Aufführung indeß sagt ihnen gerade eben das. Ein junges Mädchen empfindet ohne diese Erklärung, daß die Schönheit nöthig sey, zu gefallen. Dem Frauenzimmer nicht, denn die sind gebohrne Feinde schöner Personen von ihrem Geschlecht, also den Mannspersonen; das ist ausgemacht. Ist ein Mädchen grösser geworden, so bringt man sie in die große Welt; man sagt ihr alsdann, sie müsse auf eine vortheilhafte Heyrath denken, die man nicht anders als durch Bescheidenheit und Tugend erhalten könne. Ihre Furchtsamkeit, ihre Unschuld, und der Endzweck, den man ihnen vorstellt, machen, daß sie gern dem Rathe folgen, den man ihnen in dieser Sache giebt. Die meisten jungen Mädchen wünschen zu heyrathen; einige, um aus der Sklaverey ihrer Verwandten zu kommen, denn so nennen sie die gelindeste Autorität, da sie Feindinnen von allem Zwange sind; andre, um schöne Kleider zu haben, oder Geld zu bekommen, und auf Bälle, und in Comödien zu gehn. Dies sind meistens die Ursachen, warum ein Frauenzimmer heyrathet; folglich ist der reichste Mann, der beste; und wenn er nur gut aussieht, so bekümmern sie sich wenig um alles übrige; die Eltern helfen ihnen noch hiezu; und nun sind sie endlich an einen Mann verknüpft, den sie lieben mögen, wenn sie können, welches aber für nichts wesentliches gehalten wird. Der Mann seiner Seits, wenn er zu leben weiß, liebt seine Frau, oder scheint sie wenigstens drey Monat lang zu lieben; dies ist billig. Nachher aber muß er sich der Gesellschaft wieder schenken, dies heißt in der Sprache der Welt, er fängt die Lebensart wieder an, die er einige Monate unterlassen hat; er giebt seiner Frau zu verstehn, daß sie sich ihrer Seits gleichfalls ein Vergnügen machen könne, da es nicht möglich sey, immer ihr Schatten zu bleiben. Ist die junge Frau in ihren Mann verliebt, wie dieses oft geschieht, da er der erste auf dem Wege der Liebe war, so ärgert sie sich, weint, und muß sich die Zeit lang werden lassen, wenn sie noch

noch so vernünftig ist, und seinem Rathe und seinem Exempel nicht nachfolgt. Mehrentheils sucht sie sich in diesem verdrießlichen Zustand durch angenehmere Dinge zu zerstreuen; Lesen, Schauspiele, und gute Gesellschaft bieten dergleichen Zerstreuung dar; und man ergreift sie begierig. Aber wovon handeln alle diese Bücher, und diese Schauspiele? wovon unterhält man sich in allen diesen Gesellschaften? Die Liebe ist der ewige Wiederschall! Ihr so schon schwaches Herz wird noch weichlicher gemacht; sie wird durch das Beyspiel der andern dreist, den Rest eines alten Vorurtheils abzulegen; doch nimmt sie sich vor, tugendhaft zu bleiben; dies ist der erste Artikel in dem Vertrage, den man mit sich selbst schließt. Diese Bedingung schreibt man gleichfalls einem Liebhaber vor, der sich ihr blindlings unterwirft. Er verlangt nichts weiter, als angehört zu werden, er sucht sonst nichts, als die Erlaubniß zu lieben, wenn man ihn auch nicht wieder lieben will. Was für ein Unglück wäre es denn, hierein zu willigen; und soll man wol wegen der Würkung seiner Annehmlichkeiten Rechenschaft geben? Eben so ist es ja auch kein Unglück jemanden anzuhören, es vertreibt die Zeit, man ist nicht strafbar, wenn man nur nicht eben so denkt, wie der Liebhaber, und davor wird man sich schon hüten. Man nährt sich unterdeß mit lauter verderblichen Grundsätzen; man denkt an nichts anders als an Schmausereyen; und das Tanzen, welches, wie der berühmte Bussi Rabutin sagt, wol einen Einsiedler verführen könnte, wird die gewöhnliche Ergetzlichkeit einer jungen schwachen Person, die ohne Grundsätze und ohne Unterstützung ist. Der Verführer, welcher auf ihren Fortgang in der Wollust aufmerksam Achtung giebt, erwartet, seinen letzten Zweck zu erreichen, eine günstige Gelegenheit. Das schwerste ist überstanden, das Herz ist erobert; er weiß, woran er sich wegen des guten Ausgangs seiner Absicht halten soll. Ich rede hier nur von den Fallstricken, die uns Müßiggang und Weichlichkeit in den Weg legen; fügen Sie hiezu noch die Versuchungen, die uns das böse Beyspiel des Mannes, und die Härte an die Hand giebt, mit welcher er oftmals das nöthigste Geld seiner Frau vorenthält; ferner die Eitelkeit, die Mode mitzumachen, den Neid, gegen alle diejenigen, die sich in diesen Stücke besser zu helfen wissen, die Verzweiflung in die uns manchmal eine Spielschuld stürzt, und tausend dergleichen Versuchungen, die einer jungen liebenswürdigen Frau aufstoßen. Kaum hat eine junge Person die Schranken der Tugend überschritten, so gehn ihr die Augen auf. Sie erschrickt vor dem Abgrunde, in den sie versunken ist, und bemüht sich vergeblich, daraus zu entrinnen. Die Eifersucht, die falsche Delikatesse, die Untreue ihres Liebhabers, kommen ihren Gewissensbissen zu Hülfe; sie bekömmt ihre Freyheit wieder, und nimmt sich vor, sie niemals mehr zu verlieren; aber man kann die Rolle einer tugendhaften Frau nicht zweymal mit gleicher Leichtigkeit spielen, das Leere in ihrem Herzen und die Langeweile sind ihr unausstehlich. Sie müßte Tugend und Gottesfurcht an die Stelle dieser Leidenschaften setzen, aber diese Tugend verträgt sich nicht mit der Lebensart, die man einmal angenehm gefunden hat, und der man nun nicht mehr entsagen kann. Die Fehltritte häufen sich, so zu sagen wider ihren Willen; ihre Ausschweifungen hören nicht eher auf, als bis sie das Alter aus der großen Welt treibt, die ihr noch immer gefällt, der sie aber nicht mehr schön genung ist, sie zur Verführung zu reitzen. Alsdann nimmt sie ihre Zuflucht zur Andacht, und wird eine stolze Spröde, oder sie fällt auch, wenn sie reich ist, in die niedrigsten Vergehungen wider den Wohlstand, weil Geld ihr den Mangel ihrer Reitzungen ersetzt, und ihr noch immer Lie-

bes-

besintrigren verschafft, die ihr durch eine lange Gewohnheit nothwendig geworden sind.„

Wie gleich ist dieses Gemählde den Sitten unsrer Zeit! In einem künftigen Blatte wollen wir noch der Frau Beaumont ihre Gedanken von den Vorurtheilen hören, und auch einige Fehler nicht verschweigen, die wir in diesen Briefen bemerkt haben.

(Die Fortsetzung ein andermal.)



Vermischte Gedanken.

Vorrechte, welche verheyratheten Personen verstattet werden, können die Anfüllung eines Landes beschleunigen, daß durch Krieg oder Seuchen ist ausgeleeret worden; aber sie können nicht verursachen, daß ein Volk mehr wächst, als die Mittel zu seinem Unterhalte vorhanden sind.

Als die Briten in Wales zusammen getrieben und in ein unfruchtbares Land gehäuft wurden, das eine solche Menge nicht unterhalten konnte; so verminderten sie sich bis das Volk mit dem, was das Land hervorbrachte, in ein gehöriges Verhältniß kam.

Diese beyden Anmerkungen, welche so gut von einzeln Städten, als von ganzen Ländern gelten, finde ich auf der 8ten und 10ten Seite im 17ten Bande des Hamburgischen Magazins und ich füge bloß die Frage hinzu: ist man auch allezeit sorgfältig genung gewesen, dieses Verhältniß der Zahl der Unterthanen mit der Grösse und Fruchtbarkeit eines Landes und mit dessen natürlichen Bequemlichkeiten zu Nahrungsgewerben, genau zu bemerken, und darnach die nöthigen Maaßregeln zu nehmen?



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

9tes Stück.

Mittwochs, den 29. Januarii 1766.

Schreiben von der überhand nehmenden Kleiderpracht, und dem unmäßigen Traktiren.

(Diesen Aufsatz hat ein Patriot in einen der hiesigen Denunciationsstöcke legen lassen. Er wird es hoffentlich wohl aufnehmen, daß man, um seinen Styl unkenntlich zu machen, den Vortrag hin und wieder darnach geändert hat.)

Werthester Freund!

Wir sind beyde vom Bürgerstande, und lebten ehedem vergnügt; nunmehr aber sind wir voller Sorgen und Unruh. Was verursacht uns diese? Nichts, als die überhand nehmende Kleiderpracht, die zuletzt an unserm Verderben schuld ist.

Wir faßten beyde noch vor kurzer Zeit den Entschluß, unsern Frauen in Zukunft keine unnöthigen neuen Kleidungsstücke weiter zu geben, wenn sie auch noch so sehr Mode werden sollten. Wie schlecht haben wir unsern Vorsatz halten können! Und warum? Unsre Nachbarinnen sind bloße Handwerksweiber; ihre Männer haben in den letzten Kriegszeiten ein erstaunliches Geld verdient; und ihren Weibern Staat dafür angeschafft. Der Krieg ist zwar vorbey, und der große Verdienst auch; indeß nehmen sie doch noch immer einen übermäßigen Profit, um den vorigen Aufwand in Essen und Kleiderpracht einigermaßen fortsetzen zu können. Die Welt soll aus uns nicht klug werden, sagen sie, wenigstens soll sie nicht die wahre Beschaffenheit unsers Geldbeutels erfahren; wenn wir auch nicht mehr so viel verdienen, wie sonst, so wollen wir doch den Kleiderstaat unsrer Weiber eher vermehren, als vermindern. Wir, werthester Freund, sind Kaufleute, obgleich junge Anfänger; wollen wir diesen übertriebenen

Aufwand in Kleidern, der halb Braunschweig zu Grunde richtet, nicht mit machen, so stehn wir in Gefahr verachtet zu werden, oder gar nachtheilige Gedanken von unsrem Creditwesen zu erregen. Ja, dies ist noch nicht genug; unsre Frauen sind schmeichelnde verführende Schlangen, die uns zu allem verleiten können, wenn wir auch einsehn, daß es unser Verderben ist. Sie sind schwache Werkzeuge; sie lassen sich durch Thorheiten sehr leicht hinreissen, und wir wieder durch sie.

Sollte es nicht möglich seyn, daß eine, von so vielen rechtschaffnen Bürgern gewünschte Kleiderordnung, allhier zu Stande käme? Wie sehr würden einige tausend Einwohner dieser Stadt ihrem weisen und gnädigen Landesvater solches verdanken! Denn wer zieht von einer Ueppigkeit, die wider alle Religion und gute Polizey handelt, grössseren Nutzen, unsre Kaufleute, oder die fremden Länder, die uns mit so viel entbehrlichen und kostbaren Waaren versorgen? Das Wenige was die Fürstl. Cassen hievon einnehmen, oder unsre Kaufleute daran erwerben, ist nach meiner Einsicht etwas sehr geringes gegen den beträchtlichen Verlust, den unsre Stadt und das ganze Land dadurch leidet. Aber freylich könnten alsdenn einige unsrer Kaufleute, wenn wir klüger würden, nicht so unerhörten Profit mehr machen, und in ihren Häusern keinen adlichen Staat mehr führen.

Sollte diese Kleiderordnung allhier zu Stande kommen: so würde auch die Theurung aller Lebensmittel von selbst aufhören. Bey dem vorigen Geldcours hat sich jedermann zur Regel gemacht, so viel Profit zu nehmen, als nicht allein zum reichlichen Auskommen, sondern auch zu Bestreitung eines guten Tisches, und kostbarer Kleider, ja oft noch zur Sammlung einiger Kapitalien, nöthig war. Es muß ein schlechter Handwerksmann seyn, sagen sie, der itzo nicht täglich seine anderthalb, auch wohl zwey Thaler, verdienen kann, wenn er nur einigermaßen Kunden hat. Vor dem Kriege aber war dieser nemliche Handwerksmann mit 8. höchstens 10 gg. des Tages zufrieden, und die Arbeit war dennoch ungleich dauerhafter, als itzo; er hatte sein gehöriges Auskommen, aber er trank nicht zwey, dreymal des Tages Caffee, und so viel Wein, wie itzt; er gieng nicht täglich auf die Keller, sondern er war mit dem Getränke zufrieden, welches die hiesige Stadt ihren Einwohnern darbietet. Die Weiber giengen nicht im Hause mit französischen Kopfzeugen, und seidenen Röcken herum; sondern unsre Landesprodukte, Wollen und Leinwand, war ihre Kleidung.

Diese Verschwendung dauret noch immer fort. Das böse Beyspiel reitzt unzehlige zu einer unglücklichen Nachahmung, und man wird diese Thorheit nicht eher einsehn und bereuen, als bis es zu spät ist. Man geräth endlich in eine unvermeidliche Armuth, die Kinder solcher Unglücklichen fallen dem Publiko zur Last, und zuletzt fehlt es denenjenigen, die nichts anders als Sammt und Seide tragen konnten, an den dürftigsten Kleidungsstücken.

Wollte man den Einwurf machen: wenn das Geld verzehrt ist, so wird sich der Hochmuth von selbst legen; so antworte ich: alsdann ist es zu spät, und der Staat muß allemal einen unersetzlichen Verlust leiden, wenn solche Thoren sich selber mit Armuth bestrafen; bedenken Sie selbst, wie die Kleiderpracht seit 10 Jahren gestiegen ist; steigt sie noch immer so fort, so weiß ich nicht, was die Menschen noch zuletzt für Kleider tragen wollen. Der Kleiderstaat wird entweder ganz unaussprechlich, oder wir müssen wieder halbnackend gehn, weil keine neue Mode mehr auszudenken seyn wird.

Vor

Vor kurzer Zeit begegnete mir eine Lakayenfrau. Sie steht schon seit 2 Jahren in unserm Schuldbuche; indeß war sie vom Kopf zu Fuß so aufgeputzt, daß vor 10 Jahren keine Dame vom ersten Range mehr Staat gemacht hätte.

Vielleicht könnten durch eine gute Kleiderordnung noch einige tausend an dieser Krankheit halbtodtliegende Mitglieder des Staats gerettet werden.

Noch eine Art von Geldverschwendung muß ich nicht vergessen, nemlich das zur Modesucht gewordene unmäßige Traktiren. Was denken Sie von dem Manne, der in kurzer Zeit viermal hintereinander große Gastereyen gegeben, und auch die Musik nicht dabey fehlen lassen? Er ist sowol ein Bürger, als wir. Was denken sie, von einem andern, dessen Vermögen noch vor ein Paar Jahren auf 8000 Thlr. geschätzt worden, und der nun aller Orten herum gehet, ansehnliche Kapitalien aufzuborgen. Hätte er nicht so oft große Gastereyen angestellt, so müßte er nicht allein sein voriges Vermögen noch besitzen, sondern noch reicher geworden seyn. Ich bin ein Augenzeuge gewesen, daß ein einziges Abendessen 40 bis 50 Thlr. ohne die Musik gekostet hat. Will man nicht geringer scheinen, so muß man seinen gewesenen Wirth eben so wieder traktiren; dies ist hier schon durchgängig eingeführt. Welcher Geldbeutel ist indeß hiezu vermögend genug? Will man es nicht mitmachen, so heben viele Familien den vorigen freundschaftlichen Umgang mit einander auf; läßt man sich aber durch die Mode und das Beyspiel mit hinreissen: so ist der gänzliche Verfall der Haushaltung unausbleiblich. Das Gesinde wird das Schwelgen gewohnt, und hilft ihrer Herrschaft mit zum Untergange. So manche Familie liegt schon in den letzten Zügen, die aus einem elenden Stolze ihre Armuth nicht sehn lassen will, und so lange mit fortschmaußt, bis alles das ihrige verzehrt ist.

Wäre es nicht gut, wenn auch wider diese schädliche Gewohnheit die gehörigen Anstalten gemacht, und dem Worte Traktiren die eigentlichen Grenzen bestimmt würden? Sie und alle rechtschaffene Bürger wünschen dieses gewiß, und niemand würde sich darüber beklagen, als der eitle stolze Verschwender, der unersättliche Schwelger, der kleine Prahler, der niedre Schmarotzer, und überhaupt der Thor, der die Schande und das Verderben des Staats ist.



Vermischte Gedanken.

Der französische Ober-Präsident Harley gab dem Ober-Polizeymeister von Paris, dem Herrn von Argenson, folgende kurze Instruktion: der König verlanget von ihnen **Sicherheit, Reinlichkeit,** und **wohlfeile Preise.**

Die ersten beyden Dinge sind allemal leichter, als das letztere, und dieses blos sodann in Erfüllung zu bringen, wenn dem Wucher eben so sehr, als der Verschwendung gesteuret, und sowol die Hervorbringung als auch die Zufuhr der Lebensmittel vergrössert wird.

Die geringste Gnadenbezeigung, welche der Fürst einem seiner Bedienten erzeiget, erreget sogleich einen Geist der Empörung in hundert andern, welche sich beklagen, daß man ihre Verdienste nicht erkennet, noch belohnet, und ihnen unwürdige vorziehet: und unter diesen hunderten ist nicht ein einziger, welcher sich nicht vollkommen berechtiget hält, nach seiner freyen Willkühr diesen oder jenen von seinen Domestiquen, es sey nun aus Mitleiden oder wegen seiner Dienste, oder wegen seiner Herkunft, oder wegen irgend einer andern Betrachtung, besondere Gutheit zu erzeigen, ohne daß die übrigen dagegen im geringsten murren dürften.

Wann werden wir doch anfangen, von unsern Vorgesetzten ehrerbietiger, von unsern Verdiensten bescheidener, und überhaupt billiger zu denken?



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

10tes Stück.

Sonnabends, den 1. Februarii 1766.

Fortsetzung über die Briefe der Emerentia
von
der Frau von Beaumont.

Wir sind unsern Lesern noch die Gedanken der Frau Beaumont von den Vorurtheilen schuldig. Sie drückt sich über diesen Gegenstand folgendermaßen aus.

„Sie fragen mich, Lucia, warum ich geschrieben, daß man für ein sonst lächerliches Vorurtheil in einem gewissen Verstande noch Ehrerbietung behalten müsse. Die Ursache, meine liebe Lucia, ist diese, weil oftmals das Vorurtheil im Grunde nichts anders ist, als die Stimme der Natur; es ist in der Folge der Zeit ausgeartet, ohne daß es deswegen ganz aufgehört hätte, unsre Achtung zu verdienen. Ich will mich näher erklären.

Ich bin völlig überzeugt, daß der Mensch, wie er aus der Hand des Schöpfers kam, eine gewisse Kenntniß des Wahren und Guten hatte. Die Sünde hat dieses innerliche Gefühl verfinstert, ohne die Schrift ganz auslöschen zu können, die uns der Schöpfer selbst in das Herz geschrieben.

Der Mensch, wenn er keinen Vortheil davon hat, falsch zu denken, denkt richtig; er hat gewisse Begriffe von Wahrheit, welche ihn hinreissen und zur Entschließung bringen, wofern eine heftige Leidenschaft ihn nicht zwingt, seine Einsichten so zu sagen mit Gewalt zu verleugnen. Diesen natürlichen Einsichten haben fast alle Vorurtheile ihren Ursprung zu verdanken.

Dies wollte eigentlich die Frau von Sevigne sagen, als sie ihrer Tochter schrieb: Ich werde nicht aufhören zu behaupten, wenn man mich auch steinigen

sollte, daß die Welt weder thöricht noch ungerecht ist. Die Welt urtheilt indeß bloß nach Vorurtheilen; wir wollen die gewöhnlichsten untersuchen.

Man muß die Ehre höher schätzen, als das Leben. Aus deinen Umgang will ich dich kennen lernen. Ein Mann muß nicht in seine Frau verliebt seyn. Ein Mädchen, das sich von einer Mannsperson unterhalten läßt, ist weit schlechter, als ein Frauenzimmer, das mehrere Mannspersonen hintereinander liebt.

Ich will mich auf diese wenigen einschränken, und ihnen zeigen, daß sie im Grunde richtig, und das Zeugniß der reinen und gesunden Vernunft sind.

Das Leben ist unstreitig ein Gut, man muß es erhalten, dies ist die Absicht des Schöpfers, der uns dasselbe gegeben hat. Wir haben es aber blos dazu erhalten, um die Tugend zu erwerben, und auszuüben; für diejenigen, die es schlecht anwenden, ist es kein Gut mehr, sondern ein Uebel. Dies ist die erste Wahrheit; hier kömmt gleich die zweyte.

Der Mensch ist nicht nur mit der Erkenntniß des Wahren und Guten gebohren, sondern er hat auch eine unwidersiehliche Neigung in sich, das Gute zu schätzen und zu lieben. Er muß wider seinen Willen tugendhafte Personen hochachten, und lasterhafte gering schätzen. Aus diesen beyden Grundwahrheiten muß man schließen, daß nach den natürlichen Grundsätzen, ein verachteter Mensch, ein lasterhafter; und ein hochgeachteter Mensch, ein tugendhafter Mann seyn müsse. Wenn man also sagt, man muß die Ehre dem Leben vorziehn, so ist es eben so viel, als ob man sagte: man muß lieber sterben, als ein Laster begehn, weil uns dieses verächtlich machen würde, und weil das Leben ohne Tugend eine Last ist. Ich sage nicht, daß es besser sey sterben, als verachtet zu werden, sondern als würklich und mit Recht verächtlich zu seyn. Die Menschen, die dem Irrthum unterworfen sind, haben dieses ehrwürdige Vorurtheil gemißbraucht. Häufen sie die Verachtung aller Kreaturen über einen Menschen, er wird dadurch doch kein ehrloser Mensch, wenn er nicht lasterhaft ist. Da es indeß unmöglich scheint, daß alle Menschen sich so zu sagen verschwören sollten, ungerecht zu seyn, so hat man Ursach zu glauben, daß ein allgemein verachteter Mensch, würklich Verachtung verdiene, und er ist zu beklagen, nicht der schlechten Meynung wegen, die man von ihm hat, sondern weil er diese schlechte Meynung verdient, und weil alle Menschen zu allen Zeiten und in allen Ländern eben diese Meynung von ihm würden gehabt haben, die seine Zeitverwandten von ihm haben. Erwegen sie diesen letzten Umstand wohl. Bey den Egyptiern, bey den Griechen, bey den Römern, verabscheute man einen Räuber, einen Betrüger, einen ungerathenen Sohn, einen Trunkenbold, einen Geizhals. Und warum? Weil Diebstahl, Betrügerey, Mangel von kindlicher Liebe, Trunkenheit, und Härte gegen die Armen, würkliche Laster wider die Natur des Menschen sind, der zur Gesellschaft gebohren ist, und die menschliche Gesellschaft durch diese Laster zerstört wird. Solche Laster werden also allgemein verabscheut, und man hat solches zu allen Zeiten gethan; sollten einige Ausnahmen hievon anzuführen seyn, so kann man sehr leicht beweisen, daß diese Ausnahme nicht in der Natur, sondern in einer besondern Leidenschaft ihren Grund hatte. Da es im Gegentheil gewisse Nationalvorurtheile giebt, die nicht allgemein sind: so muß man dar-

aus schließen, daß solches ein Mißbrauch des allgemeinen Vorurtheils sey. Wenn in Frankreich und Deutschland zum Exempel ein Narr sich einfallen läßt, mich zu beleidigen, so muß ich seine Narrheit büßen, und nicht nur die eingebildete Beleidigung hinnehmen, die er mir zugefügt hat, sondern mich noch in Gefahr setzen, von ihm erstochen zu werden, oder seinentwegen aus dem Lande zu gehn. Da aber die tapfersten Nationen es niemals als eine Schande angesehn haben, beleidigt zu werden, so ist es auch keine würkliche Schande.

Als Euribiades in voller Rathsversammlung seinen Stab gegen den Themistokles aufhob, so glaubte der Athenienser, der Ehrgeitzigste von allen Menschen, nicht, daß er verbunden sey, ihn zum Zweykampf zu fodern, um seine Ehre zu retten; weil er nicht glaubte, daß seine Ehre durch die Thorheit des Spartaners beleidigt worden.

Wir finden das Duelliren weder bey den Griechen noch bey den Römern in Gebrauch. Die wahre Ehre besteht also nicht darinn, von jemanden verachtet zu werden, sondern durch begangene Thorheiten nicht würklich verächtlich zu seyn. Derjenige, der jemanden eine Beleidigung anthut, ist in den Augen der Vernünftigen verächtlich, und auf ihn muß man das gegründete Vorurtheil anwenden: daß man lieber Leben als Ehre verlieren soll. Er allein verliert diese Ehre, die er seinem Leben vorziehn sollte. Er kann, wenn er Lust hat, jemanden von seines gleichen suchen, um sich den Hals mit ihm zu brechen, welches eben kein grosses Unglück seyn würde; aber der gescheute vernünftige Mann muß sich nicht erniedrigen, und sich mit einem Narren oder Rasenden einlassen, und nicht Er, sondern die Obrigkeit muß die menschliche Gesellschaft von einem solchen Thiere befreyen.

Das zweyte Vorurtheil, welches wir zu untersuchen haben ist dieses, daß man jemanden aus seinem Umgange erkennen kann. Allgemein genommen ist es unstreitig richtig. Die Gleichheit des Geschmacks und der Gemüthsart stiftet unsre Freundschaften, und erhält sie. Mein Umgang mit einem zweydeutigen Frauenzimmer zeigt an, daß ich ihre Ausschweifungen nicht verabscheue, und sie nachahmen werde, sobald sich eine vortheilhafte Gelegenheit hiezu zeigt. Ich will indeß zugeben, daß eine Frau von gewissen Alter, und von unverdächtiger Tugend manchmal in diesem Punkte etwas wagen darf. Sie ist entweder über die Jahre der Schönheit hinaus, oder ihre Aufführung ist seit langer Zeit so untadelhaft, daß die Welt nicht das geringste Nachtheilige mehr von ihr vermuthen darf. Man erräth die Ursachen ihres verdächtigen Umgangs, und man erwartet, daß sie ihn entweder sehr bald wieder aufheben, oder die Sitten der Personen bessern werde, zu denen sie sich aus christlicher Liebe herabgelassen hat.

Noch ein andres Vorurtheil spricht: Ein Frauenzimmer, welches sich aus Eigennutz hingiebt, ist weniger zu entschuldigen, als eine Person die aus Schwachheit sündigt. Es sind sehr viel Grade in diesem Laster, der niedrigste von allen ist meiner Meynung nach, wenn man sich verkauft, um desto bequemer leben zu können. Ein Frauenzimmer, die dieses Lasters schuldig wird, begeht es mit kaltem Blute, und mit Vorsatz; sie hält die Verachtung für gering, die ihre Aufführung ihr nothwendig zuziehn muß; und zieht die Gemächlichkeit des Lebens, der Hochachtung der Welt vor. Man begegnet ihr also mit Recht, wie sie verdient, und entfernt sie von der Gesellschaft, deren gute Meynung sie gering achtet. Hergegen vermuthet man, daß eine Frau, die sich nicht hat verkaufen wollen, durch eine heftige

heftige Leidenschaft hingerissen worden ist. Ihr erster Fehltritt wird entschuldigt, weil man voraus setzt, daß die Gleichgültigkeit des Mannes, die gefährlichen Umstände, in denen sie sich befunden, und hundert andre dergleichen Ursachen daran schuld sind; die folgenden Ausschweifungen entschuldiget man mit der Gewohnheit, die zur andern Natur bey ihr geworden ist. Glauben sie aber nicht, daß ich für mein Theil eine Frau so leicht entschuldige. Es ist wahr, ich habe einiges Mitleiden mit einer Frau, welche von einer heftigen Liebe hingerissen wird; diese Liebe aber hat man nur einmal. Die Wiederholungen des Lasters zeigen ein Herz an, das mit der Zärtlichkeit seinen Spott treibt. Da der Geitz indeß ein allgemein verschriehnes Laster ist, welches der menschlichen Gesellschaft mehr Schaden thut, als die unordentliche Liebe; so verzeiht man das Letzte eher als das Erste. Ich will ihnen ein Beyspiel geben. Julius Cäsar, und Heinrich der Vierte haben sehr ausgeschweift in der Liebe, und die Unregelmäßigkeit ihrer Sitten ist nicht zu leugnen; da sie aber ehrlich, frey, und großmüthig, und selbst der Freundschaft fähig waren: so ziehn wir sie einem Cato, und einem Ludwig dem Neunten vor. In den Augen GOttes sind Laster, Laster; in den Augen der Menschen aber giebt es einige, die denenjenigen allein schaden, die sie ausüben, und die man deshalb leichter vergiebt, doch gestehe ich, daß man oft irren kann, wenn man diese Regel zu allgemein macht.

Ich muß noch von dem Lächerlichen reden, womit man die eheliche Liebe zu belegen pflegt. Ein Mann muß der Liebhaber seiner Frau seyn, und sich doch nur als ihren Freund anstellen; dies erfodert der Wohlstand. Wie oft ist mir von dem Bezeigen einiger jungen Eheleute übel worden, die keine Viertelstunde bey einander seyn konnten, ohne durch ihre übertriebenen Caressen der Gesellschaft zur Last und zum Ekel zu werden. Ich bin überzeugt, daß man zuerst blos diese übertriebene Zärtlichkeit verdientermaßen lächerlich zu machen gesucht habe; und ich glaube, daß man noch diese Stunde eigentlich im Ernst nichts weiter verdammt, als diese unbescheidenen Liebkosungen. Geht man weiter, so geschieht es aus Scherz, und aus Mode; denn im Grunde schätzt jeder, der noch so frey lebt, einen Mann hoch, der seine Frau liebt.

Sehen Sie, meine theureste Freundinn, dies sind die Ursachen, warum ich gesagt, man müsse sich nicht über die allgemeinen Vorurtheile, die größtentheils ihren guten Grund haben, erheben wollen, sondern sie nur richtiger bestimmen.„

Dieses mag genug seyn, von der Denkungsart und der richtigen Einsicht der Frau von Beaumont einen Begriff zu geben.

(Der Beschluß folgt künftig.)



AVERTISSEMENT.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

IItes Stück.

Mittwochs, den 5. Februarii 1766.

Beschluß über die Briefe der Emerentia von der Frau von Beaumont.

Wir wollen nunmehr unser Versprechen erfüllen, und auch einige kleine Unvollkommenheiten anzeigen, die uns bey dem Durchlesen dieser Briefe in die Augen gefallen sind.

Die Anlage des Ganzen, und die Verwickelung und Auflösung des Knoten sind nicht allezeit neu genug. Die Frau von Beaumont bedient sich der Erfindung zu oft, Personen, die man für todt hält, einige Zeit nachher wieder lebendig werden zu lassen. Die Corsaren müssen ihr auch zu oft zu Dienste stehn. Da nicht leicht ein französischer Roman ist, in welchem der Held nicht von Corsaren gefangen und zum Sklaven gemacht wird: so konnte man von einer Beaumont mit Recht eine neuere Entwickelung verlangen. Kleine Unwahrscheinlichkeiten wider die Sitten und Gebräuche der Völker kommen gleichfalls vor: so scheint es zum Exempel, als ob sie in der Reisebeschreibung des Marquis von Sainville, die Sitten der Wilden in Canada nicht genug gekannt, oder richtig geschildert habe. Auch kömmt es uns sehr unwahrscheinlich vor, daß man in London Leute, die blos wegen Schulden gefangen sitzen, mit Missethätern zusammen setzen sollte, die gleich drauf zum Galgen geführt werden. Und doch erzehlt Victoria diesen Umstand, der an und für sich gering ist, aber doch sehr leicht eine unbillige und unverdiente Meynung von einer so edlen Nation, wie die Engländer sind, erwecken könnte.

Was uns indeß in dem ganzen Buche am meisten tadelhaft geschienen, ist die übertriebene Hochachtung und Verehrung der Frau von Beaumont gegen alles Mönchs-

 und

und Nonnenleben. Wir bescheiden uns gern, daß man bey der Beurtheilung eines Schriftstellers auch seine Religion mit in Betrachtung ziehn muß, und daß man aus dieser Ursach auch die Frau Beaumont als eine Catholikinn entschuldigen müsse. Da sie aber in andern Stücken, ja selbst in der Religion so viel Einsicht, Mäßigung und Abneigung gegen den Verfolgungsgeist zeigt: so wird selbst ein vernünftiger und unpartheyischer Catholik die häufigen Stellen tadeln müssen, in denen sie sich allzudeutlich für das Klosterleben erklärt, und so etwas ausserordentlich verdienstliches darinn findet, als man von einer Person von ihren Einsichten nicht erwarten sollte. Welcher vernünftige Weltbürger kann es ausstehn, wenn sie ihrer Lucia, einem Frauenzimmer, welches die schwersten Pflichten des Ehestandes auf das vollkommenste erfüllt, die ihren Mann aus dem zeitlichen und ewigen Verderben reißt, ihre Kinder vortrefflich erzieht, eine Menge von guten Werken thut, und allen Lasterhaften, die mit ihr umgehn, wieder auf den Weg zur Tugend verhilft; wer kann es ausstehn, wenn sie dieser ihrer Freundinn mit deutlichen Worten sagt: sie müsse sich zufrieden geben, daß sie GOtt nicht würdig genug befunden, und ihr erlaubt habe, eine Nonne zu werden; gerade als ob der mechanische Gottesdienst, und das ewige Psaltersingen einer Nonne so viel verdienstliches in den Augen GOttes haben könnte, als die Erfüllung von den geringsten der oben angeführten Pflichten.

Es fehlt zwar nicht an Stellen, wo die Frau von Beaumont behauptet, daß man auch mitten in der großen Welt GOtt eben sowol dienen könne, als im Kloster; die Bräute Christi aber, wie sie die Nonnen oft nennt, haben doch einen Vorzug in ihren Augen, der allezeit wahre Religion und gesunde Vernunft beleidigt. So schwer ist es, daß sich auch die vernünftigste Person von den herrschenden Vorurtheilen einer Kirche ganz los machen kann! Wie sehr muß es jeder wohl eingerichtete Staat unserm verehrungswürdigen Luther danken, daß er uns auch in Ansehung dieser der Gesellschaft so schädlichen Vorurtheile die Augen eröffnet, und das Christenthum von diesem entehrenden Aberglauben befreyt hat.

Von diesen Briefen haben Weidmanns Erben und Reich in Leipzig einen Nachdruck, und zugleich eine deutsche Uebersetzung besorgt. In dem französischen findet sich ein komischer Druckfehler, der recht mit Fleiß gemacht zu seyn scheint, da er einigemal hintereinander vorkömmt; anstatt des kleinen Fleckens Laneburg am Fuße des Bergs Cenis, steht allezeit Lüneburg.

Die Uebersetzung selbst scheint sehr steif, und unrichtig zu seyn. Es fällt uns gleich ein sonderbarer Fehler in die Augen. Die Marquisinn erzehlt nemlich im 20sten Briefe, daß sie bey ihrer Ankunft auf ihren Gütern von den Landleuten zu Pferde empfangen worden, die sehr geputzt und mit Flinten bewaffnet gewesen. Die Menge wurde so groß, sagt sie, daß wir unserm Kutscher befehlen mußten, langsamer zu fahren. Man wollte die Pferde ziehn, aber mein Gemahl verhinderte es, wegen meiner Schwangerschaft, aus Furcht es möchte ein Unglück entstehn.

Diese ganze Stelle kömmt einem ganz wunderlich vor; denn wenn die Pferde gezogen oder geführt wurden, so konnte ja desto weniger Unglück entstehn.

Wer sollte also glauben, daß im französischen steht: on avoit dessein de tirailler, man wollte schießen; und daß man dieses habe übersetzen können, man wollte die Pferde ziehn.

Emeren-

Emerentia sagt im 13ten Briefe des 2ten Theils:

Je me trouvai avec un homme, qui *avoit beaucoup vécu*; il parloit fort *cavalierement* des femmes &c.

Der Uebersetzer sagt fast gerade das Gegentheil: Ich war mit einem Manne in Gesellschaft der viele **Lebensart** haben will; er redete sehr rittermäßig vom Frauenzimmer ꝛc.

Hauptsächlich gefällt uns an dieser Uebersetzung nicht; daß sie aus großer Begierde alles deutsch zu geben, ganz unverständlich wird. Die Coquetterie war vor einem halben Jahrhunderte den ehrlichen Deutschen noch ein ganz unbekanntes Laster; wir haben es zuerst von den Franzosen erhalten, es ist also auch billig, daß wir zum ewigen Andenken die französische Benennung beybehalten. Jedermann versteht dies Wort, weil es nunmehr so gut wie deutsch ist: da hergegen die **Sucht nach Eroberungen**, allen denen unverständlich ist, die nicht ungefehr nach dem Französischen errathen können, was eine solche Umschreibung bedeuten soll.

Es ist also zu bedauren, daß die Verleger, die es übrigens an keinen Kosten haben ermangeln lassen, in der Wahl eines Uebersetzers nicht glücklicher seyn können. Dieser Fehler indessen ungeachtet ist es für diejenigen die kein Französisch verstehn doch besser, dieses vortreffliche Buch in der gegenwärtigen Uebersetzung, als gar nicht, zu lesen.



Warum werden kleine Kirchen, Capellen, und viele Prediger Capellane genennet?

Mein Herr!

In der angenehmen Unterredung, welche ich neulich mit Ihnen zu halten die Ehre hatte, kamen wir, ich weiß nicht wie, darauf, woher der Charakter eines Capellans seinen Ursprung, und was derselbe eigentlich für eine Bedeutung habe; Sie glaubten nicht ohne Grund, daß solcher seine Benennung von der Capelle hernehme. Warum, fragten Sie, nennet man aber eine kleine Kirche oder Gotteshaus eine Capelle? Wir glaubten mit gutem Grunde, daß die Benennung Capellan und Capelle aus der römischen Kirche in unsere übergangen sey, weil man solche Titulatur am mehresten in jener antrift, sogar, daß nach der Erzehlung eines guten Freundes, ein jeder vornehmer Herr zu W. sich einem Capellan hält, wie wol mehr, wie er glaubte zur Figür, als in Absicht der gottesdienstlichen Handlungen; es wäre allda die Mode, daß wenn der vornehme Herr aus- oder sonst spatzieren gienge, der Capellan beym Uebergang über eine Brücke oder bey einem sonst unbequemen Wege vorantrete.

Vielleicht kömmt dieser Charakter bey uns bald ganz aus der Mode; ich weiß schon Oerter allwo sich diejenigen welche diesen Titel vorhergeführet, nunmehro Pastores nennen; nur Schade, daß mit der Titulatur nicht auch die Einkünfte steigen.

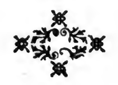
Nachdem Hr. Cajus seinen Charakter also verändert, und Sempronius, sein Nachbar

bar nicht schlechter seyn will; so wird auch der sonst gleichgültige Hr. Titius sich des neuen Titels gefallen lassen, indem seine Frau viel zu ehrgeitzig ist, hinführo noch Frau Capellaninn zu heissen, so angenehm ihr auch diese Benennung bey ihrer ersteren Verheyrathung zu seyn schien. Ehe und bevor also der Hr. Capellan bey uns Abschied nimmt, wollen wir seine Benennung erst erklären. Ich versprach es Ihnen bey meiner nächsten Wiederkunft zu leisten, weil ich damals mich nicht auf alles besinnen konnte, und auch ein und anders erst nachzuschlagen nöthig hatte.

Und woher rühret nun endlich die Benennung eines Capellans? Wir handeln am sichersten wenn wir solche vom heiligen Martinus ableiten. Es war derselbe Bischof zu Tours in Frankreich, und ausser seines heiligen Lebens, und seiner Wunderwerke, welche er verrichtet haben soll, nach seinem Tode in großer Verehrung, besonders wird dessen Freygebigkeit ungemein gerühmet, welche sich nach Erzehlung der Römischen Kirche so weit erstrecket hat, daß als ihm der Herr Christus einst in Gestalt eines Bettlers begegnet und Allmosen von ihm begehret, er auch seinen Mantel mit selbigem getheilet habe. Der Tag des Martins wurde nachhero mit besonderer Freygebigkeit begangen, (gleichwie man den Hubertus Tag gemeiniglich mit Jagen zu bringet) welches den Bettlern Gelegenheit gab, an solchem Tage sich vor den Thüren der Reichen desto häufiger einzufinden, und die Freygebigkeit Martins mit altväterschen Reimen zu besingen.

Weil es sehr schwer hält dergleichen untern gemeinen Volke eingerissene Gewohnheiten abzubringen, so gehet das Singen an dem Martins Abend, an vielen Oertern unserer Kirche noch im vollen Schwange. Martin war nach Art anderer geistlichen gekleidet, und dessen Kleid hieß eine Kappe, gleichwie der Mönniche Habit heutiges Tages noch also genannt wird. Dieses des Martins Kappe wurde nach seinem Tode so wie die Reliquien der übrigen Heiligen mit besonderer Verehrung aufbehalten, und hatten die Könige von Frankreich, solche nicht nur bey sich in ihren Schlössern, sondern führeten selbige auch bey sich in ihren Feldzügen, welches Gelegenheit gab für diese Kappe gewisse Häuslein, welche zu gleich zum Gebet und Gottesdienste dieneten, zu erbauen. Ein solches Behältniß wurde daher Capelle genannt, und ist ein Diminutivum von Capa. Von dem Behältnisse der Kappe des heiligen Martins erhielten nachhero auch die Behältnisse der Reliquien und andere Bethäuser die Benennung Capelle. Der Geistliche welcher zu einem solchen kleinen Bethause oder auch kleinen Pfarrkirche verordnet war, wurde Capellan genannt, und dieser Titulatur hat man sich darauf bey den untersten Predigern, wo ihrer mehrere an einer Kirche sind, zur Distinction bedienet.

Hier haben Sie also, woher es rühre, daß viele Prediger Capellans genennet werden.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

12tes Stück.

Sonnabends, den 8. Februarii 1766.

Schreiben von einigen Ursachen des itzigen Geldmangels in Deutschland, und wie solchem zu begegnen.

Mein Herr!

Da Sie mir das 102te Stück der gelehrten Beyträge zu den Braunschweiger Anzeigen vorigen Jahrs überschicken, geben Sie sich Mühe, mich zu bereden, daß ich geschickt sey, an der dabey befindlichen Nachricht an das Publikum Theil zu nehmen, und von Zeit zu Zeit einige Aufsätze, welche in die Landökonomie, das Commercium, und in das Manufaktur- und Fabrikenwesen einschlagen, aufzusetzen und einzuschicken. Sie schliessen dieses aus denen in vorigen Zeiten, über dergleichen Materien mit Ihnen gehabten Unterredungen, und weil ich davon aus eigner Erfahrung, wie Sie mir zu schmeicheln belieben, gesprochen hätte. Ihre Meynung ist gut, mein Herr, und die Absicht vortreflich, weil solche die zeitliche Glückseligkeit der Unterthanen, und das Wohl des Staats zum Grunde hat, an welchem wir alle zusammen, treulich und unermüdet zu arbeiten verbunden sind. Es sind auch diese Stücke beständig der Endzweck meiner Bemühungen gewesen. Allein bedenken Sie wohl, daß es leichter ist, von einer Sache mit einem guten Freund zu sprechen, als seine Gedanken zu Papier zu bringen, und daß man öfters vieles wage, solche dem Publiko zu übergeben; daß das Publikum einen grossen Umfang habe, und daß nicht von allen Mitgliedern desselben, die angezeigten Fehler und Gebrechen, und die vorgeschlagenen Verbesserungen gut aufgenommen werden? Wenn ich diese Bedenklichkeiten in Erwegung ziehe, so kann ich mich nicht entschliessen, Ihrem Verlangen völlig ein Genüge zu leisten. Jedoch da ich Ihnen auch unmöglich alles abschlagen kann, so will ich mich über theils dem Lande, und denen Unterthanen nützliche Materien in einen Briefwechsel mit Ihnen ein-

lassen, mir vorerst über alles Ihre Erinnerungen u. Verbesserungen ausbitten, und sodann Dero Gutbefinden es überlassen, was Sie davon dem Publiko nützlich, und des Drukkes würdig finden möchten. Ich mache heute den Anfang Sie von etlichen Ursachen des Geldmangels in Deutschland, und von den Mitteln solchem zu begegnen, zu unterhalten. Hoffentlich werden Sie über diesen bedenklichen Titel nicht erschrekken, denn was man öfters bemerket, und vielleicht aus eigener Erfahrung weiß, und wovon man täglich reden höret, das macht nicht leicht einen fürchterlichen Eindruck in unsere Sinnen. Eben um deswillen werden Sie auch an der Wahrheit dieses Titels keinen Zweifel haben. Sollte Ihnen aber ja noch einer übrig seyn, so belieben Sie nur zu bedenken, wie sehr die größten Städte Deutschlandes, Nürnberg, Augspurg, Lübeck, Bremen und andere, seit denen vorigen Zeiten, in Abnahme gerathen, und wie wenig Kapitalisten daselbst anzutreffen sind; wie armselig die meisten Landstädte, deren Kämmereyen und Einwohner beschaffen, wie sehr die deutschen Edelleute herunter gekommen, und wie viele Güter derselben mit Schulden beleget sind; betrachten Sie die Hofleute, den Soldaten- und Gelehrtenstand, und nennen mir diejenigen, die, wenn sie nicht durch Erbschaften schon einiges Vermögen erworben haben, im Stande sind, etwas für ihre Kinder zurück zu legen, oder auch wie in alten Zeiten reiche Stiftungen zu machen? Zeigen Sie mir diejenigen Bürger und Bauern, welche so wie ihre Urgroßeltern, einen Vorrath von harten Thalern, und vollwichtigen Ducaten zu einem Schatz erspart haben? Höher hinauf will ich nicht steigen, sondern Ihnen nur noch zu Gemüthe führen, daß es heutiges Tages schon etwas großes heißt, wenn man von 50000 Thalern spricht, und daß solches nach dem jetzigen Preis der Waaren, doch nicht so viel ist, als wenn ich im vorigen Zeiten die Hälfte dieses Capitals besessen hätte. Sie könnten mir noch einwerfen, daß ich nichts Neues sagte, und daß Sie schon viele Bücher über die Ursachen des Geldmangels in Deutschland gelesen hätten. Es sind diese Schriften mir auch bekannt. Aber theils haben sich indessen die Zeiten geändert, theils sind mehrere Ursachen desselben entstanden, und bekannt worden, theils ist auch solchen nicht abgeholfen, und indessen Deutschland noch ärmer geworden, theils können auch gute Sachen nicht oft genug gesaget werden. Der Herr von Loen hat in dem 23ten Brief des zweyten Theils seiner kleinen Schriften, diese Materie sehr gut und lebhaft berühret, vornemlich aber die Ursachen des Geldmangels, in der eingerissenen und übertriebenen Pracht aller Stände gefunden, und dagegen die strenge Beobachtung zehen bekannter Polizeygesetze angerathen. Es ist wahr, es ist dieses noch immer eine von denen Hauptursachen des Geldmangels, aber doch nicht so sehr, als der in alle Haushaltungen nunmehr eingeschlichene, und sonst nicht bemerkte Aufwand für so mancherley fremde Getränke, wofür Millionen aus Deutschland gehen. Der Franzose, Italiäner, Spanier und Portugiese, trinkt seine eignen gekelterten Weine, und mischt solche, mit dem von der Natur ihm geschenkten Wasser. Dem Deutschen aber sind seine reine Oesterreicher-Meißner- Niederlausnitzer- Franken- Neckar- Moseler- und Rhein-Weine, seine Gose, sein Merseburger, sein Breyhan, seine Mumme, sein Zerbster, und überhaupt sein braun und weisses Bier, in Franken, in Schwaben, und Bayern, nicht gut genug. Er läßt sich Franzweine in Bremen und Hamburg brauen; Elsasser für Pontak und Burgunder; gemachte weisse Weine für Champagner; geschmierte Weine aus Italien, und von den Hottentotten; endlich Bier aus England bringen, welches vor nicht gar langer

ger Zeit keinen Hopfen hatte, sondern solchen aus Niedersachsen zog; und schickt dafür sein Geld ausser Landes. Ich kenne junge Edelleute, deren Großväter, sich bey dem aus ihrer selbst gebauten Gerste gebrauten Bier, sehr gesund und vergnügt befanden, und nicht öfters als an den drey großen Festen, ein Glas Landwein tranken, da die Enkel itzo keinen andern als Champagner leiden können. Sie bedenken aber nicht, daß sie mehr für fremde Weine ausgeben, als sie auf ihren Gütern Gerste bauen.

Rechnen Sie einmal, daß in Deutschland statt 24 Millionen Menschen, die sich nach der Angabe des geschickten Herrn Büschings, und anderer Gelehrten, darinnen befinden sollen, nur 20 Millionen sind, und daß der fünfhundertste Theil davon, nemlich in ganz Deutschland nur 48000 Personen, täglich eine halbe Bouteille fremde Weine trinke, und daß eine Bouteille gegen die andere gerechnet, 4 ggr. koste, so beträgt dieses beynahe 4 Millionen Gulden. Setzen Sie zu dieser Summa diejenige hinzu, was die französischen Liqueurs und andere gebrannte Wasser betragen, so werden Sie gewiß 4 Millionen Gulden vor voll haben, welche aus Deutschland hinaus gehen, und nicht wieder zurück kommen. Sie werden in dieser Berechnung nichts übertriebenes finden, wenn Sie bedenken wollen, daß die Champagner, Burgunder, Italiänische, Spanische und Cap-Weine weit über 4 ggr. zu stehn kommen, was bey Höfen, in Gast- und Caffeehäusern für fremde Weine getrunken werden, und daß in denen großen Städten, zumal in Sachsen, Niedersachsen, und in den Brandenburgischen Provinzen, wenige Häuser angetroffen werden, die nicht täglich sich der französischen Weine bedienen.

Ziehen Sie nun ferner in Betrachtung, daß in Deutschland kaum ein Bürgerhaus mehr anzutreffen ist, in welchem nicht täglich Caffee getrunken werde, daß in Ober- und Niedersachsen, die Tagelöhner und Hökenweiber denselben anstatt des Bieres und der Suppen genießen, daß die Bauern solchen sogar mit Syrup trinken, was in Caffeehäusern aufgeht, und was die deutschen Juden davon verbrauchen, so wird man leicht annehmen können, daß von denen 20 Millionen Menschen in Deutschland, wenigstens 2 Millionen Caffee trinken, und jeder davon nur ganz gering gerechnet, des Jahrs 20 ℔. nöthig habe. Dieses beträgt jährlich vierzig tausend mal tausend Pfund, und das Pfund nur 4 ggr. angeschlagen, 10 Millionen Gulden.

Ueberlegt man ferner, daß ein jeder von den 20 Millionen Menschen, immer eins ins andre und sehr gering gerechnet, wenigstens das ganze Jahr für 16 ggr. Zucker verbrauche, so macht dieses abermals 20 Millionen Gulden aus, und wenn noch Thee und Chocolade dazu kömmt, eine ganz erstaunende Summe, welche die Einkünfte vieler deutschen Provinzen übersteiget.

Alle diese für unnöthige fremde Getränke, aus Deutschland jährlich gehende Millionen, kommen nicht wieder zurück, indem, wenn wir alles rechnen, was Deutschland dermalen noch andern Reichen überläßt, die Summe davon kaum mit derjenigen gleich kommen wird, was wir für Gewürze, Farbe und Apothekerwaaren, Baumwolle, Seide, seidene Waaren, Galonen, Galanterie- und andere Sachen, an Fremde bezahlen.

Wird man aber wol zweifeln, daß ich ärmer und zuletzt einen großen Mangel an Gelde verspühren werde, wenn ich täglich an meine Nachbarn auch nur einen Groschen bezahle, und dagegen nichts wieder erhalte?

Die

Die Mittel diesem Uebel abzuhelfen, brauche ich nicht in Vorschlag zu bringen, sondern es stehen solche in eines jeden Deutschen Fürsten Gewalt und Willkühr, und der Nutzen wird, wenn solche ergriffen werden wollten, für sie desto grösser werden, wenn zumal diejenigen Provinzen, welche an Wein Mangel haben, auf die Herstellung guter Bierbrauereyen, und auf die, durch das Anpflanzen mehrerer Obstbäume, zu erlangende Pressung von Aepfel- und Birnmost, oder Cyders, den ernstlichen Bedacht nehmen wollten. So lächerlich auch diese Betrachtung einer ehrbaren Caffeeschwester, oder einem in Champagnerwein sich badenden Junker vorkommen wird, so sehr werden ihre Nachkommen es mir verdanken, wenn ich so glücklich seyn könnte, daß solche angenommen, und dadurch der Herr Vater und die Frau Mutter von der Schwindsucht, Melancholie und hitzigen Krankheit, und von denen das Leben verkürzenden Nahrungssorgen, sie selbst aber von der zu befürchtenden Armuth befreyet würden.

(Der Beschluß folgt künftig.)



In der auf dem Bohlwege befindlichen Buchhandlung des hiesigen Fürstl. großen Waysenhauses sind folgende neue Bücher zu haben:

1) A. F. Büschings Geschichte der Evangelisch Lutherischen Gemeinen im Rußischen Reich, 1ster Theil. 8. Altona 1766. 12 ggr.

2) J. M. Uhlich die Unterweisung eines Vaters zu einen fünfjährigen akademischen Fleiß und Lebenswandel. med. 8. Halle 1766. 14 ggr.

3) Wilhelm Abraham Tellers Uebersetzung des Seegen Jacobs und Mosis, imgl. des Lieds der Israeliten und der Debora. 8. Halle 1766. 8 ggr.

4) — — — Notae criticae et exegeticae in Gen. 49. Deut. 33. Exord. 15. Jud. 5. 8. Halae 1766. 8 ggr.

5) Erbauliche Nutzanwendung der heiligen Fastenzeit. med. 8. Jena 1761. 1 Thlr. 4 ggr.

6) Europäisches genealogisches Handbuch, med. 8. Leipzig 1766. 1 Thlr. 12 ggr.

7) Allgemeine deutsche Bibliothek, des 1sten Bandes 2tes Stück. 8. Berlin 1766. 18 ggr.

8) Freye Untersuchung: ob die unter dem Titul in Hamburg gedruckte kleine Schrift: Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisitionsgerichte rc. eine witzige Satyre, oder ein niederträchtiges Pasquill sey? 1766. 1 ggr.

In derselben Buchhandlung wird auf nachstehendes Werk 1 Thlr. 8 ggr. Vorschuß, und bey der Auslieferung 1 Thlr. Nachschuß bezahlt, das Avertissement wird allda umsonst ausgegeben.

Nouvelle Maniere de defendre et de Fortifier les Places Irregulieres par Mr. P. F. de Bellersheim.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

13tes Stück.

Mittwochs, den 12. Februarii 1766.

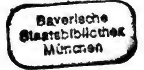
Beschluß des Schreibens von einigen Ursachen des itzigen Geldmangels in Deutschland, und wie solchem zu begegnen.

Ich komme nun zu einer zweyten Hauptursache des Geldmangels in Deutschland, für welche ich die Vernachlässigung der Viehzucht und des Ackerbaues halte.

Butter, Fleisch, Leder, Korn und Gerste, sind unentbehrliche Dinge zum menschlichen Leben. Je rarer solche sind, je theurer sind sie, und desto theurer muß der Handwerksmann, der Künstler und der Taglöhner solche bezahlen, desto theurer kommt mir also dessen Arbeit zu stehen, und destomehr muß ich Geld, diese Sachen zu bestreiten, ausgeben.

Es schmerzt mich nichts so sehr, als wenn ich meine deutschen Landsleute in ihren fruchtbaren Gegenden, Irländische Butter essen, Moscowitisch Korn in die Mühle bringen, Englisch Leder kaufen, und Russische Lichter brennen sehe, und ihren daraus entstehenden Mangel, mit dem Fleisse, dem Ueberfluß und der Glückseligkeit der in Gebürgen wohnenden Schweizer in Vergleichung ziehe. Da sich so viele geschickte und vornehme Männer um die Verbesserung der Landwirthschaft bemühen, zu dem Ende auch gelehrte Gesellschaften, und ökonomische Akademien errichtet worden, und die Buchläden über die Hälfte mit dergleichen Schriften angefüllet sind; so kann ich der Mühe überhoben seyn, alle Mittel, welche bey Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht anschlagen können, anzuführen, und ich begnüge mich dermalen, Ihnen nur meine Gedanken von dem Schaden, welchen große Landgüter der Viehzucht, dem Ackerbau, und der Bevölkerung bringen, anzuführen.

Es ist eine in der Erfahrung gegründete Wahrheit, daß große Aemter, Güter und



zu Stiftungen und Klöstern gehörige Ländereyen von vielen hundert Morgen, niemals so bestellet und genutzet werden, als 40 Morgen einem einzigem Landmann zuständiges Erbland. Ich bediene mich mit Fleiß des Ausdrucks Erbland, denn mit denen Meyerländereyen hat es eine noch schlimmere Beschaffenheit, und wenn ich etwas besitze, wovon ich nicht sagen kann, daß es mir ganz eigenthümlich zugehöre, und ohnfehlbar bey meinen Kindern und Kindeskindern beyderley Geschlechts verbleiben werde, so wird mir gewiß alle Lust vergehen, vieles zu verbessern, sondern ich suche nur solches so lange ich lebe, so gut zu nutzen, als es mir ohne großen Aufwand möglich ist. Ich will die Schädlichkeit der großen Güter in kurzem zergliedern, denn weitläuftige Abhandlungen schicken sich nicht in einen Brief.

Nehmen Sie an, ein Gut von

800 Morgen Ackerland,
100 — Wiesewachs,
100 — Weide- und
10 — Gartenland,

thut, ausgeschlossen der Brauerey, Schäferey, Krugzinsen, Dienstgelder, Mühlen, Kornzinsen und Gerichtsfälle, jährlich 1500 Thlr. Pachtgeld. Hievon müssen abgerechnet werden, die Unkosten welche auf Unterhaltung sämmtlicher Wohn- und Wirthschaftsgebäude gehen, der Betrag der Feuerung, des Salarii, Wetterschlags, Mißwachs, Viehsterben und anderer Unglücksfälle, welches leicht 200 Thlr. betragen wird, und verbliebe also für den Besitzer jährlich 1300 Thlr. übrig. Würde nun dieses Gut zergliedert, und an Unterthanen vertheilt, so könnten die Gebäude, an Wohnhaus, Stallungen, Scheuern, nebst dem Hofraum verkaufet, und daraus gelöset werden, 1200 Thlr. welche a 5 pro

Cent an Interessen betragen	60 Tlr. — 8 ggr
Vor 910 Morgen Acker, Wiesen und Gartenland, ein Morgen ins andre gerechnet, von Herrendiensten u. Zehnten frey, an 36 neue Anbauer verkauft, der Morg. à 25 Tlr. 22750 Tlr. Interessen davon	1137 — 12 —
Jährliche Erbzinse von Morgen — —	910 — — —
Von jedem Hause der 36 Bauern, jährlich 2 Thlr. Grundzinse — —	72 — — —
Von den übrigen 100 M. Weide, jährlich Weidegeld von Morgen 16 ggr. —	66 — — —
	2240 Tlr. 4 ggr

Es hätte also der Besitzer jährl. 946 Thlr. gewisse Revenüen mehr, als vorher, und dieses wäre das wenigste, denn den Hauptnutzen von dieser Veränderung des Guts in 36 kleinere, würde vorzüglich der Landesherr und das Land selbst verspühren, indem er in wenig Jahren, viele neue Unterthanen erhalten, diese ihr Ackerland mehr und zu rechter Zeit bearbeiten, reinigen, bedüngen, nichts brach liegen lassen, und also auch mehr und reinere Früchte erbauen, mehr Vieh als der Pächter halten, folglich mehr Butter machen und verkaufen, die Mühl-Bier- und Branntwein-Accise vermehren, denen benachbarten Krügern, Schneidern, Schustern, Schmieden, Rademachern, Krämern rc. mehrere Nahrung geben, und also auch bey diesen die Consumtion und dadurch die Einkünfte des Landesherrn vermehren würden. Große Güter werden entweder durch Herrendienste, oder durch Dienstboten und Taglöhner bearbeitet. Geschiehet es durch erstere, Ruthen- oder Tagweis, und der Verwalter steht nicht beständig dabey, welches

welches

welches aber unmöglich ist, so ist keine andere als eine schlechte Bestellung zu vermuthen, denn man bemühet sich nur seine Ruthen- oder Tagzahl zu vollenden, fragt aber nicht darnach, ob es tüchtig geschehen sey, und von dem Schaden, welchen Dienstboten und Taglöhner beym Ackerbau durch ihre Nachlässigkeit und Bosheit anrichten, werden diejenigen Zeugniß geben, welche das Unglück haben, sich ihrer bedienen zu müssen. Ueberdieses geschiehet es durch beyde Arten nicht zu gehöriger Zeit, indem man bey großen Gütern nur froh ist, wenn die Arbeit herum ist, und da der Verwalter oder Pächter doch manchmal seine Pferde zu einer Spazierfarth brauchet, oder der Anspänner ein lahmes Pferd hat, so vergehet indessen der beste Tag zum Pflügen oder zur Aussaat, der Acker wird indessen zu trocken und zu hart, oder zu naß, und bringt also unmöglich die bey guter Pflege zu hoffende Früchte.

Ein kleines Gütgen hingegen welches der Besitzer als Erbland an sich gebracht, wird derselbe als ein, ihm, seiner Frau und Kindern zuständiges Eigenthum, als den Grund seiner und der Seinigen Glückseligkeit halten, und da die Frau und die Kinder gleichen Antheil daran haben, so werden sie auch mit vereinigten Kräften daran arbeiten, und bey guter Witterung sich keine Mühe verdrießen lassen, eine und mehr Stunden früher anzufangen, und so lange das Tageslicht es erlaubet, dabey zu bleiben.

Muß auch ein Ackermann im Mangel des Kinder-Seegens, seine Arbeit mit Dienstboten bestreiten, so geschiehet solches doch unter beständiger Anweisung, Beystand und Aufsicht des Herrn und der Frau, und da seine Dienstboten mit ihm essen, und beständig um ihn sind, und nicht unter dem Zwang eines gelehrten Pächters, oder einer städtischen Frau stehen, so geschiehet auch die Arbeit mit ihres Gleichen viel vergnügter, und gründlicher, und bringt folglich auch reinere und mehrere Früchte.

Ich sollte itzo noch des Schadens gedenken, welchen bey großen Gütern diejenigen leiden, welche Spanndienste in natura leisten müssen, und ausführen, wie die Bevölkerung darunter leidet, da ich aber ohnehin die Gränzen eines Briefs schon überschritten habe, so will ich vorerst abwarten wie dieses aufgenommen werden wird, und verharre indessen ꝛc.

Ne inutilis vixisse videar.



Fragen eines Patrioten.

I.

Welches ist in Absicht auf das Buch, den Besitzer und die Consumtion eines Landes, die vortheilhafteste Art Bücher zu binden?

II.

Verdienen folgende Verordnungen, die in einer deutschen Provinz eingeführt sind, nachgeahmet zu werden?

1) Arme Leute, die sich verheyrathen, sollen bey der Obrigkeit angeben, womit sie sich zu ernähren denken.

2) Will ein armer Mensch, auf sein eigen Brod sitzen; (ein Eigenbrödler seyn) so muß derjenige, bey dem er sich aufhält, für seine Aufführung gut sagen.

Da

III.

Da der Verfasser eine hohe Schule kennt, auf welcher die Studierende aus einer gewissen französischen Provinz ihre Strümpfe und Mützen selber knütten: wäre es nicht gut, das Knütten unter den Mannspersonen gemeiner zu machen, und wie müßte man es anfangen?

IV.

Wäre es nicht rathsam, wenn man in großen Städten die Gastwirthe unter eine Gilde oder Zunft brächte, damit die Ehre der Gesellschaft auf die einzelnen Glieder einen stärkern Eindruck machte?

V.

Könnte nicht auf die Feuerkieken eine Abgabe gelegt werden, zum besten der Armen, die aus Mangel der Schuhe und Strümpfe nicht in die Kirche gehen können?

VI.

Dörrt man hier zu Lande die Cartoffeln, wie es in Schwaben üblich ist, wo dergleichen gedörrte Cartoffeln, die sich einige Jahre halten, bey vielen die Stelle des gebackenen Obstes vertreten müssen?

In der auf dem Bohlwege befindlichen Buchhandlung des hiesigen Fürstl. großen Waysenhauses sind folgende neue Bücher zu haben:

1) A. F. Büschings Geschichte der Evangelisch Lutherischen Gemeinen im Rußischen Reich, 1ster Theil. 8. Altona 1766. 12 ggr.

2) J. M. Uhlich die Unterweisung eines Vaters zu einen fünfjährigen akademischen Fleiß und Lebenswandel. med. 8. Halle 1766. 14 ggr.

3) Wilhelm Abraham Tellers Uebersetzung des Seegen Jacobs und Mosis, imgl. des Lieds der Israeliten und der Debora. 8. Halle 1766. 8 ggr.

4) — — — Notae criticae et exegeticae in Gen. 49. Deut. 33. Exord. 15. Jud. 5. 8. Halae 1766. 8 ggr.

5) Erbauliche Nutzanwendung der heiligen Fastenzeit. med. 8. Jena 1761. 1 Thlr. 4 ggr.

6) Europäisches genealogisches Handbuch. med. 8. Leipzig 1766. 1 Thlr. 12 ggr.

7) Allgemeine deutsche Bibliothek, des 1sten Bandes 2tes Stück. 8. Berlin 1766. 18 ggr.

8) Freye Untersuchung: ob die unter dem Titul in Hamburg gedruckte kleine Schrift: Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisitionsgerichte rc. eine witzige Satyre, oder ein niederträchtiges Pasquil sey? 1766. 1 ggr.

In derselben Buchhandlung wird auf nachstehendes Werk 1 Thlr. 8 ggr. Vorschuß, und bey der Auslieferung 1 Thlr. Nachschuß bezahlt, das Avertissement wird allda umsonst ausgegeben.

Nouvelle Maniere de defendre et de fortifier les Places Irregulieres par Mr. P. F. de Bellersheim.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

14tes Stück.

Sonnabends, den 15. Februarii 1766.

Ist eine Besserung des Gesindes zu hoffen?

Unter den häufigen Klagen, welche über das steigende Verderben des bürgerlichen Lebens, und der sogenannten Stände in demselben, geführet werden, stehen diejenigen oben an, die man überall über die schlechte Aufführung des Gesindes führen höret. Bey vielen ist diese Klage ungegründet, oder wenigstens übertrieben. Gleichwie manche Frau vom Stande blos deswegen einen Koch hält, damit sie sich gegen ihren Gemahl und gegen ihre Gäste wegen der schlechten und unreinlichen Zubereitung der Speisen entschuldigen könne: so hält man in vielen Häusern blos deswegen viel Gesinde, damit die Herrschaft die Schuld einer verwirrten Wirthschaft, und übeln Haushaltung auf einen dritten schieben könne. Und was wollen wir von einer Menge Herrschaften sagen, die selbst von Treue, Fleiß, Arbeitsamkeit und rechtschaffenem Wesen keine Begriffe haben, und also diese Eigenschaften an einem treuen Gesinde noch weniger bemerken und schätzen, am allerwenigsten aber gehörig belohnen werden? Doch wir wollen annehmen, daß alles wahr und richtig sey, was zum Nachtheil unsers gegenwärtigen Gesindes gesagt wird; wie denn ein großer Theil dieser Beschwerden nicht geläugnet werden kann: wie werden wir alsdenn diesen Klagen begegnen? Einige werden ohne Zweifel auf Mittel denken, durch welche dem Uebel abgeholfen, und sein Fortgang gehindert wird. Man wird der Polizey neue Gesetze und Verordnungen vorschlagen. Man wird auf eine Verminderung des überflüssigen Gesindes dringen, welches dadurch der Gesellschaft noch schädlicher wird, daß es überflüssig ist, und müssig gehet. Ich aber werde gegenwärtig einen neuen Weg einschlagen, und darzuthun suchen, daß so lange in dem bürgerlichen Leben gewisse Grundfehler und schädliche Einrichtungen beybehalten werden, und nicht alle Stände, von dem höchsten bis zu dem niedrigsten sich bessern, keine Besserung des Gesindes, sondern vielmehr eine sichtbare Verschlimmerung desselben zu erwarten sey.

Ich schließe dieses erstlich daraus, daß, so lange man in dem Staate eine Art der Erziehung duldet, nach welcher der Mensch von Jugend auf so unterrichtet, so angewiesen und geführet wird, daß er bey reifern Jahren sich nicht anders, als in den Diensten eines andern ernähren kann, wahrscheinlicher Weise keine Besserung der Welt von dieser Seite zu hoffen ist. Arme Leute sind bey uns nicht nur für sich arm, und leben in der strengsten Abhängigkeit von dem Mitleiden ihres Nebenmenschen: sondern sie wünschen auch ihren Kindern insgemein keine andere Erziehung, als nur eine solche, durch welche sie auf immer in der Dürftigkeit erhalten werden, in welcher sie geboren sind. Noch in den Schuljahren, und neben der Armenschule werden ihre Kinder zum Dienen angehalten, nicht damit sie sich ihren Unterhalt verschaffen, für welchen sehr oft auf eine andere Art gesorget wird; sondern damit sie ihren Eltern die Last der Armuth erleichtern, die nicht selten mit dem niederträchtigsten Müßiggange verbunden ist. Die verderbliche Gewohnheit, daß man junge Knaben in die Häuser giebt, damit sie zum auslaufen und verschicken gebraucht werden, diese verderbliche Gewohnheit, sage ich, zieht eine Menge von schlechtem Gesinde, indem es nicht nur dem Knaben die Mittel benimmt, etwas bessers zu lernen, sondern auch sehr frühzeitig seiner Seele den niedrigen Gedanken einprägt, daß er niemals zu etwas besserm werde gebraucht werden können. Ein Mensch, der auf eine solche Art an seinem Glücke verzweifelt, ist für ihn selbst, und für den Staat schon halb verloren, und wenn er sich in der Folge faßt, so sucht er fast immer das Versäumte durch Bosheiten wieder einzubringen; thut er es nicht, so bleibt er in einer ewigen Gleichgültigkeit und Fühllosigkeit über seinen Zustand, und diese Lähmung der Begierden (man vergebe mir diesen verblümten Ausdruck) wird ihn nicht nur aller Lust zu guten Handlungen, sondern auch alles Geschmacks an denselben berauben. Er wird das bleiben wollen, was die Sklaven der Alten seyn mußten. Anstatt daß er seinen Zustand durch erlaubte Mittel, lange treue Dienste, Fleiß, Sparsamkeit, zu verändern suchen sollte, wird er sich nur eine Herrschaft wünschen, die ihn unter erträglichen Bedingungen das seyn läßt, was er von jeher gewesen ist, nemlich einen Menschen, der deswegen andern dienen muß, weil er ihm selber nicht dienen kann. Unsere Voreltern waren bey aller ihrer Einfalt dennoch so klug, daß sie ihr Gesinde nach der Treue und dem Fleisse beurtheilten, welche sie in ihren eigenen Geschäften bewiesen, und damit sie dieselben beweisen könnten, so räumte man dem Gesinde einige Stunden ein, da es für sich etwas thun konnte. Damals würde niemand die Aufsicht über den Ofen einer Magd anvertrauet haben, die den Rock über dem Kohlentopfe verbrannt hatte. Aber wir, wir sind bey unsrer ganzen vermeynten Klugheit dennoch so einfältig, daß wir uns einbilden, jemand, der weder das Geschick noch den Willen hat, ihm selber zu helfen, werde uns helfen können.

Ich komme zu einer zweyten Anmerkung. So lange ein dritter Theil von unserm Gesinde blos zu Werkzeugen einer eiteln Pracht gebraucht wird, und auch dem nöthigen Gesinde eitle und üppige Handlungen aufgedrungen werden: so ist wenig von einer Besserung des Gesindes zu hoffen. Ich rede hier von der Bedientensucht, diesem wichtigen Theile der Eitelkeit und des Uebermuthes, da diejenigen, die weder durch ihren Stand, noch durch ihr Amt, und übrige Umstände dazu berechtiget sind, sich blos deswegen einen Bedienten beylegen, damit sie es den andern nachthun, die über sie erhaben sind.

Came-

Camerarius erzehlet in dem Leben des unsterblichen Melanchtons, daß dieser große Mann einen vortrefflichen Diener gehabt habe, einen Schwaben von Geburt, Namens Johann, der in Absicht auf die nachfolgenden Johanne eben das vorstellen konnte, was sein Herr in Absicht auf eine Menge von andern Gelehrten gewesen ist. Dieser Johann konnte etwas mehr, als seinen Herrn zu einem Besuche ansagen, in einer demüthigen Stellung hinter ihm hertreten, u. s. f. Die ganze Last einer weitläuftigen Haushaltung, die Aufsicht über seine Kinder, die Berechnung über Ausgabe und Einnahme, ein beträchtlicher Theil seines Briefwechsels, ja selbst den alten guten Wein, den Melanchton zuweilen von seinem Churfürsten, und einigen Reichsstädten verehrt bekam, konnte dieser große Mann seinem Diener anvertrauen, der dafür keine andere Belohnung, als das Bewußtseyn seiner Treue erhalten hat. Man lese dieses, und denke dabey an die Lage des Melanchton, so wird man erkennen, daß ohne einen Diener, und zwar einen Diener von dieser Art, dieser große Mann der Welt unmöglich die Dienste hätte leisten können, die er würklich geleistet hat. Wer wahre Verdienste nach ihrem innern Werthe zu schätzen weiß, wird gestehen, daß die Glaubensverbesserung diesem Unbekannten, der seinen Herrn in seinen häuslichen Geschäften unterstützte, weit mehr als hundert Gelehrten zu danken habe, die sich zu eben derselben Zeit durch tausend Streitschriften berühmt machten. Einem Melanchton gönnt man nicht allein, sondern man wünscht ihm auch einen Diener. Aber was sollen wir von vielen Gelehrten und Ungelehrten sagen, die selbst nicht wissen, was sie aus ihren Diener machen sollen. Einen Copisten? Ja, wenn er nur schreiben könnte. Einen Aufseher über die Kinder? Welcher Mensch hat heut zu Tage für sich selbst so viele Kenntniß der Religion, so viel Frömmigkeit und gute Sitten, daß er für 10 oder 12 Thlr. einem andern etwas davon abgeben könnte? Soll in dergleichen Häusern der überflüssige Diener die wichtige Rolle eines Friseurs spielen? Nun, meinetwegen mag es geschehen. Aber alsdenn dünkt mir, daß ein solcher Mensch, wenn er etwas taugt, eine bessere Bestimmung verdiene. Im widrigen Falle aber möchte ich, meinen Haaren zu Gefallen, keinen Verräther in meinem Hause ernähren, der alle meine Handlungen belauret. Doch hievon genug. Ich will nur noch anmerken, daß ein Diener unter dergleichen Umständen sich als eine Person betrachten würde, die nicht nur müssiggehen darf, sondern auch müssig gehen muß, da ihr der Müßiggang als die wichtigste ihrer Arbeiten bezahlt wird. Wenn dieses einmal bekannt ist; so werden sich viele haufenweise zu einem solchen Stande hinzudrängen, wo man andere für sein Brod sorgen läßt, indem man für die Befriedigung ihrer Eitelkeit sorget.

Eine andere Art von Eitelkeit werde ich itzt in meiner dritten Anmerkung berühren. Sie betrifft den Uebermuth in Kleidern, der vornemlich bey dem weiblichen Geschlechte des Gesindes eingerissen ist, und der bisher allen Verordnungen der Kleidertaxe getrotzet hat. Bey dem männlichen Geschlechte sind, wegen der klüglich eingeführten Livree, die Bedienten gerade so üppig, oder auch so bescheiden, als es ihre Herrschaften haben wollen. Ich weiß, daß die Mägde, die Aufwärterinnen, die Kammermägde, u. s. f. Menschen sind, und als solche den Saamen einer angebohrnen Eitelkeit in ihrem Herzen liegen haben. Aber ich weiß auch, daß diesem Uebel leicht hätte gesteuret werden können, wenn es nicht durch eine fremde und mächtigere Eitelkeit, die Eitelkeit der Herrschaften, unterstützt worden wäre. Durch eine thörichte Einbildung,

dung, und aus einem schädlichen Vorurtheile halten diese die Pracht ihres Gesindes für ein Theil ihrer eigenen Ehre, ob sie gleich nicht leiden würden, daß jemand ihre Gutherzigkeit und Großmuth nach der Größe des dem Gesinde verwilligten Lohns abmessen wollte. Seitdem das Gesinde bey Besuchen und bey dem Kirchengehen hinter seiner Herrschaft erscheinen müssen, hat dieses Verderben augenscheinlich zugenommen. Diese seichte Kunst ist in unsern Tagen so hoch gestiegen, daß man sie leicht in Regeln bringen könnte. Man gebe mir den Durchschnitt von dem Reifrocke einer Bürgerfrau; man sage mir, wie viel die Elle von dem Stoffe zu ihrem Kleide gekostet habe: so will ich ausrechnen, wie hoch die Schürze zu stehen kömmt, welche die Magd tragen muß, die der gegebenen Frau am zweyten Weynachtsfeste das Feuerkieken, oder am 2ten Ostertage blos das Gesangbuch nachtragen muß. Nach eben denselben Grundsätzen werde ich aus der Carcasse einer Mademoiselle die Mütze einer Jungfer zu bestimmen wissen, welche die Ehre hat, der erstern aufzuwarten. Aber steigt denn auch nach dem Maaße unsrer Eitelkeit der Lohn, den man dem Gesinde giebt? Oder damit ich mich deutlicher erkläre, werden wir durch unsre unvernünftige Foderungen zugleich in den Stand gesetzt, unnöthige Ausgaben zu bestreiten? Darf es uns befremden, wenn unser Gesinde uns auf jede Art betrügt, um sich die von uns selbst verlangten Kleider anzuschaffen, vornemlich zu unserer Zeit, da die Herrschaft sich schämt, dem Gesinde die abgetragenen Kleider zu seinem Gebrauche zu überlassen?

(Der Beschluß folgt künftig.)



AVERTISSEMENT.

In der hiesigen Fürstl. Waisenhausbuchhandlung wird auf nachstehendes Werk 1 Thlr. 8 ggr. Vorschuß, und bey der Auslieferung 1 Thlr. Nachschuß bezahlt, das Avertissement wird allda umsonst ausgegeben.

Nouvelle Maniere de defendre et de fortifier les Places Irregulieres par Mr. P. F. de Bellersheim.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

15tes Stück.

Mittwochs, den 19. Februarii 1766.

Beschluß der Frage: Ob eine Besserung des Gesindes zu hoffen?

Ich komme nunmehr zu unsrer Unwissenheit und Nachlässigkeit in dem Haushaltungswesen, als zu der vierten Quelle eines schlechten Gesindes. Ich nehme die Unwissenheit und Nachlässigkeit zusammen, weil sie nicht nur fast immer bey einander stehen, sondern weil auch eine von der andern erzeuget wird. Man lernt selten dasjenige, wozu man keine Lust hat; und das, was wir uns in der Jugend nicht bekannt gemacht haben, erhält bey reifern Jahren nicht leicht unsre Aufmerksamkeit. Man setze sich also in Gedanken in ein Haus, in welchem die Frau nichts, oder wenig von demjenigen verstehet, was sie als Frau wissen sollte, und wozu sie sich bey der Aufrichtung einer Haushaltung gleichsam verbindlich gemacht hat; man denke, daß die Kinder in einer gleichen Unwissenheit erzogen sind, und nicht einmal die Klugheit haben, diesen Mangel zu verbergen: was wird hieraus entstehen? Das verschmitzte Gesinde wird sich ohne Zweifel den Fehler seiner Herrschaft zu Nutze machen, und dieselbe bey dem Einkauf, und der Vertheilung der Lebensmittel vervortheilen. Ja, dieses wird erfolgen. Allein so groß dieser Schaden ist, so ist er dennoch weder der einzige, noch der größte. Ein boshaftes Gesinde wird sich über die Einfalt seiner Obern lustig machen. So fällt auf einmal die Ehrfurcht und mit derselben die vornehmste Stütze des Gehorsams. Es wird dadurch der Lästersucht, die vornemlich über den Zungen des Gesindes im Finstern schleichet, eine neue Thür eröfnet. Es siehet sich die Herrschaft ihrer eigenen Ehre wegen genöthiget, vieles zu übersehen, was Ahndung verdienet. Das einfältige Gesinde aber, indem es seiner Herrschaft, unter ihrer eigenen Anweisung nicht dienen kann, wird zugleich der Mittel beraubt, von derselben etwas nützliches zu lernen. Dieses schlimme Beyspiel ist desto ansteckender, da ohnehin das Gesinde

gewohnt ist, die Geheimnisse des Hauses zu verrathen, und die Weibsperson, die als Magd nichts getaugt hat, dereinst gegen ihren Mann ihre Unwissenheit damit entschuldigen wird, daß dasjenige, was er von ihr verlanget, nicht einmal in jenem vornehmen Hause, wo sie so lange gedienet, von ihr gefodert worden. Der Tagelöhner, der, wenn er von seiner sauren Arbeit zu Hause kömmt, eine versalzene Suppe, oder stinkenden Speck vorfindet, wird von seinem Weibe hören, daß jener vornehme Mann, wenn er vom Rathhause zurückgekommen, sich mehr als einmal in der Küche mit einem schmachtenden Blicke nach einem erträglichen Essen umgesehen habe, und daß seine Gemahlinn über der wichtigen Sorge für ihren Anzug, für die Besuche, den Coffeetisch und die Karten, die Sorge für die Wäsche ihres Mannes vergessen habe.

Ich würde fünftens noch von dem gänzlichen Verfalle der Zucht, des Wohlstandes und der Schaam reden, wenn man von dieser neuen Ursache eines verderbten Gesindes, ohne die Schamhaftigkeit zu verletzen, sprechen könnte. Sonst hielt es eine christliche Herrschaft für eine ihrer vornehmsten Pflichten, die sie ihr selbst und dem Staate schuldig war, daß sie auf die Versorgung, und anständige Verheyrathung ihres Gesindes dachte, das sich dieser Wohlthat würdig und fähig gemacht hatte. Allein von dieser so niedrigen Pflicht lassen wir uns kaum noch etwas träumen. Auf der andern Seite hat unser Gesinde so viele unerlaubte Nebenwege sich in den Ehestand zu dringen; es ist so leicht für eine Dirne, die ihren guten Namen verlohren hat, einen Mann zu finden, der nichts nach einem guten Namen fragt; es haben die unehlichen Kinder so viele Freyheiten; man weiß die ehlichen Kinder einer aus Unbesonnenheit und Leichtsinn angefangenen Ehe unter so viel falschem Vorwande den Armenanstalten aufzudringen; es werden die Herrschaften, und die Obrigkeiten sogar nicht über dergleichen Verbindungen gefragt: daß man sich nicht wundern darf, wenn man siehet, daß das Gesinde, so ohne Zucht und Ehrbarkeit aufgewachsen ist: ohne Nachdenken heyrathet, ohne Frieden und Ruhe lebt, ohne Arbeit fortkömmt, und ein Geschlecht fortpflanzet, das noch weit schlimmer als seine Eltern ist, und an welchem die Weissagung des Horaz erfüllet wird:

Aetas parentum pejor avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

Helmstädt. M. A.

Schreiben vom Aepfel- und Birnmost.

Mein Herr!

Ich habe in meinem letzten Schreiben, da ich Ihnen meine Gedanken, von den Ursachen des Geldmangels in Deutschland, zu erkennen gegeben, bey Gelegenheit des Aufwands für fremde Getränke, auch etwas von dem Anpflanzen mehrerer Obstbäume, und des von solchen zu erlangenden Cyders, oder Aepfel- und Birnmostes erwähnet.

Zu meinem größten Vergnügen, ist diese Materie, in dem 2ten Stück des beliebten Hannoverischen Magazins, von diesem Jahr, unter der Aufschrift: von dem nützlichen Gebrauch des überflüssigen Obstes berühret worden, und dieses hat mich aufgemuntert, Sie hierüber schriftlich zu unterhalten. Daß in Sachsen und Niedersachsen ein Ueberfluß von Obst anzutreffen sey, wird wol niemand behaupten wollen, indem man öfters viele Meilen reiset, ehe man einen Obstbaum zu sehen bekommt, denn das wenige was sich in den Stadt- und Dorfgärten befindet, ist der Mühe nicht werth. Ich zweifle aber auch, daß man die Benennung überflüßig bey dem größten Vorrath von Obst gebrauchen könne, da sich so viele Gelegenheit findet, solchen durch Dörren, Trocknen, beym Branntweinbrennen, für das Vieh, und sonsten in den Wirthschaften nützlich zu gebrauchen. In Franken und am Rheinstrom, weiß man solches zu allen diesen unterschiedenen Arten der Nahrung, sehr wohl anzuwenden, und die Kinder bekommen sogar an vielen Orten auf dem Lande statt des Morgenbrods, Obst, und statt des Abendbrods wieder Obst. Vielleicht werde ich Ihnen ein andermal dasjenige, was ich davon aus der Erfahrung weiß, ausführlicher eröfnen. Dermalen will ich überhaupt bey dem Nutzen des Anpflanzens mehrerer Obstbäume, und des davon zu erlangenden Obstweins, auch bey der Art und Weise wie solches in andern Ländern geschiehet, stehen bleiben.

Bey dem Anpflanzen der Obstbäume, ist ein doppelter Nutzen in Betrachtung zu ziehen, nemlich die Vermehrung des Holzes, und darunter des vortrefflichen Holzes zu Tischerarbeiten, und denn des Obstes; ersteres erlangt man geschwinder und mit leichterer Mühe, als bey dem Eichen-Pflanzen. Denn wenn ich im Herbst ein Achtel Morgen mittel Acker, oder schlechtes Gartenland zurechte machen, und nur etwas düngen lasse, und darauf vor dem Winter, ein, zehen bis zwölf Himpten, in zwey bis vier Stücken, übers Kreutz zerschnittene Aepfel und Birnen, nach der Schnur einlegen lasse; so bin ich versichert, daß ich im folgenden Jahre, etliche tausend junge Stämme erlange, welche im zweyten Jahre auf dem nemlichen Platz oculiret, und im dritten und vierten Jahre versetzet werden können. Das Oculiren kann ein Knabe von zehen Jahren erlernen, und in einem Jahr etliche tausend Stämme ansetzen. In Franken hat man die Nützlichkeit des Obstbaumpflanzens schon lange eingesehen, und dahero in Bayreutschen und in Würzburgischen Ländern Herrschaftl. Verordnungen erlassen, daß kein Bürger oder Bauern-Sohn, sich verheyrathen dürfe, der nicht beweisen könne, daß er 20 Stück junge Obstbäume gepflanzet habe. Er mag solche auf seine eigene Aecker, oder an die Wege und Anger setzen. Sollte man in Niedersachsen von diesen löblichen Verordnungen nicht einen nützlichen Gebrauch machen, und den Beamten anbefehlen können, daß jeder eine Baumschule anlegen, und jährlich eine gewisse Anzahl Obstbäume pflanzen, auch den Unterthanen aus der Herrschaftl. Baumschule ohnentgeldlich die Bäume abgeben, und zu deren Ansetzung sie anhalten müßte? Da die wilden Aepfel- und Birnbäume ganz gewiß in allerley Erdboden, er mag steinig oder sandig seyn, fortkommen, (denn in der Herrschaftl. Plantage auf dem Münzeberge bey Braunschweig, welche aus bloßem Sande bestehet, haben auch die guten Obstbäume vortreflich angeschlagen) so würde zu überlegen seyn, ob es sich nicht der Mühe verlohnte, solche um und auf wüste liegende Ländereyen anzupflanzen. Es wachsen solche sehr hoch, und breiten sich stark aus, geben also mit der Zeit den dürren Gegenden Schatten, und mit ihren im

Herbste

Herbste herabgefallenen Blättern Nahrung. Das wilde Obst davon wird im Voigtlande von dem Landmann ohngeschält gedörret, und alsdenn gekocht verspeist; fleissige und aufmerksame Wirthe lassen auch die großen wilden Obstbäume pelzen, und erhalten dadurch recht gute Sorten.

* Der Nutzen des Cyders, Obstweins oder Aepfel- und Birnmostes ist bekannt genung. Am Maynstrom bekommt das Gesinde solchen, anstatt des Biers und Weins, zum ordentlichen Getränke, er wird aber öfters auch so gut, daß wie der patriotische Hr. B. in dem Hannoverschen Magazin angezeiget, ein Fuder für viele hundert Gulden verkaufet worden. In Franken gebraucht man dazu Birn oder Aepfel allein, beydes thut gut. Je besser das Obst, desto besser wird der Most, die Aepfel u. Birnen aber müssen recht zeitig, und nicht faul seyn; beyde Arten können auch wohl durch einander gekeltert, und zusammen vermischt werden. Die Art und Weise in fränkischen Gegenden ist folgende. Man nimt viele oder wenig Birn, je nachdem die Presse viele zu halten vermag, stößt oder zerquetscht sie in einem saubern Trog, denn füllt man davon den dritten Theil einer Butte oder Kufe an, den vierten übrigen Theil aber ersetzet man mit gutem frischen Wasser bis solcher anfangen will zu gähren. Hierauf schüttet man von dem zerstoßenen Most auf die Kelter, räumet alles mitten in der Kelter auf einander, daß die Maße einer Spannen weit von den Schiedsbrettern entfernt bleibe; weiter legt man die Brachen oder Ueberleghölzer, über das Kreutz und in die Quere darauf, dreht ganz langsam, so daß es nach und nach selbst anfängt zu drücken, wenn es nun auf die letzte kommt, so thut man die Träbern weg, für das Rind- oder Schweinevieh. Auf diese Weise verfährt man mit dem Rest. Ist nun der Most zusammen in eine vor der Kelter stehenden Kufe abgelaufen, so richtet man ein Weinfaß zu, spühlt es mit sauberm Wasser rein aus, läßt es trocken werden, tunket sodann einen reinen Lappen in guten Branntwein, zündet ihn an, und brennt das Faß damit auf, und macht, daß der Dampf davon wohl drinnen bleibe, nachgehends schüttet man den Most hinein, läßt den Spund offen, bis er über sich gleich dem Wein ausgegohren hat, alsdenn wird der Spund darauf gethan, und bleibt so ein halbes Jahr liegen, bis der Most helle wird. Zu merken dabey ist, daß der Most desto stärker wird, je länger er auf seiner Hefen liegen bleibt.

Sie sehen also, mein Herr, wie leichte es sey, auch in Niedersachsen Weine zu machen, und wie nöthig es seyn möchte darauf zu gedenken, da sonsten der engl. Cyder abermal eine Gelegenheit geben möchte, unser weniges deutsches Geld uns abzulocken. Zu Fertigung einer Weinpresse oder Kelter gehört ein geringer Geldaufwand, und dauert solche wol 100 Jahre, die Zeichnungen und Beschreibungen von zweyerley Arten Kelter befinden sich auf der 19ten Kupferstichstafel, des von dem Herrn Hofcammerrath Zinke herausgegebenen ökonomischen Lexikons.

Ich verharre rc.

N. J. V. V.

(Wir haben diesem Schreiben mit Vergnügen einen Platz in diesen Blättern erlaubt, da die patriotischen Ermunterungen des Verfassers allezeit Lob verdienen, sonst aber ist schon im 3. und 4ten Stück des ersten Bandes dieser gelehrten Beyträge eine vollkommenere Beschreibung des wahren Aepfelmostes oder Cyders enthalten, auf die wir die Leser verweisen. Wie sehr wäre indeß zu wünschen, daß die guten ökonomischen Vorschläge nicht blos wie bisher gelesen, sondern auch würklich ausgeführt und nachgeahmt würden.)



Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

16tes Stück.

Sonnabends, den 22. Februarii 1766.

Anzeige der Vorlesungen und Uebungen, welche in dem Collegio Carolino zu Braunschweig, von der Wintermesse bis zur Sommermesse 1766. öffentlich gehalten werden sollen.

Da das Vertrauen des Publici unser Collegium unter GOttes Seegen noch immer in seinem äusserlichen Glanze erhält, und der Fleiß der uns anvertrauten edlen Jugend bey dem sittlichsten Wohlstande noch immer die wesentliche innere Zierde desselben bleibt, so bleibt es auch unsre Schuldigkeit, durch eine zuverlässige fernere Nachricht von den öffentlichen Uebungen, dieses Vertrauen zu verdienen, und diesen glücklichen Fleiß durch die beste Anweisung zu unterhalten.

Die Vorlesungen sind nach einer festgesetzten Ordnung überhaupt so eingetheilet, daß ein Studiosus, wenn er mit der nöthigen Vorbereitung herkommt, in zwey Jahren seinen Cursum in den ihm nöthigen Sprachen und Wissenschaften zu Ende bringen kann.

Wir wollen sie in der gewöhnlichen Ordnung anzeigen.

Der Hr. Prof. Ordin. Blanke wird in den hebräischen Stunden nach geendigten kleinern Propheten die Erklärung des ersten Buch Moses vornehmen.

Der Hr. Probst Harenberg fähret in den Parallelgeschichten des Plutarchs mit der Erklärung des Demosthenes und Cicero fort, und wird mit dem Julius Cäsar dieselben für diesmal endigen, um nachher mit seinen Zuhörern noch einige einzelne schöne Stücke aus dem Homer, Anacreon, Pindarus oder auch aus dem Arrian von den Kriegeszügen des Alexanders durchgehen zu können.

Der Hr. Prof. Ord. Schmid wird in den Vorlesungen über die Römischen Schriftsteller mit den geübtern Zuhörern

einen neuen Cursum anstellen, und mit den Menechmen und der Aulularia des Plautus den Anfang machen, hernach die ersten Bücher des Lucrez von der Natur erklären, und mit Anmerkungen über das Lehrgebäude des Epicur begleiten. Von diesen wird der Hr. Professor zu den Büchern des Cicero von der Natur der Götter übergehen, in welchen Er, so weit sie auf unsre Zeit gekommen sind, das Widersprechende in den Meynungen des Epicur mit seiner beredten Scharfsinnigkeit vorgetragen hat.

In den Erklärungen der leichtern Römischen Scribenten sind die Bücher des Cäsar vom Bürgerkriege, die Gespräche des Cicero von der Freundschaft und dem hohen Alter, das Leben des Atticus aus dem Nepos, und der sich selbst bestrafende Alte des Terenz ausgewählet.

Die Vorlesungen über die Schönheiten des lateinischen Styls wird der Hr. Prof. nach Anleitung des Heineccius in der gewöhnlichen Lehrart fortsetzen. Er wird sich dabey bemühen den Geist und den Geschmack der Alten durch beygebrachte Exempel kenntlich zu machen, und den Trieb, sie zu erreichen, durch practische Uebungen ferner aufzuwecken suchen.

Der Hr. Prof. Ordin. Gärtner wird, wie bisher, den Liebhabern der lateinischen Dichtkunst Virgils Aeneis ferner erklären, und diese Epopee in den künftigen sechs Monaten endigen.

Der Hr. Profess. Ordin. Mauvillon wird in diesem halben Jahre, nachdem Er in dem verflossenen die echten Anfangsgründe der französischen Sprache seinen Zuhörern hinlänglich erkläret hat, ihren Fleiß mit folgenden Arbeiten unterhalten.

In zwoen Vormittagsstunden wird Er die Charaktere und die Sitten unserer Zeiten von dem Herrn de la Brüyere mit ihnen erklären.

In einer Nachmittagsstunde wird Er die Briefe von Pelisson aus dem Französischen ins Deutsche übersetzen lassen, welche ganz historisch und deswegen zur Absicht des Hrn. Prof. am geschicktesten sind; indem Er in zwoen andern Stunden.

Eben diese Briefe aus dem Deutschen ins Französische, und zwar aus eben den Uebersetzungen, welche die Zuhörer unter seinen Augen gemacht haben, wird übersetzen lassen.

Der Sprachmeister, Herr Baron, fährt ebenfalls noch immer fort, den Liebhabern der französischen Sprache Privatunterricht zu ertheilen.

Der Lehrer der Italiänischen Sprache, Hr. Grattinara, setzet in der ersten Stunde seine Anfangsgründe fort, und läßt den Telemach übersetzen.

Mit den Geübtern wird Derselbe aus der Scelta di Pezzi Italiani von Gaudio die besten Stücke durchgehen.

In der zwoten Stunde läßt Er Italiänische Ausarbeitungen und Uebersetzungen machen, und wird einige ausgesuchte Poesien von Metastasio und Petrarcha hinzufügen.

Der Hr. Prof. Ordin. Ebert wird in diesem halben Jahre denen, welche bisher die ersten Gründe der Englischen Sprache erlernet, und sie zum Lesen leichter prosaischer Stücke angewandt haben, dazu fernere Anleitung geben, und ihren Fleiß durch Abhandlungen von allerley Schreibart und Inhalt üben.

Mit den Geübtern wird Derselbe in der Popischen Dunciade fortfahren, und nach Endigung derselben den dritten Theil der Youngischen Nachtgedanken anfangen.

Die oratorischen Lectionen des Hrn. Profess. Gärtner werden in diesem halben Jahre wieder ganz praktisch seyn. Doch wird Derselbe bey öffentlicher Beurtheilung der übergebenen Ausarbeitungen die vornehm-

vornehm-

nehmsten Regeln der Wohlredenheit wiederholen.

Der Hr. Profess. Ordin. Zachariä wird seine poetischen Vorlesungen von neuem anfangen. Er behält des Hrn. Batteux Cours des Belles Lettres dabey zum Grunde, und wird nicht allein die Regeln jeder Dichtungsart vortragen, sondern dieselben auch mit den ausgesuchten vorzüglich schönen Stellen der besten alten und neuern Dichter erläutern.

Die Mythologie wird Derselbe gleichfalls von neuem wieder vornehmen, und sie mit ausgesuchten Stellen aus alten Dichtern, besonders aus den Verwandlungen des Ovidius erläutern.

In den hebräischen Alterthümern wird der Hr. Probst Harenberg den Theil von der Religion und der Polizey nach Ikens Lehrbuche also abhandeln, daß dadurch die Lesung der biblischen Bücher erleichtert wird.

In den zur Erläuterung der griechischen Alterthümer bestimmten Stunden wird der Hr. Prof. Blanke diejenigen Stücke vorzüglich betrachten, welche den Schriften sowol des alten als insonderheit des neuen Testaments ein Licht geben.

Die Gelehrten Historie wird der Hr. Prof. Ebert nach dem Heumannischen Handbuche wieder vornehmen.

Die Staatsgeographie fängt der Hr. Probst Harenberg auch wieder an; Er wird von der Erdkugel den Anfang machen, und darauf Deutschland vorzüglich durchgehen. Die übrigen Länder wird Er in möglichster Kürze berühren, um in einem halben Jahre zu Ende zu kommen.

Der Hr. Profess. Ordin. Schrodt hat im verwichenen halben Jahre die allgemeine Geschichte bis auf den Tod Kayser Carl VII zu Ende gebracht. In dem kommenden Semester wird Er dieselbe mit der Regierung des Kaysers Franciscus I. bis auf den Tod desselben, und also bis auf die gegenwärtige Zeit ausführen, mithin den ganzen Cursum der allgemeinen Weltgeschichte abermal beschließen. Sobald dieser allerneueste und zugleich interessanteste Theil geendiget, wird der Hr. Profess. die Universalhistorie von neuem wieder anfangen.

Der Hr. Profess. Ordin. Schmidt, genannt Phiseldeck, setzet seine Vorlesungen über die Staatengeschichte fort, welche Er über Achenwalls Geschichte der heutigen vornehmsten Europäischen Staaten im Grundriß in dem vorigen halben Jahre angefangen hat, und wird sie in dem gegenwärtigen beschließen.

Imgleichen wird Derselbe auch seine Statistischen Lectionen über das Achenwallische Handbuch in diesem halben Jahre endigen.

Das Deutsche Staatsrecht aber wird der Hr. Profess. über Hrn. Hofr. Pütters Handbuch vorzutragen anfangen.

Der Hr. Probst Harenberg wird die Kirchengeschichte des neuen Testaments wieder anfangen, und sein Augenmerk vornemlich auf die ersten vier Jahrhunderte und auf die Reformationsgeschichte richten.

In der Moral wird der Hr. Profess. Gärter mit den Pflichten gegen den Willen fortfahren, und in dem nächsten halben Jahre das ganze System endigen.

Der Hr. Prof. Ordin. Greiner wird das Recht der Natur nach dem Köhlerischen Lehrbuche erklären.

Der Hr. Prof. Ordin. Zimmermann wird im bevorstehenden halben Jahre die Arithmetik und Trigonometrie nach dem Segnerischen Handbuche vortragen.

Die Naturlehre aber wird der Herr Professor nach dem Krügerschen Lehrbuche erklären, und sie durchgehends mit den nöthigen Experimenten erläutern.

Herr

Herr Penther wird in diesem Sommerhalbenjahre nach geendigter Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie, die darauf gegründete Feldmeßkunst nach Bohns Anleitung seinen Zuhörern sowol im Zimmer als auf dem Felde zeigen.

In den Nachmittagsstunden aber wird Derselbe die Mechanik nach Anleitung der Wolfischen Anfangsgründe vortragen.

Der Herr Bergamts-Assessor Raulitz ist gewillet, wenn sich Zuhörer dazu finden, über das Forstwesen Vorlesungen zu wiederholen, oder auch die Metallurgie vorzutragen, und sie mit den nöthigen Versuchen im Laboratorio zu erläutern.

Der Hr. Hof- und Kammerrath Zinke lehret die Cameral- und Polizeywissenschaft.

Der Hr. Prof. Greiner trägt das römische Recht nach Anleitung der Institutionen vom Heineccius vor, und erkläret in einer andern Stunde die Alterthümer des römischen Rechts nach eben dieses Verfassers Lehrbuche.

Der Hr. Prof. Schmid hat in dem verflossenen halben Jahre seine Vorlesungen über die vornehmsten Religionswahrheiten geendiget, und wird in den theologischen Stunden aufs neue den Anfang mit den Wahrheiten der natürlichen Religion machen, die uns den Weg zu den geoffenbarten bahnen. Er wird seine vornehmste Bemühung dahin gerichtet seyn lassen, sie zur Erreichung des Endzwecks anzuwenden, weswegen sie uns Menschen von dem Schöpfer eingepflanzt sind. Bey aller Gelegenheit wird Er ihre Würde von dieser Seite zeigen, und zugleich aus der Unvollkommenheit ihrer Kraft, unsre Wünsche in Ansehung unserer Bestimmung völlig zu befriedigen, die Dankbarkeit gegen die Offenbarung zu erwecken suchen, welche ihre Wohlthätigkeit so sehr verdient.

Alle diese öffentlichen Vorlesungen werden, so oft es die Sache leidet, in der vierten Stunde von den Lehrern wiederholet; und zugleich sind die Lehrer bereit, in jeder Sprache und Wissenschaft auch Privatanweisung zu geben.

Herr Oeding wird in der Unterweisung zur Zeichenkunst seine beliebte Methode beybehalten, und seine Schüler in diesem Sommerhalbenjahre sich zuweilen auf dem Felde üben lassen.

Die Anweisung zum Reiten giebt der Herr Stallmeister Oelmann.

Im Fechten unterweiset der Herr Hoffechtmeister Parsow, und

Im Tanzen der Herr Hoftanzmeister Teßier.

Zur Erlernung der Instrumentalmusik, wie auch zum Schreiben, Rechnen und Buchhalten finden sich ebenfalls verschiedene geschickte Lehrer, welche auf Verlangen Privatunterweisung ertheilen.

Im Glasschleifen giebt Hr. Ehrhardt und im Drechseln der Herr Hofdrechsler Heise den verlangten Unterricht.

Das öffentliche Concert wird unter Anführung des Hrn. Hofmusici Weinholz wöchentlich am Sonnabend von 4 bis 6 Uhr im großen Saale des Collegii aufgeführt.

Wer eine vollständige und zuverlässige Kenntniß von der ganzen Einrichtung und dem gegenwärtigen Zustande dieses Collegii zu haben verlanget, der wird dieselbe in der Nachricht von dem Collegio Carolino vom Jahre 1765. finden.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

17tes Stück.

Mittwochs, den 26. Februarii 1766.

Auflösung der in dem 1sten Stück des Hannoverschen Magazins d. J. befindlichen Aufgabe:

„Auf ein Weinfaß, wovon alle Tage ein gewisses Maaß gezapfet wird, wird jedesmal so viel wieder aufgefüllet, als davon genommen ist. Wann man nun voraus setzt, daß der aufgegossene Wein sich jedesmal mit dem alten völlig vermischt, und man ferner die Einzehrung des Weins nicht in Betrachtung ziehet, so fragt man:

„Erstlich: Wie viel von dem Mutterweine, der den ersten Tag das Faß anfüllte, nach einer gewissen Zeit, noch vorhanden ist?

„Zweytens: Wie viel Zeit dazu gehört, daß auf dem Fasse eine beliebige Quantität von dem Mutterweine noch übrig sey?

„Drittens: Wie viel von dem Weine, der während einer gewissen Zeit, z. E. eines Jahrs oder Monats, aufgefüllet ist, nach einer beliebigen Zeit, noch übrig ist?

In

(Da man in diesen Blättern, so viel möglich, allen Arten von Lesern etwas nützliches und angenehmes vorzulegen wünscht, so hat man, um die versprochene Abwechselung der Materien immer mehr zu erreichen, folgender Auflösung einen Platz in diesen gelehrten Blatte nicht versagen wollen. Da auch überhaupt der praktische Nutzen der Buchstaben-Rechenkunst, und sogenannten gemeinen Algebra sich immer deutlicher zu Tage legt, und diese Art zu rechnen besonders denenjenigen sehr zu statten kömmt, welche große, sehr in einander laufende, und auf viele Jahre sich erstreckende Calcüls und Plans, nach Verschiedenheit der Vorfälle, entweder selbst entwerfen, oder die von andern gemachten, prüfen, und

In dem Hannoverschen Magazin wird die Auflösung vornemlich von denen erwartet, die ihre Erfindungen der Quadratur des Cirkels durch sothane Blätter wollen bekannt gemacht wissen; für große Mathematikverständige wird sie mit Recht für viel zu leicht erkläret, andern aber nur in der Absicht vorgelegt, ihnen zu Uebung ihrer geringern Kräfte, einige Gelegenheit zu geben.

Beynahe sollte man glauben, daß eigentlich gar keine Auflösung verlangt werde, sondern diese Aufgabe bloß darum erdacht worden, um sich von den ungestümen Foderungen der zudringlichen Quadratur-Erfinder auf eine so höfliche, als rechtliche Art los zu machen.

Denn wenn diese Herren nur noch etwas Billigkeit für die Leser sothaner beliebten Blätter besitzen, so werden sie sich auch von selbst bescheiden, daß man in einer solchen Sammlung keinen dergleichen Schwärmereyen den Platz einräumen werde, der nur für Wahrheiten bestimmet ist. In diesem Betracht ist auch das gewählte Mittel der Absicht vollkommen gemäß, und die Folgerung ganz richtig: daß wer nur so viel von der Mathematik weiß, als zu Auflösung dieser Aufgabe erfoderlich, solcher schon bey sich selbst sich Raths erholen könne, ob er die Quadratur des Cirkels würklich erfunden habe, oder sich solches nur einbilde. Sodann wird er aber das letztere ohnfehlbar gewahr werden. Und weil er, ehe er die vorgelegte Aufgabe nicht aufzulösen weiß, seinen Quadraturkrahm nicht in dem Hannov. Magazin anbringen kann; so muß das Publikum dem Herrn Verfasser für dieses Präservativ in so ferne Dank wissen.

Ob nun also gleich von Seiten des Hannoverschen Magazins die wahre Absicht dieser Aufgabe schon ohne deren Auflösung erreichet zu seyn scheinet; so wird es doch für diejenigen, welche auch in den gegenwärtigen Blättern zuweilen etwas von dergleichen Rechnungsart zu sehen wünschen, um so weniger unangenehm seyn, darin sothane Auflösung zu erblicken, weil sie nach dem Maaß ihrer Kräfte sogleich einsehen werden, daß von solchen allgemeinen Rechnungen und dabey zum Grunde liegenden Gleichungen, die praktische Anwendung sich auf weit wichtigere Fragen machen lasse. Z. E. in der Materie von Kornmagazinen, von Leibrenten, und von vielen andern interessanten Artikeln. Ja selbst die Weinfrage für sich kann auf verschiedene Weise, besonders in Ansehung des gesetzmäßigen Preises eines solchen vermischten Weins von praktischem Nutzen seyn.

Ueberhaupt kann die Auflösung auf zweyerley Art geschehen, die ich hiemit so, wie sie mir zuerst in die Gedanken gefallen, liefern will, ohne noch auf andere Methoden zu denken, wozu mir auch ohnedem itzo die Zeit gebricht.

und richtig beurtheilen wollen, und besonders diese Rechnungsart bekanntermaßen in den gemeinsten und häufigsten Vorfällen die kürzesten und in der Ausübung am leichtesten Regeln an die Hand giebt: so wird man künftig auch dergleichen Artikeln zuweilen um so lieber eine Stelle in diesen Blättern einräumen, je deutlicher und kürzer darinn die Nutzanwendung auf würkliche Vorfälle angewiesen wird. Man wünscht indeß diese Artikel so einzukleiden, daß 1) mit Weglassung aller vorigen Operationen nur wie in gegenwärtiger Auflösung geschehn, die Hauptgleichungen, welche die verlangten Regeln enthalten, angegeben; sodann aber 2) diese Regeln mit Worten ausgedrückt, und 3) deren Ausübung in ein Paar Exempeln gezeigt werden möge; um dadurch sowol für das theoretische, als praktische Fach dieses Theils der Mathematik, dergleichen Beyträge desto nützlicher zu machen, und zugleich denen zu dienen, welchen es nur um den Gebrauch und die Anwendung der gefundenen Regeln in den ihnen vorkommenden Rechnungsfällen solcher Art zu thun ist.

Wenn

Wenn also

I. der Inhalt des Stückfasses vom Mutterwein $=$ a
in so viel Quartiere, oder einer andern beliebigen Maaße; ferner,
der Divisor, welcher anzeigt, der wie vielste Theil in gewissen gleichen Zeiten, z. E. täglich, wöchentlich ꝛc. aus sothanem Faß gehoben, und von andern Wein wieder zugefüllet worden $=$ m

Die Anzahl solcher Zeit-Räume $=$ n

Der Betrag des Mutterweins mit Ablauf des letzten Zeitraums $=$ x

Der Betrag des andern Weins zu solcher Zeit $=$ y

So ist $\frac{a\,(m - i)^n}{m^n} = x$

und $a - x = y$

oder

II. wenn statt des vorgedachten Divisoris, das Quantum, welches in gewissen gleichen Zeiträumen zugefüllet wird $=$ b

das übrige aber wie vorhin benannt wird:

So ist

$$\frac{(a - b)^n}{a^{n-i}} = x$$

und ebenfalls wie vorhin:

$$a - x = y$$

Beyde Arten werden durch die Anwendung der Logarithmen folgendergestalt in Ausübung gebracht:

I. $\text{Log. } a + n\,[\text{Log } (m - i) - \text{Log. } m.] = \text{Log. } x$

II. $n\,\text{Log. } (a - b) - (n - i)\ \text{Log. } a = \text{Log. } x$

Will man alles übrige ausser n für bekannt annehmen, und also den Werth von n finden: So ist nach der

I. Gleichung $\frac{\text{Log. } a - \text{Log. } x}{\text{Log. } m - \text{Log. } (m - i)} = n$

II. , , $\frac{\text{Log. } a - \text{Log. } x}{\text{Log. } a - \text{Log. } (a - b)} = n$

Durch

Durch diese Gleichungen lassen sich also die in dem Hannov. Magazin vorgelegten drey Fragen in allen möglichen Fällen ohne Weitläuftigkeit auflösen. Man siehet aber leicht, daß nach eben denselben noch die Fragen aufgeworfen und beantwortet werden können:

Viertens: Wie viel Quartier muß das Faß halten, wenn nach einer gewissen Zeit noch eine gewisse Quantität von Mutterwein darinn seyn soll? und

Fünftens: Wie viel kann täglich oder wöchentlich ꝛc. herausgenommen werden, daß nach einer gewissen Zeit noch eine beliebige Quantität darinn bleibe?

Sechstens: Was ist das Quartier des vermischten Weins nach einer gewissen Zeit werth, wenn das Quartier reiner Mutterwein allein c Ggr. und das Quartier von dem aufgefüllten d Ggr. kostet?

Nemlich zu richtiger Beantwortung der vierten Frage dient die Gleichung

$$n \text{ Log. } m + \text{Log. } x - n \text{ Log. } (m - i) = \text{Log. } a$$

und bey der fünften Frage setze man $a - b = p$ so ist

$$\frac{(n - i) \text{ Log. } a + \text{Log. } x}{n} = \text{Log. } p$$

und das gesuchte $b = a - p$

Die sechste Hauptfrage kann wieder in sieben besondere zergliedert werden. Die Haupt-Gleichung darzu ist, wenn Z den Preis eines Quartiers von vermischtem Wein bedeutet:

$$\frac{cx + dy}{a} = Z$$

Uebrigens findet man durch die Anwendung dieser allgemeinen Gleichungen auf die besondere von dem Herrn Verfasser zum Beyspiel aufgeworfene Fragen:

1) Daß von dem Wein von 1706. den 1. Jan. 1720. nicht mehr als $\frac{1}{100788}$ Theil eines Quartiers übrig gewesen.

2) Daß noch ein Quartier von eben demselben Wein am 4. Aug. 1711. und

3) daß von denen seit den 1. Jan. 1712. aufgefüllten 2922 Quartieren, den 1. Jan. 1720. noch 239 [illegible] Quartier in dem Fasse gewesen.



Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

18tes Stück.

Sonnabends, den 1. März, 1766.

Beantwortung des Schreibens, die übermäßige Kleiderpracht und das Traktiren betreffend.

(S. das 9te Stück dieser gelehrten Beyträge d. J.)

Mein werthester Herr Patriot!

Wenn Ihnen nicht seit einigen Tagen die Ohren unbeschreiblich geklungen haben, so weiß ich es nicht. Denn wo ich gestern und heute hinkam, da hatte man Sie und Ihren Brief zum besten. Ich habe aber mehrentheils bey Handwerkern zu thun gehabt. Sie würden ein ungemein weitläuftiges Protokoll zu sehen bekommen, wenn ich Ihnen alle Beurtheilungen, Beschwerden und Muthmaßungen, nach der Reihe wieder erzehlen wollte, so Ihres Briefes wegen zum Vorscheine kamen. Das weibliche Geschlecht nahm daran besonders Theil. Ich mußte mich wundern, wie sehr die Gesinnungen so vieler Personen, mit einander übereinstimmeten. Hier lernte ich den Geist des Volks, oder den herrschenden Geschmack recht kennen. Die Eheliebste meines Herrn Schneiders aber (der Meister-Titel ist gar nicht mehr Mode) erschöpfte alles, was in dieser Sache, von einem einsichtsvollen Frauenzimmer konnte gesagt werden. Dies von Rechts wegen. Denn da der Verstand sehr auf die Kleidung ankömmt, Schneider aber Kleider, und Kleider Leute machen, so können Sie leicht vermuthen, wie gründlich Ihre Verurtheilung vor diesem Richterstuhle werde ausgefallen seyn. Damit Sie auch deswegen nicht den geringsten Zweifel haben, so will ich einen kleinen Umstand zur Bestätigung einschalten. Mein kleiner Sohn, den ich bey mir hatte, und welcher von seiner Mutter, wie billig, längst ist angewiesen

worden,

worden, den Rang und die Verdienste nach den Kleidungen der Personen abzumessen, lief der Frau Schneiderinn gleich entgegen ihr die Hände zu küssen. Weil mich meine Geschäfte in diesem Hause etwas länger aufhielten, so hatte ich die Ehre, mit einem Koffee aus silbernem Geschirr, und hernach mit Weine, bewirthet zu werden. Verzeihen Sie es, mein Herr! daß ich Sie mit solchen nichts bedeutenden Umständen aufhalte. Wenn wir einfältigen Landleute zur Stadt kommen, so sehen wir alles für Merkwürdigkeiten an, was bey Ihnen alltäglich ist. Als ich die erste Schale Koffee in die Hand nahm, so redete mich meine Frau Wirthinn folgendermaßen an: Was meynen Sie Herr Kapellan! (meine Kirche ist eine der kleinsten im Braunschweigischen Lande) zu dem wunderlichen Briefe, welcher heute in den gelehrten Beyträgen stehet? Haben Sie ihn schon gelesen? und hiemit reichte sie mir das Intelligenzblatt her. Ich gestand aber, daß mir das Schreiben gestern schon bekannt geworden sey, als ich bey dem Herrn Schuster meine Rechnung bezahlet habe, und zuckte im übrigen stillschweigend die Achseln. Ja, erwiederte hierauf meine Frau Wohlthäterinn, sie Leute vom Lande haben gut stillschweigen. Ihnen geht die Sache wenig an. Ihre Frauen können in den mehresten Fällen mit Kontusche und Rock abkommen. Das ist für die Bauern gut genug. Aber mit uns Stadtleuten siehet es ganz anders aus. Wir haben täglich unsers Gleichen vor und bey uns. Ein jeder trägt sich nach seinem Stande, und wie es sein Vermögen verstattet. Was gehet das andern Leuten an. Wer sich nicht alle Monat ein neues Kleid anschaffen kann, der lasse es bleiben, und leide lieber, daß andere mit Fingern auf ihn weisen. Und was will der Mann mit der Kleiderordnung, und der Einschränkung des Traktirens sagen? Ein jeder kleide sich, so gut es seine Umstände erlauben, und esse mit seinen Freunden, was Küche und Keller vermögen, das ist die beste Ordnung. Wir haben so lange hausgehalten, und werden es ferner wol thun, ohne daß man uns Vormünder setzen dürfe. Ja, ich wollte kein einziges Wort darüber verlieren, wenn dieser Brief nicht aus dem Denunciationsstocke in die Anzeigen gekommen wäre. Dieser Umstand aber, sollte bald den Verdacht erregen, als wenn man höhern Orts solche Vorschläge einer Aufmerksamkeit würdigte. Bewahre uns nur GOtt vor einer Kleiderordnung! Sollte die zum Vorschein kommen, so möchte ich wünschen, Braunschweig niemals gesehen zu haben. Wie frey und artig lebt man doch in H. Da wollen wir hinziehen, sagte sie zu ihrem Manne, wenn man hier nicht mehr tragen darf, was man will. Ich möchte aber nur wissen, was solche Leute dazu bewegt, dergleichen verdrüßliche Sachen aufs Tapet zu bringen? Doch es läßt sich allenfalls errathen. Was gilts, ob man nicht mit dem Ausgange dieser Messe höret, daß ein junger Kaufmann — — — Da sollen nun die Frauen und ihre Kleider die Schuld haben. „

Es ist mir nicht möglich, mein Herr! die weibliche Beredsamkeit in ihrer ganzen Stärke nachzuahmen. Deswegen müssen Sie sich damit begnügen, daß ich Ihnen nur einen unvollständigen Auszug davon mittheile. Ich befürchte würklich, daß durch meine Wiedererzehlung die Rede dieser klugen Frau, an ihrer Bündigkeit einige Einbuße gelitten habe. Genug, ich gieng mit der Weisheit der Frau Schneiderinn erfüllet wieder in mein Quartier, und war völlig unschlüssig, ob Sie, mein Herr, oder Ihre Frau Widersacherinn, das Uebergewicht des Rechts auf Ihrer Seite hätten? Denn wir Dorfgeister, sind wie ein weiches Wachs, der letzte Eindruck bleibt immer an

uns

uns kleben. Ich traf in dem Gasthofe, (denn ich habe keinen Freundes-Menschen, bey welchem ich in der Stadt abtreten könnte) einen vornehmen Fremden an, welcher sich gegen mich ungemein leutseelig und herablassend bewies. Er war aber ein Ausländer, und noch dazu ein Obersachse. Das freundliche Betragen dieses Herrn, gab mir Muth, mich in eine Unterredung mit ihm einzulassen. Sie können leicht denken, worauf ich mein Gespräch zu lenken suchte. Auf nichts anders, als wovon mein Herz voll war. Das berüchtigte Intelligenzblatt lag noch auf dem Tische. Ich nahm mir die Freyheit, ihm solches vorzulegen, und zugleich zu melden, daß der Inhalt Ihres Briefes, mein Herr, ein ungewöhnliches Aufsehen erreget habe. Absonderlich konnte ich nicht umhin, die lehrreichen Aeusserungen der Frau Schneiderinn, mit anzuführen. Es ward darauf Ihr Schreiben gelesen, und Sie erhielten dabey in meiner Gegenwart zum erstenmale das Lob: daß Ihre Gesinnungen allerdings patriotisch und rühmlich wären. „Der Verfasser, (sagte dieser Herr) kennet die Krankheit des Staats; er weiß ihre Quellen, er siehet die Folgen davon ein, und wünscht, daß dem drohenden Verderben so vieler Bürger möchte vorgebeuget werden. Allein den in Vorschlag gebrachten Mitteln zu diesem Zwecke, scheinet es an der gehörigen Reife zu fehlen. In meiner Heymath siehet es eben so aus, wie hier, und vermuthlich wird man in den mehresten großen Städten Deutschlands die Pracht der Bürger zu bewundern Ursach finden. Vermöge des Charakters, welchen ich an dem Hofe zu D. bekleide, habe ich mich verpflichtet gesehen, diesen Umständen weiter nachzudenken. Es soll mir zum Zeitvertreibe dienen, Ihnen meine Gedanken darüber bekannt zu machen.„

„Die Kleiderordnung ist freylich (fuhr dieser vornehme Fremde fort) das erste, worauf man bey dieser Lage der Sachen, zu fallen pflegt. Weil aber eine solche Ordnung würklich zu den bisherigen politischen Seltenheiten gehört, so kann man daraus schon die Muthmaßung schöpfen, daß die klügsten Staatsmännner dabey erhebliche Bedenklichkeiten müssen gefunden haben. Und in der That sind die Schwierigkeiten, so dergleichen Einschränkung der Kleiderpracht auf dem Fuße nachfolgen, zahlreich und wichtig genug. Um dieselben einzusehen, muß man erwegen, daß man sich fast keine Kleiderordnung vorstellen könne, wenn nicht entweder eine Rangordnung vorhergegangen, oder doch damit verbunden ist. Nicht nur die Billigkeit, sondern sogar die Nothwendigkeit erfodert es, daß einem jeden sich nach seinem Stande zu kleiden erlaubt sey. Es müssen also die Standes-Stufen, sowol für die Bedienten des Staats, als auch für die Gewerbe und Nahrung treibende Bürgerschaft, festgesetzet und bestimmet werden. Würde es nicht die größte Unbilligkeit seyn, wenn man einen angesehenen und reichen Kaufmann, mit einem Handwerker, der im Keller zur Miete wohnt, der Kleidung nach, in eine Klasse setzen wollte? Es ist wahr, ein Landesherr besitzt die unwidersprechliche Macht, allen ihr Recht wiederfahren zu lassen, oder auch sogar das äußerliche Ansehn eines jeglichen seiner Unterthanen, durch dergleichen Ordnung zu erheben und zu erniedrigen. Es würde daher auch, durch eben diese unumschränkte Gewalt, die Kleiderordnung in den Gang gebracht werden können. Lassen sie uns nun setzen, ein großer Prinz bediente sich in diesem Falle seiner Herrschaft, was würde daraus entstehen?

1) Ein allgemeines Murren des Volks. Man mag nun dasselbe für so ohnmächtig erklären, als man will, so ists doch stets einem unterirdischen Donner ähnlich, worauf eine Erschütterung zu erfolgen pflegt. Es

sucht

sucht daher eine weise Regierung, eine solche Unzufriedenheit des großen Haufens, so viel irgend möglich ist, zu vermeiden. Unter dem großen Haufen, müssen sie sich nicht blos die niedrigste Gattung der Menschen, welche einen Staat bevölkern, vorstellen. Nein! sondern auch diejenigen, welche ihres Verstandes und ihrer Verdienste wegen, vor dem gemeinen Manne einen Vorzug behaupten, würden sich mehrentheils durch eine solche Einrichtung für beleidigt halten. Denn unter allen Tändeleyen der Welt, haben die eingebildeten Zeichen der Ehre, die größte Gewalt über die Gemüther der Menschen. Daher kömmts, daß man unter Tausenden kaum einen findet, welcher großmüthig genug ist, den hämischen Stolz desjenigen zu verachten, von dem man glaubt, daß er ohne Würdigkeit sey erhoben worden. Wir sind insgesammt geneigt, uns von unserm Werthe vortheilhaftere Begriffe zu machen, als wir billig thun sollten; und unsere Beruhigung bestehet darinn, wenn solchem Irrthume keine deutliche Grenzen gesetzet werden.

Die politische Erschütterung, deren ich vorhin erwähnet habe, darf man aber nicht in dem Ausbruche einer öffentlichen Meuterey und Empörung suchen. Dies ist, nach den regelmäßigen Verfassungen, worin wir leben, nicht leicht zu befürchten. Ein gemeines Wesen leidet aber schon Gewalt, wenn sich das gute Vernehmen der Bürger, in eine feindselige Gährung verwandelt; ja, wenn einige sich gar durch ihren Unwillen so weit treiben lassen, eine andere Heymath zu suchen.

Jedoch bey dem allen wendet man ein: daß es besser sey, das Volk auf wenige Zeit murren, und einige überflüßige Thoren fahren zu lassen, als einer eindringenden allgemeinen Armuth den freyen Lauf zu verstatten. Recht gut. Wird denn dieses durch eine Kleiderordnung ausgerichtet, oder thut dieselbe grade das Gegentheil? Ich behaupte das letztere, oder welches einerley ist, es folgt daraus.

2) Eine beschleunigte Armuth des Staats. Denn wenn eine Ordnung von dieser Art, von einiger Bedeutung seyn soll, so muß sie mit einer unverbrüchlichen und dauerhaften Strenge begleitet werden. Verstattet man Ausnahmen, gebraucht man Nachsichten, so ists in wenigen Wochen eben so viel, als wenn man an die Einschränkung der Kleiderpracht nie gedacht hätte. Es müssen also platterdings die allzukostbaren und von fremden Zeugen verfertigte Kleider abgeschafft, und den Besitzern alle Hoffnung benommen werden, solche jemals wieder gebrauchen zu dürfen. Man ziehet aber den Leuten die Kleider, womit sie sich bisher geschmückt u. gezieret hatten, aus, ohne dran zu denken, ihnen andre wieder zu geben. Sogar ists nicht einmal möglich, die theuren Trachten mit wohlfeilern zu vertauschen. Denn kein Trödeler wird eine alte Waare eines Hellers werth achten, wovon er weiß, daß er sie nicht wieder werde verhandeln können. Auf solche Weise wird der größte Theil der Bürgerschaft in die unvermeidliche Nothwendigkeit gesetzet, neue Geldsummen auf die Kleidung zu verwenden. Diese Verlegenheit ist um so viel nachtheiliger, wenn die innländischen Fabriken noch nicht im Stande sind, die große Menge der Waaren, welche alsdann erfodert würden, herbey zu schaffen, und man also gezwungen wäre, Auswärtigen den größten Theil des Gewinnstes zuzuwerfen. Dazu kömmt noch, daß der herrschende Geschmack, oder die überhand genommene Thorheit der Menschen, sich durch kein Gesetz auf einmal wieder vertreiben läßt. Wer gewohnt ist, sich in seidenen u. andern köstl. Zeugen über seinen Stand zu kleiden, der wirds für schimpflich achten, auf einmal zu tief herabzusinken. Lieber wendet er den letzten Nothpfenning an, um in den unerlaubten Kleidungsstücken noch eine Art der Pracht zu beweisen. Ists nicht handgreiflich, daß also die Geldausgaben vervielfältiget werden, und die Armuth, so man zu meiden suchte, desto geschwinder ausbricht?

(Der Beschluß folgt künftig.)

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

19tes Stück.

Mittwochs, den 5. März, 1766.

Beschluß der Beantwortung des Schreibens, die übermäßige Kleiderpracht und das Traktiren betreffend.

Den übertriebenen Schmausereyen, wovon der Verfasser Meldung thut, fuhr der vornehme Fremde fort, kann noch vielweniger Einhalt geschehen. Es würde auch gar nichts drauf ankommen. Denn Zehen, so ihre Güter durch Traktiren verschleudern, sind dem Staate so schädlich nicht, als ein Geitzhals, welcher seine Kapitalien auf auswärtige Aktien verwendet, und die Interessen wieder zum Kapitale schlägt. Es kann dem gemeinen Wesen gleichviel seyn, es mag das Vermögen in einer Hand bleiben, oder unter viele vertheilet werden. Man hat daher auch nie eine Theurung zu besorgen. Denn ein Verschwender ist einem Gebürge ähnlich, von welchem zwar beständige Bäche herabfließen, worauf sich aber die Regenwolken desto häufiger niederlassen. Wo viel verthan wird, ist auch viele Zufuhre, weil ein jeder, welcher Lebensmittel zu verhandeln hat, sie gern dahin zu Markte bringt, wo er sie am gewissesten los werden kann. So lange also nicht ein würklicher Mangel der Lebensbedürfnisse vorhanden ist, wird keine Theurung durchs Schwelgen entstehen können. Ist aber der Mangel da, so wird die Theurung fortwähren, wenn gleich niemand schmausete. Das Schlimmste hiebey ist nur, daß wir Deutsche uns an solche Arten, der Speise und des Tranks, gewöhnet haben, welche in unsem Vaterlande nicht können gezeuget werden. Fast alle Gewürze, die Seefische, der Koffee, die meisten Weine und noch viele andere Dinge, werden uns von Fremden zugebracht. Wir geben unser Geld davor hin, ohne Hoffnung dasselbe, so lange die Welt stehet, wieder zu gewinnen. Dies macht uns und unsere Nachkommen arm, und nicht allein die offenbaren Verschwender, sondern auch die so sparsam heissen wollen, haben daran Schuld.„

Wie wird Ihnen zu muthe? mein werthester Herr Patriot! Ich wollte drauf wetten,

ten, Sie haben eine gewisse Person vergessen, da sie andere als Urheber der nahen Armuth des Staats anklagten. Doch dies geht mich nichts an. Mir nur, ich kann es nicht leugnen, ward mein Gewissen sehr unruhig, als ich den Koffee nennen hörte. Auf daß ich aber nicht zu weit aus der Gleise weiche, so will ich Ihnen weiter melden, was zwischen dem mehr gerühmten Herrn und mir vorgefallen sey. Einer von den Bedienten desselben, welcher in der Stadt war verschickt gewesen, kam wieder zurück, und unterbrach durch seine Geschäftigkeit das Gespräch. Ich nahm aber die erste Stille in Acht, um den abgerissenen Faden wieder zu ergänzen. Dies that ich, indem ich mich erkühnete, folgende wenige Worte zu reden: Es wird also die Vorherverkündigung des jungen Kaufmanns wol unnachbleiblich erfüllet werden, daß man sich hier so lange prächtig kleiden, und herrlich traktiren wird, bis viele zuletzt halbnacket gehen, und Hunger leiden müssen. „Freylich, erhielt ich zur Antwort, siehet es mit der Dauer des Wohlstandes bey vielen Bürgern in den mehresten großen Städten ungemein mißlich aus. Man kann leichter die Krankheit, als die Arzneyen ausfindig machen. An politischen Quacksalbern fehlet es zwar nicht, und ich will Ihnen ein Beyspiel davon geben.„

„An meinem Orte übergab ein Gelehrter unserm Collegio, davon ich ein Mitglied bin, einen Vorschlag, wie dem Schaden, der aus der verschwenderischen Lebensart erwachsen würde, könne vorgebeuget werden. Und dieses Kunststück bestand nun kürzlich, ohne Vorrede und Beschluß darinn: Man sollte auf alle fremde Waaren, sie möchten zur Kleidung, oder zum Lebensunterhalte dienen, so starke Imposten, die dem ganzen Werthe dieser Kaufmannsgüter gleichten, legen. Auf solche Weise, sagte der Projektmacher, wird zwar die Ausgabe der Durchbringer verdoppelt. Sie werden geschwinde auf den leeren Boden ihres Vermögens sehen lernen, allein die Hälfte des Geldes, so sonst nach und nach aus dem Lande gegangen seyn würde, bleibt doch alsdann drinnen. Es wird gleichsam in den Spartopf gelegt, und in der Macht des Landesvaters stehet es, dadurch den herunter gekommenen Familien wieder aufzuhelfen. Es war diese Erfindung noch mit verschiedenen andern Gründen begleitet, so aber insgesammt nicht mehr beweisen, als ich schon gesagt habe.

Wenn man nun diesen gleissenden Entwurf bey dem Lichte betrachtet, so fällt die Unzulänglichkeit desselben, gleich in die Augen. Ich will nichts von der Härte erwähnen, worauf sich der ganze Vorschlag gründet, und welche bey einer sanften und gnädigen Regierung eines wahren Landesvaters gar nicht statt finden darf. Ich will nichts von dem Elende so vieler Bürger gedenken, die zwar durch dieses System aufs Aeusserste würden gebracht werden, welche aber doch ganz gewiß keine Hülfe zu erwarten hätten, weil es unmöglich ist, daß auch der huldreichste und weiseste Fürst, bey einer, so allgemeinen Zerrüttung einem jedem, oder nur den würdigsten, Beystand leisten könne. In solchen Fällen stehet es nur blos um diejenigen leidlich, welche vornehme Gönner und Freunde haben. Diese thun mehr als alles Verdienst. Ich will auch nichts von der Entvölkerung sagen, so ein so hartes und gewaltsames Mittel nach sich ziehen würde. Denn ein jeder verläßt gern seinen ersten Aufhalt, wenn er siehet, daß er an einem andern Orte gemächlicher und wohlfeiler werde leben können. Dieses alles will ich mit Stillschweigen übergehen. Nur bloß die unzähligen Unterschleife darf ich nicht unberührt lassen, welche bey einer solchen Einrichtung ganz unvermeidlich seyn würden. Wie weit man sich auf die geschworne Treue mancher Licent- Acise- und Mautbedienten verlassen könne, soll dahin gestellet seyn.

Ich

Ich bin niemals geneigt gewesen, den ehrlichen Namen anderer verdächtig und zweifelhaft zu machen. Wenn aber diese Leute gleich insgesamt vollkommen treu, gewissenhaft und redlich seyn, so unterstehe ich mich doch zu behaupten, daß, zumal in einem solchen Lande als worin ich zu Haus gehöre, und welches vielmals durch fremde Grenzen durchschnitten wird, der Schleichhandel in diesem Falle aufs höchste würde getrieben werden. Keine menschliche und ersinnliche Vorsicht halte ich bey so gestalten Sachen hinreichend zu seyn, denselben zu verwehren. Dies vorausgesetzt, so ergiebt sich der Schluß von selbst: daß der vorgesetzte Zweck verfehlet werde, die öffentlichen Kassen ledig bleiben, unsere Nachbaren den Profit ziehen, und die einheimischen Kaufleute ihre theure Ware im Laden behalten. So siehet es mit den mehresten Projekten aus, wenn es auch scheinet, als wenn sie mit noch so vielen Gründen bestätiget, und mit den glänzensten Farben gezieret wären.

Ich mag nicht weitläuftiger seyn, sonst wollte ich ihnen noch ein anderes, zu dieser Absicht unbrauchbares Mittel, zergliedern, welches unter dem Titel einer Kleider-Taxe, pflegt angepriesen zu werden. Es hat daßelbe mit dem vorigen vieles gemein. Nun werden sie es ohne mich zu schätzen wissen."

Hiemit schien dieser Staatsmann müde zu seyn, von dieser Sache weiter zu reden. Ich dankte ihm deswegen in den ehrerbietigsten Ausdrücken, für die, gegen meine Unwissenheit, bewiesene Achtung; und beklagte zugleich, daß es gar nicht möglich sey, dem herannahenden allgemeinen Verfalle, Einhalt zu thun.

„Wer weiß, bekam ich hierauf, mit einer lächelnden Miene, zur Antwort, ob unsere Umstände würklich so gefährlich sind, als sie beschrien werden. Dies ist so ausgemacht noch nicht, wie man vorgiebt. Lassen sie es aber darum seyn, so bin ich der Meynung, daß ein eingerissener verdorbener Geschmack, am sichersten durch eben den Weg könne verwiesen werden, welchen er gekommen ist. Durch den Weg der Mode sind aber die schädlichen Ausschweifungen in der Ueppigkeit und Pracht, unter uns gemein worden, und durch diesen Weg können wir solche am füglichsten und ohne Geräusch wieder vertreiben. Es ist hiezu weiter nichts nöthig, als daß wir nur über unsere äusserliche Lebensart, selbst zu urtheilen anfangen, und auswärtige Nationen hinkünftig dieser Mühe überheben. Endlich einmal sollten wir ja auch wol in diesem Stücke volljährig werden können. Es kömt nur blos auf diejenigen Personen an, welchen nachzuahmen, andern eine Ehre ist, daß solche in diesem Falle allzeit eine richtige Wahl treffen. Hiezu wird aber sowol viel Witz und Erfindung, als auch große Einsicht und Ueberlegung, bey unzähligen Kleinigkeiten, erfodert. So lange man es auf ein Ohngefehr ankommen läßt, bleiben wir in der Verfassung, worin wir jetzt sind. Wir werden uns in dem Modezirkel herum treiben lassen, und es wird uns wie Feuerrädern gehen, die bey ihrem Umlaufe immer verliehren.

Es ließe sich von dieser Sache noch ungemein viel sagen, ich kann mich aber nicht drauf einlassen, weil ich diesen Abend noch einige Geschäfte habe. Vielleicht sprechen wir uns Morgen wieder."

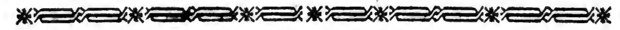
Während solcher Unterredung war das Reisegepäcke dieses Herrn, von seinen Bedienten in Ordnung gebracht, und die für ihn bestimmten Zimmer waren aufgeräumt und geheitzet. Er nahm also von mir Abschied, und ich setzte mich den Augenblick nieder, dasjenige aufzuschreiben, was ich Ihnen m H. hiemit zustelle. Verdanken Sie es meinem sehr guten Gedächtnisse, dadurch ich in den Stand gesetzt bin, Ihnen Dinge zu melden, davon Sie besser werden urtheilen können, als ich. Ich will deswegen nichts weiter hinzusetzen, als daß ichs mir zur Pflicht mache, stets zu seyn,

Kleinkirchen, den 7. Febr. 1766.

Dero ergebenster Diener,
de Crodomonte.

Von der Viehseuche.

Herr Ellius und Herr Aaskow haben auf des Königs von Dännemark Befehl verschiedene Experimente mit noch lebendigen von der Seuche befallenem Viehe angestellt, und unter ziemlicher Gewißheit bereits so viel herausgebracht, daß die Ausdünstungen des Mistes vom kranken Vieh, das vornehmste, oder vielleicht gar das einzige Gift sind wodurch die Krankheit fortgeflanzt wird. In der allgemeinen deutschen Bibliothek, welche die Schrift des Herrn Ellius anzeigt wird solches durch eine von dem Recensenten gemachte Erfahrung bekräftigt; es wurde nemlich ein noch gesundes Dorf an eben dem Tage von der Viehseuche angefallen, als die Einwohner eines benachbarten Vorwerks im ersten Frühling anfiengen, den Dünger von ihrem schon vor einigen Monaten verstorbenen Vieh auf den Acker zu bringen. Da die Seuche in unsern Gegenden noch nicht ganz aufhören will, so halten wir es für unsre größte Schuldigkeit, das Publikum hierauf aufmerksam zu machen. Es haben schon mehrere Beobachter angemerkt, daß diese verderbliche Seuche einen gewissen Windstrich gehalten, und sich wie bekannt hauptsächlich im Frühjahr und Herbst äussert, wo man den meisten Mist auf die Felder zu führen pflegt. Es würde also vielleicht die äusserste Vorsicht bey dem Gebrauche des Düngers vom kranken Viehe in Zukunft nöthig seyn, da es kaum glaublich ist, daß unsre Landleute ihn bisher sollten verscharrt haben.



In der auf dem Bohlwege befindlichen Buchhandlung des hiesigen Fürstl. großen Waysenhauses sind folgende neue Bücher zu haben:

1) C. F. Gellert von der Beschaffenheit, dem Umfange und dem Nutzen der Moral; eine Vorlesung auf Befehl und in hoher Gegenwart Sr. Churfürstl. Durchlaucht zu Sachsen, Friedrich Augusts, den 29. April 1765. zu Leipzig gehalten. med. 8. Leipzig 1766. 3 ggr.

2) Schreiben an den Hrn. Vicar in Savoyen; abzugeben bey dem Hrn. Joh. Jac. Rousseau. 8. Hamburg 1766. 3 ggr.

3) Kupfer zu des Hrn. C. F. Gellerts Fabeln und Erzählungen, von J. F. Meil. med. 8. 1766. 2 Thlr.

4) Allgemeine deutsche Bibliothek des 2ten Bandes 1stes Stück. med. 8. Berlin 1766. 18 ggr.

5) J. P. Cassel Bremensia gegründete Nachrichten zur Erläuterung der alten und neuen Geschichte des ehmaligen berühmten Erzstifts und der Kaiserl. freyen Reichsstadt Bremen, 1sten Bandes 1ster und 2ter Theil. 8. Bremen 1766. 12 ggr.

6) Neues Handbuch für Künstler auf alle fast nur erdenkliche Fälle eingerichtet, zwey Theile. 8. Leipzig 1766. 2 Thlr.

7) Briefe zu Bildung des Geschmacks 2ter Theil. 8. Breslau 1766. 12 ggr.

8) Des Hrn. Le Beau Geschichte des morgenländischen Kaiserthums, von Constantin dem Großen an, als eine Fortsetzung der Werke der Herren Rollin und Crevier, 3 Theile. 8. 1766. 2 Thlr.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

20tes Stück.

Sonnabends, den 8. März, 1766.

Verzeichniß der Vorlesungen, so auf der Julius-Carls-Universität zu Helmstedt, in diesem Sommerhalbenjahre gehalten werden sollen.

In der theologischen Fakultät.

Der Hr. Abt von der Hardt wird öffentlich die vornehmsten und schwersten Stellen der heil. Schrift mittelst einer genauen Auslegung aus dem Grundtext also erklären, daß nicht allein die Wahrheit des göttlichen Wortes gegen die Verfälschung der Widersacher gerettet, sondern auch deren Nutzen in der dogmatischen und polemischen Theologie gezeiget werde. Besonders wird er die Kirchengeschichte des alten Testaments, nach Maßgebung seiner Sätze, aufs neue vortragen; die Auslegungskunst der heil Schrift lehren; und andere Uebungen, nach dem Verlangen seiner Zuhörer, anstellen.

Der Hr. Abt Carpzov, itziger Dekanus der theol. Fakultät, wird öffentlich über die Lehre von dem dreyeinigen GOtt disputiren. In den Privatstunden wird er die Glaubenslehre über seine eigene Sätze vortragen: die Epistel an die Römer; desgleichen die Regeln der Auslegungskunst der heil. Schrift, erklären, und mit Exempeln erläutern. Auch erbietet er sich zu einem halbjährigen Examinatorio über die ganze Dogmatik.

Der Hr. Generalsuperintendent D. Teller, zeitiger Prorektor, wird öffentlich die vornehmsten Bücher aus jedem Theil der Gottesgelahrheit bekannt machen, und zu einer kritischen Kenntniß, auch richtigem Gebrauch derselben Anleitung geben. In den Privatvorlesungen wird er vornemlich die Kirchenhistorie traktiren, und dabey des sel. Baum-

 gartens

gartens breviarium historiae Christianae zum Grund legen; auch auf Verlangen sich bereit finden lassen in andern Theilen der theologischen Gelehrsamkeit Anweisung zu geben.

In der juristischen Fakultät.

Der Hr. Hofrath Häberlin wird öffentlich den 5. und 8ten Artikel des Oßnabrückischen Friedens-Instruments erklären, und in den besondern Stunden von 8 bis 9 Uhr das deutsche Staatsrecht über das Schmaussische Compendium vortragen.

Der Hr. Hofrath Eisenhart wird öffentlich von 2 bis 3 Uhr das peinliche Recht nach Böhmers Anweisung lehren, und in den besondern Stunden von 8 bis 9 Uhr, die Anfangsgründe der bürgerl. Rechtsgelahrheit nach der Ordnung der Institutionen über den Heineccius erklären, sodann von 11 bis 12 Uhr die Geschichte der Rechtsgelahrheit nach seiner Anleitung vortragen, auch sonst nach Verlangen mit andern Vorlesungen über die verschiedenen Theile der Rechtsgelehrsamkeit dienen.

Der Hr. Doct. Höfler wird öffentlich von 10 bis 11 Uhr, das geistliche Recht nach Böhmers Lehrbuch vortragen. In den besondern Stunden aber von 9 bis 10. und 11 bis 12 Uhr, die Pandekten nach Böhmers Einleitung, und von 3 bis 4 Uhr, das Natur- und Völkerrecht nach Gribners Grundsätzen erläutern.

Der Hr. Doct. Frick, zeitiger Dekanus der juristischen Fakultät, wird öffentlich das deutsche Recht nach dem Handbuch des Hrn. Hofrath Eisenhart vortragen. In den Privatstunden wird er Böhmers Pandekten und Mascovs Einleitung in das Lehnrecht erläutern. Die Disputirübungen wird er gleichfalls neu anfangen.

In der medicinischen Fakultät.

Der Hr. Hofrath Fabricius wird öffentlich Vormittags von 10 bis 11 Uhr, die Anfangsgründe der Botanik vortragen und Abends von 6 bis 7 Uhr die in dem medicinischen Garten blühende Pflanzen zeigen. In den Privatstunden wird er die Physiologie, Pathologie und medicinam forensem, oder aber andere Theile des Studii Medici lehren.

Der Hr. Doct. Adolph, itziger Dekanus, wird öffentlich genauere Zergliederungen der feinern Theile unsers Körpers vorzeigen, und dadurch die Ader- und Nervenlehre vorzüglich deutlich zu machen suchen. In den besondern Stunden wird er über das Hallerische Lehrbuch die Physiologie vortragen, auch die Knochenkenntniß lehren.

Der Hr. Doct. Beireis wird öffentlich um 11 Uhr, die Chemie vortragen und mit vielen Experimenten erläutern. In den besondern Stunden wird er die Physiologie und Diätetik erklären, und nachdem er im vorigen halben Jahre die besondere Pathologie zu Ende gebracht hat, wird er aufs neue die allgemeine Pathologie wieder anfangen zu erläutern. Ferner wird er die von ihm verlangte gerichtliche Arzneywissenschaft wieder lehren.

In der philosophischen Fakultät.

Der Hr. Prof. Fabricius, der Universität Aeltester, wird wann die Kniegicht das Gehen wird zulassen, in den öffentlichen Vorlesungen von den sehr raren Büchern seiner Bibliothek Nachricht ertheilen.

Der Hr. Prof. Reuffel wird nach Anleitung der Baumgartenschen Sittenlehre, in seinen öffentlichen Vorlesungen die Ausübung der

der natürlichen Pflichten vortragen, welche zu einem vernünftigen Wandel erfodert wird. Ausserdem wird er denen zum besten, welche das Natur- und Völkerrecht als eine Wissenschaft erlernen wollen, die Wolfischen Anfangsgründe erklären, auch auf weiteres Verlangen nicht entstehen.

Der Hr. Abt von der Hardt wird öffentlich das zweyte Buch Mosis analytisch erklären, und mit Anmerkungen aus der Philologie erläutern. Besonders will er die Anfangsgründe der hebräischen Sprache auf eine kurze und deutliche Art zeigen, und dem Befinden nach, die chaldäische und syrische Sprache hinzufügen; in den Vorlesungen über die prophetischen Bücher fortfahren, und zum Rabbinischen und Talmudischen Anweisung geben.

Der Hr. Hofrath Häberlin, ordentlicher Lehrer der Geschichte, und Universitäts-Bibliothekarius, wird in den öffentlichen Stunden die Historie des 18ten Jahrhunderts nach Anleitung des Nergerischen Compendii vortragen. In den besondern Stunden aber von 7 bis 8 Uhr, die Historie der vornehmsten Europäischen Reiche und Staaten aus dem Gebauerischen Grundrisse erklären, und solche in diesem halben Jahre zu Ende bringen, hiernächst von 9 bis 10 Uhr über die deutsche Reichshistorie lesen, u. dabey sein eignes Compendium zum Grunde legen. Des Mittwochs und Sonnabends aber wird er von 2 bis 3 Uhr die Universitäts-Bibliothek eröfnen.

Der Hr. Abt Carpzov wird im Griechischen einige Stücke aus Breitingers Eclogen; privatim die Apostelgeschichte; oder, auf mehreres Verlangen, die Pericopen der sogenannten Evangelien erklären.

Der Hr. Prof. Wernsdorf wird öffentlich des Horaz Dichtkunst erklären, privatim wird er den lateinischen Styl nach dem Heineccius, die Historie der Gelahrtheit nach dem Heumann, und die christlichen Alterthümer nach Baumgartens kurzen Inbegriff, vortragen.

Der Hr. Prof. Dommerich, itziger Decanus, erkläret den griechischen Philosophen Hermias nach seiner Ausgabe öffentlich um 1 Uhr. In besondern Stunden träget er um 9 Uhr die Metaphysik nach dem Baumgarten, um 2 Uhr die Logyk nach seinem Compendio, und um 11 Uhr die natürliche Streittheologie vor, worin er die Lieblingsirthümer unserer Tage widerlegt.

Der Hr. Doct. Beireis wird öffentlich die Naturgeschichte wieder vorzutragen anfangen, und die Mineralogie erklären, zugleich aber auch aus seiner Naturaliensammlung seinen Zuhörer die Fossilien vorzeigen. In den besondern Stunden wird er die Naturlehre, die Landwirtschaft und Forstwissenschaft, die reine und angewandte Mathematik lehren. In ganz besondern Stunden wird er die von ihm verlangten Vorlesungen über die Experimentalphysik, die physikalische Chemie und über die Probierkunst halten.

Der Hr. Prof. Bode wird öffentl. die erste Hälfte des Psalters aus dem Hebräischen erklären; in seinen besondern Vorlesungen aber den Hiob cursorisch durchgehen; und in den allerbesondersten denjenigen dienen, welche im Syrischen und Arabischen seinen Unterricht verlangen werden.

Der Hr. Doct. Cappel, Prof. Medic. Extraord. wird über des sel. Hofr. Heisters ersten Theil seiner Chirurgie öffentliche Vorlesungen halten.

Der

Der Hr. Mag. Ferber, Profess. Publ. Extraord. wird öffentlich die ersten Gründe der philosophischen Sittenlehre vortragen. In besondern Stunden wird er theils überhaupt die vornehmsten Theile der theoretischen Weltweisheit mit den praktischen verknüpfen, und nach ihren genauesten Zusammenhange erklären, theils insbesondere über Schuberts Metaphysik, und Baumeisters Vernunftlehre; über das Recht der Natur nach Achenwalds Lehrbuche und über die natürliche Gottesgelahrtheit Vorlesungen halten. Die Disputirübungen werden über die wichtigsten Sätze der Weltweisheit angestellt werden.

Der Hr. Prof. Beauregard wird öffentlich in der Erklärung des Fenelonschen Gedichts les Avantures de Telemoque fortfahren, und sie zu Ende bringen. In den Privatstunden wird er theils die Anfangsgründe der französischen Sprache nach seinen eigenen Grundsätzen vortragen, und die Anfänger in der Aussprache zu üben suchen, theils denen die schon mehr Fähigkeiten besitzen, die eigenthümlichen Schönheiten der Sprache, durch die Lektüre der besten Schriftstellers, als: des Moliere rc. auch Anweisung in Briefschreiben, kennen lernen.

☼ ☼ ☼

Herr Hertell, Lektor der Englischen Sprache, wird in diesem halben Jahre in seinen öffentlichen Vorlesungen die moralischen Schriften des Hrn. Steels: welche in dem ersten Theil des Hrn. Tompsons Englisch Miscellanies zu finden sind, vorlesen und erklären. In seinen besondern Stunden, wird er sich nach der Fähigkeit eines jeden seiner Hrn. Zuhörer richten. Seine öffentlichen Stunden in diesem Sommerhalbenjahre sind Mittwochs und Sonnabends frühe von 7 bis 8 Uhr.





Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

21tes Stück.

Mittwochs, den 12. März, 1766.

Von der Quadratur des Zirkels.

Auszug eines Schreibens aus G. an Hrn. P. Z.

Sie fragen, ob die Böhmische Quadratur des Zirkels auch bey uns Aufsehen gemacht hat, und was ich davon denke. Es thut mir leid, zu bekennen, daß unsere Gelehrten über den stolzen Artikel eines unwissenden Zeitungsschreibers etwas ernsthaft worden, und nur noch auf einen Wink zu warten geschienen, unsern Zeiten zu einer Sache Glück zu wünschen, wovon sie freylich nicht viel mehr wissen, als daß man sie lange gesucht hat. So selten sind noch unter uns die mathematischen Kenntnisse. Von der Quadratur selbst glaube ich, daß sie nicht die letzte dieser Art seyn wird. Die lächerliche Einbildung, daß sie so zu sagen der Mittelpunkt der Geometrie und das Ziel aller mathematischen Wünsche sey, daß sie mit der Erfindung der Länge auf der See zusammenhänge, daß große Herren Geld dafür geboten, nebst der scheinbaren Einfachheit des Zirkels, wird noch in Zukunft so manchen blenden, und dem gemeinen Wesen unbrauchbar und beschwerlich machen, daß man dieser Thorheit billig alle Verachtung entgegensetzen sollte. In Frankreich war vor einigen 20 Jahren ein gewisser Mathelon seiner Quadratur so gewiß, daß er sich selbst vor Gericht zu einer Strafe von 1000 Thlr. verdammte, wenn sie unrichtig wäre, er hat sie auch ohne Gnade ad pias causas bezahlen müssen. Unsre Quadrierer sind hiezu insgemein zu arm, oder doch in Geldsachen gescheiter, als im Quadrieren, so daß ich Ihnen m. H. ein untrügliches Mittel, diese Leute abzuwehren, vorschlage, wenn sie sie nemlich zur Sicherheit eine Summe Geldes beym Intelligenzcomtoir niederlegen heissen, ehe Sie ihre Erfindung in ihr öffentliches Blatt aufnehmen. Im Ernst, wenn ich Vorsteher einer Schule wäre, so würde ich dem Schulcollegen die Mathematik verbieten, den ich über die Quadratur

des Zirkels tiefsinnig werden sehe, denn es ist mathematisch gewiß, daß einer, der so unerträglich falsche Zahlen zum Vorschein bringt, als der zu Calbe, doch ein gewöhnliches Lehrbuch, als das Segnerische, nicht verstehen muß, wo so viel richtigere Zahlen durch eine nach Belieben weiter zu treibende Näherung, blos mit Hülfe der Anfangsgründe herausgebracht sind. Vom Meton an, den schon Aristophanes mit seiner Quadratur auf die Schaubühne gebracht hat, bis herunter auf Hr. Böhm, in einer zweytausendjährigen Reihe solcher mathematischen Adepten, hat keiner die Wahrheit so weit verfehlt, als der letzte. Jedoch es wäre unbillig, Meton, den Erfinder des berühmten Mondszirkel, und seine Landsleute, mit den neuern Quadrierern auf eine Liste zu setzen. Jene waren, was unter den neuern vielleicht der einige Gregorius a St. Vincentio ist, wahre Meßkundige, die bey dem engern Umfang der Geometrie und Mangel der neuern Methoden, die Quadratur des Zirkels für wichtiger und möglicher hielten, als wir, und dieser Aufgabe, nebst noch ein Paar andern, großentheils die Erweiterung der Geometrie zu danken hatten, so wie der chymische Adepte manchmal, statt des Steins der Weisen, etwas anders nützliches in seinem Tiegel gefunden hat. Dies können Sie aber von den neuern Quadrierern nicht sagen, einem vermischten Schwarm von Cardinälen, Rittern, Sprachgelehrten, Weltweisen, Regimentsquartiermeistern, Predigern u. Schulcollegen (Cardinal de Cusa, Chevalier de Causans, Scaliger, Hobbes, Leistner, Merkel, Böhm.) Ein französischer Schriftsteller hat diesen seltsamen Theil der Schöpfung auf Linnäisch in eine systematische Ordnung gebracht, und 3 Hauptklassen formirt. Die von der ersten Klasse schonen den Kopf und arbeiten an der Quadratur mit den Händen. Sie legen einen fein gesponnenen Faden um einen Zirkelkreis oder drehen sich eine Scheibe und lassen sie auf einer ebnen Fläche umlaufen, oder sie wägen eine Scheibe und ein Viereck ihres Durchmessers, beyde von gleicher Materie und Dicke gegen einander ab, und lächeln über den Geometer, der so sinnreich nicht gewesen ist. Diese Leute sind aber weder so zahlreich noch so beschwerlich, als die von der zwoten Klasse, welche von der Geometrie nur so viel wissen, als sie brauchen, um sich in einem Labirinth falscher Schlüsse zu verlieren. Sie bringen ihre Erfindung vor jeden Richterstuhl, ich meyne vor jede Akademie der Wissenschaften, und verlangen eine Untersuchung, oder schreyen über verweigerte Justiz. Man mag ihnen immerhin ihre Paralogismen zeigen, sie bessern sie aus, machen dafür neue, bis sie, zum Glück für ihre Richter, böse werden, und ihr Geheimniß dem Urtheil der Nachwelt übergeben, oder, wenn sie cholerisch sind, mit ins Grab nehmen. Man hat kein Exempel, daß jemals einer aus dieser Klasse wieder zu sich selbst gekommen wäre, wie der Held von Mancha. Die dritte Klasse besteht aus wenig, aber desto ausserordentlichern Köpfen, die eine eigne Logik und Geometrie haben, und öffentlich behaupten, daß die Zirkelfläche dem umschriebenen Vierecke, die Quadratwurzel von 49, der von 50, oder ein Theil dem ganzen gleich sey. In unserm kältern Himmelsstriche giebt es aber solche Seltenheiten nicht, als Causans und Liger in Frankreich sind.

In welche Klasse der neue Quadrierer mit seinen Kameraden gehöre, oder ob man eine neue für ihn machen müsse, kann ich nicht wissen; der Zeitungsschreiber sagt nur, daß er auf eine ausserordentliche Art hinter das Geheimniß gekommen, also wol nicht durch Schlüsse, die auf die Eigenschaften der Figuren gegründet sind, denn dies wäre ein ganz ordentlicher Weg; auch gewiß nicht durch solche Rechnungen, als der große Eu-

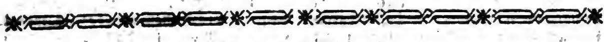
ler

ler angestellt hat, wobey doch ein gewisser Zufall statt fände; denn so wären die Böhmischen Zahlen nicht so abscheulich falsch. Nach dem Schulcollegen zu Calbe soll das Quadrat des halben Durchmessers zur Zirkelfläche, oder der Durchmesser zum Umkreis seyn, wie 1225 : 3844. oder wie 10000 : 31379 + anstatt, daß die letztere Zahl 31415 + heissen sollte. Man fehlt also nur im Umkreise eines Zirkels von 10000 Fuß im Durchmesser um ganze 36 Fuß, da sie hingegen mit der in 127 Zahlen ausgedrückten Verhältniß des Lagey in einem Kreiß, dessen Durchmesser neuntehalb tausend Millionen Erddiameter ist, noch um kein Haarbreit fehlen. Ich will nicht mit einer so langen Reihe von Zahlen ihre Schriftkästen erschöpfen. Sie sehen wol, daß dies mehr ist, als man in der reinen Geometrie oder den physikomathematischen Wissenschaften, bey irgend einer der unzähligen Aufgaben, wo diese Verhältniß nöthig ist, braucht, und die Methoden, womit die Mathematiker diese Näherung so weit getrieben, machen ihrem Scharfsinn wenigstens eben so viel Ehre, als wenn sie, nach Hrn. Eulers Art, allerhand Theilungen des Zirkels und seines Umkreises durch Rechnung versucht, und zufälligerweise auf die völlige Länge eines bestimmten Bogens oder des Umkreises gerathen wären. Sie werden aber vielleicht die Hoffnung zu einem so glücklichen Zufall aufgeben, wenn Sie des Gregorius Beweis von der Unmöglichkeit der bestimmten Quadratur des Zirkels untersuchen wollen. Sie finden ihn, und Huyghens Einwürfe dagegen in des letztern opp. var. Er ist auf die Betrachtung gewisser unendlicher convergirenden Reihen, welche die in und um den Zirkel beschriebene Polygons machen, und deren letztes Glied der Zirkelausschnitt ist, gegründet. Wollen Sie aber noch nicht vor entschieden halten, ob die bestimmte Quadratur des Zirkels unmöglich sey, so ist es doch die unbestimmte, nachdem Newton, Bernouilli, und andere, allgemein erwiesen haben, daß keine geschlossene krumme Linie, die ohne Rückkehrpunkt ist, also auch der Zirkel nicht, unbestimmt zu quadriren, oder eine endliche Gleichung von bestimmter Höhe anzugeben sey, wodurch man den Inhalt eines jeden beliebigen Segments ausdrucken könnte. Wenn namentlich für den Zirkel eine solche Gleichung möglich wäre, so hätte man auch dergleichen für die Theilung eines Bogens, wovon man aber das Gegentheil weiß. Denn je grösser die Anzahl der Theile ist, worein man einen Bogen theilen soll, desto höher ist auch die Gleichung. Mit der bekannten quadratrix Dinostrati wäre die unbestimmte Rektifikation und Theilung des Bogens so leicht, als die Theilung einer geraden Linie. Da aber diese, und andre zu gleichem Zweck gebrauchte krumme Linien selbst nicht geometrisch beschrieben werden können, ohne das, was man sucht, die Rektifikation des Zirkelbogens vorauszusetzen, so ist dies nichts mehr als eine petitio principii; unsre neuen Quadrierer hätten zwar kein Arges daraus, wenn sie sich in der Mathematik so weit verstiegen, daß sie die Quadratrix kennten. Es weiß nicht einmal einer unter ihnen, was unbestimmte Quadratur des Zirkels heisse, an welcher uns doch so viel mehr gelegen wäre, als an der, so sie suchen, nicht sowol um des Zirkels willen, als um so vieler andern krummen Linien, deren Quadratur oder Rektifikation von des Zirkels seiner, oder von der Integration solcher Formeln als $dx\sqrt{a^2 - x^2}$, $\frac{a\,dx}{\sqrt{a^2 - x^2}}$ abhängt.

Ich muß um Vergebung bitten, daß diese Antwort vielleicht zu weitläuftig gerathen, und auch wegen andrer Abhaltung so spät und zu einer Zeit erfolget, da die Böhmische Quadratur sich schon aus unsern

Augen

Augen verloren, und auf Ihres Miltons äußerem Gewölbe der Schöpfung mit andern menschlichen Thorheiten herumflattert. Glauben Sie indessen, daß einige der künftigen Quadrierer dadurch muthlos gemacht werden können, so mögen Sie davon beliebigen Gebrauch machen. Es wäre doch eine verdienstliche That, wenn man diese armen Leute, die der Hunger in ganzen Schaaren hinter der vor ihnen fliehenden Quadratur des Zirkels, perpetuo mobili, Stein der Weisen, und Länge auf der See, herjagt, in einem Lauf aufhielte, der sich nach Hogarths Kupferstichen in Bedlam, oder der Fleet, endigt, und sie von Dingen, die entweder unmöglich oder sehr zweifelhaft, oder für sie zu hoch sind, zu Beschäftigungen zurückführen könnte, die ihren Kräften angemessener wären.



Von der Viehseuche.

Da man bey einer so verderblichen Landplage, wie die Viehseuche ist, kein Mittel unversucht lassen muß, so wollen wir aus dem 7. Stück des Leipziger Intelligenzblattes folgendes Mittel bekannt machen.

Bey einem Bauer in dem Dorfe Wannewitz waren von 4 Stück Rindvieh schon 2 krepirt, als dieser Bauer mit einer Art von Strohbürste, welche in Oel eingetauchet wird, den noch lebenden 2 Stücken Rindvieh durch einigemal Hin- und Herfahren den Hals reinigte.

Ohnerachtet man seither das Rindvieh auf keinerley Art zu einigem Auswurf hatte bringen können; so that doch diese Strohbürste, welcher wir nunmehro den Namen einer Halsbürste geben wollen, den glücklichen Effekt, daß das Vieh eine überaus häufige stinkende Materie durch den Hals und durch die Nasenlöcher auswarf, sofort Luft bekam, und binnen wenigen Tagen völlig gesund ward.

In meinem neben diesem Bauer gelegenen Vorwerke waren zu gleicher Zeit nur noch 2 Stück Rindvieh lebendig, jedoch sehr krank, als ich anbefahl, dem Exempel des Bauers zu folgen. Es geschah solches mit einerley Nutzen; meine beyden Stücke Rindvieh warfen unerträglich stinkende Materie aus, und wurden binnen wenigen Tagen völlig gesund.

Es kömmt also darauf an, durch mehrere Versuche oder Raisonnements zu bestimmen: Ob diese Bürste ein unschädliches und stets gleich sicheres Brechmittel sey, und in welcher Art von den verschiedenen Viehkrankheiten solches am vorzüglichsten zu gebrauchen?

Die Bürste wird an dem Ende eines anderthalb bis zwo Ellen langen Fischbeines, oder einer eben so langen biegsamen und zähen Ruthe angebunden, und bestehet eigentlich nur aus einem kleinen kurz und borstenmäßig verschnittenen Strohwische.

J. F. Gr. V. v. E.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

22tes Stück.

Sonnabends, den 15. März, 1766.

Schreiben über den überhandnehmenden Gebrauch des Schnupftobacks.

Werthester Freund,

Ich brauche eben kein Hexenmeister zu seyn, um zu errathen, warum sie mir so dienstfertig das Stück der hiesigen Anzeigen vom vorigen Jahr zugesandt haben, in welchem es über das unschuldige Tobacksrauchen hergeht. Ich habe ihnen den letzten Abend, da ich bey ihnen war, das Zimmer brav voll gedampft, ihre Kleider und Haare haben noch den andern Tag den angenehmen Geruch davon gehabt, und ihr Perückenmacher hat ein Viertelpfund Orangenpomade mehr verbrauchen müssen; sie wissen viel zu gut zu leben, als daß sie einen ihrer besten Freunde Toback versagen würden, ob sie ihn gleich selbst nicht leiden mögen; um mir aber doch eine kleine stillschweigende Erinnerung zu geben, senden sie mir die gedruckte Strafpredigt wider den Toback zu. Sehr gut ausgedacht, in der That!

Ihre Rache hat indeß, wie es gemeiniglich zu geschehn pflegt, mehr Unheil angestiftet, als sie selbst zu thun willens gewesen sind. Denn, stellen Sie sich vor, ich bin eben nicht zu Hause, da Sie mir das Blat zusenden, es geräth also meiner Frau in die Hände; und sie liest es mit aller möglichen Herzenslust einigemal vorher durch. Welch ein Triumpf für sie! Alle Lästerungen, die jemals aus einem weiblichen Munde wider den armen Toback ausgestoßen worden, mußte ich mit Geduld von ihr anhören, und was noch das allerschlimmste war, sie drang recht im Ernste darauf, daß ich mir doch den Toback ganz und gar abgewöhnen möchte, da er, wie der Verfasser des Blattes darthue, nichts anders als ein wahres Gift sey, das jedermann vor der Zeit ins Grab stürzen müsse. Sie wissen wohl, wenn eine Frau ihre Zärtlichkeit für uns aufbietet, und die

Sorge für unsre Gesundheit und unser Leben zur rechten Zeit vorzuschätzen weiß, so muß man sehr hart und unhöflich seyn, wenn man ihr etwas abschlagen will. Ich befand mich also in großer Verlegenheit, und ich gestehe ihnen aufrichtig, daß ich meine gewöhnliche Mittagspfeife zum erstenmal verstohlnerweise zu meinem Gartenfenster hinausgeraucht habe. Ich hoffte nachher beständig, daß etwan ein tapferer Federfechter auftreten, und den Toback wieder in den Intelligenzblättern vertheidigen sollte; aber es scheint, daß sich niemand die Mühe nehmen will, oder auch Muth genug dazu hat. Ich will mich also auf eine andre Art rächen, und da der Rauchtoback auf eine so heftige und ungerechte Weise angegriffen worden, so soll doch wenigstens auch der Schnupftoback nicht so frey ausgehn, als es bisher noch immer geschehn ist. Eine wunderliche Rache, werden sie denken, das kann wol seyn! Indeß werden sie meine wichtigen Ursachen hiezu in der Folge gar bald entdecken.

Der Gebrauch des Rauchtobacks kann bey den mehresten Liebhabern desselben, wo nicht gänzlich gebilligt, doch wenigstens sehr entschuldigt werden. Er äußert bey unzähligen Personen so viel gute Wirkungen, daß man ihm unmöglich allen Nutzen in Ansehung unsrer Gesundheit absprechen kann. Aber wozu dient der Schnupftoback? Die einzige manchmal nützliche Würkung, die er auf unsern Körper hat, ist so viel ich weiß diese, daß er zum Niesen bewegt. Wem ist aber nicht bekannt, daß jemand, der sich des Schnupftobacks nur etwas stark bedient, in kurzer Zeit die Fähigkeit durch ihn zu niesen verliert. Dies ist also der einzige kurze Vortheil auf der einen Seite: und auf der andern Seite, welch eine Menge von Schaden und Unbequemlichkeiten! Ich weiß kaum, welche ich zuerst nennen soll.

O daß ich kein Sohn des Aeskulapius bin, und etwas von den Geheimnissen der Arzeneykunst zu verrathen habe! Wie einleuchtend wollte ich darthun, daß der Schnupftoback eine viel ärgere Pest ist, als der arme Rauchtoback. Wenn dieser letztere uns alle die ersten Wege der Natur auf eine wohlthätige Art offen erhält; so verstopft uns hergegen der Schnupftoback den edelsten Theil unsers Leibes, nemlich das Haupt, und die Nase; das Werkzeug eines unsrer feinsten Sinne, wird unfähig gemacht, uns seine getreuen Dienste zu leisten. Umsonst ist im Frühling der Garten mit balsamischen Blüthen bestreut, der Tobacksschnupfer geht fühllos hindurch; umsonst reicht man ihm die sanftduftende Hyacynthe, oder die Königinn der Blumen, die aromatische Rose; er empfindet ihren Aushauch nicht, und stopft eine halbe handvoll St. Omer in seine Nase. Noch mehr! Wenn eine Pfeife holländischen Knasters, Varinas, oder Petum optimum subter solem, die Kehlen der Redner zu einer männlichen volltönenden Baßstimme erweitert, so verursacht der Schnupftoback sehr oft die allerunangenehmste Ausrede, die man sich nur denken kann. Und wer weiß, wie oft der häufige Gebrauch des Schnupftobacks an sehr ernsthaften Krankheiten des Kopfes, und der Augen Schuld gewesen seyn mag? oder wer kann versichern, daß das Gehirn, und also auch die Kraft und Stärke zu denken, nicht oftmals sollte dadurch geschwächt worden seyn?

Ich überlasse alles dieses den Herrn Aerzten zu weiterer Entscheidung. Ich kann auch allenfalls leiden, daß man den Gebrauch dieses schädlichen Staubes, bey den Mannspersonen etwas mehr zu entschuldigen suche; aber, werthester Freund, bey dem Frauenzimmer! wie ist er da zu erlauben? wie ist er da zu rechtfertigen?

Doch ehe ich weiter gehe, muß ich Ihnen nunmehr entdecken, daß meine Frau Gemahlinn ihre sechs Schnupftobacksdosen hat, wovon

wovon sie alle Tage einige richtig ausleert; ohne eine papierne Tüte zu rechnen, die immer mit Rappee unter ihrem Spiegel liegt, und gleichfalls bey Gelegenheit mit ausgebraucht wird, und ohne die beyläufig präsentirten Prisen aus dem Dosen der Nachbarinnen und guten Bekannten mit in Anschlag zu bringen, welche sie und mich täglich zu besuchen pflegen; und die nach einer ganz mäßigen Rechnung ebenfalls eine Dose voll des Tags ausmachen mögen. Doch dies ist noch nicht genug. Auch des Nachts liegt ein Papier von diesem pulverisirten Nasengifte vor ihrem Bette, woraus sie mitten im Schlafe ganz mechanisch eben so gut die Nacht durch ihre Prise nimmt, als am Tage. Nunmehr, werthester Freund, wird ihnen hoffentlich ein Licht aufgehn, und sie werden itzo gar deutlich begreifen können, warum ich eben den Schnupftoback zum Gegenstande meines Unwillens gewählt habe. Bin ich partheyisch in dieser Sache, oder gehe ich zu weit in meinem Hasse wider dieses Nasenkraut; so ist es mir zu vergeben, und ich werde vielleicht nur allzuviel Männer finden, die gern gemeine Sache mit mir machen und wünschen werden, daß das schöne Geschlecht seine Vortheile besser verstehn, und seine Reitzungen nicht durch so eine elende Sache, als der Schnupftoback ist, verwüsten möchte. Denn vernehmen Sie, mein Herr, und halten Sie es für keine Prahlerey von mir, wenn ich Sie versichere, daß meine Frau, wie ich um sie heyrathete, wo nicht eine vollkommene Schönheit, doch gewiß eine von den artigsten Frauenzimmern war, die man nur sehen kann. Vergeben Sie mirs, werthester Freund, wenn ich bey der Erinnerung dieser glücklichen Zeiten in eine Art von Begeisterung gerathe. Alles was die Dichter ihren poetischen Schönen zuzueignen pflegen, oder was Winkelmann in den Gesichtern seiner Antiken sieht, und zu sehen glaubt, alles das fand ich in größter Vollkommenheit in dem Gesichte meiner Frau. Ihre schwarzen Augen waren so hell, wie ein Paar Fackeln, ihre Wangen waren ein Feld voll Rosen, ihre Lippen wie Corallen, ihre Zähne wie Perlen. Ihre Reinlichkeit übertraf alles, was man sich in diesem Punkte nur denken kann, und ohne wohlriechende Wasser an sich zu verschwenden, hatte sie doch den ambrosialischen Geruch, welchen die Poeten den Göttinnen beyzulegen pflegen. Aber o Himmel wie hat sich alles dieses durch den Gebrauch des verwünschten Schnupftobacks geändert! Ihre Augen sind itzo fast immer dunkel und trübe, als ob sie beständig den Schnupfen hätte; unter ihrer Nase formirt sich beständig ein kleiner Zwikkelbart von Toback, und der Geruch davon, kömmt einem, wenn sie spricht, schon auf drey Schritte entgegen. Da sie also bey mir den Geruch von Tobacksrauch, und ich bey ihr den vom Schnupftoback nicht vertragen kann; so ist das Küssen natürlicherweise völlig bey uns abgekommen, und wir lesen alle anakreontischen Lieder, die davon handeln, mit großer Kaltsinnigkeit. Aber, mein Herr, dies ist noch nicht alles Unglück; meine sonst so reinliche angenehme Frau, ist itzo im höchsten Grade schmutzig und widerlich geworden, da ihr feinstes Spitzen- und Leinenzeug beständig mit Rappee und Tonka, und dergleichen, bestreut ist. Zu meinem größten Unglück und Verdruß hat sich auch ihre Köchinn eine große Schnupftabacksschachtel angeschafft, und schnupft itzo trotz ihrer Frau, so daß ich gewiß manche Prise, die vorbey fällt, in meinen Suppen und Frikasseen verschlucken muß.

Was sagen Sie hiezu? muß einem hiebey der Kopf nicht toll werden? Wenn sich doch jemand finden wollte, der unserm lieben Frauenzimmer hierüber den Text läse, und ihnen sagte, daß sie in Gefahr stehn, keine Männer zu bekommen, wenn sie von

einer Mode nicht absehn, die ihren größten weiblichen Vorzügen und Reitzungen so viel Eintrag thut. Es ist gewiß die höchste Zeit, denn nicht nur Frauenzimmer von vornehmern und mitleren Stande verderben sich hiermit, sondern fast jedes Dienstmädchen hat, wie meine Köchinn, alle Augenblick ihre Dose in den Händen, um dem Herrn Kutscher, dem Herrn Porteur, dem Herrn Lakay nichts nachzugeben, die gleichfalls seit langer Zeit mit diesem Staate versehn sind.! Sie wissen, daß nichts geschwinder um sich greift, als solche verderbliche Moden, und noch erst kürzlich habe ich zu meinem großen Erstaunen in einer Dorfkirche gesehn, wie schon die jungen Bauerkerls ihre Dosen herausholten, und ihre Schönen unter der Predigt durch den von oben heruntergestreuten Taback zum Niesen bewegten.

Ich ersuche Sie, diesen Brief ebenfalls in die Braunschweigischen Beyträge setzen zu lassen; wo ihn meine Frau gewiß soll zu lesen bekommen. Vielleicht hat er eine gute Würkung! Ich armer Mann! kann und soll es nicht anders seyn, so will ich mir den Rauchtoback abzugewöhnen suchen, wenn meine Frau verspricht, ihre sechs Dosen zu verkaufen, und eine Köchinn annimmt, die keinen Schnupftoback gebraucht.

Sumarius.



Vermischte Gedanken.

Vitruv führet in der Vorrede zu dem 10ten Buche seines Werks eine heilsame Verordnung der Epheser wegen des Bauwesens an:

„Jeder Baumeister war, bey Verpfändung aller seiner Güter, gehalten, das übernommene öffentliche Gebäude nach den Kosten seines Anschlages auszuführen. Leistete er dieses; so ward er dafür mit einer ausserordentlichen Vergeltung belohnet. Ueberstiegen die aufgewandten Kosten den gemachten Anschlag nur um den 4ten Theil; so übernahm solches die Stadt: waren sie aber noch höher; so mußte er solches aus seinem eigenen Vermögen bezahlen.„

Sollte dieses Gesetz in unsern Tagen gültig gemacht, und auch auf Privatgebäude ausgedehnet werden; so ist nichts gewissers, als daß viele Baumeister, aber wenige Bauherren, in Armuth gerathen würden.

Z. N. E.



AVERTISSEMENT.

In der Fürstl. Waisenhausbuchhandlung ist das zweyte Stück auf den Monat Februar a. c. von der zu Hamburg gedruckten Monatschrift: Unterhaltungen, angekommen, und werden die Herren Subscribenten ersucht solches gegen Erlegung 6 Q. Porto abholen zu lassen.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

23tes Stück.

Mittwochs, den 19. März, 1766.

Schreiben an einen Freund, von einem Vorschlage, wie dem überhandnehmenden Betteln und der Armuth zu steuren.

Werthester Freund.

Ihr redlicher und rechtschaffener Eifer die Wohlfarth Ihres Vaterlandes und das Beste Ihrer Mitbrüder nach allem Vermögen zu befördern, hat Sie auf die Untersuchung gebracht: Ob es nicht möglich sey, unser Vaterland von den so sehr überhandnehmenden und ungestümen Betteln zu befreyen, und ein bequemes und keinem beschwerliches Mittel anszufinden, die Armen in einem jeden Staate und Lande gehörig zu versorgen? Sie wollen sich deswegen bey mir Raths erholen, und verlangen von mir, daß ich Ihnen ein solches Mittel vorschlagen soll. Ich halte es für meine Schuldigkeit, sowol Ihnen als meinem lieben Vaterlande mit einer solchen Untersuchung zu dienen. Allein bey dem gegenwärtigen so sehr verderbtem Christenthume möchte es allerdings wol sehr schwer fallen, ein solches Mittel hierzu zu finden, das denen Herren Politicis, und denen die in Ansehen und hohen Würden leben, gefallen möchte. Doch wir reden unter uns, und ich habe die Hoffnung, daß Sie das, was ich Ihnen, ihrem Verlangen einigermaßen ein Genüge zu leisten, hier schreibe, nicht anders, als des gemeinen Nutzens wegen, bekannt machen werden.

Ich bin jetzt mit dem Studio der Alterthümer der ersten und ältesten Christen beschäftiget. — Ich finde darinn einen Unterricht sowol von der innern als äußern Verfassung derselben, zugleich auch eine kurze Nachricht, die sich auf die Aussprüche der Apostel im N. T. und auf ihre Anordnungen gründet, daß unter jenen ersten Bekennern des christlichen Glaubens keine Arme gefunden worden, nemlich solche die der Gemeinde, wie es heut zu Tage gehet, zur grossen Last gewesen wären, davon zugleich die Ursachen angegeben werden. Billig empfand ich hierbey den Wunsch in meiner Seelen,

 daß

daß doch unsere sonst so aufgeklärten Zeiten, hierinn jenen alten und ersten Zeiten gleich seyn möchten! Allein die alte und erste Liebe ist erkaltet! Ich dachte indeß der Sache bey mir nach, und versuchte ob es nicht möglich sey, das Mittel welches unsere ersten Glaubensbrüder hierbey gebrauchet, auch unter uns anzuwenden — so eben erhielt ich Ihr Schreiben, und ich wurde dadurch in die angenehme Nothwendigkeit gesetzet, diese Untersuchung zu verfolgen. Ich faßte also den Entschluß Ihren patriotischen Wunsch zu erfüllen, und Ihnen hierüber meine Meynung zu melden. Sie besitzen selbst eine gute und weitläuftige Kenntniß von dem Zustande unsrer ersten und ältesten Brüder; beurtheilen Sie also die Richtigkeit, oder Unrichtigkeit meines Vorschlages. Ihre strenge Liebe zur Billigkeit und Wahrheit läßt mich hoffen, daß Sie kleine Fehler übersehen, die grössern aber zur Verbesserung meiner Einsichten, mit Liebe und Freundschaft mir zeigen, und tadeln werden.

Ich komme nun zu meiner Absicht. Es ist wahr, es fehlt nicht an guten und wohlgemeynten Einrichtungen in dem Lande darinn wir leben, um der Noth der Armen abzuhelfen; allein nichts desto weniger ist die Anzahl derer so groß, die sich beschweren und klagen, daß sie entweder gar zurück gewiesen würden, oder doch nicht so viel erhielten, wovon sie auf das kümmerlichste leben könnten, daß man es ohne mitleidiges Erstaunen nicht ansehen kann. Sollte also ein hinlängliches Mittel ausgefunden werden, die Armen in einem Lande alle gehörig zu versorgen, so müßte 1) recht genau bestimmet werden, was man unter einem Armen verstehe? Und hier, deucht mich, wäre man allerdings, um sicher zu gehen, verbunden, jenen alten Begriff von einem Armen, den die ersten Bekenner JEsu hatten, zu erneuern. Es waren aber unter ihnen Arme,

a) solche Personen, die sich durch ihre Arbeit ihren Unterhalt nicht verschaffen konnten. Die entweder Alters, oder Schwachheits und Krankheit wegen dazu unvermögend waren.

b) Solche Witwen, die weder Kinder noch Angehörige hatten, von denen sie hätten können versorget werden.

c) Kinder, Waisen die weder Vater noch Mutter hatten, und die selbst noch nicht arbeiten konnten.

Ich könnte Ihnen leicht aus untrüglichen Stellen der heil. Schrift die Richtigkeit und die Wahrheit dieser dreyfachen Bedeutung, welche in denen ersten Zeiten des Christenthums mit dem Worte Armer, verbunden werden, zeigen; allein was würde das helfen? Sie kennen diese Beweisstellen so gut als ich. Wir würden beyde nur Zeit dabey verlieren. Es ist aber dabey noch höchst nöthig anzumerken, daß die ersten Christen unter sich die löbliche und höchstweise Ordnung hatten, daß solche Arme allemal entweder von ihrer Familie versorget wurden, oder daß ihnen, im Fall, daß die Familie selbst dazu nicht vermögend war, u. die Armen in einer Gemeinde sich gehäufet, von dem öffentlichen Schatze und denen freywilligen Gaben, so viel gereichet wurde, als sie zu ihrem nöthigen Unterhalte gebrauchten. Dazu bestellten sie die Diakonos, oder Untergeistlichen. Diese mußten aber dem Bischofe von der Verwaltung der Gelder, und wie viel ein jeder Armer gebrauchte, Rechnung ablegen. Wenn nun dieser Begriff von einem Armen erst allgemein in unserm und denen benachbarten Landen (denn das ist allerdings bey dieser Verbesserung nöthig, daß mehrere Fürsten zusammen treten) feste gesetzet worden; so wäre es

2) eine nöthige Sorgfalt der Landesregierung, dahin zu sehen, daß, wo nicht

jede

jede Familie, doch ein jedes Dorf, und in großen und volkreichen Städten, jedes Viertheil, oder, welches nach meiner Meynung besser, jede Kirchengemeinde, ihre unter sich habenden Armen versorgen müßten.

Ehemals war zwar die Gleichheit der Christen, und die sogenannte Communio bonorum (die aber nicht übel verstanden werden muß, denn sie war nichts anders als die Communio usus, da ein jeder Armer das Recht hatte von einem Reichen das, was er nicht gebrauchte zu seiner Nothdurft zu fodern) die glückliche Ursach davon. Das fällt aber jetzt weg. Es müßte also wol durch ausdrückliche Gesetze befohlen werden. Zu Bestreitung der erfoderlichen Kosten, könnten, so wie in den ersten Zeiten des Christenthums etwa die öffentlichen Collekten, die einkommenden Armengelder (deren Summe sich vielleicht in jeder Gemeinde alsdenn noch höher als bey jetzigen Zeiten belaufen würde, davon Sie die Ursach selbst einsehen) angewandt werden. Denn was schaffen die Kapitalia die davon an vielen Orten gehäufet werden, und die Interessen die davon wieder Kapitalia werden, für Nutzen? Heißt das solche Gelder ihrer Absicht gemäß anwenden? Zu Aufsehern und Verwaltern dieser Gelder müßten entweder einer von denen Kirchenvorstehern, oder einer derer Prediger bestellet werden, die dem Superintendenten, oder weltlichem Kirchenvisitatori davon Rechnung ablegten. Und dies würde als ein Opus charitatis von solchen rechtschaffenen Männern, ohne Besoldung, gerne übernommen werden. Zugeschweige daß auf diese Weise sehr viele Kosten ersparet würden, welche zur Besoldung so vieler Bedienten erfodert werden, so thun die jetzigen Armenanstalten denen gnädigsten und väterlichen Absichten unsers Durchl. Landesvaters noch kein Genüge. Das Land wird dem ohngeachtet noch immer von Armen gedruckt und sowol von einheimischen als auswärtigen faulen Bettlern in Contribution gehalten, obgleich jeder Hauswirth zur Verpflegung der Armen, nach seinem Vermögen wöchentlich hergiebt. Es wäre aber auch

3) zur Ausführung meines Vorschlages nöthig, daß die Ober- und Unterobrigkeiten jedes Orts und Gemeinde dahin sehen müßten, daß keine fremde Bettler, die man an ihren Pässen, Attestaten, Brandbriefen ꝛc. leichtlich kennen könnte; in ein Dorf oder Gemeinde aufgenommen würden. Denn solche nehmen, gleich wie ehedem die Mönche, denen eingebohrnen Armen ihr Brod und berauben sie der Liebe und Wohlthaten ihrer eigenen Gemeinde.

4) Wäre nöthig dahin zu sehen, daß sich solche Arme von einer Gemeinde nicht in eine andere ohne gegebene Erlaubniß begeben dürften, als welches zu vielen und mancherley Unordnungen Anlaß geben kann, und zugleich das vorher angezeigte Uebel am ersten mit zu heben seyn dürfte.

Sollte auch nicht das ein sehr vieles zur Verminderung unsrer heutigen Armen beytragen, werthester Freund, wenn mit aller Schärfe dahin gesehen würde von der Obrigkeit jedes Orts, oder Viertheils in den Städten, daß jeder so unter ihrem Schutze wohnete gehörig arbeiten müßte, und falls es ihm an Arbeit fehlte, man ihm dieselbe zu verschaffen suchte? Es wäre ja wol dem Ganzen besser, daß ein solcher Mensch seinen Unterhalt nur durch mäßige Arbeit erkaufte, als durch leeres Bettelngehen gleichsam andern abstöhle? Es kann nie in einem wohl eingerichtetem Staate, so wenig als in einer wohl geführten Haushaltung an Arbeit fehlen.

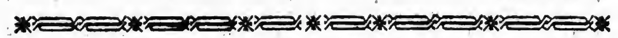
Ermüden Sie nicht, werthester Freund, bey Durchlesung dieses Briefes. Lange haben Sie nicht ein so weitläuftiges Schreiben von mir erhalten — Und doch habe ich die so wichtige Sache nicht erschöpfen können.

Es

Es mag dies nur eine Gelegenheit seyn für Sie, weiter der so wichtigen Frage nachzudenken, und zum Besten unsers lieben Vaterlandes diesen Vorschlag zu verbessern und zu erweitern. Sind Sie so glücklich ein sicheres Mittel zu finden, so wird es Ihre Liebe zur Wahrheit und Ihre redliche und rechtschaffene Gesinnung nicht lange verborgen halten. Ich werde alsdann sehen, in wie weit Sie diese meine Gedanken gebilliget, und ihres Beyfalls gewürdiget haben. Indeß erwarte ich bald eine Antwort von Ihnen, und bin mit aller Hochachtung

Ihr

A. B. C. N.



Nachricht von dem Nutzen und Gebrauch derer eisernen Kochtöpfe in der Schweitz.

(Leipziger Intelligenzblätter Nr. 7.)

Die durch eiserne Kochtöpfe entstehende Holzmenage wird wol keines weitläuftigen Beweises benöthigt seyn, wenn man erweget, daß

1) bey einem geschlossenen Feuer mit einem Theil Holzaufwand, gegen sonstige drey Theile Ersparniß, alles und jedes in einem eisernen Topfe beträchtlich geschwinder in Sud zu bringen und darinnen zu erhalten sey, als in einem irdenen Ausser diesem entstehet eine fernere Menage.

2) Aus der sehr langen Dauer eines eisernen Topfs, welcher ganze Familien ausdauret; da hingegen die so öftere Beyschaffung irdener Geschirre auch nur bey mittelmäßigen Haushaltungen eine beträchtliche Ausgabe verursachet; und wollte man denen eisernen

3) kupferne Töpfe gleich schätzen, so will ich zwar solchen in Ansehung kurz besagter Vortheile nicht widersprechen; allein die wenigere Dauer des Kupfers, und das so oftmalige Verzinnen, ohne welches kupferne Geschirre der Gesundheit schädlich seyn, müssen denen eisernen Töpfen den Vorzug lassen. Und ob schon von Seiten des Frauenzimmers der Einwurf, daß die in eisernen Töpfen gekochte Speisen schwarz werden, zu erwarten ist, so wird sich doch dieser Einwurf und Sorge durch nachstehende in der Schweiz eingeführte Gewohnheit und Zubereitung der eisernen Töpfe leicht tilgen lassen.

4) Man glühet die eisernen Töpfe durch und durch, beschmieret solche noch glühend aus- und inwendig mit Speck, läßt solche erkalten, und reibt sie mit einem rauchen Kieselstein wohl ab, siedet solche alsdann mit einer scharfen Lauge stark aus, und kochet endlich ein- oder zweymal Sauerkraut darinnen, so wird auf solche Weise alle Schwärze benommen, und inskünftige (wenn sie nur allzeit reinlich gehalten sind) keine Speise weiter gefärbet werden.

M. Preitenbach.



Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

24tes Stück.

Sonnabends, den 22. März, 1766.

Fortsetzung vom Lande der Erziehung.

So geht es der Weisheit in unsern Tagen, so geht es allen löblichen Absichten, so geht es allen Patrioten, und so geht es auch mir. Undank ist mein Lohn, Verachtung und Verläumdung meine Bezahlung. Wenn ein Magister spricht, wenn ein Magister philosophiae redet, wenn ein Magister philosophiae legens den Mund aufthut; sollte da nicht eine allgemeine Aufmerksamkeit und Ehrfurcht erwartet werden, sollte ihm nicht alles lauten Beyfall zurufen, sollte man wol irgend einiges Mißtrauen in seine Aussprüche setzen? Ein Mann, der bis auf den äußersten Gipfel göttlicher und menschlicher Wahrheiten hinangeklimmet, so wie er bis zu den tiefsten Abgrunde derselben hinabgestiegen ist, der tausend und noch tausend Schlüsse in seinem Leben gemacht, die alle in forma richtig gewesen sind, und der noch Millionen derselben zu machen gedenkt, wenn ihm der Himmel anders ein Panagogytisches Alter gewähren sollte, welches er dennoch wegen seines unpanagogytischen Körpers wol schwerlich zu hoffen hat, so sehr er es auch zum Besten seiner Landesleute wünschte; ein solcher Mann, sage ich, sollte der in den Verdacht gerathen können, daß er sich irren könnte, oder gar daß er offenbahre Unwahrheiten sagte? Wie sehr werden Verdienste verkannt! Ganz Metaphysik, habe ich die Welt bisher mit den bezaubernden Schönheiten der Königinn aller Wissenschaften bekannt gemacht, in großen und kleinen Disputationen, Programmaten und Einladungsschriften von der Monadologie und prästabilirten Harmonie unterhalten, die Entelechia des Aristoteles mit allen ihren versteckten Reitzen entblößt, und — welches zu bejammern ist — man lieset mich nicht. Jetzt liefere ich eine Reisebeschreibung, und man ist unzufrieden, man glaubt mir nicht. Gewiß! ich versinke in Erstaunen, wenn ich hören muß, daß viele verwegen genung sind zu zweifeln, ob jemals ein Land, wie das meinige, würklich in der Welt vorhanden ge-

wesen sey, oder auch noch sey; oder glauben, daß, wenn es ja einen Ort darinn einnähme, es mit allen seinen Einwohnern, Sitten, Gebräuchen und Städten nirgend anders als in meinem Gehirn anzutreffen sey. Doch scharfsinnige Leser, und noch mehr nachdenkende Leserinnen sehen die Unmöglichkeit von selbst gar leichte ein. Nun weiß ich zwar nicht, ob mir eine solche widrige Meynung vielleicht mehr zur Ehre als zum Schimpf gereichen könne. Es ist wahr, mein Gehirn, das Gehirn eines Magistri philosophiae legentis, ist durch die Metaphysik sehr erweitert, und man irret nicht, wenn man glaubt, es gehe ins unendliche, es fasse Welten auf Welten, es begreife alle möglichen, und lasse noch Raum genug für die unmöglichen übrig, und von dem grössesten Weltkörper bis zu dem kleinsten Atom, bis auf die untheilbarste Monade, sey Platz darinn vorhanden. Allein ich kann es ad oculum demonstriren, daß dieses Land auch ausser mir würklich da ist, indem ich einen jeden Zweifler nur auf diese Blätter verweisen darf, um ihn durch seine Augen davon überzeugen zu können, wenn er anders seinen eigenen Augen trauet. Ergo: ist ein solches Land ausser mir vorhanden. Dieses war zu beweisen. Man könnte zwar, meines sinnreichen Beweises ungeachtet, einzuwenden fortfahren; das, was man hier vor sich sähe, wäre nichts anders als die Charte von den Ländern meines Gehirns. Ich glaube aber, daß, wenn ein Zweifel einmal gründlich widerlegt, und die Wahrheit richtig bewiesen ist, wie ich eben gethan habe, alle übrigen Einwendungen zugleich über den Haufen fallen. Scheitern mußten sie an dem Felsen der Wahrheit, und das so gewiß als ich Magister bin — Wahrheit ist alles das, was ich denke und rede, welches gemeiniglich in forma geschieht —

Diese Demonstration, welche den Satz zu beweisen dient, daß das Land, wovon ich rede, existire, wird unstreitig einigen ungeübten Lesern zu tiefsinnig scheinen, so richtig sie auch an sich ist. Denen zu Gefallen will ich noch zu andern Argumenten meine Zuflucht nehmen, die für sie faßlicher sind, und allem Widerspruch begegnen. Zuerst also, belieben sie anzumerken, ist es deswegen die lautere Wahrheit, weil — es gedruckt ist. Ferner, so hat das Land und die Einwohner desselben ja würklich einen eigenthümlichen und bestimmten Namen, wodurch ich es von allen andern unterscheide. Erinnern sie sich nur, es heißt das Land der Panagogyten. Noch mehr, ich will sogar die Gegend angeben. Es liegt $\frac{x}{y}$ Grad, südnorderbreite, den Grad nach beliebigen Meilen gerechnet, und seine Länge wird bestimmt nach einem willkührlichen Mittagszirkel, der durch die beyden Pole des Mondes gezogen ist. Endlich will ich mich auf das Ansehen anderer sonst bewährter Reisebeschreiber berufen. Ein Beweis, der, so hart er auch aus mir zu bringen war, weil man dadurch auf die Gedanken kommen möchte, ich wäre niemals selbst in dieses Land gekommen, und hätte das, was ich davon weiß, nur aus ihren Nachrichten genommen, dennoch von mir soll geführet werden. Denn was thut ein Mag. phil. legens nicht, um Recht zu behalten. Allein, ehe ich diese Reisebeschreiber nenne, muß ich zu ihrer Schande und zu meinen Ruhme anführen, daß sich einige nur sehr kurze Zeit in diesem Lande aufgehalten haben; daß andere ein ganz anderes Land für dieses gehalten, und es folglich falsch beschrieben haben; daß einige sehr schlechte Bemerker gewesen sind; daß andere gar vorbey geseegelt sind, und es nur von weiten erblickt haben; daß es viele nur von einem hohen Thurme durch ein Sehrohr entdeckt haben, ohne sich demselben zu nähern; daß noch mehrere sich die Entdeckungen der ersten zu Nutzen gemacht, und

und davon als eigenen Erfahrungen geredet haben, da sie doch nichts weiter gethan, als ausgeschrieben haben. Ich hingegen habe mich Jahrelang daselbst aufgehalten, bin mitten in der Hauptstadt desselben gewesen, und habe mich in dieser ganzen Zeit um nichts mehr als um die Sitten und Gebräuche dieses possierlichen Volks bekümmert. Nur ein Vorwurf könnte mir gemacht werden, den ich auch selbst nicht gänzlich von mir ablehnen kann, noch will, nemlich, ob ich die Sprache dieser Nation gehörig gefaßt habe, und alles Eigenthümliche derselben genau verstehe, ob ich dem Dollmetscher sicher trauen darf, der, wie ich es nicht leugnen kann, mir vieles aus ihrem vollkommenen Hofmeister und andern Büchern übersetzt hat. Denn Sprachen ist überhaupt meine Sache nicht, es gehört Gedächtniß dazu, und wie kann da ein groß Gedächtniß seyn, wo so viel Verstand ist, als bey mir. Um dieser Ursach tröste ich mich, und führe es zugleich zum Troste aller meiner Leser an, daß ich das durch meine Weisheit reichlich ersetzen werde, was mir an der Kenntniß der Sprachen abgeht. Genug, ich bin doch tiefer in das Innere dieses Landes eingedrungen, als alle meine Vorgänger; und auch dieses kann ich meinen Lesern im Vertrauen eröfnen, und auch meinen Leserinnen würde ich es ins Ohr sagen, wenn ich nicht befürchtete, ihre Karkassen in Unordnung zu bringen, oder wenn ihre Dormeusen den Eingang aller guten Gedanken zu ihrem schönen Ohre nicht so sehr versperrt hätten, daß ich vielleicht nicht so viel Licht in der Einrichtung dieses Landes erhalten hätte, wenn mir andere nicht einigermaßen vorgeleuchtet hätten, wenn andere nicht vor mir schon diese Farth versucht, und mich ihre Erfahrungen sicherer geleitet hätten, wenn mir andere nicht Gelegenheit gegeben hätten, aufmerksam auf das zu seyn, was am merkwürdigsten ist, und wenn ihre Fehler nicht Warnungen für mich gewesen wären, desto sorgfältiger in meinen Beobachtungen zu seyn. — Aber welches sind denn diese Vorgänger? — Und auch dieses Bekenntniß soll ich ablegen? Nun möchte ich immer wünschen, daß man das ganze Land für ein Geschöpf meiner Einbildungskraft halten möchte. Doch es sey darum, der Glanz meiner Verdienste vor allen meinen Vorgängern wird gewiß einem jeden in die Augen leuchten. Ich werde diese Männer in mein Gefolge aufnehmen, um mich, ihren Anführer, in den Augen meiner Leser desto ehrwürdiger zu machen. Nun so tretet denn her, erscheinet auf meinen Befehl. Sey du der erste, göttlicher Plato! Nun heraus da, alle, Aristoteles, Solon, Lykurg, Chrysostomus, Quintilian, Locke, Fenelon, Rollin, Krüger, Rousseau, halt! euch übrigen brauche ich heute zu meiner Begleitung nicht. Nun das sind lustige Leute, werden meine Leser schreyen, grössere Phantasten sind nie gewesen. Entsehen sie sich meine Herren, denn sie wissen, daß ich, der ich mich zu ihrem Anführer aufwerfe, der gröߥeste unter ihnen bin. Wenigstens sollten sie einige Achtung für das schöne Geschlecht haben, sehen sie nicht, daß ich die Beaumont an der Hand führe, die nicht nach Schmetterlingen eine Reise um die Welt unternahm.

Ich werde bey Gelegenheit die Entdeckung dieses und jenes bekannt machen, wie nahe oder entfernt ein jeder diesem Lande gewesen ist, und wie lange sie sich da aufgehalten haben, und alles dieses um zu beweisen, wie weit die meinigen den ihrigen vorzuziehen sind.

Kommt ihnen diese Anzahl der Reisenden nach dem Lande der Panagoanten schon so groß vor, so würden sie erst erschrecken über das ganze Heer, das ich aufstellen könnte; denn es sind deren, die dahin gesandt werden, um Entdeckungen zu machen, noch bey

tausenden, die aber im Hafen vor Anker liegen, um Proviant einzuladen, und nie ans Land gehen. Von diesen haben es unzählige gewagt, Landcharten von diesem Lande aufzunehmen, einige von dem ganzen Lande, andere von wenigen Strecken, wovon sie doch nichts haben übersehen können. Einige gehen zwar ans Land, aber in welcher Absicht? Sie plündern die Ufer und bereichern sich mit der Beute, die mehrsten aber bleiben am Bord; und behelfen sich mit den Lebensmitteln, die ihnen noch dazu sparsam genug ausgetheilt werden, und behaupten beständig, sie sind im Lande gewesen, da viele nicht einmal das Gesicht dahin gedreht haben. Doch einige gestehen ihre Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit, sie geben aber dem Schiffsherrn Schuld, der ihnen so schlechtes Proviant, und dieses noch dazu so kärglich liefere, daß bey ihnen keine Lust erweckt würde darnach auszusteigen, und bleiben daher aus Verdruß zurück. Andere sind ans Land gestiegen, es wurden ihnen aber rauhe und beschwerliche Wege vorgeschrieben, die sie gehen mußten, um nach der Hauptstadt zu gelangen, da doch die schönsten Alleen dahin führen, sie bekamen daher einen Abschen, und kehrten unverrichteter Sache wieder um.

(Die Fortsetzung ein andermal.)





Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

25tes Stück.

Mittwochs, den 26. März, 1766.

Nachricht wie in hiesigen Gegenden mit dem Tobacksbau verfahren wird.

Der Toback erfodert guten Acker, und wächst in schwarzer leimigter, auch Klee- und Marsch-Erde, der Sandboden taugt nicht wohl dazu, die ersten beyden Arten sind die besten. Der Acker wird im Anfang des März, mit Schaaf oder anderm Mist gut gedünget, und sobald man pflügen kann, untergepflüget, sobald die Schaafe in den Pfirch kommen, wird er mit Schaaflâger gut gedünget, und hernach zum zweytenmal gepflüget, und abgeegget, das dritte und letzte Pflügen geschiehet, wenn die Pflanzen zum erstenmal können überzogen werden, welches nach Beschaffenheit des Bodens, tief geschehen muß, doch nicht zu tief und nicht zu flach, sondern mittelmäßig.

Ein solcher Morgen Acker ad 120 Quadratruthen à 16 Schuh wird hier zu 7 Thlr. ausgethan, ist es aber nicht mit den Schaafen belegen, zu 6 Thlr.; im letztern Fall aber muß er stärker und mit recht gutem kurzen Mist gedünget werden, doch ist der Schaaflâger dem Toback allezeit besser.

Der Saame wird um alten Lieben Frauen Tag (Mariä Verkündigung) in verschlagenes Wasser 24 Stunden eingeweicht, alsdenn wird er in einem wollenen Beutel, in einer warmen Stube nicht weit von dem Ofen gehangen, da denn öfters muß darnach gesehen werden, daß er nicht trocken wird, sondern er muß so oft es nöthig mit flachem Wasser eingesprenget werden, damit er in der

Der Herr Verfasser dieses Aufsatzes ist ein Fürstl. Oberbeamter am Harz, der seine gründliche Kenntniß in Landesökonomie- und Polizeyanstalten mit einem sehr thätigen patriotischen Diensteifer verbindet, und davon zum Besten des Landes mit Nachsetzung alles Eigennutzes schon vielfältige Proben gegeben hat.

der ersten Feuchtigkeit erhalten werde, bis er keimet, welches ordinair 8 Tage währet, auch wol etwas länger.

Sobald der Saame gekeimet, wird er gesäet, und zwar dünne, weil er sehr klein ist; hieselbst nimmt man 4 bis 6 Giffeln, und schlägt solche in Reihen in die Erde, und legt 2 lange Ricke hinein, ungefehr müssen solche 2 Fuß hoch über der Erde bleiben, auf diese Ricke werden queer über breite Hölzer oder alte Bretter gelegt, worauf ungefehr Hand hoch Mist gebracht wird und darüber 2 bis 3 Finger dick auch wol etwas höher, gute fette Mist- oder Holzerde, darauf der Saame gesäet wird. Einige säen den Saamen auch an die Erde, wo der Boden aber vorzüglich gut seyn muß, und an einen Ort wo er er die Sonne hat, welches auch bey den Tobackskuschen oder Beeten muß observiret werden.

Sobald der Saame gesäet, muß man dahin sehen, daß die Kuschen oder die Beete an der Erde nicht zu trocken werden, sonsten verdirbt der gekeimte Saamen, es muß vielmehr solcher fleissig mit einer Brause begossen werden, welches auch geschehen muß, wenn die Pflanzen aufgegangen sind; ist man sich Frost oder Reif vermuthen, so werden die Beete des Abends dünne mit lang Stroh zugedeckt, und selbiges des Morgens, wenn die Sonne scheinet, wieder abgenommen. Man nimmt zu dem Begießen auch Wasser, worin Tauben- oder Schaafmist geweichet ist, um den Wachsthum der Pflanzen zu befördern, weil der Saame öfters 8 bis 14 Tage später gesäet wird. Die Pflanzen müssen jederzeit von Unkraut rein gehalten werden, welches sonst den Wachsthum sehr verhindert, wie bey allen Gewächsen bekannt.

Wenn die Pflanzen etwas grösser als Salat-Pflanzen, so sind sie zum Pflanzen tüchtig, der Acker dazu wird alsdenn tüchtig gepflüget und geegget; doch muß auf das Wetter mit gesehen werden, daß es nicht zu trocken, und nicht zu naß sey; wenn die Pflanzen, nach dem sie überzogen, wieder nachgewachsen, werden selbige zum 2tenmal überzogen, und gepflanzet, so weit als man das erstemal nicht hinreichen können. Man kann mit dem Pflanzen bis Johannis continuiren. Fällt trockene Zeit ein, so muß der gepflanzte Toback begossen werden, welches auch wol, nach Erfodern, beym Pflanzen geschiehet, welches aber, wenn die Pflanzen erst angegangen, nicht mehr nöthig ist.

Die Reihen werden, wie zum Kohl gezogen und müssen selbige $\frac{7}{4}$ Ellen, hiesiger Maaße von einander seyn, in denen Reihen selbst aber werden die Pflanzen eine halbe Elle weit von einander gesetzt.

Wenn der Toback so groß ist, daß eine solche Pflanze mit der Hand kann gefaßt werden, wird er zum erstenmal behacket, doch noch nicht in Bänke gezogen, welches hernach geschiehet, wenn er wie eine Hand lang ist, da er denn in ordentliche Bänke wie weisser Kohl gezogen wird.

Wenn der Toback die Höhe hat, daß sich in der Spitze die Knospen zeigen, so wird der Kopf ausgebrochen, (welches nach und nach geschiehet, so wie er aufschießet) so daß jeder Stengel 12 bis 16 Blätter behält.

Nachdem die Köpfe ausgebrochen worden, so kommen am Stengel, bey jedem Blate kleine Zweige hervor, welches Geitz genennet wird, diese müssen nun (soll anders der Toback seine rechte Dicke und Schwere bekommen, sorgfältig abgebrochen werden, und muß zu dem Ende, damit diese Sprossen nicht zu lang werden, der Toback alle Woche wenigstens einmal durchgegangen, und selbige ausgebrochen werden.

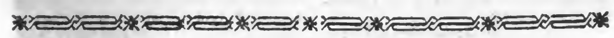
Ohngefehr 14 Tage vor Michaelis fängt man an zu Blaten (welches bey den Leuten, die keine Tagelöhner halten können, nach und nach geschehen kann, daß sie ihn allezeit aus dem Wege arbeiten, und zum Aufhängen bringen können) man nimmt die Blät-

ter ordentlich zusammen, und bindet sie in kleine Bunde, die untersten 2 oder 3. welche gelb und kleiner als die übrigen sind, und die man Sandblätter nennet, werden zuletzt abgenommen, und allein gesammlet, auf Schnüre gezogen, und an die Zäune, auch aussen an die Häuser gehänget, und sobald sie trocken, verkauft. Die guten Blätter werden mit einer Nadel, welche pptr. ⅜ Ell. lang auf Schnüre von 3 strängigen Flächsen Garn gezogen, zu den Schnüren nimmt man die Maaße, nachdem auf dem Boden die Sparren weit von einander sind, wo man mittelst eines Hammers der an einen Ende spitz, womit man Löcher in das Holz hauet, kleine hölzerne Pflöcke hinein schlägt, worauf die beyden Enden und Schleusen der Schnüren gehängt werden. Die Blätter dürfen nicht zu dick auf einander geschoben, und die Schnüre nicht näher als einen guten halben Schuh über einander kommen, weil sonst der Toback leicht verdirbt. Unter einem eingekalkten Ziegeldach sowol, als unter einem Strohdach trocknet er nicht gut, weil nicht Luft genug dazu kommen kann. Wenn der Rauch in den Häusern durch den Toback geht, ist es sehr gut.

Wenn der Toback soll verkauft werden, wird er bey feuchten Wetter, da er schmeidig ist, abgenommen, die Blätter auf den Schnüren zusammen geschoben, und die Schnur darum gewunden, und alsdenn gewogen.

Man läßt bey den Köpfen jedesmal von den besten Standen so viel stehen, als man denkt, Saamen genug davon zu bekommen, doch ist es allezeit besser, so viel Toback in dem Garten zu pflanzen, als man zum Saamen gebraucht, weil selbiger auf dem Felde selten recht reif werden kann, denn der Toback wird ordinair ins Brakfeld gepflanzet, und also mit Rocken besäet, da denn die Standen, wenn es zur Saat gepflüget werden soll, abgehauen werden müssen; und die Nachtfröste kommen auf den Feldern eher, und hindern den Saamen.

Ein Morgen Toback trägt nachdem er geräth 8. 9. 10 bis 11 ℔. auch wird das Land durch das Hacken sehr von Unkraut gereiniget, und trägt eher gute Winterfrüchte, als anderes in der Brache bestelltes Land.



Vermischte Gedanken.

Meine hiesigen Mitbürger haben vollkommen Recht, wenn sie über den Mangel und die Theurung des Brennholzes klagen. Aber warum erwarten, warum fodern wir lediglich von der Obrigkeit die Abänderung dieses Uebels? Sind wir nicht gleichfalls nach den Pflichten guter Haushälter und guter Unterthanen schuldig, diesen Endzweck nach allen unserm Vermögen befördern zu helfen? Indem unsere Obrigkeit darauf bedacht ist, die Zufuhr zu vermehren, so ist es unsre Pflicht dafür zu sorgen, wie wir den Aufwand verringern. Wie lange sollen uns die Vorurtheile der Mode, des eitelen Stolzes und der unvernünftigen Verehrung des Alterthums blenden, wie lange sollen sie das redliche Verlangen, unseren eignen und unserer Mitbürger Bedürfnissen abzuhelfen, in uns ersticken, und uns unfähig machen, unser wahres Beste zu beherzigen? Man verzeihe einem wahrhaftig patriotischen Herzen diesen kleinen Unwillen? Es ist eben so gewiß, daß die jetzige Beschaffenheit unserer Haushaltungen sehr viel zu dem Mangel des Brennholzes beyträgt, als daß wir die Mittel in Händen haben, diesem Mangel großen Theils selbst abzuhelfen, ohne sie zu gebrauchen. Wenn wir hier alljährlich

2500

2500 Klaffter ersparen können; so ist dies in der That eben so viel, als wenn wir die Zufuhr jährlich um 2500 Klaffter vergrössern; ehe man dies für eine Chimäre erklärt, bitte ich nachstehende Vorschläge ohne Vorurtheil zu prüfen.

1) Unter 6000 Stubenofen (und ich glaube, daß man in einer Stadt von beynahe 3000 Häusern wenigstens 2 Stubenöfen auf jedes Haus im Durchschnitte rechnen kann) sind gewiß die Hälfte von so schlechter Struktur, daß sie ¼. wo nicht gar halb so viel Holz mehr erfodern, als man bey einer bessern Einrichtung derselben nöthig hat. Ich berufe mich dieserhalb auf meine eigne, und derjenigen Erfahrung, welche eine solche nützliche Umänderung mit ihren Stubenöfen vorgenommen, und nach einer genauen Berechnung von 3 Jahren, jedes Jahr theils 1. theils 1½ Klaffter sechsfüßiges Büchenholz auf jeden Ofen weniger als in vorigen Jahren verbrauchet haben. Ich will aber nur das wenigste nemlich ½ Klaffter, welches auf solche Art ersparet wird, in Anschlag bringen, und sodann beträgt dieses von 3000 Stubenöfen in einem Jahre die Summe von 1500 Klaffter.

2) Unter die herrschenden aber höchst verderblichen Moden gehören die häufigen warmen Abendmahlzeiten. Es ist so unläugbar, daß sie der Gesundheit schädlich sind, als es gewiß ist, daß sie füglich entbehret werden können, und daß sie nicht wenig Beschwerde und Unkosten verursachen. Es ist freylich wahr, daß bey einigen die Beschaffenheit des Standes, bey andern die Art der Nahrungsgeschäfte, und bey noch andern die Gesundheitsumstände es nothwendig machen, des Abends ein warmes Gericht zu genießen. Hiervon ist hier nicht die Rede, sondern von denjenigen warmen Abendmahlzeiten, welche einige ohne alle Nothwendigkeit, und blos aus Liebe für eine alte Gewohnheit beybehalten, insonderheit aber von denjenigen Gastereyen, bey welchen man den Tisch mit 4. 6. und mehr warmen Gerichten besetzt, und es sich beynahe bis um Mitternacht recht herzlich sauer werden läßt, den Magen mit allerley schweren Speisen und hitzigen Getränken zu überladen, sich eine unruhige Nacht, und den folgenden Morgen zu allerley Arbeit untauglich zu machen. Sollten auch nur 500 Familien sich entschließen, diese üble Gewohnheit in ihren Häusern abzuschaffen, so würden dadurch wenigstens in jeder derselben 1 Klaffter und folglich überhaupt in jedem Jahre 500 Klaffter füglich erspart werden können.

3) Zu den Arten der Holzverschwendung gehören gleichfalls die so häufigen Visitenstuben, welche man itzt fast in jedem Hause, und selbst bey denjenigen Leuten findet, deren Stand solches ganz und gar nicht erfodert. Ich bin in diesem Stücke, so wie in vielen andern, ein großer Verehrer der Einfalt und Sparsamkeit unserer Vorfahren, welche gewiß in weit wohlfeilern Zeiten als wir lebten, und wünsche von Herzen, daß es alle meine Mitbürger auch seyn mögen. Ich kann in der hiesigen Stadt wenigstens 500 solcher Stuben rechnen, welche vollkommen überflüssig sind, und wenn ich zur Heizung einer jeden nur jährlich ein Klaffter in Anschlag bringe, so kosten solche jedes Jahr 500 Klaffter, welche lediglich zur Befriedigung eines seltsamen Stolzes unnöthig verbrannt werden.

Wenn wir auf diese Art jährlich 2500 Kl. 6 füßiges Büchenholz weniger gebrauchen, so werden wir auch nicht allein in unserer Ausgabe alle Jahr 15000 Thlr. ersparen, sondern auch wenigstens 200 Familien in den Stand setzen, sich das nöthige Brennholz, leichter als bisher anschaffen zu können. Wenn dieser Grund nicht wichtig genug scheinet, und dabey fortfährt über den Mangel und die Theurung des Brennholzes zu klagen, ohne auf eine der vorgedachten Arten seine Consumtion einzuschränken, der verdienet, weder bedauret noch geholfen, sondern bestrafet zu werden.

Z. N. L.

Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

26tes Stück.

Sonnabends, den 29. März, 1766.

Von der Göttlichkeit des Erlösers; aus seinem höchstvollkommnen moralischen Charakter.

Es gereicht der Wahrheit der christlichen Religion zu keiner geringen Ehre, daß selbst ihre bittersten Feinde zu Geständnissen gezwungen werden, welche die Vortreflichkeit unsers heiligen Glaubens auf das kräftigste bestärken. Diese sogenannten Philosophen, die in unsern Tagen mit der äußersten Freyheit und Unverschämtheit alles herausstoßen, was ihrer Meynung nach die herrliche Lehre der Christen erniedrigen soll, müssen so zu sagen wider ihren Willen Bekänntnisse ablegen, durch die sie sich vor der ganzen denkenden Welt ihr eignes Verdammungsurtheil sprechen. Sie gestehn nemlich, daß keine einzige andere Religion eine so reine, heilige, und zugleich dem ganzen menschlichen Geschlechte so nützliche und so angemessene Moral lehre, als die Christliche; sie gestehn, daß kein Stifter irgend einer andern Religion einen so durchaus untadelhaften heiligen Wandel geführt, und solche bewundernswürdige Beyspiele der erhabensten Tugenden gegeben habe, als unser Erlöser. Rousseau kann sich deshalb, wenn er von dem Tode des Sokrates und dem Tode unsers Heylandes spricht, nicht enthalten zu gestehn, daß der griechische Weise, wie ein würdiger Mensch, der Messias aber auf eine Art gestorben sey, die in der That etwas göttliches an sich habe, und die tiefste Bewunderung aller Zeiten und aller Völker verdiene. So mächtig ist die Wahrheit!

Und was hält denn diese Weisen der Welt nach einem solchen Geständnisse noch ab, würkliche Christen zu seyn? Nichts anders, wie Rousseau bekennt, als die verrichteten Wunder des Messias. Diese fodern sie vor den Richterstuhl ihrer verblendeten,

eingeschränkten, und zugleich äußerst stolzen Vernunft, und verwerfen sie aus einigen elenden Gründen, die man schon unzähligmal auf das überzeugendste widerlegt hat. Unsre Religion soll nichts als bloßes Menschenwerk, und ihr Stifter gleichfalls nichts anders als ein bloßer Mensch seyn, und Wunder wollen sie überhaupt, wie es scheint, in der ganzen Oekonomie der Vorsehung auf unsrer Welt nicht gelten lassen.

Welcher Mensch indeß, der die Geschichte des Erlösers nur mit einigem Nachdenken liest, wird nicht gestehn müssen, daß, wenn er auch keine Blinden sehend, und keine Lahmen gehend gemacht, wenn er auch keine Todten auferweckt hätte: sein höchstvollkommnes heiliges Leben doch schon allein eben so ein großes Wunder sey, als die erstangeführten, da niemals jemand in der Welt einen so gerechten heiligen Wandel geführt hat, oder künftig führen wird, als der göttliche Stifter unsrer Religion. Soll es nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge und nach den gewöhnlichen Kräften der Natur möglich seyn, daß ein bloßer Mensch, eine so göttliche Moral erfinden, lehren, und sie selbst auf das allervollkommenste erfüllen könne; warum ist denn das nicht unter so vielen Millionen Menschen und in so vielen Jahrhunderten vor Christi Zeiten geschehn? Warum wurde es zum Exempel selbst einem Moses, diesem Lehrer des alten Bundes, der mehr moralische Kenntnisse besaß, als alle Weisen der Welt, unmöglich, immer in der gehörigen Heiligkeit und Unsträflichkeit des Wandels zu verharren? Oder wenn diese vortrefliche Lehre der Christen nichts anders ist, als der eigentliche und wahre Deismus, wie die neuern Philosophen uns gern weiß machen wollten, warum haben denn die berühmtesten Deisten vor Christi Zeiten nicht eine solche Moral gelehrt, und auch vollkommen darnach gelebt? Sokrates ist unstreitig von allen Deisten noch der weiseste und rechtschaffenste. Aber welch ein himmelweiter Unterschied zwischen Sokrates und dem Erlöser! Was für unvollkommne schwankende Begriffe hatte der erste von GOtt und seinen Eigenschaften, und wie wenig war er der Unsterblichkeit der Seele völlig gewiß! Wider die Vollkommenheit seiner Moral ist noch manches einzuwenden, und die Reinigkeit seiner Sitten wird nicht ohne Grund selbst von seinen Verehrern in Zweifel gezogen. Das Betragen vor seinen Richtern ist gar nicht das Betragen eines weisen, und zugleich muthigen, und offenherzigen Mannes. Er weicht ihrer Frage, ob es wahr sey, daß er ihre Götter verachte, auf eine furchtsame und weltkluge Art aus. Es gehörte nicht viel dazu, die Falschheit solcher Götter zu erkennen, wie der Jupiter der Heiden war, der Schandthaten und Laster verübt hatte, deren sich jeder wohlgezogene Athenienser würde geschämt haben; aber man erwartet von einem Sokrates, da er gerichtlich befragt wurde, daß er solches muthig würde bekannt und sich bemüht haben, selbst seine Richter von der Falschheit und Abscheulichkeit solcher Götter zu überzeugen. Mit welchen unwichtigen Beschäftigungen verbrachte er seine Zeit im Gefängnisse! und wie klein und entehrend waren seine letzten Worte, da er dem Aeskulapius noch einen Hahn zu opfern befahl!

Laßt uns hergegen einen Blick auf den Stifter unsrer Religion werfen. Die Begriffe, die er uns von dem Schöpfer und Erhalter der Welt giebt, sind so erhaben, so rein, und so vollkommen, daß ein blos menschlicher Verstand sie gewiß nicht in der Größe und Richtigkeit, und in einem solchen genauen Zusammenhange hätte denken können.

können. Die große wichtige Lehre von der Unsterblichkeit unsrer Seelen, und von ihrer unausbleiblichen Belohnung und Bestrafung nach dem Tode, predigt er mit der größten Deutlichkeit und Gewißheit. Seine Sittenlehre ist, selbst nach dem angeführten Geständniß der Feinde des Christenthums, die heiligste und vollkommenste. So oft er seinen göttlichen Mund eröffnet, so wird man von Liebe, Dankbarkeit, und Bewunderung, hingerissen. Könnte wohl ein bloßer Mensch sagen: Ihr habt im alten Gesetz gehöret: du sollst deinen Nächsten lieben, und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet auch eure Feinde! segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel. Denn daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr euch untereinander liebet. Welch ein glückliches Paradies würde die Welt seyn, wenn die Menschen diese heiligen Gebote ihres Erlösers erfüllen wollten! Er selbst indeß predigte nicht blos diese heilige Moral, er übte sie auch auf das allervollkommenste aus, so daß der Apostel mit Recht sagen kann: Christus hat uns ein Vorbild gelassen auf daß wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen. Man mag sein Leben so aufmerksam studiren, als man nur immer will: so findet man nicht die geringste Spur auch nicht von den kleinsten Fehlern oder Unvollkommenheiten, die man selbst an den weisesten Männern der Heiden oder des alten Bundes wahrnimmt. Nicht eine einzige Regung von Eitelkeit, Herrschsucht, oder Lehrerstolz; niemals eine Spur von Haß und Feindschaft gegen seine Verfolger; niemals ein Mangel von Aufrichtigkeit; oder Geduld und Standhaftigkeit in den größesten Martern. Daher konnte er auch mitten unter seinen grausamsten Feinden auftreten und fragen: Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Man kann mit den Feinden des Evangelii nicht etwan den Einwurf machen, seine Jünger hätten vielleicht nur seine Tugenden erzehlt, und seine Fehler sorgfältig verborgen. Jeder Leser von einigem Gefühl, und irgend einiger Einsicht, muß von der Einfalt, der Unpartheylichkeit und der genauen Uebereinstimmung dieser Geschichte von verschiedenen Verfassern gerührt werden, und das Siegel der Authenticität ist ihr allzudeutlich aufgedrückt, als daß man sich irren könnte. Es ist auch gar nicht nothwendig, ja nicht einmal wohl möglich, daß die Anhänger einer Religion alle Fehler ihres Stifters sollten verbergen können, da sie manche Handlungen nicht einmal für Fehler halten würden. Die Geschichte eines Moses, eines Davids, eines Salomo, ist entweder von den Verfassern selbst, oder von ihren Freunden und Religionsverwandten aufgesetzt worden, sind deshalb ihre Fehler darinne verschwiegen? Und da in spätern Zeiten Mahometh und seine Jünger den Alkoran zusammenschrieben, und gewiß nichts zu erzehlen willens waren, als was ihres Propheten Größe zeigen sollte: haben sie da wol verhindern können, daß jeder gesunde Verstand nicht gar bald die Laster und die falschen Wunder dieses vermeyntlichen Propheten darin zu entdecken in Stande ist?

So vollkommen ohne alle Sünde der Erlöser in seinem Leben gewesen, so vollkommen war er auch vor seinen Richtern, und in seinem Tode. Als ihn der Hohepriester fragte: Bist du Christus der Sohn GOttes? so wich er dieser Frage nicht aus, sondern mit aller möglichen Rechtschaffenheit und mit allem Muthe gab er ihm zur Antwort: ja, du sagst es. Und damit seine Richter nicht glauben sollten, daß er sich in einem gewöhnlichern figürlichen Ausdrucke einen Sohn GOttes nenne, (welches

ches oft unsre itzigen Ungläubigen so gern behaupten wollen,) so setzte er alsobald hinzu: Ich sage euch noch, ihr werdet sehen des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft, und kommen in den Wolken des Himmels.

Besonders aber entdeckt man in seinen letzten Stunden eine Größe der Seele in ihm, die jeden in ein tiefes heiliges Erstaunen setzen muß. In der That kein bloßer Mensch konnte so sterben! Ja das erhabenste Genie unter den Erdgebohrnen wenn es alle möglichen Kräfte anstrengte, ist nicht im Stande, sich mehr wahre Größe der Seele zu denken. Auf grausame wüthende Tyger, die ihre blutgierigen Augen an der martervollsten Todesart weiden, und durch den bittersten Spott diesen höchstunschuldig erlittenen Tod noch vermehren, mit einer solchen Geduld, mit einer solchen sanften Barmherzigkeit herunter zu schauen, und zu beten: Vater vergieb ihnen! — O! jedes menschliche Geschöpf falle auf sein Angesicht, und rufe mit dem Hauptmann unter seinem Kreuze aus: **Fürwahr! dieser ist mehr als ein Mensch, und GOttes Sohn gewesen!**

R. J. A.



In der auf dem Bohlwege befindlichen Buchhandlung des hiesigen Fürstl. großen Waysenhauses sind folgende neue Bücher zu haben:

1) Forst-Magazin 8ter Theil. 8. Stuttgart 1766. 18 ggr.
2) A. F. Büschings Geschichte der evangelischen lutherischen Gemeinen im Rußischen Reich 1ter Theil. 8. Altona 1766. 12 ggr.
3) Le Phaeton renversé, Poëme heroicomique par Mr. de la Grange, traduit de l'Allemand de Mr. Zachariæ. 18. à Paris 1765. 16 ggr.
4) Les Metamorphoses, Poëme heroicomique traduit de l'Allemand de Monsieur Zacharie. 18. à Paris 1764. 16. ggr.
5) Ecole de Litterature, en II. Vol. 8. à Paris 1764. 1 Thlr. 22 ggr.
6) Histoire des Philosophes Modernes par Mr. Saverien en V. Vol. 8. à Paris. 4 Thlr. 16. ggr.
7) Le Citoyen du Monde; ou Lettres d'un philosophe chinois. en II. Vol. 8. à Amsterdam. 1 Thlr. 12. ggr.
8) Almanach Royal Année 1766. med. 8. à Paris 1766. 2 Thlr.
9) J. M. W. Breithaupts kurzer Begrif aller Heilswahrheiten. 8. Halle 1766. 8. ggr.
10) B. Kennicoti Dissertatio secunda super Ratione textus Hebraici. med. 8. Lipf. 1766. 2 Thlr. 12. ggr.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

27tes Stück.

Mittwochs, den 2. April, 1766.

Das sicherste Mittel, schön zu werden.

Für Frauenzimmer.

So groß auch die Gefahr ist, daß man bey der Erwartung großer Dinge insgemein betrogen zu werden pflegt: So fodere ich doch heute die allgemeine Aufmerksamkeit der Damen auf, und mache hiemit öffentlich bekannt, daß ich sie eine Kunst lehren will, wodurch alle und jede unter ihnen eine Sache erlangen können, die bisher nur ein Vorzug von wenigen gewesen ist; eine Kunst, wodurch ihre herrschende Leidenschaft befriediget, und ihre Eroberungen nicht nur erweitert, sondern auch gesichert werden können; die Kunst, schön zu seyn.

Ich zweifle nicht, daß mein Blatt das Frauenzimmer interessiren wird. Allein ich fürchte, die Sache, wovon ich schreibe, wird vielleicht diejenigen tiefdenkenden Sittenlehrer beleidigen, die längst den Ausspruch gethan haben, daß die Schönheit mehr verachtet, als gewünscht zu werden verdiene; daß sie, gleich der Stärke des Körpers, ein blos natürlicher Vorzug, und eine Würkung von ganz und gar nicht in unsrer Gewalt stehenden Ursachen sey, und weder als ein Pfand der Glückseligkeit, noch als ein Unterscheidungszeichen von Verdiensten, angesehen werden könne.

Diesen Herren zu Gefallen will ich im Vorbeygehen die Erinnerung machen, daß die Schönheit unter diejenigen Eigenschaften gehört, die keine Bemühung des menschlichen Witzes jemals hat in Verachtung bringen können. Es wäre also zum wenigsten zu wünschen, daß die Schönheit auf gewisse Weise von den Gesinnungen und den Sitten einer Person abhängig wäre; daß keine Unwürdige ein so hohes Vorrecht besitzen möchten, und daß die menschliche Vernunft nicht mehr die schimpfliche Demüthigung erdulden dürfte, daß denkende Wesen gezwungen sind, ein Bild anzubeten, das

blos durch die Geschicklichkeit des Schneiders, des Friseurs, des Stickers, oder wenn es hoch kommt, des Tanzmeisters, von einem Steine oder einem Stück Holze unterschieden ist. Und wenn sie also selbst die Schönheit nicht mit Gleichgültigkeit ansehen können, so müssen sie gewiß einen Versuch billigen, worinn gezeigt wird, daß sie ihre Achtung verdiene.

Ich will indessen mein Augenmerk hauptsächlich auf diejenige Art von Schönheit richten, die ihren Sitz in dem Gesichte hat; denn diese ist allein menschlichen Wesen eigen, und nicht weniger eine Mischung, als ihre Natur. Zu einer vollkommenen Schönheit des Gesichts werden nur zwey Eigenschaften erfodert, welche gänzlich aus äußerlichen Ursachen herkommen, die Farbe, und die Proportion; allein man wird finden, daß selbst nach der gemeinen Schätzung diese nicht die vornehmsten sind, und daß, wenn auch ohne dieselben Schönheit wäre, doch keine Schönheit seyn kann, wo nicht noch etwas mehr hinzukommt.

Die feinsten Gesichtszüge, die nach der regelmäßigsten Symmetrie geordnet, und durch die blühendste Farbe erhöhet sind, müssen belebt werden, ehe sie rühren können; und wenn sie belebt sind, werden sie insgemein eben die Leidenschaften bey andern erregen, die sie selbst ausdrücken. Liegen sie unbewegt in einer todten Stille von Unempfindlichkeit: so wird man sie ohne Bewegung betrachten; und drücken sie kein angenehmes Wesen aus, so wird man sie ohne Liebe ansehen. Blicke von Verachtung, von Widerwillen, von Mißgunst, werden von jedwedem Gesichte, auf welches sie gerichtet sind, wie von einem Spiegel zurückgeworfen werden; und wenn ein muthwilliger Blick Begierden erweckt: so gleichen diese nur derjenigen, die ein wildes Thier zu seiner Beute hat, und die nicht ohne Zernichtung seines Gegenstandes gesättiget werden kann.

Unter den besondern Annehmlichkeiten hat man dem Grübchen im Kinne allezeit den ersten Platz eingeräumt: und die Ursache ist klar. Grübchen auf dem Kinne entstehen durch ein Lächeln, und ein Lächeln ist ein Zeichen der Gefälligkeit und Gütigkeit. Eine zusammengerunzelte und in die Falten gezogene Stirn hingegen, welche das Gegentheil von dieser Gemüthsart anzeigt, hat man allzeit für einen Hauptfehler gehalten.

Ein Liebhaber ist gemeiniglich nicht im Stande, die Schönheit zu bestimmen, wodurch seine Leidenschaft plötzlich und unwiderstehlich auf einen besondern Gegenstand gezogen ist. Dieses würde aber niemals geschehen, wenn sie von einer bekannten Regel der Proportion, von der Gestalt oder Richtung der Züge, oder von der Farbe der Haut abhienge. Er sagt uns, daß die Schönheit so etwas ist, das er nicht völlig beschreiben kann; etwas, das nicht in einem Theile besteht, sondern sich über das Ganze erstreckt; er nennt sie so etwas sanftes, so ein angenehmes Wesen, eine empfindungsvolle Gelassenheit, oder er giebt ihr andere Benennungen, welche die Schönheit mit der Gesinnung verbinden, und drückt eine Reizung aus, die nicht den Zügen eines Gesichts allein eigen ist, sondern vielleicht auf alle paßt.

Diese Schönheit indessen besteht nicht allezeit in Lächeln, sondern sie wechselt ab, wie die äußerlichen Zeichen der Sanftmuth und Gütigkeit bey ihren Gegenständen abwechseln. Sie ist ausnehmend stark in den stillen Klagen geduldiger Leiden, in der zärtlichen Bekümmerniß der Freundschaft, und in dem Feuer des kindlichen Gehorsams; und in Thränen der Freude, des Mitleidens, und des Grams, ist sie fast unwiderstehlich.

Dies ist der Reitz, der ohne Hülfe der Natur einnimmt, und ohne denselben kann keine Bildung gefallen, wenn die Natur sich ihr auch noch so günstig bewiesen hätte. Allein man denke nicht, daß man diesen Reitz, wie

wie eine Maske, annehmen, und unter demselben Unempfindlichkeit oder ein böses Herz verbergen könne. Er muß eine aufrichtige Würkung von solchen Gemüthsgesinnungen seyn, die mit der äußerlichen Bildung übereinkommen; sonst wird er dem Gesichte eine neue und weit ekelhaftere Häßlichkeit, ein affektirtes Wesen, beylegen; er wird Mundziehen, grinende Gesichter, läppisches Gefälligkeitslachen, gezierte Mienen, gezwungenes Schönthun, Kopf- und Maulhängen, und unzähliche andere Grimässen und Gesichtsverzerrungen hervorbringen, welche die Thorheit lächerlich machen, und Mitleiden in Verachtung verwandeln. Einige zwar wissen diese Art von Heucheley mit so vieler Geschicklichkeit zu treiben, daß sie unachtsame Beobachter betrügen: allein auch diese können nur auf einen Augenblick betrogen werden. Mienen, die nicht mit dem Herzen übereinstimmen, kann man nicht ohne Mühe annehmen, und nicht ohne Beschwerlichkeit lange behalten. Man wird also bald dahin gebracht werden, sie fahren zu lassen, und das Visitengesicht wird zugleich mit dem Visitenkleide wieder abgelegt werden; das gekünstelte Lächeln und Sanftthun wird verschwinden, und ein stolzer eigensinniger Zorn, oder ein verdrießliches murrisches Wesen wird alle Zierlichkeit der Symmetrie und Farbe entweder verfinstern, oder zerstören.

Ein gekünsteltes Aussehen ist in der That ein eben so elender Nothknecht, die Gesinnungen des Herzens auszudrücken, als der Anstrich der Schminke ist, der Gesundheitsröthe zu Hülfe zu kommen. Es ist nicht nur von eben so kurzer Dauer, und eben so leicht zu entdecken; sondern, so wie die Schminke das Gesicht nachher nur noch mehr verschrumpft und abscheulicher macht: so brechen auch die Leidenschaften, nach dem ihnen angethanen Zwange, mit mehrerer Heftigkeit aus, die Gesichtszüge werden weit mehr auseinander gedehnt, und erwekken einen gewissen Abscheu und Ekel.

Die Schönheit hängt also hauptsächlich von dem Gemüthe ab, und kann folglich durch die Erziehung ungemein befördert werden. Man hat angemerkt, daß man die herrschende Leidenschaft eines Menschen gemeiniglich aus seinem Gesichte erkennen kann; weil die Muskeln, wodurch sie ausgedrückt wird, indem sie fast beständig angezogen werden, ihren Ton verlieren, und niemals ganz schlaff werden; so daß der äusserliche Ausdruck bleibt, wenn auch die Leidenschaft ruhet. Daher entdeckt sich eine zornige, eine stolze, eine spitzfündige, und eine argwöhnische Gemüthsart in Zeichen auf dem Gesichte, die fast allgemein verstanden werden. Eben so verhält es sich mit den angenehmen und sanftern Leidenschaften, daß sie gleichfalls ihre Zeichnungen auf dem Gesichte lassen, wenn sie aufhören zu würken. Die Herrschaft dieser Leidenschaften bringt daher eine mechanische Würkung auf das äußerliche Aussehen hervor, und giebt den Gesichtszügen eine Wendung und Miene, die einen weit günstigern und stärkern Eindruck auf das Gemüth andrer Menschen macht, als alle Reitzungen, die aus blos äußerlichen Ursachen entstehen.

Die Schönheit, die von der Gemüthsart und Gesinnung abhängt, setzt gleichfalls ihre Besitzerinn nicht in Gefahr. „Sie gleicht,„ um mich einer morgenländischen Metaphor zu bedienen, „den Thürmern einer Stadt, „die nicht nur zur Zierde gereichen, sondern „auch zur Vertheidigung dienen.„ Wenn sie Neigung erregt, so zähmt sie sie auch, und macht sie zugleich fein. Sie hält mit Ehrfurcht ab, sie besänftigt mit Delikatesse, und sie gewinnet zur Nachahmung. Die Liebe der Vernunft und der Tugend sind mit der Liebe der Schönheit vermischt; weil diese Schönheit nicht viel mehr, als ein Ausfluß von der Vortreflichkeit der Seele ist, die kein Gegenstand von körperlicher Begierde seyn kann. So wie sie eine reinere Leidenschaft

schaft erregt; so verbindet sie auch stärker zur Treue. Jedweder Mann wird mit weit größrer Gewalt zurückgehalten werden, einer guten Person Verdruß zu machen, als einer schönen: und ein jedweder Blick von einem Angesichte, in welchem beyde Eigenschaften vereinigt sind, in welchem die Schönheit ein Abdruck von dem guten Herzen ist, ist ein stiller Verweis des ersten unerlaubten Wunsches; und den Augenblick wird der Vorsatz höchst unedel und grausam scheinen, wodurch die zärtliche Hoffnung einer unaussprechlichen Zuneigung betrogen, das ruhige Vertrauen einer von allem Argwohne entfernten Einfalt gemißbraucht, und selbst der Frieden der Tugend, durch die niederträchtigste Treulosigkeit und durch den Bruch der stärksten Verpflichtungen, in Gefahr gesetzt werden würde.

Allein die Hoffnung der Heuchlerinn muß verloren gehen. Wenn die nachgeäffete Schönheit ihr Lächeln bey Seite gelegt hat, wenn der Strahl ihrer Augen und die Blüte ihrer Wangen mit ihrer Neuigkeit ihren Einfluß verloren haben; was bleibt alsdenn noch übrig, als ein seiner Gewalt beraubter Tyrann, den man nie ohne eine Mischung von Verdrießlichkeit und Stolz sehen wird? Die einzige Neigung, welche dieser Gegenstand vergnügen könnte, wird einem andern Gegenstande, und zwar nicht nur ohne Zwang, sondern selbst im Triumpfe, zugewandt werden. So wie auf der einen Seite Verdruß und Mißvergnügen auf Betrug und fehlgeschlagene Hoffnung folgen wird: So wird auf der andern Seite ein Verlangen zu kränken, auf das Verlangen zu gefallen, folgen; und der Mann kann blos durch die Erinnerung der Schönheit seiner Frau, die nur so lange daurete, bis er sie kennen gelernt, gezwungen werden, eine Maitresse zu suchen.

Ich bitte also alle junge Frauenzimmer, sich stets zu erinnern, daß niemand eine Schülerinn der Annehmlichkeiten seyn kann, als in der Schule der Tugend; und daß diejenigen, die liebenswürdig zu seyn wünschen, frühzeitig lernen müssen, gut zu seyn. Das sicherste Mittel schön zu werden, beständig schön zu bleiben, und bey der Schönheit glücklich zu seyn, ist dieses, daß man bey Zeiten anfängt, seine Seele zu verschönern.

The Adventurer, Vol. III.

Aufgabe.

In dem Braunschweigischen Meyerschen Calender von diesem Jahre fällt im Monate März der volle Mond den 26sten ein. In dem Hildesheimischen, Hannöverschen und Zellischen Calender aber den 24sten, welcher Calender hat nun Recht? Es ist dieser Unterschied, welchen vielleicht noch keiner angemerket hat, sehr groß. Sollte der hiesige Calender, wie es nicht anders scheinet, Unrecht haben, so wäre dieses ein sehr starkes Versehen.

v. B.

Beantwortung.

Der letzte Vollmond ist in astronomischer Schärfe unter dem Braunschweigischen Meridian den 26. März Mittags um 12 Uhr und 11 Minuten eingetroffen. Um sich auch ohne astronomische Tabellen zu überzeugen, daß der große Fehler nicht im hiesigen Calender, wie man vermuthen wollen, sondern im Hannover- Hildesheim- und Zellischen begangen worden, hätte man nur zur Zeit des letzten Vollmonds im vorigen Monat, die Länge des mitlern synodischen Monats, welche bekanntlich von 29 Tagen 12 Stunden und 44 Minuten ist, addiren dürfen.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

28tes Stück.

Sonnabends, den 5. April, 1766.

Hundertjährige Geburts- Todten- und Trauungslisten aus Adenstedt vom Jahre 1665. bis 1765.

Anmerkung.

Es liegt dieses Dorf ziemlich hoch auf einem fruchtbaren Grund und Boden, zwischen Hildesheim und Peine, zwey Meile von erster und eine Meile von letzter Stadt. Die Einwohner desselben müssen sich größtentheils mit Brunnenwasser behelfen, weil wenig stehend und gar kein fließend Wasser im Dorfe ist: der näheste Fluß ist die Fuse, die in der nähesten Entfernung eine viertel Meile vom Dorfe fließt, wo sie eine Mahlmühle treibt. Die Nord- Süd- und Westseite dieses Dorfs ist der freyen Luft ausgesetzt, die Ostseite aber wird von einem kleinen Holze, der Lah genannt, gedeckt, welches dichte ans Dorf stößt, und mit seinen beblümten Boden, schattigten und zum Theil fruchttragenden Bäumen und Gebüsch, so von dem vermischten Gesange der Vögel, sonderlich der Nachtigal angefüllet, den Einwohnern in Sommer viel Vergnügen, im Winter aber knappe Feuerung darbietet. Die leidige Viehseuche, die rund umher auf den nähesten Dörfern, zum Theil mehr als einmal gewütet, hat diesen Ort, GOtt sey Dank! bis itzt verschonet.

Es besteht dieses Dorf aus 85 Reiheeinwohnern und 23 Brinksitzern, und

anjetzt befinden sich darinn 16 Paar Häuslinge. Bey dem Ackerbau und der allgemeinen Landhaushaltung, beschäftigen sich die hiesigen Einwohner vorzüglich stark mit Flachs und Wolle, es spinnt und knüttet hier Alt und Jung, das männliche und weibliche Geschlecht, und bey dieser Lebensart sind sie ihrem Munde keine Stiefmutter, sie sind ehr verschwenderisch als sparsam.

Vorstehende Listen zeigen, daß sich diese Gemeinde in ihrer Ab- und Zunahme in den letzten hundert Jahren fast gar nicht verändert. Das 1762te Jahr hat zwar in den Listen der Gebornen seines gleichen nicht, hört man aber, daß die Hessen hier gute Winterquartire gehabt, so wird man die Ursach davon nicht in der Gemeinde selbst suchen.

Daß die Todtenlisten unterweilen ausserordentlich stark, rührt von ansteckenden Krankheiten, sonderlich der Ruhr, Pocken und Halsschaden her, so haben auch die Kriegeslasten manchen ins Grab gestreckt.

Die unter der Ueberschrift über 60 Jahr stehen, sind größtentheils auf und über das 70ste Jahr, welche über das 80ste, und einige wenige auch über das 90ste Jahr gekommen.

In den ersten 35 Jahren findet sich im Kirchenbuche nicht bey allen Verstorbenen ihr Lebensalter, ich habe also nur blos die angezeigt, der ihr Alter angezeigt ist. Die Listen der Getraueten habe ich blos beygefügt, weil es so gebräuchlich ist, nach meiner Einsicht ist der Nutzen nicht groß davon: nicht alle die getrauet werden sind zum Hauptzweck des Ehestandes tüchtig, selten bleibt ein alter Großvater ein Witwer, und auch Großmütter verlassen ihren Witwenstand; über das bleibt oft kaum die Hälfte an dem Ort wo sie getrauet werden, wohnhaft. Sollen die Trauungsregister zu der Absicht, wozu sie ein scharfsinniger Süsmilch gebraucht, nutzbarer werden, so muß das Alter der Getraueten, und ob sie an dem Ort ihrer Trauung wohnhaft geblieben oder nicht, ausdrücklich dabey bemerkt werden.

Daß die hier gelieferten, sonderlich die Todtenlisten noch sehr vieler Besserung fähig, weiß ich sehr wohl, so wird z. E. die Abtheilung von 5 bis 60 Jahr manchen zu lang dünken, allein der Raum schien mir keine mehrere Abtheilungen zu faßen, ich habe es so gut gemacht als ich gekonnt, und werde meine Mühe für belohnt halten, wenn diese Listen denen, die auf GOttes weise Ordnung bey der Menschen sterben und geboren werden achten, nicht ganz mißfällig und unbrauchbar sind.

Dein aber, o ewiger Vater der Völker! der du die Menschen lässest sterben, und sprichst: kommt wieder ihr Menschenkinder! Dein verehrungswürdigster Name sey gelobet und gebenedeyet von nun an bis in Ewigkeit!

Im Jahre	sind geboren: Söhne	sind geboren: Töchter	sind geboren: Zwillings Paare	sind geboren: Uneheliche.	sind geboren: Todtgeborne.	Summa der Gebornen.	gestorben: Männliches Geschlecht	gestorben: Weibliches Geschlecht	gestorben: Lebensjahre unter 5	gestorben: Lebensjahre über 5. u. unter 60.	gestorben: Lebensjahre über 60.	Summa der Gestorbenen.	getrauet Paare
1665	7	10	—	—	—	17	12	8	—	—	—	20	6
66	19	12	1	—	1	31	14	15	4	12	3	29	9
67	6	15	—	—	—	21	10	9	1	3	2	29	2
68	11	10	—	—	—	21	12	15	1	10	4	27	8
69	14	14	1	—	—	28	6	8	4	3	2	14	9
70	14	8	—	—	1	22	10	9	1	1	—	19	8
71	21	11	—	—	—	32	4	6	—	1	—	10	6
72	14	12	—	—	—	26	9	12	—	—	3	21	—
73	7	10	—	—	1	17	11	13	1	3	7	24	3
74	7	19	—	1	1	26	8	11	3	5	4	19	6
75	10	9	—	2	—	19	8	7	—	5	3	15	6
76	8	17	—	—	2	25	13	12	6	10	5	25	3
77	5	6	—	—	1	11	15	20	2	10	7	35	6
78	13	16	2	—	1	29	11	12	3	5	2	23	10
79	10	11	—	—	—	21	6	4	2	4	4	10	6
80	9	10	—	—	1	19	12	7	4	7	4	19	5
81	6	9	—	—	—	15	6	11	—	6	4	17	12
82	16	10	—	—	2	26	6	9	1	3	3	15	7
83	16	14	1	—	1	30	13	10	2	9	2	23	6
84	8	10	—	—	—	18	12	14	6	14	4	26	13
85	18	12	1	1	—	30	18	6	5	10	7	24	10
86	15	14	—	—	1	29	12	15	9	14	2	27	5
87	17	10	—	2	—	27	11	14	11	6	6	25	5
88	15	9	—	—	—	24	17	29	15	18	9	46	8
89	16	8	1	—	1	24	8	9	5	2	5	17	11
90	17	9	1	—	1	26	12	6	6	9	2	18	7
91	15	17	1	—	1	32	20	19	17	12	6	39	7
92	11	16	—	—	2	27	16	12	11	11	4	28	7
93	13	11	—	—	1	24	13	17	13	12	4	30	2
94	9	9	—	—	2	18	16	11	7	12	5	27	8
95	15	11	—	—	—	26	27	23	17	26	5	50	14
96	17	15	1	1	2	32	5	11	11	5	—	16	6
97	17	10	—	—	1	27	11	5	6	6	3	16	5
98	15	18	1	—	—	33	8	1	8	—	1	9	9
99	6	15	—	—	—	21	4	7	2	5	1	11	3
1700	11	8	—	—	1	19	3	10	9	4	—	13	4
1	13	15	—	1	—	28	11	2	8	4	1	13	3
2	13	14	—	1	2	27	8	10	9	6	3	18	6
3	8	11	—	1	—	19	7	12	10	6	3	19	5
4	7	13	1	—	1	20	9	10	10	8	1	19	4
5	11	11	—	1	—	22	4	5	2	4	3	9	1
6	12	10	—	—	1	22	20	9	10	13	6	29	10
7	13	14	2	—	—	27	19	11	16	11	3	30	6
8	21	8	—	1	—	29	12	5	8	6	3	17	3
9	11	10	1	2	2	24	13	14	17	8	2	27	4
10	17	12	1	—	1	29	10	5	7	5	3	15	3
11	9	12	—	—	3	21	12	13	11	8	6	25	8
12	12	8	—	1	—	20	8	10	10	5	3	18	6
13	11	12	—	—	1	23	12	19	13	13	5	31	8
14	13	14	—	2	—	27	17	21	19	12	7	38	6
15	8	13	—	—	1	21	28	27	18	29	8	55	11

Im Jahre	sind geboren: Söhne	Töchter	Zwillings Paare	Uneheliche	Todtgeborne	Summa der Gebornen	gestorben: Männliches Geschlecht	Weibliches Geschlecht	Lebensjahre: unter 5	über 5. u. unter 60.	über 60.	Summa der Gestorbenen	getrauet: Paare
1716	12	13	1	—	—	25	10	15	9	8	8	25	8
17	13	10	—	—	—	23	7	23	14	14	2	30	11
18	13	11	—	—	1	24	20	13	14	15	4	33	10
19	18	10	—	2	1	28	15	23	7	26	5	38	7
20	11	18	1	3	—	29	10	16	11	9	6	26	12
21	15	12	1	1	2	27	17	19	14	14	8	36	6
22	17	12	—	—	—	29	10	4	7	3	4	14	7
23	12	14	—	—	1	26	14	7	15	3	3	21	3
24	12	10	—	3	1	22	17	20	16	16	5	37	8
25	20	13	2	—	4	33	13	8	13	8	—	21	14
26	18	13	1	—	4	31	12	8	9	10	1	20	7
27	17	9	—	1	3	26	13	9	11	9	2	22	6
28	12	10	—	—	1	22	8	10	7	7	4	18	6
29	14	16	—	2	3	30	16	16	16	12	4	32	4
30	15	20	1	2	5	35	6	15	7	8	6	21	5
31	11	7	1	—	1	18	9	15	12	9	3	24	8
32	19	11	1	1	1	30	15	10	12	8	5	25	2
33	16	8	—	—	1	24	20	20	16	18	6	40	9
34	11	18	—	—	1	29	10	11	10	8	3	21	12
35	20	16	—	—	1	36	17	11	5	15	8	28	5
36	8	11	—	—	—	19	14	19	19	11	3	33	4
37	12	17	—	—	1	29	3	9	4	6	2	12	6
38	11	15	1	—	2	26	11	9	11	6	3	20	7
39	11	11	—	—	—	22	24	21	19	21	5	45	2
40	16	11	—	—	—	27	12	14	12	10	4	26	3
41	13	9	1	—	—	22	15	19	15	16	3	34	5
42	17	7	—	—	1	24	9	6	8	5	2	15	4
43	10	16	1	1	1	26	5	7	4	4	4	12	5
44	14	8	—	—	—	22	4	5	1	5	3	9	6
45	12	13	—	—	2	25	14	15	21	3	5	29	6
46	9	7	—	1	1	16	9	10	8	7	4	19	4
47	13	7	—	—	1	20	12	7	6	9	4	19	7
48	12	11	—	1	1	23	8	12	6	8	6	20	6
49	15	14	1	2	—	29	21	13	20	9	5	34	6
50	12	22	1	2	1	34	9	7	7	4	5	16	8
51	17	11	—	—	1	28	16	20	18	12	6	36	11
52	14	17	3	3	—	31	22	21	17	17	9	43	6
53	17	18	1	1	1	35	33	33	39	19	8	66	9
54	16	24	1	—	3	40	12	14	13	7	6	26	9
55	14	13	1	—	3	27	9	13	10	6	6	22	7
56	17	15	1	—	1	32	9	10	9	6	4	19	6
57	10	5	—	—	—	15	11	15	7	12	7	26	6
58	7	17	1	1	1	24	15	19	6	18	10	34	10
59	19	16	2	—	—	35	6	5	5	5	1	11	16
60	18	14	—	—	1	32	11	11	10	5	7	22	5
61	9	17	—	1	1	26	15	28	14	18	11	43	12
62	24	25	2	7	—	49	22	30	22	20	10	52	6
63	13	12	2	2	—	25	14	13	15	5	7	27	8
64	13	21	2	2	—	34	4	12	4	3	9	16	8
65	12	15	2	—	1	27	16	13	16	10	3	29	2

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

29tes Stück.

Mittwochs, den 9. April, 1766.

Von der Bienenzucht.

Es hat ein Liebhaber der Oeconomie in dem 6ten Stück des Hannoverschen Magazins dieses Jahrs mit vieler Beurtheilung von den Ursachen geredet, warum die Bienenzucht in unserm Vaterlande besonders in Niedersachsen nicht allgemeiner geworden. Man hätte glauben sollen, daß die vortreflichen Nachforschungen der Auswärtigen unsere sonst bekannte Begierde ermuntert hätten, diesen beträchtlichen Nahrungszweig mehr auszuarbeiten und ihn in unserer Himmelsgegend brauchbarer zu machen. Allein es ist bisher nicht geschehen und die wahrscheinliche Ursach davon ist, daß man die Bienenzucht blos für eine Beschäftigung des Landmanns gehalten hat. Man hat in den Städten sich um die Nuzzung dieses edlen Insekts nicht bekümmert und diejenigen auf dem Lande, die mit mehrerem Nachsinnen und Beurtheilungskraft, als der gemeine Bauer ihre ökonomischen Beschäftigungen betreiben, sind durch ihre abgemessene Zeit und durch die Schwierigkeiten, die sie vor sich gesehen, abgehalten worden, diesem bishero wenig einträglichem Geschäfte ihren Fleiß aufzuopfern. Hätten Liebhaber in den Städten sich die Mühe gegeben, mit Erfahrungen die Lücken auszufüllen, die uns so viele bewerthe Schriftsteller, ohngeachtet ihrer zu rühmenden Genauigkeit in Absicht auf unsere Gegend übrig gelassen; so würde man längst solche Vorschriften sehen, wornach der gemeine Landmann ohne alles weitere Nachsinnen mit den Bienen verfahren könnte. Eine solche Vorschrift ist bey der sehr eingeschränkten Fähigkeit unserer Bauren zu Ausbreitung der Bienenzucht nothwendig. Blos praktische Ueberzeigungen von seinem Vortheil können ihn reitzen. Erndtet er Honig und Wachs, ohne große Kunst und Mühe: so ist es ihm gleichgültig, auf was vor eine Art er dieses erhält. Seine eingewurzelte Abneigung gegen etwas neues schweigt, so bald er weiß, daß er jährlich diesen Gewinn zu hoffen hat.

Ein anderes Vorurtheil ist die bey uns ungeprüfet angenommene Art, die Bienen zu unterhalten. Man weiß, daß in Niedersachsen das Geest- und Marschland unter einander gemengt ist, das eine giebt den Bienen späte, das andere frühe Nahrung: gleichwol bearbeitet man die Bienen auf einerley Art. Diesem Irthum ist hauptsächlich die bisherige Vernachlässigung der Bienenzucht zuzuschreiben. Die Einwohner der Marschländer haben ermüden müssen, dieses mit so vielen Verfahren und Unkosten verknüpfte Gewerbe fortzusetzen. Es sind diese dahero zu entschuldigen. Die Bewohner der Heidländer aber hätten können fleissiger seyn, denn obgleich der bisherige Bienenbau noch eine große Verbesserung gestattet: so ist er doch für die Heidländer noch einträglich genug gewesen. Vielleicht hat die bequemere Nutzung der Heide, nemlich das Standgeld, so sie sich von Fremden zahlen lassen, diese Schläfrigkeit verursachet. Es ist nicht meine Absicht, hier alle Ursachen unserer Saumseligkeit zu bestimmen, sondern da mich die geneigte Aufnahme ermuntert, die man einer jeden Betrachtung gönnet, welche einige Leitung und Gelegenheit giebt, unsere Landesprodukte zu vermehren; so habe ich mir vorgenommen, auf einige der Bedenklichkeiten zu antworten, deren Aufschluß in dem angeführten Stück des Hannoverschen Magazins verlangt wird.

Die erste Frage ist: welche Methode in Ansehung der Bienenhäuser im Hannoverschen die beste sey? Die Einrichtung der Bienenhäuser ist eines der vornehmsten Stücke bey der Bienenzucht und es ist nichts so nothwendig als sich bey ihrer Anlage nach dem Ort zu richten, wo man den Bienenstand haben will. In Ansehung der Materie ist wol das Stroh aller andern vorzuziehen. Es hält die Kälte und Hitze von den innern Theilen des Korbes mehr ab, und läßt hingegen die Ausdünstungen der Bienen leichter durch, als das Holz. Zwey Vortheile, die zu der Erhaltung und Gesundheit der Bienen nothwendig sind. Es ist wohlfeiler und am leichtesten für den Landmann zu verarbeiten. Rechnet man auch die Zufälle, denen die hölzernen Stöcke unterworfen sind, als Aufbersten, Wurmfraß, Fäulniß und so mehr, so werden die Strohhäuser an der Dauer gewinnen. In Ansehung der Größe muß man auf die Nahrung sehen, die die Bienen an dem Orte haben, wo man sie anlegt. Ich setze voraus, daß die Körbe hinlänglich mit Volk versehen sind. Ist wenig Nahrung, so würde es überflüssig seyn, große Körbe zu machen. Die Bienen können sie nicht füllen, und bleibt ein gar zu großer Raum im Korbe übrig; so ist freylich zu befürchten, daß die Bienen, wenn sie von dem untergesetzten Futter wieder hinaufsteigen wollen, erkälten und matt werden. Weil aber sich wenig Oerter finden werden, wo nicht zu einer Zeit, es sey im Frühling oder im Sommer sich häufige Nahrung findet: so sind die grössern Körbe auch von grösserm Nutzen. Sie befördern die Vermehrung und den Fleiß der Bienen. Es würde indessen schwer seyn, ohne die Kenntniß eines Orts oder des Volkes die Grösse genau zu bestimmen. Wo die Bienen weiter keine Nahrung haben als den Buchweitzen und die Heide, auch noch dazu dahin müssen verfahren werden: da sind die mittelmäßigen Körbe so etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch und $1\frac{1}{2}$ Fuß im Durchschnitt haben, die bequemsten. Ob sie gleich bey einer guten Zeit und für ein zahlreiches Volk zu klein sind, so kann man sich doch mit den längst bekannten Untersatzringen helfen. Will man diese gebrauchen, so muß der Korb etwa halb voll gearbeitet seyn, und denn ist es am besten, wann dieses Untersetzen sogleich geschiehet, wann die Bienen an den Ort gebracht sind, wo sie erndten sollen. Sie wer-

werden durch den grössern Raum, so sie finden zur Arbeit angehalten und weniger beunruhiget, als wenn es später geschiehet. In Ansehung der innern Einrichtung dieser Körbe ist freylich eine grosse Verbesserung nöthig, wenn man nemlich eine sichere, bequemere und reichere Ausbeute als bisher hoffen will. Nach dem bisherigen Gebäude der Häuser steht keine einzige nothwendige Handhabung mit den Bienen vorzunehmen ohne sie nicht merklich zu beunruhigen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Nachricht von ein paar Mitteln wider die Blattern.

In dem 9ten Stücke des sorgfältigen und gemeinnützigen Kinder-Arztes, welches zu Hamburg heraus kommt, werden zwey Mittel angegeben, welche bey der bösartigsten Blatter-Epidemie von dem besten Erfolge gewesen sind. Ich will selbige hier bekannt machen, weil jenes Blatt nicht in jedermanns Händen ist, und jetzt diese Seuche hier noch wüthet.

Das erste ist das Theerwasser, welches der berühmte Arzt in Schweden D. Rosen von Rosenstein nach dem Rath des Bischofs Berkley in Irland mit Nutzen gebraucht hat.

Vor einigen Jahren, heißt es, giengen in einem Kirchspiele, 3 Meilen von Upsal so tödtende Pocken um, daß fast kein Kind sie überstehen konnte. Sobald die Leute auf meinen Rath ihre Kinder vor und in der Krankheit etwas Theerwasser trinken ließen, wurden die Pocken so gelinde, daß sehr wenige davon starben.

Das Theerwasser wird von 6 Quartier Wasser und ½ Quartier gutem Theer, welches 3 bis 4 Minuten zusammengerührt wird, gemacht. Wenn dieses 48 Stunden gestanden, so giesset man das klare Wasser ab, und zieht es auf Bouteillen. Es ist durchscheinend wie weisser spanischer Wein, und hat einen säuerlichen Geschmack, welcher stärker, wenn man etwas von dem Wasser ausdunsten läßt, und alsdenn färbt er den Violsyrup roth und brauset mit Laugensalz. Es bestehet aus einem feinen Oehl, welches vermittelst einiger Säure aufgelöset gehalten wird, so daß es eine feine Seife ist, welche eine lösende Kraft hat und der Fäulniß widersteht.

Im Jahre 1744. heißt es ferner, als in Upsal schwere Pocken grassirten, fieng ich an, Kindern präservirende Pillen zu geben, und sahe mit Vergnügen, daß alle, so sie gebrauchten, entweder keine oder sehr gelinde Pocken bekamen. Mit gleichem Nutzen sind diese Pillen nachher im ganzen Reiche gebraucht; und ich habe noch nie erfahren, daß sie sollten fehl geschlagen haben, wenn die Eltern der Kinder selbst darnach gesehen, daß sie richtig gebraucht worden sind. Sie werden auf folgende Art gemacht:

℞. Calomel. vit. ppt. gr. XII.
Camphorae gr. VIII.
Extracti Aloës gr. XII.
Gummi Guajaci gr. XVI.
M. F. C. a pil. pond. gr. II.
Foliis argenti obducendae.
D. S. Präservirende Pillen.

Die Dosis ist leicht bey einem jeden zu beurtheilen, und diejenige welche 2 bis 3 Oefnungen macht, ist die richtige. Ein Kind von 2 Jahren nimmt 3 Pillen. Eins von 5 Jahren nimmt 6. Ist das Kind über 7 oder 8 Jahre, so muß es doch nicht mehr als 7 nehmen. Sollte diese Dosis keine Er-

Eröfnung machen, so versetze ich jede Dosis mit 1 oder 2 Gran Resinae Jalappae, die mit Mandeln vorher gerieben ist. Diese Pillen werden zweymal in der Woche, z. E. Sonntags und Mitwochs Abend genommen, und thun alsdenn am Montag und Donnerstag Vormittags ihre Würkung. Wer sie gebraucht muß keine salzige Speisen und nur des Mittags Fleisch essen. In die Luft kann man unterdessen wol gehen, nur nicht an den 2 Tagen, da die Pillen würken. Wenn man weiß, daß die Pocken in der Nachbarschaft sind, oder jemand sie im Hause schon hat, oder man kann sich des Umgangs mit solchen Personen, die zu Pockenpatienten schon kommen, nicht entschlagen; so läßt man die Kinder mit dem Gebrauch der Pillen anfangen, und nicht eher damit aufhören, als bis die Epidemie aufgehört, oder man sonst weiß, daß sie nicht können angesteckt werden. Wenn man vor dieser Zeit die Pillen aussetzet, so ist es nicht ihre Schuld, wenn die Pocken nicht gutartig werden. Man muß nicht eine große Menge Pillen auf einmal von der Apotheke nehmen, denn der Kampher verfliegt leicht, welcher doch die meiste Kraft hat, die Pocken abzuhalten rc.

GOtt gebe, daß durch diese bewährt gefundene Mittel manches Kind gerettet werde und daß wenigstens jener heillose Rath mit Eingebung von Alantswein dadurch verdrungen wird. Zu gleicher Zeit muß jeder Patriot, der die große Anzahl von Kindern nennen hört, die allein in unsrer Stadt seit einigen Monaten von den Blattern hingerafft worden, aufrichtig wünschen, daß die Einpfropfung unter uns eingeführt werden möchte, durch die gewiß ein Drittheil der armen Kinder noch gesund seyn würde, die unsre eingewurzelten Vorurtheile mit ihrem Leben haben bezahlen müssen.

AVERTISSEMENT.

Auf instehende Leipziger Ostermesse wird sowol daselbst in des Hrn. D. Mathesius an der St. Nicolai Kirche gelegenem Hause, als auch in dem Addreßcomtoir zu Dresden, denen Liebhabern und Besitzern der neuen Europäischen Staats- und Reise-Geographie, der XIIIte Band dieses beliebten und gemeinnützigen Werks ausgehändiget, und zwar an die Herren Pränumeranten gegen Auslieferung ihrer Scheine und Erlegung der gewöhnlichen Pränumeration à 1 Thlr 20 ggr. auf den XIVten Band. Es beträgt dieser Band 2½ Alphab. ohne das dreyfache Register, Landkarten und Gedächtnißmünzen, und 2 Bogen Vorbericht. Der Staat von Großbritanien und Irrland, sammt den Besitzungen dieser Krone, welche sie in Afrika, Asien und besonders in Amerika hat, machen den wichtigen Inhalt dieses XIIIten Bandes aus. Es wird auch an der Fortsetzung dieser Staats-Geographie unablässig fortgearbeitet, um den Liebhabern den Schluß dieses Werks bald möglichst vollends in die Hände zu liefern, wie dann der XIVte Band sich bereits unter der Presse befindet.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

30tes Stück.

Sonnabends, den 12. April, 1766.

Fortsetzung von der Bienenzucht.

Eine jede Beunruhigung stöhret die Bienen in ihrem Fleiß, machet sie böse und ihre Wuth und Bosheit kostet oftmals vielen durch den Verlust ihres Stachels das Leben. Selbst unsern Gewinn müssen wir durch den Tod dieser nützlichen Thiere bekommen, deren Erhaltung uns noch auf so viele Jahre durch Succession große Vortheile bringen würde. Ferner rühren von unsern jetzigen Körben viele Unbequemlichkeiten her, die man bisher als nothwendig und nützlich angesehen hat, die aber würklich die Ursachen sind, warum man mit dem Bienenbau an den meisten Oertern nicht hat zurechte kommen können. Ich meyne das Futtern und Schwärmen der Bienen. Die natürliche Neigung eines jeden Thieres zu seiner Vermehrung wird alsdenn erst rege, wenn die Natur ihm hinreichende Nahrung für sich und seine Jungen darbietet. Man sucht bey den Bienen diesen Trieb durch das starke Füttern frühzeitiger hervorzubringen, ohne dabey auf die Beschaffenheit des Orts einige Rücksicht zu nehmen, und man erhält diesen Endzweck sehr leicht, allein in den Marschländern mit vielen Schaden. Eben da die Zeit ihrer Erndte anfängt, nemlich im April, May und Junio, giebet man ihnen in den beyden ersten Monaten Honig. Die Bienen, die ohne Mühe reiche Nahrung durch das Futter finden, bekümmern sich nicht um die Blüthe die der Frühling giebt. Sie eilen vielmehr zu ihrer Vermehrung, hecken Drohnen, und eben zu der Zeit, da eine Menge Arbeiter ihrem leeren Korbe so nöthig wäre, entblößen sie denselben von einem beträchtlichen Theil durch das Schwärmen. Hätte man das Futter erspa-ret, so würden sie bey der Dürftigkeit, worin sie der Winter gesetzet, erst an einem Vorrath, nachher aber an ihrer Vermehrung gearbeitet haben. Nunmehro aber ist die beste Erndtezeit hier verflossen und will der Eigenthümer Nutzen haben, so muß er sich mit seinen Bienen auf die Reise machen. Zum Unglück sind diese Reisen nicht so bequem

quem und einträglich als die Egyptischen, die Hr. Maillet von den Bienen erzehlet. In den Heidländern gehet dadurch nicht so viel verloren, denn da fänget die beste Nahrungszeit erst an, wenn die Bienen mit dem Schwärmen fertig sind. Könnte aber in diesen Ländern zu einer frühen Nahrung für die Bienen durch den Anbau des Rübesaamens oder Anpflanzung mehrerer Obstbäume, Linden oder anderer Holzung Rath geschaffet werden, so würde auch hier die Gewohnheit des Füttern im Frühjahre abzuschaffen seyn, und alsdenn würden diese Länder eine unglaubliche Menge Honig und Wachs jährlich liefern. Man wird nun fragen, was die Einrichtung der Körbe für eine Verbindung mit dem Füttern habe? Sie ist diese: man kann bey jetzigen Körben nicht gewiß wissen, wie viel Vorrath man den Bienen auf den Winter lässet und ob solcher hinreichend ist? Wenn man auch einen vollgearbeiteten Korb zum überwintern beybehält, so lehret die Erfahrung, daß dennoch dieser Korb im Februar oder März oft schon Futter bedarf. Dieses rühret nicht von der Fräßigkeit der Bienen, sondern daher, daß die Scheiben des Korbes nicht hinreichend mit Honig versehen gewesen sind. Man wird bey dem Ausnehmen der todtgeschmauchten Körbe finden, daß oftmals halbe Scheiben nicht mit Honig, sondern mit nicht ausgekommenen Jungen angefüllet sind. In andern Scheiben ist zum Theil gar nichts, vermuthlich weil daraus die Jungen gekrochen sind, zu der Zeit, wie die häufige Nahrung der Bienen aufgehöret hat. Will man sich durch das Gewicht helfen, so bleibt der Vorrath dennoch ungewiß, und eben diese Ungewißheit hat das Füttern im Frühjahr bisher unentbehrlich gemacht, von diesem aber ist die Folge die zeitige Vermehrung und das damit verbundene Abschwärmen. Um zu erweisen, wie vortheilhaft es sey, den Bienen einen hinreichenden Vorrath gleich im Herbst zu lassen, oder auch den Bedürftigen zu geben, will ich die Erfahrungen des Hrn. Reaumur anführen. Dieser fleissige Naturforscher wählete ein Mittel, die Bienen vor der Kälte mehr sicher zu stellen. Er nahm 4 magere Körbe, setzte sie in Tonnen und füllete den Zwischenraum mit Erde oder klein gemachtem Stroh aus. Er machte die Tonnen wieder zu, nachdem er den Bienen einen kleinen Ausgang durch eine durch die Tonne bis zum Korbe geführte Röhre gelassen hatte. Zwey von diesen Stöcken hatten in ihren Scheiben gar keinen Honig. Die beyden andern hatten etwas. Er setzte ihnen also, wie er sie einpackte ½ ℔. Honig unter. Die Bienen kamen sehr gut durch den Winter, flogen im März schon auf Nahrung aus, die beyden ganz magern sturben aber im April vor Hunger. Die andern hingegen wurden ohne weitere Futterung stark und volkreich. Herr Reaumur sagt nicht, daß sie geschwärmet oder sich dazu angeschikket hätten, wie er bey dem 2ten Versuch der bald folgen wird, anführet. Wenn man das wenige Futter erweget, daß diesen Stökken schon im Novemb. zu einem Vorrath auf den ganzen Winter und Frühling untergesetzet wurde, so wird hieraus sehr deutlich, wie sparsam die Bienen im Herbst von dem untergesetzten Honig zehren, da sie eine immer kälter werdende Luft an die Bedürfnisse erinnert, die sie noch nöthig haben. Hingegen lehret uns das vom Reaumur auf eben diese Art 1740. wiederholte Beyspiel, daß die Bienen von dem ihnen im Frühlinge untergesetzten Honig verschwenderisch zehren, weil die immer wärmer werdende Luft ihnen einen beständigen Vorrath verspricht und sie zur Vermehrung anreitzet. Diesen Stöcken war im Herbst ein Pfund Honig gegeben. Im Anfang des Aprils gab ihnen Reaumur noch ein Pfund. Er besorgete, daß sie wie die ersten für Hunger sterben mögten. Den 15. May machten sie schon zum Schwärmen

Zubereitungen. Dieses war die Würkung von dem letzten Pfund Honig. Die Bienen zehrten also in einem Frühlingsmonat eben so viel als in den 6 vorhergehenden. Würde man einwenden, daß sie in diesem letzten Monat vielleicht nicht so wie in den verflossenen, Honig in ihren Scheiben gehabt hätten, so muß man auch dabey in Betracht ziehen, daß sie schon einige Nahrung ausser ihren Körben fanden, überdem lehret das erste Beyspiel, daß die 2 Stöcke, die mit etwas Honig versehen waren, mit den ihnen zugegebenen ½ ℔. völlig auskamen. Aus diesen Erfahrungen, die Reaumur nur als ein Mittel die Bienen vor der Kälte zu verwahren, anführet, können wir zum Vortheil unserer Bienenzucht abnehmen, daß es nützlich sey, den Vorrath der Bienen zu wissen, und im Fall dieser nicht hinreichend, sie bis zu einer neuen Nahrungszeit zu erhalten, ihnen das Mangelnde gleich im Herbste unterzusetzen. Wenn ich voraus setze, daß man diese Art Fütterung der bisher gewöhnlichen vorziehet, so kann man den Honig in Scheiben nach und nach untersetzen. Das Wachs, so etwa auch dabey verloren gehet, ist in keinen Betracht zu ziehen, indem auf 1 ℔. Honig kaum 1 Loth Wachs kann gerechnet werden. Der Honig muß mit durchlöchertem Papier oder kleinen Reisern bedeckt werden, damit die Bienen nicht daran kleben bleiben oder sich zu sehr beschmutzen. Der frische Honig ist der beste, man wagt dabey am wenigsten. Es ist bekannt genung, wie leicht der aufbewahrte Honig bey der geringsten Verwahrlosung einen üblen Geschmack annimmt, und wie leicht die Bienen davon erkranken. Es ist dahero sicherer, frischen Honig zu nehmen, wenn man das Füttern nöthig hat. Die Ameisen sind am besten mit durchgesiebeter Asche abzuhalten. Man schüttet solche unter und um das Gefäß, worinn man den Honig bewahret. Ist der Ort zu feucht, daß die Asche klebericht wird, so ist es am besten, das Gefäß an 2 Linien aufzuhangen; damit sie auch nicht von oben dazu kommen können, bewindet man die Linien etwa eine Hand hoch mit Baumwolle. Wenn man übrigens die Fütterung im Herbste besorget: so hat man diese Vorsorge nicht lange nöthig.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)



Am 22ten März d. J. wurde in dem grossen Hörsaale der Julius-Carls-Universität zu Helmstädt, unter dem Vorsitze des Hrn. Doct. Keuffel, eine juristische Streitschrift: De jure publico Orbis Romani sub libertate, 6 Bogen stark, von Hrn. Anastas Sigmund Cuno, aus dem Braunschweigischen, mit vieler Geschicklichkeit vertheidiget. Nach einer kurzen Vorerinnerung von dem Zusammenhange dieser Abhandlung mit einer vorher gegangenen, handelt das 1ste Capitel, von der Größe der Römer, und den Mitteln wie sie dazu gelanget. In dem 2ten Capit. wird das Römische Staatsrecht, in Ansehung derer in dem Umfange des Römischen Reichs befindlichen Völker, Könige, Provinzen und Städte, währender Freyheit der Republik vorgetragen, und darauf von der Ertheilung des Römischen Bürgerrechts Nachricht gegeben. Durchgehends werden die behaupteten Sätze mit Zeugnissen der alten Scribenten bestätiget.

Auf-

Aufgabe.

Ist die seit einigen Jahren bekannt gewordene grüne Erbse, die, wenn sie reif ist, grün bleibet, ein fremdes Gewächs? Ist sie von Natur so grün, oder durch die Kunst in grün verändert? Und ist auch die grüne Zuckererbse zu bekommen?

AVERTISSEMENT.

In der Fürstl. Waisenhausbuchhandlung ist das dritte Stück auf den Monat März a. c. von der zu Hamburg gedruckten Monatschrift: Unterhaltungen, angekommen, und werden die Herren Subscribenten ersucht, solches gegen das gewöhnliche Porto abholen zu lassen.

Neue Bücher.

Barnwell im Gefängniß. Yariko in der Sklaverey. Zwey heroische Gedichte. 8. Braunschw. 1766.

Als diese Gedichte im Original unter uns erschienen, erhielten sie sogleich den Beyfall der Kenner, und wurden für Muster von Heldenbriefen erkannt. Sie erregten auch anderer Orten so viel Aufmerksamkeit, daß bereits in Schwaben eine gereimte Uebersetzung davon herausgekommen ist; dem ohngeachtet haben wir diese prosaische nicht für überflüssig gehalten, sondern schmeicheln uns vielmehr, daß wir allen Arten von deutschen Lesern, die Geschmack und Empfindung haben, einen angenehmen Dienst dadurch erweisen, wenn wir ihnen gegenwärtige von Herrn W. D. Bräß in die Hände liefern.

Sie ist auf 4 Bogen Schreibpapier sauber gedruckt, und kostet in der Fürstl. Waisenhausbuchhandlung 3 ggr.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

31tes Stück.

Mittwochs, den 16. April, 1766.

Fortsetzung von der Bienenzucht.

Ich komme nunmehro auf den wichtigen Artikel des Schwärmens. Es haben schon vor langer Zeit die Deutschen und Engländer eingesehen, daß es der Bienenzucht sehr vortheilhaft seyn würde, wenn man das Schwärmen, wo nicht ganz, doch zum Theil abschaffen könnte. In Sachsen und Schlesien sind aus dieser Ursach die stehenden Stöcke eingeführet worden. Diese sind für die Marschländer von allen bisher gewöhnlichen noch die besten, allein es sind zu viele Unbequemlichkeiten damit verknüpfet, sie sind schwer zu bekommen, erfodern viele Handgriffe, wenn sie mit Schwärmen besetzet, geblendet, gezeidelt, gefüttert, auch vor Kälte, Hitze, Aufbersten, Würmern, Fäulung und andern Zufällen verwahret werden sollen.

Herr Gedde in England gerieth schon im vorigen Jahrhundert auf den natürlichen Einfall, durch Untersetzung seiner Kästen das unnütze Schwärmen, wo nicht ganz, doch zum Theil zu verhüten, allein seine Vorschläge sind dem gemeinen Mann nicht bekannt geworden. Sie halten auch in unserer rauhen Winterluft die Probe nicht. Die vorgeschlagene Bretterkasten sind zu künstlich und zu kostbar für den Landmann. Die Oefnungen darinn sind zu klein, und wenn man sie auch durch den Winter bringt, so schwärmen sie dennoch zu leicht ab. Indessen sind viele von den Grundsätzen dieses Mannes richtig und mit einiger Veränderung in unsern Gegenden sehr brauchbar zu machen. Ich werde vielleicht bald dieses deutlicher zeigen, und merke nur voritzo hieran, daß alle die in diesem Punkt an der Verbesserung des Bienenbaues gearbeitet, mit einer bessern Einrichtung der Bienenhäuser angefangen haben. Das Schwärmen der Bienen geschiehet aus Noth. Die reichliche Fütterung hat sie betrogen. Sie schreiten frühzeitiger zu dem Jungehecken, wie sie ohne diesen Antrieb würden gethan haben. Sie werden dadurch erhitzet, wollüstig und sammeln nachlässig. Die junge Brut wächst ge-

geschwind heran, zehret mit, und würket durch ihr Daseyn auf einmal in den nur für eine Colonie eingerichtetem Korbe einen Ueberfluß an Volk und einen Mangel an Nahrung. Die Menge und die Unruhe der Einwohner verursachet eine große Hitze in dem Bienenhause, kommt hiezu ein heisser Strahl der Sonne, so wird sie unausstehlich und der Ausmarsch nothwendig. Er geschiehet auf Unkosten des Mutterstocks. Eine große Provision wird mit auf die Reise genommen. Kaum aber hat eine Bienenmutter diese Ungeduldigen in die Luft geführet, so scheinet einigen ihre Uebereilung zu gereuen. Viele der entflohenen kehren nach ihrer alten Wohnung zurück. Die mehrsten aber sammlen sich an einen Zweig oder wo sich ihre Führerin niederläßt. Dieser Ort, er sey bequem oder nicht, wird sogleich zu ihrer Wohnung erwählet. Sie fangen an zu arbeiten, sezzen Scheiben an, und wenn man sie nicht einfinge, würden sie hier so lange verweilen, bis ein drohender Regen, oder die Kälte, auch die Hitze der Sonne sie an ihren unbequemen Ort erinnerte. Wenn der Trieb zum Schwärmen in die Natur der Bienen gelegt ist: so ist es fast unbegreiflich wie die Natur sie nicht auch zugleich gelehret, eine sichere und ihrem Endzweck gemäßere Wohnung zu suchen, anstatt daß sie oft so unnatürlich wählen. Wäre dieser erste Ort nur blos ein Versammlungsplatz, wie einige glauben, warum fangen sie denn schon ihre Arbeit hier an. Es sey nun aber, daß diese Absonderung den Bienen von Natur eingepflanzet, oder durch die Einrichtung ihrer jetzigen Wohnungen oder Wartung ihnen nothwendig geworden; so wird man doch sehr leicht mit mir annehmen, daß es nützlich sey, diese Absonderung, wo nicht ganz, doch zum Theil zu verhüten, besonders, wenn man den Verlust berechnet, den die Mutterstöcke durch das Schwärmen erleiden, und hingegen den Vortheil erweget, den sie durch die Beybehaltung ihres Volkes und durch die Ersparung der Reisekosten erhalten. Wenn man ferner den Verlust der Zeit rechnet, die auf die Zubereitung und bey dem Schwärmen selbst angewandt wird, imgleichen die Zeit und Mühe, die der Bienenherr hier vielfältig verschwenden muß, die Gefahr worinn dieser oft stehet, einen beträchtlichen Theil von seinem Volk gar zu verlieren; wenn man, sage ich, alle diese Weitläuftigkeiten als Folgen des Schwärmens ansiehet, so bleibt die Frage nicht mehr zweydeutig, ob es dem alten Stock schädlich, mehr als einen Schwarm von ihm einzufassen, und ob man Ursach habe, durch die Kunst die Bienen zum Schwärmen anzureitzen?

Stehet nun aber den Mutterstöcken das Schwärmen vollkommen zu verwehren, ohne der Bienen ihren Nachtheil? Es sey mir erlaubt, diese Frage zu theilen, und vorerst zu beantworten, ob das Schwärmen könne völlig verwehret werden? Ich bin von der Möglichkeit vollkommen überzeugt, und weiß aus der Erfahrung, daß das Ausschneiden der Königszellen ein untrügliches Mittel ist; allein da es für den ganzen Stock gefährlich, für den Landmann zu künstlich, für die Bienen zu beunruhigend und für die Zeit zu verschwenderisch ist; so würde kein Vortheil dabey herauskommen. Es sind aber noch andere Wege, die zu diesem Endzweck führen. Um diese desto mehr zu bahnen, will ich mich bemühen zu erweisen, daß das häufige Schwärmen vermehret werden könne. Ich habe schon vorhero gezeiget, daß das Füttern im Frühjahr die Bienen zur frühzeitigen Vermehrung anreitzet. Ohne diesen Antrieb würden sie erst dazu schreiten, wenn sie vorhero den im Winter gemachten Aufwand durch ihre Arbeit ersetzet hätten. Durch diesen Fleiß würden sie die ausgeleerten Zellen mit Honig anfüllen, und die Bienenmutter würde alsdenn nicht so viele leere

finden,

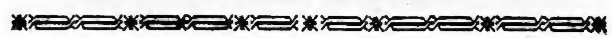
finden, worinn sie ihre Eyer ablegte, als sie in den im Frühjahr gefütterten Körben antrifft. Die Vermehrung geschähe also nicht so frühzeitig und nicht so häufig. Die Bienen würden nun freylich davor sorgen, daß die Mutter Platz für ihre Eyer bekommt, sie bauen dahero neue Zellen an, die Mutter besetzt sie mit Eyern, allein da dieses nicht auf einmal, sondern nach gerade geschiehet, so kommen auch die jungen Bienen nicht auf einmal zum Vorschein. Geschiehet nun die Vermehrung nicht so frühzeitig, so erhält man den Vortheil, daß die Bienen mehr sammeln und der Mangel sie nicht zu einer Absonderung nöthiget: geschiehet sie nicht so häufig und nach gerade, so fällt wieder eine Ursach des Schwärmens, nemlich die Beängstigung in ihrer zu kleinen Wohnung weg. Weil aber auch bey einer mäßigen Vermehrung unsere bisherigen Körbe zu klein werden, auch überdem die natürliche und unerzwungene Fortpflanzung vortheilhaft ist; so fällt sehr deutlich in die Augen, daß zu Erhaltung dieser großen und bequemen Vortheile eine andere Art von Körben unentbehrlich sey.

Die von den Hrn. Verfasser des **Etwas von der Bienenzucht** angeführte Autoren haben alle diese Nothwendigkeit eingesehen. Sie haben an einer Verbesserung gearbeitet. Es sey aber, daß unsere Himmelsgegend daran Schuld, oder daß sie der vorigen Einrichtung der Körbe oder andern Gewohnheiten nicht haben gänzlich entsagen wollen; so ergiebet doch die Erfahrung, daß alle die vorgeschlagenen Bienenhäuser für den Landmann entweder zu kostbar oder gar nicht brauchbar sind. Indessen zeiget uns doch Palteau, daß man durch das Untersetzen der Körbe das Schwärmen hindern könne, und ich bin überzeugt, daß ohngeachtet Reaumur es widerspricht, dieser Endzweck dadurch erhalten wird, wenn man nur die Vorsicht wegen des Füttern im Herbste dabey anwendet, und die Erhöhung der Körbe gleich im May, wenn keine anhaltende Nachtfröste mehr zu befürchten sind, besorgt wird. Ich möchte wünschen, daß meine Versicherung einen Liebhaber der Bienen reitzen könnte, noch dieses Frühjahr mit einem Korbe die Probe zu machen. Sie würde zwar unvollkommen bleiben, weil die Fütterung schon angegangen ist. Wenn aber dazu ein Korb gewählet würde, der noch Honig in seinen Scheiben hat, so könnte man das Futter allmälig wieder abbrechen und die Bienen davon wieder entwöhnen. Hat der Korb noch nicht angefangen Drohnen zu hecken, so würde die Würkung seyn, daß dieser Korb ungleich reicher, wie die andern würde, und nur einen Schwarm, wenn er ja schwärmte und zwar später wie die andern gäbe. Diese Probe müßte aber im Marschlande, wo frühe Nahrung ist, angestellet werden. Wäre aber nun auch durch dieses vorgeschlagene Mittel das Schwärmen, wo nicht verhütet, doch vermindert: so würden doch die von ihm und allen andern vorgeschlagene Bienenhäuser in Ansehung der Honigerndte bey uns sowol im Marsch als Heidländern, ohne Anwendung seyn. Die dawider angeführte Gründe des Hrn. Verfassers sind so zureichend, daß sie keiner mehr bedürfen. Selbst in England und Frankreich sind noch zu viele Unbequemlichkeiten und zu wenig Vortheile damit verknüpfet, daß sie noch nicht zum allgemeinen Gebrauch, wie man mir versichert hat, eingeführet sind. Man erwege nur, daß die Eintreibung der Bienen in ein neues Haus nicht wohl anders geschehen kann, als zu der Zeit, wenn sie sammeln. Die Bienen, die in ihrer Arbeit gestöhret sind, gebrauchen einige Tage, ehe sie in ihrer neuen Wohnung den unterbrochenen Fleiß wieder anfangen. Diese Zeit ist also verloren. Fügt es sich aber, daß eine kalte und regnichte Witterung einfällt, so lauft man

Ge-

jahr, diesen ganzen Stock zu verlieren, wenigstens bleibt er arm und die gemachte Beute muß zum Unterhalt wieder heraus gegeben werden. Ich will das Künstliche nicht rechnen, womit das Austreiben der Bienen und ihre Fassung auf einen leeren oder honigreichen Korb verbunden ist. Es ist nicht zu rathen. Ersteres würde mehr Honig kosten, als man von dem Stock hätte erndten sollen, und letzteres würde den wohl versehenen Korb nicht allein ausleeren, sondern auch zu Grunde richten. Die aufgestoßenen Bienen würden so schlimm wie Raubbienen empfangen werden.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)



Nachricht von einem neuen musikalischen Werke zum Clavecin - Spielen.

Ob wir gleich einige Bücher haben, welche die Methode das Clavecin zu spielen gelehrt, und weitläuftig abhandeln, so fehlet es doch an einer solchen Anweisung, worinn das theoretische der Musik auf eine leichte Art vorgetragen und durch kurze und deutliche Exempel erläutert wird, wobey eine hinlängliche Anzahl von guten Handstücken zu finden, welche den Anfänger ohne viele Mühe und Zeitverlust zum praktischen führen, und ihn auf eine angenehme und lehrreiche Art in kurzer Zeit leiten. Diesen Mangel abzuhelfen hat der Fürstl. Braunschweig-Lüneburgische Agent, C. G. Tübel, ein eigenes Werk ausgearbeitet, welches alles das in sich hält, was Schriften von dieser Art bisher gefehlet. In diesem neuen Werke findet ein Musikliebhaber alles nöthige und nach heutigem feinen Geschmacke übliche zum Clavecinspielen, nebst einer kurzen Abhandlung von dem sogenannten berühmten Contrapunkt, durch dessen Kenntniß der Schüler in Stand gesetzt wird, das Wesentliche der Musik mathematisch überzeugend zu beurtheilen, und in kurzer Zeit selbst etwas nach den Regeln zu componiren. Er findet hier Sieben und Siebzig ganz neue Handstücke aus 15 Dur- und 15 Moll-Tönen, welche von leichten zu schweren, fort gehen, und in welchen alles angebracht ist, was zur bequemen Fingersetzung und zu den wahren und schönen Spielmanieren gehöret.

Dieses Werk wird in Holland sauber gestochen und auf gut Holländisch Schreibpapier gedruckt, unter dem Titel: C. G. Tübels kurzer Unterricht von der Musik, nebst den dazu gehörigen Piecen, für diejenigen, welche das Clavecin spielen; und wird auf Michaelis dieses Jahr heraus kommen.

Das ganze Werk wird um 2 Thlr. auf Pränumeration verlassen, nachher aber das Exemplar nicht unter 3 Thlr. verkauft werden.

Die Schrödersche Buchhandlung in Braunschweig nimmt auf das angekündigte Werk bis Ausgang des Monats May dieses Jahrs Pränumeration an. Braunschweig, den 14. April, 1766.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

32tes Stück.

Sonnabends, den 19. April, 1766.

Beschluß von der Bienenzucht.

Hier komme ich auf die Missethäter unter diesen so wohl geartetem Geschlecht. Doch ich thue ihnen Unrecht, nicht sie, sondern diejenigen, so sie zu diesem Mißbrauch ihrer Geschicklichkeit verführen, verdienen diesen Namen. Ich hoffe, man wird mir einigen Dank wissen, wenn ich ein Mittel vorschlage, ihrem Frevel Grenzen zu setzen. Es ist leider zu gewiß, daß böse Leute ihre Bienen zum Raube gebrauchen können. Der aufmerksame Bienenwirth kann zwar die Räuber bestrafen, indem er seine Körbe verstopft, und in einen leeren Korb etwas Honig setzet, die Räuber einfängt und todt schmaucht, der böse Nachbar bekömmt dadurch seinen verdienten Lohn. Er verlieret sein Volk und seine Bosheit ist ohne Würkung. Allein dieses Mittel, welches ich noch vor das sicherste halte, ist für das Ganze nicht gut. Es entgehen dadurch allemal dem Publiko noch mehrere Körbe, als es böse Nachbarn giebt. Es wäre dahero am allersichersten, wenn man der Bosheit die Mittel benähme, auf diese Art schaden zu können. Mein Vorschlag dazu ist dieser: Es müßte in einem jeden Dorfe ein gemeinschaftlicher Bienenstand seyn, ausser diesem dürfte keiner Bienen halten. Einer im Dorfe müßte hierüber die Aufsicht haben. Wenn man mir die Wahl eines solchen Subjecti anvertraute, so fiele sie auf den Schulmeister oder Küster. Für diese wäre dieses Geschäfte anständig und ihr Amt würde ihnen auch die wenige Wartung gestatten. Das Bienenhaus müßte auf Unkosten der Gemeinde, so wie ich es mir vorbehalte zu beschreiben, gebauet werden. Ein jeder Einwohner könnte eine nach der Gegend proportionirliche Anzahl Körbe halten. Ich werde vorjetzo nichts mehr von dieser Einrichtung sagen. Man wird hieraus schon sehen, daß hiedurch die vorsetzlich gemachten Raubbienen abgeschaffet wären. Wem übrigens dieser Vorschlag zu weitläuftig vorkömmt, der beliebe sich zu erinnern, daß wir eine ähnliche Einrichtung bey den Schaafen haben. Ich gebe es einer reiferen Ueberlegung anheim, ob man nicht nach diesem Muster in einem jeden Dorfe einen besondern Bienenwärter setzen könnte, denn für seine Mühe, wegen der, von dem ganzen Bienenstande gemachten Vortheile, ein mäßiges jährlich zugetheilet würde. Es würde diese Ordnung auf die Verhütung

der Krankheiten der Bienen einen großen Einfluß haben, indem es gewiß ist, daß viele derselben durch die Verwahrlosung des Futters oder des Standes, oder auch der Körbe selbst entstehen. Ich kann hier zwar nicht mit einer physikalischen Ursach von dem Faulwerden der Bienen andienen. Ich weiß aber aus der Erfahrung, daß viele Bienenwirthe gar nicht einmal diese Krankheit kennen, weil ihre Bienen immer davon verschonet geblieben. Ich habe die Ursach hievon in ihrer Art die Bienen zu warten gesucht, und gefunden, daß ihre Bienenstände an einen trockenen und luftigen Orte und zwar 2 Fuß hoch von der Erde angelegt waren. Ferner hatten sie nur eine Reihe neben einander, anstatt daß die mehresten 2 Reihen über einander setzen. Dieser Umstand wäre mir nicht wichtig vorgekommen, wenn mir nicht die Betrachtungen des Hrn. Reaumur über die Verunreinigung der Bienen eingefallen wären. Er sagt, daß die Bienen, denen er zu viel Honig gegeben, sich einander durch die dadurch entstandene Dysenterie dergestalt beschmutzet hätten, daß sie in wenigen Tagen alle gestorben wären. So lange nun die Bienen nicht matt sind, entledigen sie sich von ihrem Koth vor den Körben, und hier kann es leicht geschehen, daß die obern Körbe durch Herabwerfung ihres Unraths den untern Schaden zufügen, besonders wenn die obern schon von dieser Krankheit angegriffen sind. Eben diese Bienenwirthe ließen ihre Körbe niemals über 2 höchstens 3 Sommer alt werden. Sie behielten nemlich die allerersten Schwärme bey, ließen sie überwintern und den nächsten Herbst wurden sie todt geschmaucht, und an ihre Stelle wurden wieder die ersten von ihnen erhaltene Schwärme aufgehoben. Ein solcher Korb hatte also nur einen Winter ausgestanden. Wenn man die vielfältigen Gelegenheiten betrachtet, wodurch die Scheiben in einem Korbe, entweder durch die Ausdünstungen der Bienen, die nach der Heftigkeit ihrer Bewegungen auch heftig sind, oder durch eine große und geschwinde Veränderung der äußern Luft beschlagen und anlaufen können; so sollte man auf die Gedanken kommen, daß durch das öftere feucht werden, das Gewerke im Korbe einen sauren oder starken, auch wol mulstrigen Geschmack annehmen könnte, und in diesem Fall hätte die Vorsicht, die Stöcke nicht zu alt werden zu lassen, ihren großen Nutzen. Ueberhaupt wandeln wir noch bey dieser Krankheit sehr im Dunkeln. Nehmen wir die gemachte Anmerkung des Hrn. Reaumur als richtig an: daß durch das Honigfüttern bey den Bienen eine Dysenterie entstehen kann, so ist vielleicht das starke Füttern, wodurch man die Bienen zur frühzeitigen Vermehrung zwingt, ein nicht geringer Grund dieser Krankheit. Ich schließe hier meine Anmerkungen über diesen Punkt mit einer wahren Unruhe über die Ungewißheit, womit man die dafür vorgeschlagene Mittel anwendet. Sie helfen oft und noch öfterer nicht. Indessen lasse ich nicht alle Hoffnung fahren, diese Krankheit sehr verringert zu sehen, wenn wir erst anfangen, mit mehrerer Genauigkeit, mehrerer Vorsicht und einer mehr ausgebreiteten Kenntniß die Bienenzucht zu behandeln. Es wird uns zwar allemal noch ein Wunsch übrig bleiben, allein wo ist eine Vollkommenheit, die uns das Verlangen nach einer grössern ersparet? Die Frage, ob eine alte oder junge Mutter mit dem Schwarm ausziehe? ist von den meisten Autoren für die junge Mutter, der Meynung unserer mehresten Bienenwirthe zuwider entschieden. Daß die alte Mutter immer mit dem ersten Schwarm ausziehe, ist schwer zu erweisen, man bedenke nur, daß diese Mutter die dieses Jahr ausgezogen, das künftige und alle folgende Jahre, wenn dieser Schwarm wieder einen Schwarm gebe, ausziehen müßte. Man könnte dahero mit mehrerer Gewißheit behaupten, daß eine junge Mutter beständig den Schwarm führte,

führte, wenn uns nicht ein Umstand zu glauben nöthigte, daß auch bisweilen eine alte Mutter ihren Korb bey dieser Gelegenheit verläßt. Wir erfahren oft, daß ein frühzeitiger Schwarm in demselben Sommer wieder schwärmet. Wenn wir nun nach der Meynung unserer Naturlehrer annehmen, daß die Drohnen-Eyer auf so lange Zeit vorher, nemlich vom Herbst bis zum Frühjahr, befruchtet sind, ehe sie ausgebrütet werden, so bleibet unbegreiflich; wie eine junge Mutter den Korb so geschwind mit Drohnen versehen kann, die sich jedoch auf diesem jungen Stock vielmals so häufig wie auf dem Mutterstock finden. In diesem Fall ist es wahrscheinlich, daß eine alte Mutter mit ausgezogen ist, die noch befruchtete Eyer bey sich gehabt. Ich will hier mit einer Anmerkung über den Ton schließen, der den Nachschwärmen vorher gehet. Der Herr Verfasser widerlegt die Meynung des Reaumur sehr gut. Es scheinet mir aber auch diejenige recht sehr zweifelhaft, die die Englische Gesellschaft davon heget. Denn wäre es ein Locken zum Ausmarsch, so sehe ich keine Ursach, warum bey dem ersten Schwarm dieses nicht auch geschiehet, überdem wissen wir, daß dieser Ton sich nur zu solcher Zeit hören läßt, wo das Schwärmen nicht sogleich geschiehet. Ich glaube vielmehr, daß dieses ein Ton ist, wodurch die jungen Mütter die Drohnen zu ihrer Begattung herbeyrufen. Will man mir den Einwurf machen, warum die Mutter von den ersten Schwarm nicht eben solche süße Töne hören lässet, so antworte ich, daß diese nicht Ursach hat zu seufzen. Sie hat keine Nebenbuhlerinnen und die Menge der Drohnen ersparen ihr alle Zudringlichkeit. Aus dem Verhältniß der häufigen Drohnen gegen die wenigen Mütter ersiehet man leicht, daß der erstern nicht wenig erfodert werden, um eine Mutter hinreichend zu befruchten, und daß die bey den Nachschwärmen sich findende mehrere Mütter wol Ursach haben, jene herbey zu locken. Man findet übrigens diese Herablassung des weiblichen Geschlechts bey andern Thieren nicht so selten, daß sie eben unwahrscheinlich seyn sollte.

Dieses sind die Gedanken, welche ich bey Gelegenheit der gemachten Bedenklichkeiten habe mittheilen wollen. Ich überrede mich sehr leicht, daß sie der Erwartung des Hrn. Verfassers nicht gleich kommen, und daß ich die Bedenklichkeiten vielleicht eher vermehret als aufgelöset habe. Es ist aber ohne eine weitläuftige Abhandlung nicht wol möglich auf jeden Umstand bey der Bienenzucht mit der erfoderten Deutlichkeit und genauen Bestimmung zu antworten. Wenn indessen diese mangelhafte Gedanken nur die Würkung haben, daß sie eine mehrere Aufmerksamkeit und Lust zu diesem einträglichen Gewerbe erregen, so werden sie nicht ohne einigen Nutzen seyn. Um hierzu noch mehrere Gelegenheit zu geben, will ich hier einen Entwurf zu einen neuem Bienenstande und Korbe anhängen, nach welchem die Bienenzucht mit mehrerer Bequemlichkeit und grösseren Vortheilen kann betrieben werden. Da es schwer ist, eine alte Gewohnheit abzuschaffen; so erwarte ich vorhero das Urtheil des Publici ehe ich diesen Entwurf näher entwickele. Findet man ihn nützlich: so kann ich versichern, daß die damit gemachten Proben alle die Vortheile liefern, die ich davon verspreche. Er ist dieser:

I. Ein Bienenstand, der folgende Vortheile giebt.

1) Sind die Bienen dadurch vor Kälte und Hitze bewahret.
2) Sind sie vor den Nachstellungen der Mäuse, Hamster, Kröten, Eidexen, Spechte, Spinnen ꝛc. sicher.
3) Können, vermöge dieses Standes alle nöthige Handhabungen und Untersuchungen mit den Bienen vorgenommen werden, ohne sie zu beunruhigen.
4) Werden auch die Raubbienen dadurch mehr abgehalten, wenn auch gleich mein

mein vorher gemeldeter Vorschlag nicht angenommen würde.

II. Ein Bienenkorb, dessen Vortheile darinn bestehen:

1) Die darinn einmal eingerichtete Bienen gebrauchen kein Futter.
2) Sie sammlen mehr und versäumen sich nicht durch vieles Schwärmen u. Hecken.
3) Sie zehren sparsamer.
4) Sie geben gewissere Ausbeute.
5) Man schmaucht keine todt, um die Ausbeute zu erhalten.
6) Der Honig ist reiner, ohne Unrath und todte Bienen.
7) Man braucht sie in Marschländern nicht zu verfahren.
8) Sie gebrauchen sehr wenig Wartung.
9) Sie stechen nicht leicht, weil sie nicht beunruhiget werden.
10) Sie schwärmen sich nicht Mutterlos.
11) Sie werden nicht gezeidelt und ihre Zucht ist nicht künstlich.
12) Man braucht weniger Körbe und Platz als zu den bisherigen.
13) Die Körbe sind von längerer Dauer, weil sie nicht so leicht verwettern.
14) Die Körbe sind sehr leicht von dem Landmann selbst zu verfertigen.
15) Wenn man die Anzahl der Körbe vermehren will, so kann man die Bienen auch schwärmen lassen.

Dieses sind kürzlich die Vortheile. Ich muß aber auch zweyer Unbequemlichkeiten gedenken, die damit verknüpft sind. Die erste ist, die Anlage des Bienenstandes. Er wird zwar nicht so sehr theuer kommen, allein da er von Brettern gemacht wird, so möchte er doch vielleicht dem Vermögen eines armen Bauers zu schwer fallen. Fände aber mein Vorschlag zu einem allgemeinen Bienenstande in jeden Dorfe statt, so würde diese Schwierigkeit nicht viel bedeuten.

Die zweyte Unbequemlichkeit ist, daß vielleicht 2 Jahre verfließen, ehe man die völlige Nutzung von diesen Körben erhält. Wenn man aber bedenket, daß man nach dieser Zeit viel mehr, viel sicherer und viel bequemer erndtet, so wird diese Gedult sehr gut bezahlet. Käme übrigens zu dieser neuen Einrichtung noch einige Vorsorge zu Vermehrung der Nahrung für die Bienen, so würde dieser Nebengewinn für den Landmann sowol, als für die Einwohner in Städten so beträchtlich seyn, daß er der Einträglichkeit eines jeden andern Products nicht weichen würde. Ich habe mit nicht geringem Vergnügen in unsern Anzeigen 2 Abhandlungen gelesen, die mir hiezu einige Hoffnung machen. Die eine handelte von dem nützlichen Gebrauch des Cyders und dem damit verbundenen Anbau mehrerer Obstbäume. Die zweyte zeigte den Nutzen der Sonnenblumen an. Diese beyde Stücke, die an und für sich selbst schon sehr vortheilhaft, und unserer Himmelsgegend und unserm Erdboden ohne große Kunst angemessen sind, würden als ein zufälliger Nutzen für die Bienenzucht unschätzbar seyn. Würde man zu diesen noch den mehreren Anbau des Esparcettekrauts, welches für anderes Vieh von größer Wichtigkeit ist und dessen Blumen viel Honig geben, imgleichen zu Hecken den Gebrauch des deutschen wilden Jasmins hinzufügen, so würde man nicht weiter für gute und häufige Nahrung der Bienen zu sorgen haben. Dieses letztere ist von allen Stauden diejenige, die den besten Honig liefert, welcher durch seinen balsamischen Geruch und Geschmack sich von allen Scheiben in einem Korbe unterscheidet. Braunschweig, im Monat März, 1766.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

33tes Stück.

Mittwochs, den 23. April, 1766.

Von den Grausamkeiten der Menschen gegen die Thiere, in den Wanderungen einer Fliege.

Es ist ein besonderes Unglück für diejenigen, die mit dem Verstande arbeiten, daß sie nicht allezeit im Stande sind, ihre Zeit mit gleichem Nutzen und Erfolge anzuwenden. Es giebt Stunden, wo die Erfindungskraft gleichsam verschwunden ist, und wo das Gemüth in einen Zustand von Schwachheit versinkt, aus welchem es sich eben so wenig erholen kann, als ein Schlafender im Stande ist, sich selbst nach eigenem Willen aufzuwecken. Ich saß vor einigen Tagen des Abends auf meiner Studierstube in diesen verwirreten Umständen, und nach langem Federkäuen und vielen vergeblichen Versuchen, auf einen Gedanken zu kommen, den ich zu dem heutigen Blatte ausführen möchte, beschloß ich endlich zu Bette zu gehen, indem ich hoffte, daß der Morgen alle Hindernisse zum Studieren aus dem Wege räumen, und mir die Lebhaftigkeit meines Geistes wieder herstellen würde.

Ich war kaum eingeschlafen, als ich mich von der Verlegenheit, worinn ich mich befand, auf einmal und zwar durch ein Mittel befreyet sahe, das, wenn ich gewachet hätte, dieselbe nur vermehret, und mein Gemüth, anstatt demselben eine Reihe neuer Ideen in regelmäßiger Folge an die Hand zu geben, mit Erstaunen und Schrecken angefüllet haben würde. Denn in Träumen, sie mögen durch eine Stärke der Einbildungskraft, Bilder mit einander zu verbinden, die die Vernunft von einander trennen würde, hervorgebracht werden; oder die Seele mag sich dabey leidend verhalten, und von einer gewissen unsichtbaren Würkung Eindrücke bekommen, scheint das Gedächtniß ganz betäubt zu liegen, und der Verstand bloß mit solchen Dingen beschäftigt zu seyn, als ihm alsdenn vorgelegt werden, ohne das Gegenwärtige mit dem Vergangenen zu vergleichen. Wenn wir schlafen, so unterreden wir uns öfters mit einem Freunde, der entweder

weder abwesend, oder gar todt ist, ohne uns zu erinnern, daß das Grab oder die offenbare See ihn und uns von einander trennet. Wir fliegen wie eine Feder in der Luft, oder wir befinden uns diesen Augenblick in Deutschland, und den folgenden Augenblick in Indien, ohne daran zu denken, daß dadurch die Gesetze der Natur aufgehoben werden, oder ohne zu untersuchen, wie die Scene sich vor uns so plötzlich habe verändern können. Wir sind alsdenn mit Wunderdingen ganz vertraut, wir bequemen uns nach jedweder Begebenheit, wenn sie auch noch so romanhaft ist; und wir denken nicht nur, sondern handeln auch würklich nach Grundsätzen, die im höchsten Grade ungereimt und ausschweifend sind.

In diesem Zustande also, in welchem keine noch so wunderbare Sache mich zu Annehmung eines Unterrichts unfähig machen konnte, bildete ich mir ein, daß ich noch tiefsinnig und niedergeschlagen in meinem Zimmer säße, und plötzlich eine kleine helle Stimme diese Worte aussprechen hörte: „Nehmen sie ihre Feder, ich will ihnen ein „Stück zu dem Intelligenzblatte dictiren." Ich wandte mich um, zu sehen, wo diese Stimme her käme: allein ich konnte nichts entdecken. Da ich also glaubte, daß mein guter Schutzgeist oder eine Lieblingsmuse gegenwärtig wäre: so machte ich mich sogleich fertig zu schreiben, und die Stimme dictirte mir die folgende Erzehlung.

„Ich war der älteste Sohn eines Landedelmanns, der ein großes Vermögen besaß, und als ich ohngefehr 19 Jahr alt war, stürzte ich mit dem Pferde auf der Jagd, verrenkte mir durch den Fall den Hals, und starb, wegen Ermangelung schleuniger Hülfe, ehe ich nach Hause gebracht werden konnte. Allein ich befand mich den nächsten Augenblick, zu meiner unaussprechlichen Betrübniß und Erstaunen, unter der Gestalt eines Mopshündchen in dem Stalle eines Wirthshauses, das einem Manne gehörte, der bey meinem Vater Kellermeister gewesen war, und die Köchinn geheyrathet hatte.

Als Mops bekam ich in der That viele Schmeicheleyen: allein mein Herr, um, wie er sagte, meine Schönheit sowol als meine Stärke zu vermehren, schnitt mir bald nachher meine Ohren und meinen Schwanz ab. Ausser dem Schmerze, den ich bey dieser Operation auszustehen hatte, erfuhr ich nachher in tausend Umständen, was für Nachtheile und Unbequemlichkeiten mir diese Zerstümmelung zu Wege brachte. Indessen war dies nur noch der kleinste Theil von dem Unglücke, das ich in diesem Zustande leiden sollte.

Mein Herr hatte einen Sohn von ohngefähr fünf Jahren, der noch ein größrer Liebling von ihm war, als ich; und weil man seinen Leidenschaften, sobald sie sich zeigten, allezeit nachgesehen hatte: so wurde er aufgemuntert, seinen Zorn gegen ein jedwedes entweder lebendiges oder lebloses Ding, das ihn beleidigt hatte, dadurch zu stillen, daß er mich schlug. Und wenn er Schaden that, (denn auf andere Fehler achtete man wenig) so war der Vater, die Mutter, oder die Magd allemal fertig, mich an seiner Stelle zu peitschen.

Diese Begegnung von Personen, die ich vordem mit Verachtung anzusehen, und ihnen mit Stolz zu befehlen gewohnt gewesen, war nicht lange zu ertragen. Eines Morgens also ganz früh lief ich davon. Ich setzte meine Reise bis des Nachmittags, ohne mich zu verweilen, fort, ob es gleich stark regnete. Um vier Uhr kam ich durch ein Dorf; und da ich einen Haufen Späne gewahr wurde, die an einem Hause, das einige Zimmerleute ausbesserten, unter das

Dach

Dach zu Schaure gebracht waren: so kroch ich, wie ich glaubte, unbemerkt in den Winkel, und legte mich auf dieselben nieder. Allein ein Mensch, der eben ein Brett zurecht machte, sahe, daß ich ein fremder Hund und eine Mopsart wäre, und hatte den Einfall, sich und seine Mitarbeiter auf meine Unkosten lustig zu machen. Da er also zu dem Ende ein Loch von ohngefehr zwey Zoll im Durchschnitt in ein Stück von einer Diele gemacht hatte, erwischte er mich plötzlich, steckte den Rest meines Schwanzes durch diese teufelische Maschine, und trieb, um ihn fest zu machen, mit einem schweren Hammer einen Keil neben hinein, welcher den Knochen zerquetsche und mir unaussprechliche Marter verursachte. Den Augenblick setzte er mich nieder; die Elenden, welche von diesem barbarischen Spiele Zuschauer gewesen waren, brachen in ein unbändiges Gelächter über die kläglichen Bewegungen aus, wodurch ich meinen Jammer ausdrückte, und über meiner lächerlichen Bemühung, wegzulaufen und mich von dem Brette loszumachen, das ich doch nothwendig mit mir schleppen mußte. Sie hisseten hinter mir her, bis ich ihnen aus den Augen war. Inzwischen, weil Furcht, Schmerz, und Verwirrung mich mit unwilliger Eilfertigkeit fortrieben: so lief ich zwischen zween Pfählen, die nicht weit genug von einander stauden meinen Klotz hindurch zu lassen, mit solcher Gewalt hindurch, daß er mit dem Reste meines Schwanzes hinter mir liegen blieb. Ich fand mich darauf auf dem Hofe eines Pachters; und weil ich befürchtete, daß ich von dem großen Hofhunde, den ich von ferne sahe, zerrissen werden möchte: so setzte ich meine Flucht fort. Allein einige Bauern, die in einer Scheure in der Nachbarschaft arbeiteten, und gewahr wurden, daß ich lief, ohne verfolgt zu werden, daß meine Augen glüeten, und mein Maul schäumte, bildeten sich ein, ich wäre toll, und schlugen mich mit ihren Dreschflegeln todt.

Ich verließ darauf diesen zerstümmelten und verfolgten Körper, und fand mich unter den Flügeln eines Finken, nebst drey andern, die eben ausgebrütet waren. Ich freuete mich itzt über die Hoffnung, die ich hatte, daß ich künftig, gleich meiner Mutter, ein Einwohner der Luft werden, und mich in die Höhe schwingen würde, wo mich die menschliche Grausamkeit nicht erreichen könnte. Allein ehe ich vollkommen fliegen konnte, wurde meine Mutter in ihrem Neste von einem Schulknaben überraschet, und von demselben, damit sie ihm nicht entwischen möchte, im Zugreifen so hart gedrückt, daß sie bald nachher starb. Er nahm darauf das Nest, mit allem was darinn war, und legte es in einen Korb, in welchem ich sogleich meine drey Mitgenossen im Unglück, durch die Veränderung des Futters und ungeschickte Wartung, verlohr. Ich blieb leben, und nachdem ich mich selbst füttern konnte, nahm meines Tyrannen Mutter, als sie ihre Pacht bezahlen wollte, mich mit, um mit mir an ihres gnädigen Junkers Tochter, ein junges Frauenzimmer, das ausnehmend schön, und im achtzehnten Jahre ihres Alters war, ein Präsent zu machen.

Meine Gefangenschaft fing nunmehr an ihre Schrecken zu verlieren. Ich hätte nicht mehr die grobe Faust eines ungestümen Tölpels zu fürchten, dessen Zärtlichkeit fast eben so gefährlich war, als sein Zorn; der, bey allem Eifer seiner Neigung zu einem neuen Spieldinge, mich vernachlässigen konnte, daß ich vor Hunger hätte krepiren mögen; oder der mir hätte den Hals umdrehen können, um den Pfennig, wofür mir Futter gekauft werden sollte, anders anzuwenden. Die Einsperrung in ein Baur wurde mir zur Gewohnheit. Ich wurde an ein angenehmes Fenster gehangen; ich wurde

de beständig von einer der feinsten Hände in der Welt gefüttert; und ich bildete mir ein, daß ich unter dem Schutze der zärtlichsten Schmeicheleyen und Gunstbezeigungen kein Elend würde ausstehen können.

So war mein Zustand beschaffen, als eine junge Dame aus der Stadt einen Nachmittagsbesuch bey meiner Gebieterinn ablegte. Diese nahm Gelegenheit, mich unter ihren andern Lieblingen, welche ein Papagey, eine Affe und ein kleiner Hund waren, zu caressiren. Sie flötete, hielt mir ihren Finger her, und ich hüpfte darauf; sie streichelte mich, legte meinen Kopf an ihren Backen, und ich, um zu zeigen, daß ich gegen ihre Gewogenheit empfindlich wäre, fing an zu singen. Sobald mein Gesang vorbey war, wandte sie sich an meine Besitzerinn, und sagte, daß die liebe kleine Creatur nothwendig der schönste Vogel in der Welt werden könnte, wenn man ihm nur die Augen ausbrennete, und ihn in ein engeres Baur setzte. Diesen erschrecklichen Vorschlag genehmigte meine schöne Wärterinn, auf die wiederholte Versicherung, daß mein Gesang dadurch ungemein verschönert werden würde: und den andern Tag verrichtete sie selbst, nach der ihr gegebenen Anweisung, diese unmenschliche Operation, mit der Spitze einer heissen Knüttnadel. Mein damaliger Zustand läßt sich leichter empfinden, als beschreiben. Doch ich durfte die traurige Einsamkeit einer beständigen Finsterniß nicht lange ertragen: denn es kam einmal des Abends eine Katze umbemerkt ins Zimmer, zerrete mich durch das Dratgitter aus dem Baure mit ihren Klauen heraus, und fraß mich auf.

Ich war nicht unzufrieden, mich noch einmal erreitet, zugleich von Blindheit und Gefangenschaft befreyet, und überdem im Stande zu sehen, unter der Gestalt eines Maykäfers in der Luft herum zu fliegen. Doch ich hatte kaum diese neue Scene meines Daseyns betreten, als ein Herr, in dessen Garten ich auf einem Kirschbaumblatte meine Speise suchte, mich fing, und mich seinem Sohne, einem kleinen Jungen der eben zum erstenmale die Hosen anbekommen hatte, in die Hände gab, und sagte: Sieh, Carlchen, hier ist ein Vogel für dich. Der Knabe nahm mich mit einer Gesichtsverzerrung von schreckensvollen Vergnügen hin, und spießte mich sogleich, wie man ihn gelehrt hatte, lebendig auf eine Nadel, an welche ein Zwirnsfaden befestiget war, und ich war verdammet, meinem jungen Herrn dadurch eine Lust zu machen, daß ich in den ängstlichsten Todesmartern herum flattern mußte. Und da ich ganz erschöpft war, und meine Flügel nicht länger gebrauchen konnte: so wurde ihm befohlen, mich zu zertreten, weil ich nun nichts mehr taugte. Ein Befehl, den er barmherziger Weise erfüllte, und mich in einen Augenblicke mit seinem Fuße zu Stäubchen zerquetschte.

Aus einem Maykäfer wanderte ich in einen Regenwurm, und befand mich unter eines Pächters Misthaufen. Bey dieser Veränderung meiner Umstände tröstete ich mich mit der Betrachtung, daß wenn ich gleich itzt nicht in die Luft steigen, und mich mit einer den Gedanken gleichen Geschwindigkeit von einem Orte zum andern führen könnte, ich doch wahrscheinlicher Weise den Menschen weder gefallen, noch sie beleidigen würde, welches beydes gleich schlimm wäre; und ich hoffte mein Leben in Frieden zuzubringen, indem ich der Bemerkung der grausamsten unter allen Creaturen entgienge.

(Der Beschluß folgt künftig.)



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

34tes Stück.

Sonnabends, den 26. April, 1766.

Beschluß von den Grausamkeiten der Menschen gegen die Thiere, in den Wanderungen einer Fliege.

Allein ich genoß nicht lange den Trost dieser Betrachtungen. Ich wurde eines Morgens durch ein ungewöhnliches Geräusch beunruhigt, und merkte, daß die Erde um mich herum sich bewegte. Ich kroch geschwind in die Höhe, die Ursache zu entdecken; und den Augenblick, als ich auf die Oberfläche kam, wurde ich begierig von einem Menschen ergriffen, der eine Mistgabel in die Erde gesteckt hatte, und dieselbe rückwärts und vorwärts bewegte, um die sich nun gezeigte Würkung hervor zu bringen. Ich wurde nebst vielen andern Mitgenossen meines Unglücks in einen zerbrochenen Topf geworfen, und bald darauf einem von den weichherzigen Hirten zu Theil, die ein Vergnügen am Angeln finden. Dieser Mensch brachte uns des folgenden Morgens an das Ufer eines Flusses, wo ich ihn sogleich einen von meinen Cameraden herausnehmen, und, mittlerweile er ein Lied pfiff, einen zackigten Angel durch die ganze Länge von dessen Körper ziehen sahe, welchen er bey dem Kopfe hinein, und bey dem Schwanze wieder heraus brachte. Das unglückliche Thier krümmete und wand sich auf dem blutigen Angel in Martern, die kein Mensch empfinden, und keine Creatur fühlen kann, die nicht in allen Theilen lauter Leben ist. In diesem Zustande wurde es als eine Lockspeise für einen Fisch ins Wasser gehangen, bis es mit saumt dem Angel, an welchem es hieng, von einem Aale verschlungen wurde. Indem ich dies erschreckliche Schauspiel ansahe, machte ich meine Betrachtungen über die große Ungleichheit zwischen dem Vergnügen die Beute zu fangen, nnd der Quaal, die man dem Lockwurme anthat. Allein diese Betrachtungen verlohren sich sogleich darauf in derselbigen Todesangst, wovon ich ein Zuschauer gewesen war.

Sie würden in diesen Blättern nicht Raum genug haben, alles dasjenige zu erzehlen,

zehlen, was ich von der gedankenlosen Barbarey des menschlichen Geschlechts als ein Hahn, ein Hummer, und ein Schwein erlitten. Es mag genug seyn zu sagen, daß ich einerley Todesart mit denjenigen litt, welche aufs Rad geflochten werden, daß ich an einem langsamen Feuer lebendig gebraten, und mit dünnen Stricken zu Tode gepeischt wurde, um den wollüstigen Geschmack der Ueppigkeit zu vergnügen, oder den Pöbel lustig zu machen.„

So weit hatte ich als Amanuensis eines unsichtbaren Dictirers geschrieben, als ich, noch in der Fortdauer meines Traums, fühlete, daß mir etwas auf der Hand kützelte; und da ich meine Augen von dem Papiere weg wandte, um zu sehen, was es wäre; so entdeckte ich eine Fliege, die ich sogleich fieng und tödtete, indem ich sie in das Licht hielt. Den Augenblick verschwand die Fliege, und ein junges Frauenzimmer von ausnehmender Schönheit stand vor mir. „Gedankenloser Elender, sagte sie, du hast abermals den Zustand meines Daseyns verändert, und mich noch weit grössern Unglücksfällen ausgesetzt, als diejenigen sind, die ich bisher ausgestanden. Als eine Fliege war ich dein Rathgeber, und ich hätte deiner Grausamkeit entgehen können, wenn ich nicht die Absicht gehabt hätte, dich zu unterrichten. Allein nunmehr ist es für mich unmöglich, verborgen zu bleiben, und deswegen eben so unmöglich, sicher zu seyn. Die Augen der Wollust und zügellosen Begierde sind auf mich gerichtet. Man wird alle seinen Witz aufbieten, und eine unermüdete Standhaftigkeit anwenden, um mich zur Ehrlosigkeit und zum Laster zu verführen. Allein obgleich der Mensch noch immer mein Feind ist, ob er mich gleich nunmehr mit desto grösserer Heftigkeit bestürmet, und mit mehrer Hartnäckigkeit auf seinem Vorhaben bestehet: so habe ich doch anitzo weit weniger Kraft, ihm zu widerstehen, als sonst. Es ist ein Aufrührer in meinem eigenen Busen, der sich bearbeiten wird, mich zu zernichten, dessen Einfluß beständig ist, und ein beständiger Einfluß ist nicht leicht zu überwinden. Mache indessen der Welt dasjenige bekannt, was ich dir mitgetheilet habe. Wenn vielleicht noch ein einziger Mensch dadurch von einer strafbaren Unachtsamkeit auf die Glückseligkeit geringerer Wesen zurückgebracht, und durch die Betrachtung der unglückseligen Würkungen seiner unmenschlichen Handlungen abgehalten wird, ihnen Leides zu thun: so habe ich nicht vergebens gelitten. Da ich aber nunmehr nicht nur zufälligen und ohngefähren Uebeln ausgesetzt bin; da ich nicht nur vor den muthwilligen Einfällen des Leichtsinns, sondern auch vor den boshaften Absichten der Arglist in Gefahr stehe: so laß, um das Unrecht, das du mir angethan hast, wieder auszusöhnen, es deine Pflicht seyn, in öffentlichen Blättern, das weibliche Geschlecht vor allen verführerischen Fallstricken, die ihm zu seinem Verderben gelegt werden, zu warnen; und die Mannspersonen von allen Versuchen, die Unschuld zu berücken, abzuschrecken. Zeige den letztern die Größe der Schuld, die sie auf sich häufen, und die schamlose verstellungsvolle Verrätherey, die sie begehen, wenn sie den Schein der heftigsten und zärtlichsten Neigung annehmen, bloß um die Schönheit, welche die Liebe leichtgläubig gemacht, und die Unschuld mit dem Argwohn unbekannt bleiben lassen, in unaussprechliches Elend zu stürzen.„

Indem ich dieser Anrede aufmerksam zuhörte, schlug mir mein Herz; und die ängstliche Bemühung, die ich empfand, zu antworten, weckte mich auf.

Gedanken über die Beförderung der Viehzucht.

(Leipziger Intelligenzblatt Nr. 5. von d. J.)

Ew. rc. haben von mir schriftlich zu wissen begehrt, ob nicht bereits hier zu Lande genugsam Vieh zu haben, um fremdes Vieh zu entbehren, und da solches vielleicht noch vorjetzo nicht möglich, wie der Viehzucht aufzuhelfen. Wenn alle solche Freunde der Viehzucht wären, als ich, wollte ich getrost sprechen, man sollte nicht ein Stück fremdes Vieh mehr herein lassen, und das Geld im Lande behalten; allein da nur erst der Anfang der Hoffnung hiezu aufkeimet, so will ich mich nur auf die 2te Frage einlassen, und anzeigen, wie ich es mit meiner Wirthschaft halte, und damit empor zu kommen gedenke.

Ein Hauptfehler, warum der Mangel am Vieh noch nicht aufhören will, ist, daß wir so wenig Kälber absetzen; denn die Accisrechnungen, wie viel jährlich Kälber veraccisiret werden, müssen zeigen, wie viel tausend Kälber geschlachtet werden, davon es wol um den 4ten Theil Schade ist, daß sie als Kälber sterben sollen. Die Ursache ist, weil die Leute bald Milch haben, und bald Kalbfleisch essen wollen, und weil das Kalbfleisch nach Richtineß wohlfeiler als das Rindfleisch ist. Aber beydes ist falsch.

Am Kalbfleisch, wenn es zu häufig kömmt, isset man sich in den Monaten Februar, März und April einen Ekel, und es nähret nicht so als Rindfleisch; der Ekel würde vergehen, wenn die Kälber nicht so häufig und so jung geschlachtet würden. Lasse ich, wie ich denn allzeit thue, das Kalb 4 Wochen lang saugen, so eröffnet es alle Milchadern an der Kuh aufs stärkste, und wenn 8 Wochen vorbey, giebt mir die Kuh mehr Milch, als sonst; dieses trifft ohnehin in die Zeit, wo die beste Butter ist, und dieses bringt Nutzen.

Ich lasse also mein Kalb 4 Wochen an der Kuh, da fängt es an bey ihr am Futter zu naschen, und sie wird es auch leichter vergessen, weil sie lange genug abgemattet worden; sehnet sie sich noch darnach, so grämet sie sich ab. Sodann binde ich es zu den Jährlingen, die müssen die Lehrmeister seyn, und es gut fressen lernen, dadurch bekomme ich gute Kälber, und einst groß stark Vieh. Mir ist, GOtt Lob! noch kein Absetzling drauf gegangen.

Weiter ist es ein Fehler, daß die meisten die Kühe in Milch und den Ochsen im Zuge so lange nutzen als möglich, und alsdenn erst aufstellen. Ein alt Stück setzt nicht auf Fleisch an, und spricht man gleich, es giebt gute Brühe, so ist es doch nur Gemüse anzumachen. Ich will aber vor mein Geld Fleisch, und nicht Knochen oder Fett haben; daher hängt oft das Fleisch so lange und geht nicht so ab, weil niemand die Knochen bezahlen will. Ich setze mein Vieh zur Mastung ab, wenn es 8 Jahr ist, da nimmt es zusehends zu. Ich lasse vor dasselbe eine Braache liegen, wo ich das vorige Jahr Klee unter den Hafer gesäet, treibe sowol im Sommer, weil in der Hitze das Vieh weniger Appetit hat, als im Herbst und Winter, solches nur früh beym guten Thau, und Abends darauf füttere ich es, aber den Tag über im Stalle mit Heckerling, gekochten Erdäpfeln und eingelegten Krautblattig, welches mit Salz und guter reiner büchenen Aschen eingelegt ist, als ein Mittel vor allerhand Viehkrankheiten, gebe ihnen auch gutes Heu, aber nicht zu viel auf einmal, sondern desto öfter. Je fetter es wird, je weniger sie fressen, und denn gebe ich ihnen etwas geschrotene Erbsen und Wicken, die mästen gut; doch machen viele Wicken das Fleisch nicht sehr schmackhaft.

Erbsen

Erbsen und Wicken zu säen gerathen hier sehr wol, und sind auch den Feldern nützlich; gute Streu lasse ich dem Vieh geben, sowol daß es demselben bequem Lager giebt, als daß ich den Dünger erhalte und mehre.

Nun kann ich auch wol mein auf diese Art nicht zu altes Vieh gleich von der Braache verkaufen, aber es ist nicht mit so viel Nutzen; denn im Stalle nimmt mir mein Vieh eher und mit wenigern Kosten zu, als auf der Weide, sonderlich aber im Winter. Und so dürfen wir nicht nur Ochsen aufstellen, sondern auch die Kühe; denn auf Dörfern und in kleinen Städten will man nicht immer Fleisch von Mastochsen haben, und von nicht gar zu alten Kühen ist ein schönes gutes Fleisch zu haben. Der Landmann kann auch das Vieh wohlfeiler geben, wenn er es eher ausstößt und mehr wechselt; denn der Profit kömmt ihm öfter, vom Kälbgen aber hat er wenig Profit. An den Kühen, die ich zur Mast aufstelle, lasse ich das Kalb nur 14 Tage saugen, und gebe ihm alsdenn eine andre Kuh zur Amme. So entwöhnt sich meine Kuh eher von der Milch und legt besser zu Leibe.

Mein Vieh, das ich nutze und nicht aufstelle, halte ich gut, und da ich meinem Gesinde nicht zu grob Brod backen lasse, bleibet mir immer noch mehr zum Angemenge fürs Vieh übrig, als andern, und ich finde, daß in diesen Stücken mehr eine Menage als Verschwendung ist.

Ich füttere es im Stalle mit jungen Grase von Wiesen, die gewässert werden können und Geilheit haben, mit spanischen oder auch andern Klee vermenget, da die Lucerne nach einigen Versuchen noch nicht gut genug hier thun wollen; doch werde mich nicht abschrecken lassen, und weitere Versuche anstellen. Für 5 Thlr. spanischer Kleesaamen giebt mir vor mehr als 40 Stück Rindvieh genugsame Sommerfütterung; den Winter über füttere ich Kraut und Erdäpfel reichlich. So giebt mir dieses und mein Mastvieh einen fettern Dünger, als Vieh, welches schlechte Kost hat, oder wol Hunger leiden muß; dadurch betrüge ich mein Feld nicht, dieses giebt mir bessere Weide oder bessere Körner, und die kommen meinem Vieh wieder zu gute. Es kommt mich nicht so hoch, und kann ich es auch wohlfeiler geben. Und wenn das innländische Vieh wohlfeiler und in größern Ueberfluß erzogen wird, sollen mir die fremden Viehhändler wol draussen bleiben, da ohnehin oft durch dieses, weit, und durch vielerley Wässer und Futter getriebene Vieh, mehr Seuchen als von innländischen ins Land gebracht werden.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

35tes Stück.

Mittwochs, den 30. April, 1766.

Nachricht von den Armenanstalten in dem Herzogthum Braunschweig-Lüneburg überhaupt, und von der Einrichtung wegen des Bettelns und der Collectanten insonderheit.

§. 1.

Es ist nunmehro bereits im 24sten Jahre, seitdem des regierenden Herrn Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg Durchl. die itzigen Armenanstalten in Höchstdero Herzogthum und Landen einführen zu lassen geruhet. Solche haben mit allen Polizey-Einrichtungen dies gemein, daß, so weiter sie von ihrem ersten Anfang abstehen, destomehr dieselben von ihrer ersten Kraft, durch Vergessenheit, Versäumniß, unrechte Auslegung, und andere schädliche Umstände verlieren. Sie erfodern also eben wie andere Polizey-Verfügungen billig, daß man sie dem Publiko aufs neue wieder vorlege, ins Gedächtniß bringe, und zur Beobachtung anpreise. Es ist solches aber bey den Armenanstalten um desto nöthiger und nützlicher, da deren große Absicht, das ganze Land von durchstreichenden Bettlern frey zu halten, und die wahren Armen eines jeden Orts nothdürftig zu versorgen, den allgemeinen Vortheil auf jede Stadt, Kloster, Amt, adelichen Sitz, bis auf das kleinste Dorf, und auf alle Einwohner, vornehme und geringe, reiche und arme, verbreiten will, und in der That würklich verbreitet, wenn nur die gnädigsten Landesväterlichen Vorschriften sorgfältig und genau befolget, und in keinem Stücke hintan gesetzt werden. (a)

(a) Die Absicht gegenwärtiger Abhandlung war anfangs lediglich, zu dem geäußerten Endzweck der allgemeinen Wiedererinnerung der Landesfürstl. Verfügungen beförderlich zu seyn. Wie aber während ihrer Verfertigung in diesen Anzeigen von gegenwärtigem Jahre, St. 23. verschiedene Bedenklichkeiten in Betracht der Armenanstalten in hiesigen Landen geäusert wurden; so ist ein nöthiger Nebenendzweck dieser Arbeit dadurch veranlasset worden, solche Bedenklichkeiten bey Gelegenheit zu beleuchten, und zu prüfen.

§. 2.

Diese Einrichtung der Armenanstalten ist mit so vieler Weisheit, Vorsicht und Behutsamkeit überlegt, und nach allen möglichen Erwegungen allererst zu Stande gekommen, daß es würklich eine unverantwortliche Sache seyn muß, wenn sie hintangesetzt und nicht in allen Punkten genau befolget wird. Man kann sich von solcher reinen und ergiebigen Quelle, woraus diese Einrichtung geflossen ist, keinen gründlichern Begriff machen, als wenn man aus den vorhandenen Fürstl. Verordnungen sich lebhaft vor Augen legt, wie jene, nicht im ganzen Lande auf einmal, sondern nach vorgängiger Ueberlegung aller Umstände nach gerade hier und da eingeführt worden. Die Geschichte davon will ich kürzlich voraussetzen.

§. 3.

Am 25. Jun. 1742. kam Serenissimi **vorläufiges Reglement, wegen Einsammlung der wöchentlichen Almosen in Dero Stadt Braunschweig**, heraus, nach dessen Inhalt bey dieser Stadt der erste Versuch mit der Einführung der Armenanstalten gemacht wurde. Die Erfahrung ergab, daß sich einige Einwohner daselbst den Zweifel beygehen ließen, als würde das wöchentlich zu gebende Geld mit der Zeit, als ein beständiger Erbenzins oder unter einem andern Namen, auf die Häuser geschrieben werden. Diesen ihnen zu benehmen, erfolgte am 29. Jul. gleich darauf Serenissimi Declaration, **daß aus den Beysteuren zu den Armengeldern in Braunschweig niemals ein Erbenzins oder dergleichen etwas gemacht werden solle.** Es entstund nachher ein falsches Gerücht, als sollten die Almosen Behuf der Wollfabrik zu Bezahlung der Arbeiter verwandt werden. Dies veranlaßte Serenissimi Declaration vom 14. Oct. eben solchen 1742sten Jahres: **daß die Armengelder zu Braunschweig nicht zu Tag- oder Arbeitslohn gebraucht werden sollen.**

§. 4.

Wie übrigens der Hauptendzweck, der bey diesen Armenanstalten abgezielt worden, in Braunschweig ziemlich gut erhalten wurde; so funden des **Herrn Herzogs Durchl.** gnädigst gut, eine gleiche Einrichtung in der Stadt Wolfenbüttel zu machen. Es wurde also am 5ten April 1743. Serenissimi **vorläufiges Reglement, wegen Einsammlung der wöchentlichen Almosen in Dero Residenzstadt Wolfenbüttel**, durch den Druck bekannt gemacht, und darin der Inhalt obiger Fürstl. Declarationen kurz mit eingerücket.

§. 5.

Man empfand auch hieselbst nach einigen Monaten die gewünschte Würkung von diesen Anstalten, und wurden Stadt, und Vorstädte von den Landstreichern und muthwilligen Gassenbettlern ziemlich rein gehalten. Allein eben dadurch wurde das um Braunschweig und Wolfenbüttel belegene platte Land destomehr damit angefüllet. Es wurde also gnädigst gut ermessen, auch zu dessen Rettung die Vorkehrung zu machen, welche ein vieles von demjenigen, so in gedachten Städten bereits nützlich befunden worden, beybehielte, jedoch auch verschiedenes unterscheidendes betreffen mußte, so dem platten Lande eigen war. Am 14ten Dec. 1743. kam deshalb Serenissimi **gnädigstes Reglement wegen der Armenanstalten auf dem platten Lande in den Druck.** Dieses war nun zwar seinem Inhalt nach auf das ganze platte Land des Herzogthums gerichtet, um durchgehends die Landbetteleyen dadurch zu behindern; allein die eigentliche Befolgung desselben gieng vorerst nur auf das Fürstl. Residenzamt, so damals 72 Dörfer unter sich hatte, und auf die in dessen Umfang befindliche Kloster- und adeliche Gerichte, um darin den Versuch zu machen, ob es möglich sey, dergleichen Einrichtung würklich zu Stande bringen zu können.

Der

Der Erfolg bewies sothane Möglichkeit, und wurde der Weitläuftigkeit der Gegend, so bey diesem Vorhaben das Augenmerk war, ungehindert, durch einen ununterbrochenen Briefwechsel des Directorii mit der dazu angewiesenen Geistlichkeit, alles in gute Ordnung gebracht und unterhalten, also, daß man gesichert wurde, es könne auf gleichen Fuß, und bey gleicher Aufmerksamkeit auf diese Anstalten, das ganze Land also von fremden Bettlern reine gehalten, und dessen eigene Arme nothdürftig versorgt werden.

§. 6.

Es wurde solchemnach das unterm 6ten Febr. 1744. ausgefertigte gnädigste Ausschreiben an die dazu besonders ernannte Commissarien, Aemter und Gerichte nach weniger Zeit gehörig abgelassen, nicht weniger in eben diesem Jahre für die Landstädte, als für Schöppenstedt unterm 24ten ej. für Schöningen unterm 20ten May, für die Stadt Königslutter, Oberlutter und den Klosterdistrict am 4ten Jul. Serenissimi gnädigstes Reglement, wegen Einsammlung der wöchentlichen Almosen, und endlich für die Stadt Helmstedt, die Neumark, das Ostendorf und den Bezirk des Klosters Marienberg, am 10ten Aug. Serenissimi gnädigstes Reglement wegen der Armenanstalten durch den Druck bekannt gemacht, letztern Orts aber die Einrichtung allererst mit dem April 1745. werkthätig eingeführt, nachdem in dem vorhergehenden März die Universität des Herrn Herzogs Durchl. allein angewiesen war. Bey den übrigen Landstädten Seesen, Gandersheim, Holzminden und Stadtoldendorf wurden lediglich die Armenanstalten auf dem platten Lande zur Richtschnur und Befolgung angenommen, und also sind nunmehro die Verfügungen wegen Abhaltung der Bettler und wegen Verpflegung der Armen im ganzen Lande bekannt gemacht und eingeführt.

§. 7.

Die Einrichtung selbst wurde damit angefangen, daß die Gassenbettler gleich anfangs aufgehoben, denen, die ihr Brod ganz oder zum Theil erwerben können, dazu die Gelegenheit geschafft, die unter dem Schein einer Krankheit bettelnde gehörig durch Aerzte und Chirurgos besichtigt und untersucht, und die ganz muthwilligen Bettler mit Gefängniß bestraft und weggeschafft wurden. (b) Dergleichen öffentliche und allgemeine Aufhebung der Bettler und unter dem Schein des Bettelns das Land durchstreichenden verdächtigen Personen sind nach der Zeit verschiedentlich wiederholet worden. Die nach dem letzten im Jahre 1763. geendigten Kriege, häufig vorgefallene Durchstreifungen des Landes von Deserteurs, beschädigten Soldaten, auch wol ohne Paß sich vor beurlaubte Officiers von Rang und Familien ausgebenden Vagabonden, machen es fast nothwendig, dergleichen Aufhebung nicht nur auf vorgängige Communication mit den Nachbaren, welche sonst dabey üblich gewesen, wieder vorzunehmen, sondern auch sich mit letztern darüber zu verstehen, daß ein Nachbar von dem andern die über die Grenzen gelaufenen Landstreicher zu beliebiger Bestrafung annehme, damit endlich einmal jedes Land seinen Eingesessenen den Ernst wider das schon längst in den Reichs- und Landesgesetzen verbotene und die öffentliche Sicherheit störende Herumlaufen der Bettler sehen lassen könne. Es ist nach der Erfahrung kein Mensch so unvermögend, daß

(b) Die oben (St. 23. S. 182.) gemachte gute Erinnerung, daß die Betteleyen abgestellt werden müßten, ist also schon von Anfang ein wichtiger Gegenstand der hiesigen Armenanstalten gewesen, und bleibt es billig beständig, wie der Verfolg dieser Nachricht bewähren wird, daher deshalb in der Einrichtung selbst nichts neues erwartet werden darf.

daß er nicht in der Stadt oder in dem Dorfe, wo er eigentlich hingehört, einigen Nuzzen schaffen, und sich dadurch eines nothdürftigen Unterhalts würdig machen sollte, wenn er allenfalls auch nur bey dem Fall, da die starken und gesunden Leute sich mit der Feld- oder andern Arbeit beschäftigen, auf deren Häuser, Kinder oder Vieh Acht geben wollte. Es ist auch der Vorfall höchst selten, daß ein Mensch gar an keinem Orte eine Verwandschaft oder Bekanntschaft hätte, die ihm eine Anleitung oder wol gar eine Beförderung geben könnte, auf irgend eine Weise einer Unterhaltung gewährt zu werden. Endlich ist es das wahre Beste eines jeden Staats, seine eigene Armen zu versorgen, zumalen es gewiß demjenigen Lande nicht an wohlhabenden Unterthanen fehlen wird, wo man die durch Unglücksfälle, Krankheit oder Alter an die eigene Verpflegung behinderte Einwohner ihren Umständen nach versorget. Selbst arme Leute sind die Hülfe der reichen, und wann den erstern der unthätige Müssiggang und das vorsetzliche Herumlaufen in fremde Länder frey gelassen wird; so müssen die letztern vieler Bequemlichkeit entbehren, die sie durch den Unterhalt der für sie beschäftigten Armen leicht erlangen können. Wenn diese Betrachtungen gehörigen Eingang erhalten; so wird kein Land bedenklich finden, mit dem benachbarten sich über die Annahme der von dem einen in das andere streifende Bettler zu vernehmen, und nebst der Beförderung einer gemeinnützlichen Sicherheit sich selbst den Vortheil mehrerer Arbeiter zu verschaffen.

§. 8.

Die besten Anstalten, welche durch die gedachtermaßen geschehene Aufhebung der Bettler vorgekehrt wurden, und die auch ferner noch auf die vorgeschlagene Weise gemacht werden möchten, haben weder bisher, werden auch nicht inskünftige, gänzlich verhüten, daß nicht selbst von den in den Städten und auf dem platten Lande versorgten Armen einer oder der andere sich das Gassenbetteln anmaßen sollte. Diese Anmerkung hat bereits in dem Höchsten Reglement wegen der Stadt Braunschweig §. 26. die Verfügung veranlasset:

„Daß das Gassenbetteln gänzlich abgestellet, und die Gerichtsdiener, Marktmeister und Knechte, wie auch die Betelvögte befehliget worden, genau Acht darauf zu haben, die etwa, es sey bey Tages oder Abendszeit, auf den Gassen bettelnde Personen aufzuheben, und nach dem Zuchthause zu bringen, woselbst dem Bettelvogte oder Stadtknechte für einen jeden Bettler, den er liefert, 4 ggr. gegeben werden.

Diesem wurden zwey Verordnungen hinzugethan, die eine für die benamten Vögte und Knechte:

„daß sie bey Vermeidung schwerer Strafe und Ahndung sich zu hüten hätten, daß sie nicht unschuldige Leute aufheben und einbringen.

Die andere für das Publikum, so in der Ermahnung besteht:

„Falls einige Nachlässigkeit verspürt würde, oder in diesem oder jenem Districte sich einige Bettler wieder einschlichen, solches ohngesäumet dem zur Direction des Armenwesens Bevollmächtigten anzuzeigen. Dabey wurden §. 29. die Wachen bey dem Fürstl. Häusern und aller Orten befehligt, zu assistiren.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

36tes Stück.

Sonnabends, den 3. May, 1766.

Fortsetzung der Nachricht von den Armenanstalten im Herzogthum Braunschweig-Lüneburg überhaupt, und von der Einrichtung wegen des Bettelns und der Collectanten insonderheit.

§. 9.

Wie aber ausser solchen Gassenbettlern auch noch andere Collectanten sich anzufinden pflegen; so ward deshalb eben daselbst §. 23. verfügt:

„daß niemanden, es sey dann, daß das „Fürstl. Consistorium es gestatte, erlaubt „seyn solle, wegen Brand oder anderer „Unglücksfälle, veränderter Religion, er„littener Vertreibung, oder wie der Vor„wand lauten mögte, Almosen zu samm„len, sondern solche Exulanten, Conversi, „Brand- und andere Bettler sollten, nach „Maßgabe der zu publicirenden Verord„nung, ihre Abfertigung in dem Waisen„hause bekommen.

Endlich waren auch vor Einführung der Armenanstalten gewisse öffentliche Sammlungen in Braunschweig üblich, wovon dann im §. 22. versprochen wurde:

„daß die Stadt mit den sonst gewöhnli„chen Umgängen und Collecten ordentli„cher Weise, und wenn die äußerste Noth „es nicht erfodere, verschonet bleiben „solle.

§. 10.

In dem Reglement wegen Wolfenbüttel wurde §. 27. alles, was im §. 26. wegen Braunschweig, in Betracht des Gassenbettelns verordnet war, wiederholt:

„und sollen die bettelnde Personen nach „dem Philipsberg gebracht werden.

Die Warnung an die Bettelvögte und Wächter gieng auch dahin:

„daß sie dem Befinden nach mit dem Ge„fängniß im Philipsberg bedrohet wur„den, wenn sie mit den herumlaufenden „Bettlern colludiren, oder unschuldige „Leute einbringen würden.

In Betracht anderer Bettler wurde der vorgedachte §. 23. des Braunschweigischen Reglements §. 24. wiederholt, und nur dies geändert:

„daß der Aufseher über die Armenanstalten ihnen die Abfertigung reichen lassen werde.

So wurde auch §. 23. der ordentlichen bisherigen Umgänge und Collecten halber der §. 22. des Braunschweigischen Reglements eingerückt.

§. 11.

Wie nun bis dahin die Gewohnheit im Schwange gieng, daß auf Martini, Nicolai, Weyhnachten und Neujahr von verschiedenen Leuten Umgänge gehalten, und Geschenke gesammlet wurden, so den Einwohnern eine übermäßige Last verursachte, und zu Fortsetzung des verbotenen Gassenbettelns Gelegenheit gab; so verordneten Serenissimus am 21. Oct. 1743:

„daß ohne Höchstderoselben besondere Verwilligung niemand an gedachten Tagen herum gehen und Geschenke sammlen, sondern sowol diejenigen, so ohne habende Verwilligung sammlen, als auch die, so ihnen etwas geben, mit nachdrücklicher Strafe angesehen werden sollen.

§. 12.

Nach dem gnädigsten **Reglement, wegen der Armenanstalten auf dem platten Lande**, war laut §. 1. die erste Einrichtung:

„daß die Gränzen erfoderlichen Orts mit behöriger Mannschaft, zu Behinderung der herumstreifenden Bettler, besetzt waren.

In dem §. 17. wurde also

„den fremden und auswärtigen Bettlern alles Herumlaufen und Betteln in hiesigem Lande durchaus und alles Ernstes verboten,

und die Absicht der also einquartirten Mannschaft bekannt gemacht:

„daß sie die Wache seyn solle, jene an den Gränzen sofort abzuhalten.

Es wurde dieser Wache angedrohet:

„wann sie sich saumselig finden lassen würde, durch den Directorem der Armenanstalten, das erstemal bloßerdings mit Ersetzung der aus den Armenanstalten für die aufgehobenen Bettler verwandten Gelder, nachher mit Gefängniß im Stockhause, als wohin die Commendanten sie sofort auf der Directorum Erfodern aufzunehmen und nach deren Disposition schließen zu lassen hätten, bestraft, endlich aber gar des Fürstl. Gnadengehalts auf der Directorum vorgängigen unterthänigsten Bericht verlustig gemacht werden solle.

Wegen der sich dennoch einschleichenden fremden Bettler wurde verordnet:

„daß ein solcher dem Befinden und des Directoris Ermessen nach, mit ein- oder mehr tägigen Gefängniß zu belegen, anbey aber, daß er sich ferner nicht in diesem Herzogthum und Landen betteln betreten lassen solle, mit dem Anhang, zu bedeuten sey, daß falls er dem ohngehindert sich nicht sofort über die Gränze machen, und jetzt oder künftig anderweit angetroffen werden würde, er, ohne eine andere Uebelthat begangen zu haben, nach abgeschworner Urphede, mit einer öffentlichen Landesverweisung weggeschafft, und auf fernere Betretung, gegen ihn, wegen gebrochener Urphede, den Rechten nach, mit Leib- und Lebensstrafe verfahren werden solle.

In dem §. 18. wurde demjenigen, so einen solchen Landstreicher aufheben würde, versprochen:

„daß ihn der Prediger, dem jener geliefert würde, 4 ggr. reichen solle. Dem Prediger wurde aufgetragen, den über-

„liefer-

„ lieferten Bettler dem Bauermeister zu „ übergeben, der ihn an das nächste dem „ Amte zu liegende Dorf mit gehöriger „ Sicherheit bringen, und das Fortbrin- „ gen von Dorf zu Dorf, es sey ein Amts- „ oder Gerichtsdorf, bis an das Amt wei- „ ter geschehen solle. Dem Bauermeister, „ so hiebey säumig seyn würde, wurde „ vor jeden Fall 1 Mfl. Strafe, so von „ der Obrigkeit, Voigten und Gogrefen „ binnen den nächsten acht Tagen herbey „ zu treiben sey, und jedem, der die Exe- „ cution innerhalb solcher Zeit nicht ver- „ richtet, Zehn Thaler Strafe binnen 3 „ Tagen zu erlegen, angedrohet; alle die- „ se Strafen aber dem Prediger des Dor- „ fes, worinn die Saumseligen wohnen, „ zum Besten der Hausarmen zu zahlen „ verordnet.

In dem §. 19. wurde wegen des Bettlers, so bey dem Aufheben sich durch gefährliche Drohungen fürchterlich machen wollte, gesetzt:

„ daß solcher Vorfall den Directoribus „ sofort anzuzeigen, von diesen darüber „ eine summarische Untersuchung und In- „ quisition anzustellen, und zu Serenissimi „ Höchster Verordnung unterthänigst zu „ berichten sey, worauf Höchstdieselben „ gegen einen solchen Diffidatorem die „ Strafe, zu der getreuen Unterthanen „ Sicherheit, den Rechten nach zu setzen, „ und schleunigst exequiren zu lassen, sich „ vorbehalten.

§. 13.

So weit gieng die Verordnung gegen fremde Bettler und Landstreicher. Allein der Erfahrung nach wurde das platte Land auch von den einländischen Bettlern aus den Städten und von andern Dörfern hart mitgenommen. Dieserhalb war ebenfalls eine Landesherrliche Einsicht nöthig, welche dann besonders auf folgende Maße geschah. (c)

„ Nachdem §. 15. wurde allen in den Städ- „ ten und Vorstädten befindlichen und da- „ selbst versorgten Armen das Bettelnge- „ hen auf dem platten Lande untersagt, „ mit der Bedrohung, daß, falls sie den- „ noch betreten würden, sie das erstemal „ mit eintägigem, das anderemal mit „ achttägigem Gefängniß wechselsweise „ bey Wasser und Brod, das drittemal „ aber mit der beständigen Aufbewahrung „ in dem Zuchthause, oder den Umständen „ nach mit ewiger Landesverweisung, auf „ vorgängige abgestattete Urphede, bestraft, „ auch falls sie sich sodann dennoch wieder „ einfinden sollten, mit der Strafe, so „ auf die gebrochene Urphede den Rechten „ nach verhänget ist, belegt werden sollen.

In dem §. 16. wurden die Hausarmen eines jeden Dorfes ebenfalls angewiesen:

„ in keiner Stadt oder Dorfe des Herzog- „ thums betteln zu gehen, widrigenfalls „ es mit ihnen eben so gehalten werden „ solle, als in vorigem §. von den Armen „ in den Städten gnädigst verordnet ist.

§. 14.

Damit auch die benachbarten Lande keinen Ueberlauf von den Armen des hiesigen Landes haben möchten, so wurden im §. 24.

„ die Armen der hiesigen Lande wohlbe- „ dächtig angewiesen, nicht in die benach- „ barten Lande zum Betteln herum zu lau- „ fen, bey Vermeidung eben der Strafe, „ womit

(c) Es ist also ebenfalls auch der (St. 23. S. 182.) zur Erwegung gebrachte Fall, daß sich die Armen von einer Gemeinde nicht in die andere begeben dürfen, bereits vorlängst eingesehen, und ihm durch Landesfürstl. Verordnungen Einhalt geschehen.

„womit die aus den Städten auf dem „platten Lande bettelnde Armen belegt „werden sollen. Es wurden zugleich die „auf den Gränzen stehende Wache sowol, „als auch alle Unterthanen in den Gränz„dörfern befehliget, falls von benachbar„ten Aemtern ein oder mehrere hiesiger „betteln betroffener Armen an die Grän„ze geliefert werden sollten, solche eben„mäßig von Dorf zu Dorf, bis an den „Directorem dieser Armenanstalten zur „Bestrafung zu liefern.

§. 15.

Wegen allgemeiner Collecten im Lande behielten Serenissimus im §. 20. zwar sich und Höchstderoselben Fürstl. Consistorio bevor, solche aus höchstwichtigen Ursachen zu verstatten; versprachen aber anbey in Gnaden:

„daß dieselben jedesmal nach Möglichkeit „solchergestalt angeordnet werden sollten, „damit den Armenanstalten dadurch kein „Abbruch geschehe, und die Unterthanen „nicht zu sehr beschweret würden.

Die Erfahrung ergab damals, daß allgemeine Collecten entweder für die der Evangelisch-Lutherischen Religion halber verunglückte Personen, oder für auswärtige Abgebrannte, oder auch für die, so zu Erbauung Kirchen und Schulen sammlen, verstattet wurden, Serenissimus erklärten sich also zu der Zeit deßhalb gnädigst:

„wie Sie ganz geneigt verbleiben, den„selben mit gnädigster Beyhülfe beyzu„treten, schrieben ihnen aber folgende „Ordnung vor, daß sie bey dem Ein„tritt in Höchstdero Herzogthum und „Lande auf den Dörfern alles Suchens „einiger Beysteuer sich durchaus enthal„ten, und wann sie von den Predigern, „auch andern Unterthanen abgewiesen „werden, dagegen sich nicht ungestüm „bezeigen noch murren, sondern nach der „von dem Prediger des ersten hiesigen „Dorfes, welches sie betreten, ihnen „vorzuschreibenden Route, gerades We„ges nach Wolfenbüttel zu dem jedes„maligen Directore der Armenanstalten „sich verfügen sollen, welcher sodann ihre „Pässe und Bescheinigungen genau zu „untersuchen, nach dem Orte, wo sie „hinzureisen gedenken, sich zu erkundigen „und ihnen auf den Fall, wann von „Ihro Durchl. oder dem Fürstl. Consi„storio keine Collecten verstattet würden, „dem Befinden nach, an die Prediger „derer Dörfer, welche sie in dem hiesi„gen Herzogthum und Landen auf ihrer „fernern Reise betreten, nach den Um„ständen des Vorraths an jedem Orte „Assignationes zu ertheilen habe, so die „Prediger, denen sie der Reihe nach „überreicht werden, respectiren, und, „daß sie ihnen vorgewiesen, attestiren, der „letzte aber dem Sammlenden abneh„men, an sich behalten, und als einen „Belag bey seiner Rechnung dem Di„rectori bey deren Abnahme mit ein„schicken solle.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

37tes Stück.

Mittwochs, den 7. May, 1766.

Fortsetzung der Nachricht von den Armenanstalten im Herzogthum Braunschweig-Lüneburg überhaupt, und von der Einrichtung wegen des Bettelns und der Collectanten insonderheit.

§. 16.

Nichts ist dem Landstreichen der Gassen- und Landbettler ähnlicher, als die üble, und nebst den bereits abgeschafften Mißbräuchen bey Gilden und Handwerkern, durch einen allgemeinen Reichsschluß billig auch abzuschaffende Gewohnheit der durch Deutschland ungescheut laufenden Handwerksbursche, die unter dem Vorgeben der rühmlichen Bemühung in die Fremde zu gehen, aller Orten einen Zehrpfenning suchen. Würde dieses durchgängig verboten, so wären die Handwerksmeister eher gesichert, Gesellen zu bekommen und zu behalten; die Gesellen würden länger bey tüchtigen Meistern bleiben und was gutes lernen, und endlich das Publikum auf die Weise geschwinder und mit besserer Arbeit versehen werden. Nichts leichters möchte zu Abstellung dieser Unordnung seyn, als daß ein von seinem Meister wandernder Geselle sich vor dem Abschiednehmen bey dem Altmeister erkundigen müsse, in welcher nächsten Stadt er mit Nutzen sich ferner nach Arbeit umsehen könne, da in allen, sonderlich kleinen Städten nicht alle Gilden und Handwerker sind, und daß er so dann vorzeige wie er so viel am Gesellenlohne erspahrt, oder sonst so viel Geld habe, daß er von der Stadt seines Aufenthalts bis zu der Stadt seiner Bestimmung nothdürftig fortkommen könne. Diese oder dergleichen Einrichtung würde den Gilden und Handwerkern in Deutschland Ehre bringen, und manchen reisenden Gesellen behindern, sich, wie jetzt oft genug geschieht, mit falschen Kundschaften durchzubringen, sein Gewissen also zu beflecken, und sich in die Gefahr einer schweren Strafe zu stürzen. Vorerst ist ein solches Reichsgesetz nicht vorhanden, und bleibt es nicht wenig bedenklich, ob einem einzigen Reichsfürsten anzurathen

stehe, ohne der andern, wenigstens seiner Mitkreisfürsten, Beytritt dieserhalb ein Landesgesetz zu machen?

So weit man vorerst in Betracht des platten Landes wegen dieses Punkts kommen kann, dafür ist in dem §. 22. gesorget, und verordnet:

„daß die Handwerksbursche auf dem platten Lande keinen Zehrpfenning mehr haben, sondern lediglich sich in den Städten bey den Directoribus der Armenanstalten anfinden, diese aber zuforderst darauf, daß solchen herumlaufenden Gesellen Arbeit verschafft, oder, wann solches nicht thunlich, die Handwerksbursche aber würklich nothdürftig sind, ihnen vor den Gilden der gewöhnliche Zehrpfenning, oder wenn solches nicht gewöhnlich, eine mäßige Beysteuer gereichet werde, zu sehen, und endlich denjenigen, so zu einer Gilde gehören, welche in solcher Stadt, wo sie sich anfinden, nicht ist, aus den Armenanstalten der Stadt eine nothdürfige Beysteuer zu ertheilen haben.

§. 17.

Wie aber diese in dem §. 21. und 22. enthaltene Verfügung nur auf gesunde Collectanten und Handwerksbursche geht, so ist §. 23. eine mildthätige Erklärung wegen des Falles,

„wenn dergleichen Personen auf einem Dorfe, ehe sie zu einer Stadt kommen könnten, mit Krankheit befielen, hinzugesetzt. Es wird nemlich der Prediger sothanen Dorfes, wenn er solche Krankheit und die Dürftigkeit des erkrankten würklich befindet, angewiesen, sich desselben auf alle möglichste Weise mit Ertheilung des nothdürftigen anzunehmen. Wäre aber ein Betrug dabey zu verspüren, so sey ein solcher Betrüger dem Directori zur Strafe einzuliefern.

§. 18.

Wenn endlich nichts mehr das Landstreichen unterhält, als wenn die Bettler, Collectanten und muthwillige Handwerksbursche aus unerlaubten Mitleiden mit Almosen versehen, folglich in ihrem bösen Unternehmen gestärket werden; so ist am Ende dieses §. 23. noch verordnet:

„daß kein Einwohner auf dem platten Lande einem Collectanten ohne besondere Erlaubniß, noch weniger einem Bettler hinkünftig vor sich Almosen geben dürfe, bey Vermeidung 10 mfl. Strafe.

§. 19.

Die auf die Städte Schöppenstedt, Schöningen und Königslutter publicirte Reglements sind lediglich Abdrucke des erstern für die Stadt Braunschweig und Wolfenbüttel, mit wenigen jedem Orte gemäßen Veränderungen, daher denn darinn nichts anders wegen des Gassenbettels, der Collectanten und öffentlichen Umgänge enthalten ist, als was oben aus gedachten Reglements angeführt worden.

Hingegen wurde das Reglement für die Stadt Helmstedt mit nöthigen Veränderungen nachdem für das platte Land, eingerichtet.

„Wegen der Gassenbettler wurde §. 2. den Armenvögten, wie auch den Bedienten beyder Obrigkeiten aufgegeben, auf dieselben Obacht zu nehmen, daß sie nicht herum gehen, und demjenigen, so eine bettelnd angetroffene Person dem Directori einliefert, dafür 3 ggr. versprochen. Der Bettler wird aber, wenn er ein Fremder ist, so fort zum Thor hinaus geschafft, ein Einheimischer hingegen, wie auch derjenige Fremde, welcher bereits einmal zur Stadt hinaus gebracht, und wieder herein gekommen ist, mit ein- oder mehr tägigem Gefängniß belegt, und letzterer sodann abermals zum Thore „hinaus

„hinaus geführt, und falls er sich darauf „dennoch in Helmstedt, der Neumark „oder Ostendorfe betreten läßt, nach aus„gestandener anderweiten Haft, und ab„geschworner Urphede, öffentlich der „Stadt und des Landes verwiesen, „bey seiner fernern Ankunft aber gegen „ihn wegen gebrochener Urphede crimina„liter verfahren.

„Nach dem §. 3. haben die Thorwir„the auf die hereinkommende Leute genau „zu sehen, die der Betteley verdächtige „zurück zu weisen, und, mit Hülfe der „auf der Wache befindlichen Dragoner, „ihnen den Eingang in die Stadt gänz„lich zu verwehren. Sollten aber der„gleichen Personen glaubwürdige Ursa„chen ihres erfoderlichen Aufenthalts in „der Stadt angeben; so haben die Thor„wirthe sie sogleich an den Directorem „der neuen Armenanstalten zu schicken, „welcher nach einer kurzen und gründli„chen Untersuchung ihnen den Aufenthalt „verstatten, oder sie aus der Stadt schaf„fen lassen wird.

In dem §. 4. ist auf den Fall, wenn jemand von den Landstreichern und muthwilligen Bettlern durch lose Worte, ungebührliches Betragen, oder gar Bedrohungen, sich unanständig aufführen würde,

„dem Directori, zu Erhaltung Serenis„simi gnädigster Absicht, auch der gan„zen Stadt und aller Einwohner Sicher„heit, aufgegeben, dem Befinden und „der Sachen Umständen nach, einen sol„chen Freveler zu bestrafen, insonderheit „aber gegen den, so Drohworte ausstos„sen möchte, als einen Diffidatorem zu „verfahren, und nach untersuchter Sache „zu Serenissimi Höchster Verordnung „unterthänigst zu berichten.

§. 20.

Damit auch das Gassenbetteln durch eine übel angewandte Barmherzigkeit nicht wieder einreisse:

„so wird im §. 5. einem jeden bey Ver„meidung 12 ggr. zu diesen neuen Armen„anstalten zu erlegender Strafe von jeden „Falle untersagt, keinen Armen mehr an „Almosen etwas im Hause zu reichen.

Wenn aber der Fall doch seyn kann, daß jemand einem oder dem andern Hausarmen ein ausserordentliches zu geben sich entschliesset; so wurde dieserhalb ausdrücklich verordnet:

„daß solche ausserordentliche Gabe dem „Directori dieser neuen Armenanstalten „zu zuschicken, welcher sie dann derjeni„gen Person, welcher sie zugedacht, rei„chen zu lassen habe.

§. 21.

Was für Bettler, denen das Herumlaufen in vorigen Verordnungen verboten gemeynet seyn, solches declarirt der §. 6. nemlich:

„nicht nur diejenigen, so aus andern „Ländern nach Helmstedt, der Neumark „und dem Ostendorffe kommen, sondern „auch die Armen, so aus hiesigen Her„zogthum und Landen, es sey Städten „oder Dörfern sich Bettelns halber da„hin begeben, und den Hausarmen der „benannten Stadt und Vorstädte also „die ihnen gewidmeten Almosen schmä„lern wollen. Alle bisherige Sammlun„gen der Gelder für Arme wurde §. 11. „aufgehoben, und nur die durch den „Klingbeutel und Setzung der Büchsen „an den Quatembertagen noch beybe„halten.

„Den in Helmstedt und in den Vor„städten auch Klosterbezirk versorgten Ar„men wurde §. 19. das Betteln gehen in „den hiesigen und in den benachbarten „Ländern bey Gefängnißstrafe und dem „Befinden nach, bey Verlust ihrer Almo„sen ernstlich verboten.

§. 22.

Wegen der unserer seligmachenden Religion

gion halber verunglückten, auswärtigen Abgebranten, auch der zur Erbauung Kirchen und Schulen Sammlenden wurde im §. 20.
„Serenissimo und Höchstdero Fürstl. „Consistorio vorbehalten, die Erlaubniß „zu allgemeinen Landes-Collecten zu er„theilen, welchenfalls ihnen nach Art „der verstatteten Collecten zu begegnen „sey. Falls sie sich aber ohne solche Er„laubniß bey dem Directore der neuen „Armenanstalten melden würden; so ha„be derselbe so dann ihre Atteſtate und „Nachrichten genau zu untersuchen, und „dem Befinden nach ihnen eine Beysteuer „reichen zu lassen, oder bey Antreffung „eines Falsi gegen sie den Rechten nach „zu verfahren.

§. 23.

Endlich ist auch §. 21. wegen der herumstreifenden Handwerksburschen dem Directori aufgegeben,
„dafür zu sorgen, daß sie Arbeit bekom„men, oder wenn solche bey den Gilden „nicht zu erhalten sey, ihnen, wenn bey „geschehener Visitirung sich findet, daß „sie kein Zehrgeld haben, von der Gilde „eine mäßige Zehrung reichen zu lassen, „wann aber der Gesell von einer Profes„sion wäre, die in Helmstedt nicht vor„handen ist, ihm eine Beysteuer aus den „Armenanstalten zu ertheilen.

§. 24.

Solchergestalt war das Armenwesen, in Betracht der herumlaufenden Bettler, und der Collectanten bereits im Jahre 1745. völlig eingerichtet. Wie aber mit Anzeige und Arretirung der herumlaufenden Bettler den Verordnungen nicht gemäß verfahren wurde; so wurde unterm 18. März 1747.
„sowol den Privatpersonen als auch den „Obrigkeiten solches nochmals anbefoh„len, und den erstern, wofern sie nicht „so fort anzeigen, wenn bey ihnen der„gleichen Bettler sich anfinden, auch sol„che, wenn es thunlich ist, nicht anhal„ten, auch den letztern, wenn sie in der „Arretirung sich saumselig erzeigen, eine „namhafte Strafe angedrohet.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Ein neues Mittel, dem Caffee einen reinern und besseren Geschmack zu geben, auch ihn der Gesundheit ohnschädlicher zuzubereiten.

(Leipziger Intelligenzblatt Nr. 18.)

Die besten und nützlichsten Erfindungen sind am wenigsten künstlich, und haben meistens die Eigenschaft an sich, daß sich jedermann verwundert, warum man nicht lange und nicht ein jeder dieses erfunden habe? Nachstehendes giebt einen Beweis davon ab. Nicht allein in Berlin und in dasiger Gegend, sondern auch in Holland, wird in verschiedenen Häusern der Caffee auf folgende Weise zurechte gemacht, und dadurch so veredelt, daß der Martinique meist so gut schmeckt als der Levantische. Man nimmt ein halb oder ganzes Pfund Caffee, so gebrannt werden soll, und schüttet es in einen porcellainen Spülnapf oder sonst wohl glasurtes Geschirre, gießt darauf kochendes Wasser, rührt den Caffee einigemal herum, gießt das sehr übelriechende Wasser nach einigen Minuten durch einen Durchschlag ab, schüttet den Caffee in ein reines Tuch, um ihm die meiste Feuchtigkeit zu benehmen, und trocknet ihn sodann auf Papier auf dem Ofen oder an der Sonne, und läßt ihn sodann ganz schwach brennen. Daß man zu 6 gewöhnlichen Lothen noch 1 gegen den andern nicht gereinigten nehmen müsse, ist noch nicht durch die Erfahrung bestätiget.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

38tes Stück.

Mittwochs, den 10. May, 1766.

Fortsetzung der Nachricht von den Armenanstalten im Herzogthum Braunschweig-Lüneburg überhaupt, und von der Einrichtung wegen des Bettelns und der Collectanten insonderheit.

§. 25.

Am 1. Dec. eben solchen Jahres aber wurde wegen des noch fortdaurenden Neujahr- Fastnacht- und Martini-Singen von Kindern und erwachsenen Leuten befohlen:

„daß insbesondere in den beyden Vestungen und Städten Braunschweig und „Wolfenbüttel dergleichen üble Gewohnheiten völlig abgeschaffet, und die Uebertreter andern Bettelleuten gleich aufgehoben, die also singend bettelnde Kinder und deren Eltern aber, wenn sie es „gewußt und zugegeben haben, auf des „Directorii der Armenanstalten geschehenes Anmelden an die Obrigkeit, theils „mit Gelde, theils mit Leibesstrafe dem „Befinden nach bestraft und angesehen, „zu Herausgebung des Empfangenen angehalten, und dieses sowol als die Geldstrafe den Armenanstalten eingeliefert „werden solle.

§. 26.

Wegen der bey vorgedachter ersten Einrichtung der Armenanstaten nachgelassenen und mit einer gewissen Einschränkung verstatteten Collectanten hat sich nach der Zeit eine Aenderung zugetragen, die allerdings beobachtet werden muß. Als am 18. Jul. 1753. vermittelst der besondern Fürstl. Verordnung, die Brandversicherungs-Gesellschaft im Lande eingeführt wurde, so blieben §. 13. alle Brandbetteleyen verboten, weshalb dann die ehemals deshalb vorbehaltene Collecten der Abgebrannten völlig aufgehört haben.

Eine besondere Art von Collectanten waren ehemals die Italiänischen Bettler, so zum Theil mit geistlichen Ordenskleidern angethan waren, und entweder für gefangene Christen in der Barbarey, oder unter andern Vorwande Geld sammleten. Nach der von der Fürstl. Stifts Hil-

heimischen Regierung deshalb gemachten Verfügung, da man gefunden, daß wo nicht alle, dennoch der grössesste Theil derselben liederliche, verlaufene Leute, Betrüger und Landstreicher wären, die unter falschen Namen, Pässen und Zeugnissen, Almosen erpressen, solche gottloser und liederlicher Weise verzehren und sich am Ende zu Diebesbanden und andern Räubergesindel schlagen und der Justiz in die Hände gerathen, wurde also am 15. Sept. dieses 1753sten Jahrs verordnet:

„daß alle Unterthanen den Vorgeben, „Pässen und Zeugnissen dieser Leute keinen Glauben beymessen, noch sich zu „einem falschen Mitleiden bewegen lassen; „die Ober- und Beamte, Obrigkeiten „und Gerichte aber solche Bettler in geistlichen Ordenskleidern, oder ohne solche, „sogleich zur gefänglichen Haft bringen „lassen, die bey denselben eintretende „Umstände scharf untersuchen, und mit „Einsendung der Protocolle, Pässe und „Zeugnisse, davon an Ihro Durchlauchten „oder Höchstderoselben Fürstl. Geheimerathstube berichten sollen. Diese Fürstl. „Verordnung ist alle Vierteljahre von „den Kanzeln abzulesen.

Die wegen unserer seligmachenden Religion angeblich oder würklich verfolgte Emigranten machten mit Betteleyen den Unterthanen eine wahre Beschwerde, und verschiedene Umstände gaben die Furcht an die Hand, daß unter dem Vorwande einer erdichteten Emigration Landstreicher und anderes liederliches Gesindel sich in dem hiesigen Lande einschliche. Diesem zu steuren wurde am 24. Nov. 1754. eine Landesfürstl. Verordnung bekannt gemacht:

„1) Daß keinen Emigranten der Eingang in die hiesigen Lande verstattet „werden solle, wenn dieselben nicht mit „zuverlässigen Pässen und Zeugnissen entweder von dem Corpore Evangelicorum, oder von den Churpfälzischen „Evangelischen Consistoriis, oder von „andern glaubwürdigen Personen versehen, die Pässe und Zeugnisse nicht über „ein Jahr alt, und in denselben die Veranlassung der Emigration, nebst dem „Namen, Alter, Stande, Gestalt und „andere Kennzeichen, ausdrücklich angeführt seyn würde. Fehlte es hieran, „so sollten die Emigranten an den Gränzen abgewiesen, und wenn sie sich doch „durchschlichen, wider dieselben als fremde Bettler verfahren werden.

„2) Für die mit vorgeschriebenen Pässen und „Zeugnissen versehene Emigranten wurden die Gränzörter angezeigt, auf deren „einem, ohne die andere zu betreten, sie „den Weg nehmen, bey den ihnen benannten Fürstl. Beamten und Bedienten „sich angeben, und nach vorgängiger „Untersuchung ihrer Pässe und Absicht, „die Anweisung erhalten sollen: Ob und „wie sie ihre Reise durch die hiesige Lande anzustellen haben? Wer auf andern „Wegen betroffen würde, solle der nächsten Obrigkeit gebracht, und entweder „zurechte gewiesen, oder bey entstehenden „Verdacht als ein fremder Bettler behandelt werden.

„3) Alle Fürstl. Beamten, Bedienten und „Obrigkeiten, denen dieshalb der specielle „Auftrag geschah, wurden zum pflichtmäßigen Fleisse und genauer Untersuchung angewiesen, anbey befehligt, die „Verdächtigen sofort zurück zu weisen, „und ernstlich zu bedeuten, bey Vermeidung schwerer Strafe dies Land zu meiden. Den Unverdächtigen hätten sie „behufige Reisepässe unentgeltlich zu geben, in welchen,

„a) die Personen nach ihrem Alter, Gestalt, Kleidung und andern Merkzeichen deutlich beschrieben,

b) der

„ b) der nächste Weg durch hiesige Lande „ nach dem Orte, wo sie hingedenken, „ vorgeschrieben,

„ c) eine Tour von 2 bis 3 Meilen, nach „ Befinden, zu einer Tagereise bestim„ met,

„ d) einen Tag um den andern ein Rast„ tag gestattet, und,

„ e) um sie nicht alle einen Weg nehmen „ zu lassen, den folgenden eine neue „ Route vorgeschrieben, und wenn sel„ bige zu gleicher Zeit in zahlreicher „ Menge ankommen würden, sie pro„ portionirlich vertheilet, und einem „ jeden Theile verschiedene Wege ange„ wiesen werden sollen.

„ 4) Wenn die Emigranten die vorgeschrie„ benen Wege verlassen, so sollen sie, un„ ter nachdrücklicher Verwarnung auf den „ rechten Weg gebracht, und, da sie sich „ abermals dergleichen zu Schulden kom„ men lassen, ihnen der ertheilte Reise„ paß abgenommen, und sie als muth„ willige Landstreicher bestraft werden. „ Die Obrigkeiten werden also zur ge„ nauen Einsicht der Pässe und Verglei„ chung der vorgeschriebenen Reisezeit mit „ der Zeit der Ankunft der Emigranten „ angewiesen, und ihnen anbefohlen, bey „ einer böslichen Ausserachtlassung dieser „ Verordnung wider solche Uebertreter „ die verordnete Mittel vorzukehren.

„ 5) Das Gassen- und Hausbetteln bleibt „ auch den Emigranten verboten, und „ müssen sie sich bey den Obrigkeiten und „ Directoren der Armenanstalten jeglichen „ Orts melden, die ihnen eine milde Bey„ steuer aus den Aerariis und Armenan„ stalten zu reichen haben. Wer auf ge„ schehene Warnung doch in den Häusern „ betteln würde, dem soll der Reisepaß „ abgenommen, und er durch den nächsten „ Weg aus dem Lande gebracht, und bey „ der Zurückkehr als ein fremder Bettler „ angesehen werden.

„ 6) Die Emigranten, so keine Gaben ver„ langen, können sich aller Orten aufhal„ ten, müssen aber doch von ihren Um„ ständen der Obrigkeit Nachricht geben.

§. 27.

Wegen des Bettelns in der Stadt Braunschweig ist ferner am 20. Dec. 1755 eine besondere Fürstl. Verordnung ergangen, nach welcher

„ 1) kein Bettler in die Stadt gelassen, „ und von den Thorwachen, Thorschrei„ bern, und Visitatoren darauf, bey will„ kührlicher Strafe, genau Acht gegeben „ werden soll. Wenn aber Abgebrannte „ oder wegen der Religion Vertriebene „ vor den Thoren sich anfinden und Atte„ state vorzeigen, sollen sie durch einen von „ der Wache an den jedesmaligen Directo„ rem der Armenanstalten gebracht, von „ diesem die Atteſtate untersucht und dem „ Befinden nach eine milde Beysteuer ver„ williget, oder wegen der Bestrafung das „ weitere verfügt werden.

„ 2) Niemand soll einen Bettler, ohne Er„ laubniß des Armen-Directorii, wissent„ lich beherbergen, bey 10 Thlr. Geld„ oder einer proportionirlichen Gefängniß„ strafe.

„ 3) Bey gleicher Strafe soll niemand einem „ Gassen- oder Hausbettler Almosen ge„ ben, sondern ihn an die Armenanstal„ ten verweisen. Der Denunciante eines „ erweislichen Uebertreters dieser Verord„ nung bekommt 5 Thlr.

„ 4) Die sämmtlichen Wachen sollen den „ Armenvögten und andern, welche zu „ Aufhebung der Bettler bestellt sind, assi„ stiren, und, wenn sie darum requirirt „ werden,

„werden, die Bettler aus den Häusern „ausheben, und an gehörigen Ort liefern.

„5) Welche Einwohner aus unzeitigem Mit„leiden, die Bettler, wenn die Armen„vögte sie verfolgen, in ihre Häuser neh„men und verhehlen, oder ihre Flucht „befördern, auch wol gar den Armen„vögten bey Aufhebung der Bettler übel „begegnen, die sollen 50 Thlr. Geld„oder dem Befinden nach, Gefängniß„und andere nachdrückliche Strafe leiden, „auch die nächste Wache den verborgenen „oder zur Flucht beförderten Bettler, „nebst dem Thäter, wenn derselbe in „Braunschweig nicht angesessen ist, in „Arrest nehmen.

§. 28.

Endlich haben noch am 11. Nov. 1757. bey fortdaurender Besetzung hiesiger Lande von den Königl. Französischen Völkern, da sich das Betteln bey der allgemeinen Unruhe sehr merklich vermehrte, die Fürstl. Herren Geheimenräthe durch ein Avertissement den Unterthanen im ganzen Lande verboten, bey der in den Verordnungen gesetzten Strafe keinem Bettler etwas zu geben, vielmehr solche an die Directores der Armenanstalten, oder an die Obrigkeit zu weisen, welche ohne Ansehen der Personen zu verfahren habe.

§. 29.

Bey diesen so heilsamen, so weisen, und so genau eingerichteten Armenanstalten, in Betracht des Betteln und Collectirens, fehlt es doch nicht an Bettlern. Woher rührt dies Uebel? Steht ihm denn gar nicht abzuhelfen?

In Ansehen der einheimischen Armen will man denselben das Betteln fast für nothwendig halten, (d) weil kein rechter Unterschied zwischen den Armen gemacht, und den eigentlichen wahren Armen nicht das Nothdürftige gegeben werde. Ich werde hievon bey Gelegenheit des zweyten Theils dieser Nachricht, von Versorgung der einländischen Armen die Sache genau prüfen.

Es wird getadelt, daß man den Zuschuß auf die Armen nicht ganz vertheile, sondern Capitalia mache. (e) Vielleicht hat diese Beschwerde in der Erfahrung wenig Grund. Die nach dem Jahre 1744. eingefallene Krieges- und theure Zeiten haben die Umstände im Lande also verändert, daß jetzt wöchentlich nicht so viel einkommt, als wöchentlich wieder vertheilt wird. Wenn nun etwa Serenissimus ehemals einige hundert Thaler zu den Armenanstalten herzuschießen geruhet; so kann es vielleicht mit der ausdrücklichen Anweisung geschehen seyn, daß die Zinsen davon jährlich den Armen zu gute kommen sollen. Mag man also wol mit Fug behaupten, daß in solchem Betracht die jetzigen Armenanstalten den gnädigsten und väterlichen Absichten unsers Durchl. Landesvaters noch kein Gnüge thäten? Ist es denn bloßerdings auf die wöchentlichen Ausgaben der Armen bey diesen Anstalten angesehen, ihnen dazu die Hand zu bieten? Müssen nicht die Kranken verpflegt und curirt, die Nackenden gekleidet, die Kinder unterrichtet, die Lehrburschen befördert, die Armenvögte gelohnet, und dergleichen unentbehrliche Besorgungen veranstaltet werden? Ich werde davon künftig genauer reden.

(Der Beschluß folgt künftig.)

(d) St. 23. S. 179.

(e) Eben das. S. 181.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

39tes Stück.

Mittwochs, den 14. May, 1766.

Beschluß der Nachricht von den Armenanstalten im Herzogthum Braunschweig-Lüneburg überhaupt, und von der Einrichtung wegen des Bettelns und der Collectanten insonderheit.

Wenn nun keine andere Einnahme als die wöchentlichen Collecten vorhanden sind, wenn diese sogar die wöchentliche Ausgaben übersteigen; wie mag denn der ganzen Einrichtung entgegen laufen, falls vhemals etwa Capitalia zinsbar belegt wären? und, wie mag solches des Durchl. Landesvaters Absichten entgegen seyn, wenn Höchstdieselben etwa selbst dieses zum künftigen Nothpfenning verordnet und mildthätig befördert hätten?

Man meynt, es könnten unentgeltliche Rechnungsführer angenommen, und also deren Besoldung auf die Armen verwandt werden. (f) Ich werde in dem dritten Theil dieser Nachrichten von der Administrirung der Armenanstalten überhaupt reden, und bey der Gelegenheit aus der Erfahrung zeigen, wie wenig Hoffnung vorhanden sey, dergleichen Rechnungsführer aller Orten zu erhalten. Wie ich jedoch anderer Abhaltung halber wol so bald zu solcher Arbeit nicht gelangen werde: So wird es mir höchst angenehm seyn, wenn in einer jeden Stadt dieses Landes sich christliche Männer anfinden, und zur Uebernehmung sothanen Geschäftes, ohne Gehalt, anerbieten, übrigens aber auch alle die Geschicklichkeit und Treue besitzen, nicht weniger die erfoderliche Sicherheit bestellen werden, die eine solche Rechnungsführung erfodert. Sie werden gebeten, sich dann jeder seines Orts bey den Armendirectoren zu melden, und diese werden ersucht, davon in den gegenwärtigen Anzeigen Nachricht zu ertheilen. Ich werde sodann vorgesetztes mein Wort mit Freuden zurücknehmen, weil ich jetzt nur noch aus der bisherigen Erfahrung rede, und sodann eines andern belehret würde.

§. 30.

Die Landstreicher vom Handwerk werden nimmermehr aus dem Lande getrieben werden, als einmal durch die gleich anfangs berührte Einverständniß der Höchsten Landesherrn

(f) St. 23. S. 181.

herrn in der Nachbarschaft, ferner durch die Erneuerung der Besetzung der Gränzen, wie solche bey der Einführung der Armenanstalten im Jahr 1744. würklich in dem Bezirk des Fürstl. Residenzamts geschah, weiter durch die genaue Aufsicht der Fürstl. Beamten und Obrigkeiten auf den Grenzen; dann in den mit Garnison versehenen Städten durch eine freundschaftliche und werkthätige Hülfe der Herren Chefs derselben, und endlich durch eine scharfe Herbeytreibung der Strafe von denen, die sich theils aus unrechtem Mitleiden, theils aus andern Ursachen die Hände nicht wollen binden lassen, mit dem ihrigen zu thun was ihnen gefällt, und daher das Herumlaufen der Gassenbettler vorsetzlich befördern.

Wie dis alles aber eigentlich einzurichten seyn möchte, gehört nicht in diese Blätter, und, es genau überdenken, an höhern Ort.

Unglückliche Ehen entstehen gemeiniglich aus einer unvorsichtigen Wahl.

Mein Herr.

Es sind gewisse Gegenstände, von welchen ein Mann besser zu schreiben im Stande ist, der sich in der Welt umgesehen, als einer der beständig auf seiner Studierstube gelebt hat. Von unglücklichen Ehen bin ich oft ein Zuschauer gewesen, und von einigen derselben glaube ich die Ursache entdeckt zu haben, ob ich mich gleich niemals in eine philosophische Untersuchung über die Natur der Leidenschaften, und über die Stärke der Vernunft eingelassen. Ich will die Facta, woraus ich meine Erkenntnisse geschöpft, mit so vieler Deutlichkeit, als ich kann, erzählen, und es andern überlassen, was für Folgen sie daraus ziehen wollen.

Flippanta, eine junge Coquette, deren Liebe zu den Modethorheiten durch das strenge Ansehen eines Vaters beständig hintergangen war, warf sich in die Arme eines Liebhabers von 64 Jahren. Sie glaubte, sich dadurch mit Bequemlichkeit allen geliebten Ausschweifungen überlassen zu können, und daß ihre Jugend und Schönheit ihr eine völlige und unumschränkte Gewalt einräumen, und sie also nicht länger eine Sklavinn der Formalität und des Eigensinns seyn würde. Flippanta wurde dem ohngeachtet hintergangen; und in sehr wenigen Wochen entdeckte sie, daß die Wirthschaftlichkeit eines Vaters sich nunmehr mit der Eifersucht eines Ehemannes vereiniget hatte; daß er verdrüßlich, eigensinnig und krank war, und an ihr mehr eine Wärterinn, als eine Frau haben wollte. Krankheiten, die sie niemals empfunden hatte, wußte sie nicht zu bedauren: er zeigte seine Autorität in dem Verhältnisse, so wie er ihren Mangel an Zärtlichkeit merkte; und beyder Unglück wird nur noch dadurch erleichtert, daß einer den andern zu überleben hofft; und man muß gestehen, daß die Dame hierin den Vortheil sehr auf ihrer Seite hat.

Sophron brachte durch seine schmeichelnde Beredsamkeit die Mutter der Modesta dahin, daß sie sich entschloß, ihre Tochter seiner gelehrten Wichtigkeit als ein Schlachtopfer aufzuopfern. Liebe ist weit unter der Würde einer greisköpfigen Weisheit: sie haben deswegen jeder ein besonders Bett; mittlerweile das unglückliche Schlachtopfer vor Gram öffentlich unter der Pracht des Schmucks verzehret wird, womit sie ausgeziert ist, dem Stolze ihres Herrn und Meisters zu schmeicheln und seinen Triumpf auszurufen.

Senilis

Senilis, um den Familiennamen zu erhalten, heyrathete ein junges Mädgen von rothem Gesicht und munterm Wesen. Er ist in sie verliebt, bis zum unsinnig werden; allein zu gleicher Zeit so unerträglich eifersüchtig, daß er zweifelt, ob der Knabe, der die Hoffnung, in welcher er heyrathete, erfüllet hat, sein eigner Junge sey.

Urbana wurde, auf Anstiften ihrer Eltern, mit dem Rusticus vermählt, damit ihr beyderseitiges Familienintresse nebst ihren Gütern mit einander vereiniget werden sollte. Sie besaß alle Leidenschaften einer modisch erzogenen Stadtdame: er alle Gleichgültigkeit eines tölpischen Dorfjunkers. Sie begegneten sich deswegen niemals anders, als mit wechselseitigen Vorwürfen, die darauf hinausliefen, daß Ihro Gnaden ein liederliches Weib, und der gestrenge Junker ein Vieh wären. Zuletzt verglichen sie sich in diesem einzigen Punkte, daß die gnädige Frau das Haus räumen, und ihr ein bestimmter Gehalt ausgesetzt werden sollte.

Pervicax und Tetrica haben sich nun seit zwanzig Jahren beständig mit einander gezanket. Wie der Mann hitzig, gebieterisch, und auffahrend ist; so ist die Frau eigensinnig, eitel, und naseweis. Sie können niemals eins werden, ob ihre Kalbskeule gekocht oder gebraten werden soll; und die Worte, Klapperbüchse, Dummkopf, Schlaafmütze, werden zwischen ihnen häufig von einem zum andern geworfen. Selbst ihre Bedienten werden zur Verwegenheit aufgemuntert, und ihre Kinder bey ihrem Ungehorsame geschützt; denn so wie einer keift, ist der andere allzeit fertig, zu entschuldigen oder zu vertheidigen.

Mercator wollte das Blut seiner Nachkommenschaft adeln, und heyrathete deswegen eine artige Dame vom Hofe. Er war in der Kunst, Geld zusammen zu scharren, erzogen; sie, neue Mittel zu ersinnen, es zu verplämpern. Er war gewohnt, seine Geschäfte nach einer festgesetzten einförmigen Ordnung abzuwarten: sie, auf eine unordentliche unaufhörliche Weise in ihren Vergnügen abzuwechseln. Es war unmöglich, ihre so sehr verschiedene Art zu leben zu vereinigen: sie hielten es also zu ihrer beyderseitigen Ruhe, für das beste, daß jedweder seinen Lieblingsentwürfen folgen sollte, ohne den andern zu belästigen. Wenn also der gute Mann in seinen Handlungsangelegenheiten auf der Börse ist: so liegt sie noch im Bette; ißt die Familie das Mittagsessen, so trinkt sie ihre Chocolate; und mittlerweile er seine Rechnungsbücher in Richtigkeit bringt, trägt sie ihre Visitenschulden ab. Er kommt oft des Nachts von der Gesellschaft nach Hause gestolpert, wenn seine Gemahlinn sich eben an den Taroktisch niedergesetzt hat, oder sich zu einem Balle ankleidet; und just wenn die Buchhalter ins Comtoir zur Arbeit gehen, begiebt sie sich vielleicht erst zur Ruhe. Sie leben also so weit von einander abgesondert, als wahrhaftige Gegenfüßler: mittlerweile die gnädige Frau die Bewunderung der ehrenfesten Kaufherren bey ihren Stadtbällen ist, und Herr Mercator die Ehre hat, in Ruhe zu seyn, und unter Madam ihren Bekannten eine zahme, gutherzige Art von Vieh zu heissen.

Theophila, welche man wegen der Ausübung derjenigen Tugend, die sich durch die Religion ein Ansehen giebt, eine Betschwester genannt hat, hatte eine Neigung zu einem Freygeiste, die sie nicht unterdrücken konnte. Ihr Gemüth machte ihr Anfangs einige Gewissenszweifel wider diese unnatürliche Heirath: allein sie wußte sich dieselben durch die schmeichelhafte Vorstellung zu benehmen, daß sie im Stande seyn würde, ihn zu bekehren. Sie ließ sich zu dem Ende zuerst mit ihm in Wortwechsel ein, darauf stitt, und endlich schimpfte sie; allein ohne keinen weitern Erfolg, als daß sie Zänkereyen, Kaltsinnigkeit und Abscheu verursachte. Da es ihm zu Hause verdrießlich wurde, und

und er keine festgesetzte Grundsätze der Tugend hatte: so verfiel er aufs Trinken; und itzt, wenn er bey seiner Bouteille die Heucheley der Scheinheiligen verflucht, weinet sie in ihrem Zimmer, bereuet die Thorheit ihrer stolzen Einbildung, und fürchtet sich vor den viehischen Würkungen der Trunkenheit.

Der blinde wunderthätige Knabe, der Widersprüche vereiniget, und sogar die Bollwerke der Partheylichkeit niederreißt, brachte heimlich ein Paar zärtliche Creaturen zusammen, zu einer Zeit, wo ihre Eltern unter dem Namen, **Preussisch** und **Oesterreichisch**, ganz unversöhnliche Feinde waren. Der Nebel der Liebe, der vorher ihren Verstand verblendete, ist lange zerstreuet; und sie erneuren itzt noch beständig die Uneinigkeiten ihrer Väter, und entscheiden den rechtmäßigen Besitz von Schlesien. Die Frau sieht ihren Mann als einen kleinen Geist an, der den Fuchsschwanz streicht, und den Mantel nach dem Winde hängt; und er zieht sie oft damit auf, daß sie ihre Kinder schon Verrätherey stammlen lehre, und die Wageschaale ihrer Neigungen nach der Seite von Wien hinzuschlagen gewöhne.

Deborah wurde durch die ungemäßigte Leidenschaft ihres unbedachtsamen Herrn, aus der Küche ins Bette avancirt: allein sie wurde nur zu einer etwas prächtigern Dienstbarkeit erhoben, und verdammt, ihr ganzes Leben in der doppelten Eigenschaft als Frau und als Magd zu sudeln.

Lascivia, um sich ein Recht zu verschaffen, desto sicherer und ungezwungener liederlich zu seyn, lief mit ihres Vaters Lakayen davon. Sie war genöthiget, ihm eine ansehnliche jährliche Rente und den Rückfall ihres Vermögens nach ihrem Tode zu verschreiben, um die Bedingung von ihm zu erhalten, ihr niemals, so lange sie lebt, nahe zu kommen.

Parcus, ein reicher Bürger, nahm, aus einem Bewegungsgrunde der Sparsamkeit, eines geringen Nachbars Tochter, die keinen Pfenning hatte. Er dachte, er würde hierbey wohlfeiler zukommen, als wenn er ein artiges belebtes Frauenzimmer freyete, ob es gleich etwas Geld hätte. Es ist wahr, seine Frau kostet ihm nur eine Kleinigkeit in Kleidung; sie hat keinen Geschmack an Pasteten, Ragouts und Gebackenen; sie hasset Gesellschaft, und rührt keine Karte an: allein sie schickt dahingegen allzeit Schüsseln mit Essen topfheiß an eine Nachbarinn, die krank ist; Bouteillen Wein an eine andere, die in Wochen ist; und giebt alle Wochen solch eine Last übergebliebene Victualien, angeschnittene Würste, Schinken, Speck, Fleisch, Brod, Butter, Käse, Holz, Lichter und Bier weg, daß die Haushaltskosten auch einen Bürgermeister in London ruiniren würden. Sie quält ihn überdem unaufhörlich, daß er bald eines Onkels Sohn bey einem Herrn in die Lehre bringen; bald, einen armen Tausendvetter sich besetzen zu können helfen; einer guten alten Bekanntin Kind mit den Bedürfnissen zu seiner Reise in die Fremde versorgen, oder für ein anders Kleider kaufen soll; und **Parcus** klagt herzlich, daß ihm, durch die täglichen Besuche von seiner Frau ihren armen Anverwandten, noch endlich Haus und Hof werde aufgefressen werden.

Kommt nicht alles dies mannigfaltige Unglück hauptsächlich, und mehr von einer unüberlegten Wahl, als von den Lastern und Thorheiten der Partheyen her, mein Herr? Wollen Sie uns nicht, da Sie ein Philosoph sind, eine geschickte Abhandlung über diese Begebenheiten zu lesen geben, oder uns a priori zeigen, wie bey einem Stande, der, nach dem allgemeinen Geständnisse, einer weit grössern Glückseligkeit fähig ist, als alle übrigen Stände der Menschen, das Elend vermieden werden kann? Ich bin ꝛc.

The Adventurer, Vol. I.

Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

40tes Stück.

Sonnabends, den 17. May, 1766.

Versuch einer natürlichen Geschichte der schlechten Dichter, hauptsächlich der Deutschen.

Quid nobis hoc tempore exspectandum sit, solus Deus novit, ego miser peccator tanta scientia me non dignor. Append. *ad Thom. Campanellae Discursum de Monarchia Hispan.*

Man will schon längst bemerkt haben, wie die Züchtigungen des gerechten Himmels oft Ursache gewesen, daß Materien sind untersucht worden, die ohne diese fühlbaren Erinnerungen ewig ununtersucht geblieben, oder doch mit einer mittelmäßigen Aufmerksamkeit betrachtet worden wären. Wenn ein Land im Sommer mit Heuschrecken gestraft wird, so kommen die Herbstmesse drauf die Traktaten von Heuschrecken beynah eben so häufig nach. Wenn Viehseuchen wüten, so grassiren die Recepte darwider in allen Zeitungen, oft zum großen Vortheil der Landwirthschaft. Die meisten Abhandlungen von Cometen, wenigstes die sehr erbaulichen, lassen sich jetzo eben so sicher vorher sagen, als die Cometen selbst. Dieses ist gewissermaßen ein Zeichen, welches die Natur den Schriftstellern giebt, daß es jetzo Zeit sey auszulaufen. Man könnte einen solchen Wink gewissermaßen den natürlichen Beruf eines Autors nennen. So haben wir aus Amerika, wo die Donnerwetter oft sehr fürchterlich sind, die erste Muthmaßung von ihrer Verwandschaft mit der Elektricität erhalten, und ein minder fürchterlicher Wink der Natur hat die Chaldäer zu den ersten Astronomen gemacht.

So wie man von diesen Ländern mit Recht solche Untersuchungen verlangen konnte, so kann man auch von Deutschland verlangen, daß es sich um die Betrachtung der mittelmäßigen jungen Herrn bekümmere, die in

licher Menge in allen Städten ihren reimlosen und gereimten Unsinn bald im Druck, bald handschriftlich bekannt machen. Ich habe nemlich durch eine leichte Berechnung, deren Gründe ich hier nicht hersetzen kann, gefunden, daß täglich wenigstens 30000 reimende Seelen in Deutschland die gesunden Glieder ihres Körpers dem Staat entziehen, und Vernunft, Papier und Geschmack auf die unerlaubteste Weise mißhandeln.

Man wird mir es also vielleicht Dank wissen, wenn ich, zum Unterricht aller Informatoren, Hofmeister, Schulmeister, Eltern, heute meine Beobachtungen von diesem seltsamen Geschöpfe der Welt vorlege, welche die Natur derselben in einiges Licht setzen und Gelegenheit geben können, endlich zu erfahren, ob sich Mittel darwider finden lassen, oder ob sie, wie die Wanzen, nie völlig wegzubringen sind. Ich habe das Glück gehabt, eine gewisse Species derselben genau zu untersuchen, von ihrer Geburt an, bis sie zur Vernunft kamen, das ist, bis zu ihrer Verwandlung, wozu sie aber, wie die Puppen vieler anderer Insekten, schwer zu bringen sind. Diese Species, die ich beschreibe, ist, wie ich aus der Erfahrung weiß, die gefährlichste, die übrigen habe ich übergangen, weil der Schade, den sie thun, für nichts zu achten ist, und man doch die Wichtigkeit solcher Creaturen blos nach dem Schaden schätzt, den sie thun können.

Das Geschöpfe, das ich hier meyne, ist ein junger, frischer, starker Herr, mit einem wahrhaften air de prosperité, gesunden, ausgestopften Gliedern, und überhaupt von einer Leibesbeschaffenheit, die hinlänglich ist, einen im 25ten Jahr verlornen Ruhm noch 65 Jahr zu überleben. Er fängt etwas zu früh an deutsche Dichter zu lesen, versteht die lateinischen nicht recht, oder goutirt sie wenigstens nicht, und auf die griechischen hält er gar nichts. Sobald er seinen Kopf mit sechssylbigten Beywörtern zu einer schönen Gegend geladen hat, vermischt er sie mit einigen dunkeln Begriffen von philosophischer Glückseligkeit, und mit etwas Landleben, und entzündet sich auf einmal in Hexametern, die anfangs unerträglich hinken, zuletzt etwas metrischer, aber übrigens nicht besser werden. Ist dieser Ausflug gewagt, so wird einmal eine längst abgetragene Moral gereimt, Klopstock und Haller gekauft, stark gelesen und wenig verstanden. Die Natur kennt der junge Mensch gar nicht, er lacht wenn man ihm von den Gesetzen der Leidenschaften, von Tiefsinn, Physik und Mathematik spricht; er lacht, geht hin und macht ein Schäfergedicht, das von Liebe und Grausamkeit strotzt, aber von Liebe, die der schon zwanzigjährige Knabe aus Büchern gelernt hat. Denn er liebt nie recht, und wenn er ja liebt, so besitzt er nicht Genie genung sein eigenes Gefühl zu copiren, sondern klagt und verzweifelt lieber in einer recipirten Phrasi. Oefters spatziert er ganz allein mit einer Schreibtafel, und macht unter freyem Himmel Verse, dieses heißt die Natur copiren, oder noch schöner, sie belauschen. Nun werden viele unerträgliche Sinngedichte gemacht und ein ausländischer armer Dichter in einer Uebersetzung verdorben. Wenn er etwas aus sich hervorbringen will, so gefallen ihm die Träume und die Schäfertrachten der Gedichte, weil hier der Plan oft weniger Mühe kostet, und dennoch dünkt er sich hierbey groß; er sollte aber billig bedenken, daß ein solcher Traum und ein solches Schäfergeschwätz gemeiniglich weniger Kunst erfodert, als recht gut zu schlafen oder ein Paar Dutzend Schaafe recht zu hüten. So weit geht die erste Periode. Viele bessern sich hier; werden Advokaten, Prediger, Schulmeister oder Soldaten, und dieses giebt oft noch gute und nützliche Männer. Die meisten und schlechtesten gehen weiter. Ohne den

den Menschen zu kennen und ohne ihn zu studieren, gehen sie, in der einen Hand den Reim, und in der andern einen Maaßstab für Hexameter und Alexandriner, nichts im Kopfe, mit einem Atteſtate von einem Informator, hinauf in die höhere Poesie, machen Trauerspiele, oder wenigstens Titels zu Trauerspielen, wo die Helden und Kammermädgen sich in ihren Reden so ähnlich sehen, als wie eine Quitung der andern.

Vielen Zeilen wird, um sie rührend zu machen, eine Sylbe abgeschnitten und dafür ein Ach angesetzt; so inoculirt man einer ganzen Scene das rührende, man sieht aber gemeiniglich, daß solche kranke Stellen, die vorher matt waren, nach der Cur am Froste drauf gehn. Ueberhaupt sehen diese Elenden nur das Aeußere der Werke großer Geister. Ein Fragezeichen und ein Ach! bey einem berühmten Schriftsteller, macht, daß sie überall fragen und alles bey ihnen die Hände über dem Kopf zusammen schlägt. Sie gerathen in den Irthum eines gewissen Frauenzimmers, die für das wesentliche Stück eines mathematischen Buchs hielt, daß man hinten einige Blätter weiter herausschlagen kann, als die übrigen.

Wenn sie am Trauerspiele sind, so muß die Verwandlung beschleunigt werden, wenn sie sich noch verwandeln sollen. Es muß ein Kenner kommen, der die Tugenden des bekannten Walsh besitzt.

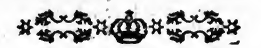
— — — the Muse's judge and friend,
Who justly knew to blame, or to commend;
To failings mild, but zealous for desert;
The cleared head, and the sincered heart.

Aber wo ist dieser Kenner? Zum Glück dieser Species sind sie so selten, als die Dichter, die sie erst aufsuchen, ehe sie sich drucken lassen. Findet meine Creatur keinen solchen Mann, so ist es geschehen. Eine Messe macht sie bekannt, und lächerlich, sie wird wütend, macht Satyren, aber sie versagen alle. Sie krümmt und windet sich, schleicht mit dem letzten Rock von den vielen, die sie ehedem hatte, langsam durch die Gassen einer Stadt, wo sie niemand kennt, corrigirt noch einige Jahre eine politische Zeitung, und stirbt, und statt der Musen weinen noch der Tischwirth und einige andere Gläubiger in die verpfändete Asche. Oft sterben sie auch als Comödianten, bisweilen als Hofnarren, und wenn sie es weit bringen, als Hofpoeten, die Hofnarren sind.

Was mag aber wol die Ursach seyn, daß so viele freye Kreaturen, recht mit Vorsatz, sich zu einem Handwerk entschließen, wobey so wenig zu verdienen ist, und welches noch ausserdem sehr geringe Ehre bringt? Es sind hauptsächlich zwey Gründe. Man glaubt der Ruhm könnte hier am geschwindesten erlangt werden. Es ist in diesem Stück mit der Dichtkunst, wie mit dem Specereyhandel. Jeder verdorbene Bürger schafft sich, wenn er nicht mehr weiter kann, erst Schnupftoback an, bald darauf Schwefelhölzer und Heringe, bis er endlich noch Caffee und Zucker kauft, und so in den Specereykrämer übergeht. Jeder Mensch, auch der geringste, verbraucht doch jährlich in der Oekonomie seines Vergnügens ein Paar Verse, entscheidet ihren Werth, verdammt oder lobt sie, und zieht den Hut für den Verfasser ab, weil er ihn allemal für einen feinern Kopf hält als sich, ohnerachtet oft, ausser der Entschließung, ihm gar nichts mangelt um ein eben so großer Dichter zu werden. Jedermann sieht leicht, daß man also, um sich auf einmal in aller Leute Mund zu sehen, reimen

reimen müsse. Der zweyte Grund ist, daß Leute, die nur etwas von ihrer Seele halten, es gleich für etwas sehr leichtes ansehen, Verse zu machen. Die Poesie hat auch hierinn eine Aehnlichkeit mit der Medicin, jedermann schlägt Curen vor, und jedermann macht Verse, allein mit dem Unterschied es giebt mehr seichte Dichter, als das ganze Chor heilender Kuhhirten, Hebammen und Scharfrichter ausmacht. Dieses rührt daher. Die klassischen deutschen Dichter werden stark gelesen, weil man sie rühmen hört, und jedermann, der sie liest, glaubt, die Welt bewundere sie just um der Stellen willen die ihm gefallen, dieses sind aber öfters eben die Stellen, die die feinere Welt gerne vermißt hätte, oder deren Beschaffenheit es wenigstens ist, nur in der Verbindung mit grösseren zu gefallen. So giebt es denn eine Menge Dichter, die ganz durchaus so sind, wie die Leibstelle im Gellert, im Haller, im Klopstock war, deren Kraft sie ihre Existenzen zu danken haben. Aber wie unendlich verschieden ist der Geschmack! Dem Richter gefallen oft ganz andere Stellen, als dem Advokaten; dem Studenten wieder andre, und dem vernünftigen Manne oft keine von diesen allen. Ein Nagelschmidt, den ich kenne, der weiter keine Bücher hatte, als die wenigen schwarzgebundenen, die der Bauer zusammen Gotteswort nennt, schaffte sich die Kriegslieder an, und zwar wegen einer Stelle, die die Würtembergischen Truppen lächerlich macht, dieses kam daher, er hatte vor vielen Jahren Händel mit einem Tambour in Stuttgard gehabt, von dem er heftige Schläge bekam. So bald nun jemand an den Ruhm denkt, der mit der Verfertigung solcher Zeilen verbunden ist, so wird er angefeuret selbst seinen Kopf anzustrengen oder vielmehr Hand anzulegen, und so entsteht auf einmal der Dichter, versehen mit der Gabe, die oft den größten Männern fehlt, mit der Gabe alles, was er schreibt den ersten Augenblick schon gut zu finden und bekannt zu machen. Solche Gedichte sind in der Dichtkunst hernach was in der Bildhauerkunst, die absichtslose Marmorklumpen sind, die wie Winckelmann (von der Baukunst der Alten p. 67.) erzehlt, der Duca de Caravita in s. Garten zu Portici aufgestellt hat, und wobey jeder Kenner entweder seufzt oder lacht, nemlich bedeutungslose Windungen, Schnecken, Muscheln und Laubwerk, die vielleicht alle einzeln, sparsam und am rechten Ort angebracht, Schönheiten hätten abgeben können. Eben so seufzt der philosophische Kunstrichter, den die Natur, die Alten, und Aufmerksamkeit auf die Menschen gebildet haben, wenn ein junger leerer Kopf, der voll Cronegk zu seyn glaubt, mit eine Miene, die für ein Heldengedicht zu stark gespannt ist, ein verliebtes armes Ding von einem Liedgen für seine Arbeit ausgiebt, und es den Werken des redlichen, unsterblichen Cronegks an die Seite setzt, der nichts von dem jungen Reimerstolz wußte, der sich auf die Zehen stellt, und mit erhabener Nase den Beyfall einzieht und Verachtung von sich bläset. Allein was helfen wider solche Leute Satyren? Nichts! Sie genießen die Satyre, wie die Türken das Opium. Der Satyrikus kühlt sich mit seiner Strafpredigt ab, so wie sich das Wetter abkühlt, ohne Furcht oder Schrecken zu erregen. Ein Blitz aber treibt ganze Diöcesen hinter die Gesangbücher. Hier fehlt ein solcher Blitz, Polizey! Polizey! ein solcher Blitz.

Göttingen. G. C. L.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

41tes Stück.

Mittwochs, den 21. May, 1766.

Die Vaterlandsliebe der Unterthanen ist die beste Stütze der Policey und der Wohlfahrt des Staats.

§. 1.

Bey dem großen Verderben, worinn die ersten Menschen durch den Ungehorsam gegen ihren wohlthätigen Schöpfer, dessen Hände sie kaum in dem vollkommensten Stande gebildet hatten, ihre ganze Nachkommenschaft gestürzet haben, war bey der Vermehrung ihrer Anzahl keine glücklichere Einrichtung, als die Vertheilung des vorhin gemeinschaftlichen Erdbodens, und die Errichtung besondrer Reiche und Staaten möglich. Kein Geschlecht der lebendigen Geschöpfe würde ohne diese Einrichtung, bey diesem Verderben des Verstandes, des Willens und der Begierden unglückseliger seyn, als das menschliche Geschlecht. Alsdenn würde der Zustand erfolgen, welchen Hobbes für den natürlichen hält. Die Menschen würden gegen sich selbst wüthen, und ein ewiger allgemeiner Krieg sie zu Grunde richten. Der Bösewicht würde keine andre Gesetze, keine andre Richtschnur seiner Handlungen, als seine lasterhaften Begierden und Lüste, seine ungemäßigte Herrschsucht, Stolz, Grausamkeit, Habsucht, Geitz, Zorn, Schwelgerey, Wollust ꝛc. kennen. Die Furcht, gegen seinen beleidigten Nachbar unterzuliegen, und ein Opfer seiner Rache zu werden, würde zu schwach seyn, ihn in Schranken zu halten. Der Tugendhafte würde für sich, für seine Familie und für sein Vermögen beständig in einer ängstlichen Furcht schweben, und er würde vergebens von seiner Tugend, von seiner Redlichkeit, Treue, Unschuld ꝛc. gegen jenes Bosheit einen hinreichenden Schutz erwarten. Wie glücklich ist daher nicht die unter den Menschen eingeführte Ordnung und Unterwürfigkeit, die Errichtung besondrer Reiche und Staaten, die erste Herrschaft mag auch noch so einen unrechtmäßigen und gewaltsamen Anfang genommen haben. Allein diese Verfassung gehöret in Ansehung der mehresten Menschen mit zu den unerkannten Wohlthaten, wofür sie dem Himmel den Dank

schuldig

schuldig bleiben, und sich wenig verpflichtet halten, das Wohlergehen ihres Landesherrn von dem Höchsten zu erbitten. Ist die Landesobrigkeit GOttes Ordnung, sind Regenten ein Geschenk des Himmels: wie heilig, wie kostbar muß dies Geschenk, denen Unterthanen seyn. So oft wir unsre Wünsche um Leben und Gesundheit, um Nahrung und Reichthümer, um Ruhe, Friede, Sicherheit und um alles was unsre Glückseligkeit befördert, gen Him̃el schicken; so oft sollen und müssen sie mit den theuersten Wünschen für das uns unschätzbare Leben des Landesherrn und seines Fürstenhauses, das uns die angenehmste und sicherste Hoffnung der Dauer unsrer Glückseligkeiten auf Kind und Kindeskinder gewähret, vergesellschaftet seyn.

§. 2.

Es muß ein großer Bewegungsgrund seyn, der die Menschen zu der Entschließung bringt, ihrer Unabhängigkeit, der Freyheit ihres Willens und ihrer Handlungen zu entsagen, sich der Oberherrschaft, dem Willen und Gesetzen eines andern zu unterwerfen, die Disposition über ihr Leib und Leben, über ihre Kinder, über ihre Güter rc. zum Besten des Ganzen, dem Regenten zu überlassen, und einen Theil ihrer Arbeiten und ihres Vermögens der Unterhaltung des Regenten und des Staats zu zollen. Welcher Bewegungsgrund kann aber von grösserm Gewichte seyn, als der Trieb ein glückliches Leben zu führen, und unsern Zustand auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu bringen, welchen wir mit auf die Welt bringen. Unsre Bedürfnisse sind so zahlreich, unsre Vergnügungen so mannigfaltig und verschieden, daß wir unmöglich anders, als in Gesellschaft mit andern Menschen, die Mitarbeiter an unserm, so wie wir an ihrem Glücke sind, glücklich leben können. Keine Gesellschaft aber kann ohne Zucht und Ordnung, ohne Gesetzgeber und Regenten, ohne Gehorsam und Unterwürfigkeit eines dauerhaften Glücksgenießen. Der Oberherr ist es, dessen Weisheit, Gerechtigkeit und Gnade die Unterthanen ihre Sicherheit und Beschützung die Gründung ihrer Wohlfahrt, die Beförderung ihrer Glückseligkeit anvertrauen. Die Vergrösserung dieser allgemeinen Wohlfahrt ist von der andern Seite die heiligste Pflicht des Landesherrn, sie ist seine angenehmste Beschäftigung; die Empfindung durch sein Wachen, durch seinen Eifer, unermüdete Sorge und Fleiß, die Wohlfahrt so vieler tausend zu erhalten, und zu verbreiten, ist ihm ein wahres Vergnügen, und die Ueberzeugung der Unterthanen, daß sie ihren Wohlstand, ihre Ruhe und Sicherheit seiner Weisheit und Sorgfalt schuldig sind, eine Ueberzeugung, welche bey einem edlen und rechtschaffenen Herzen nicht ohne einen willigen Gehorsam, ohne Liebe, Verehrung und Dankbegierde seyn kann, ist seine gröste Freude.

§. 3.

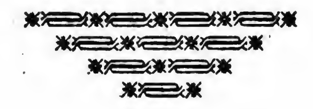
Derjenige Theil der Regierung, welcher den Wohlstand der Unterthanen, ihre innere Sicherheit, ihre verschiedene Nahrungsgeschäfte, die Besorgung des Ueberflusses und wohlfeilen Preises der Lebensmittel, die Sorge für ihre Gesundheit, in Absicht der Nahrungsmittel, geschickter Aerzte, unverfälschter Medicin rc. welcher das Verhüten des Betruges im Handel und Wandel, es sey durch übertriebene Preise der Waaren und Arbeiten, es sey durch Verfälschung sowol der Waaren als der Maaße, Ellen und Gewicht rc. welcher von der einen Seite die Vermehrung der Einnahme und des Vermögens der Unterthanen, durch Vermehrung der Nahrungsgeschäfte, auf der andern Seite die Verminderung ihrer Ausgaben durch Einschränkung der Pracht und Verschwendung, welcher Ordnung, Zucht und die äußerliche Wohl-

Wohlanständigkeit zum Gegenstande hat, heisset mit einem Worte Polizey. Man braucht nur diese wichtigen Gegenstände zu nennen, so wird auch der Einfältigste gestehen, daß kein Staat in der Welt auch nur auf eine kurze Zeit ohne Polizey bestehen könne, ihre Besorgung mag nun einem besondern Collegio anvertrauet seyn, oder nicht. So unentbehrlich, so nützlich auch die Polizey ist, so giebt es doch viele, welchen alles, was Polizey heisset, verhasset ist. Der Grund dieses Hasses ist nicht bey allen der nemliche. Man hat, und vielleicht in allen Staaten, Exempel gehabt, daß die Besorgung der Polizey Männern anvertrauet war, welche davon einen Mißbrauch gemacht, u. nicht so sehr auf das Wohl der Unterthanen, als auf ihren Eigennutz gesehen haben. Ihre Bedrükkung, ihr Stolz, ihr gebieterisches Wesen, ihre Bestechung, ihr Geschenkenehmen rc. haben bey vielen, nicht nur sie, sondern, selbst die Polizey verhasset gemacht; und aus einem blinden Vorurtheil äußert sich dieser Haß nicht selten auch gegen die würdigsten Männer, gegen die weisesten und nützlichsten Polizeyanstalten.

§. 4.

Bey andern hat dieser Haß einen andern Grund. Der eine verräth dadurch seine **Neigung zur Unordnung, zur Schwelgerey, zur Pracht und Ueppigkeit, der andre zum** Müssiggange und Betteley. Der eine verbirget darunter seine Lust seinen Mitbürger im Handel und Wandel durch betrügliche Waare, durch unrichtiges Maaß und Gewicht durch Ueberschreitung der Marktpreise, durch Uebersetzung in Arbeits und Taglohne zu vervortheilen, der andre seine Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes, der Wohlanständigkeit der Ehrbarkeit und Zucht, und seine Liebe zu Raufen und Balgen, zur Wollust und Unzucht rc. lauter Dinge, welche wider die Wohlfahrt des Staats streiten, und folglich ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Bestrafung der Polizey sind. So unzufrieden Leute von der Art mit der Polizey sind, so sehr freuen sich alle rechtschaffene und patriotisch gesinnte Unterthanen, wenn ihr Landesherr, aus Liebe zu ihrem Wohlstande, die Polizey und ihre Verbesserung sein besonderes Augenmerk seyn lässet, zumal, wenn sie durch eine lange Erfahrung überführet sind, daß sein Verstand zu durchdringend, und seine Weisheit zu groß sey, als daß er in der Wahl der Verbesserungsmittel, und der Personen die er zur Besorgung eines die Wohlfahrt seiner Länder so nahe angehenden Stücks gebraucht, leicht irren könnte, und daß sein alles selbst übersehendes Auge die Fehler seiner Bedienten gar bald bemerket.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)



In

In der auf dem Bohlwege befindlichen Buchhandlung des hiesigen Fürstl. großen Waysenhauses sind folgende neue Bücher zu haben:

1) Der Schüler der Natur. 8. Danzig und Leipzig 1766. 12 ggr.

2) Geschichte eines Frauenszimmers an der Niederelbe. 8. Hamburg 1766. 4 ggr.

3) Lieder nach dem Anakreon, von dem Verfasser des Versuchs in scherzhaften Liedern. 8. Berlin und Braunschweig 1766. 6 ggr.

4) Hermin und Gunilde eine Geschichte aus den Ritterzeiten. 8. Leipz. 1766. 4 ggr.

5) Beytrag zum deutschen Theater, 4ter Theil. 8. Leipz. 1766. 16 ggr.

6) Briefe nebst einer vorläufigen Abhandlung von deutschen Briefen, von dem Verfasser des Versuchs in Schäfergedichten. 8. Frankf. 1766. 6 ggr.

7) Auszug aus der alten Geschichte, zur Unterweisung der Kinder. Nach dem Französ. der Frau von Beaumont, 2 Theile. 8. Leipz. 1766. 1 Thlr.

8) Wahre Begebenheiten französischer Frauenzimmer vom Stande, 1ster Theil. 8. Frankf. 1766. 10 ggr.

9) Der Christ bey den Särgen, von D. A. F. Büsching. 8. Hamburg 1766. 10 ggr.

10) Die Sitten der Wilden, zur Aufklärung des Ursprungs und Aufnahme der Menschheit, von Jens Kraft. 8. Kopenh. 1766. 12 ggr.

11) Beschäftigungen des Herzens mit GOtt, erster Anhang, aus dem Englischen übersetzt, von J. C. F. Reich. 8. Berlin 1766. 4 ggr.

12) Der Würtenbergische Solon, Wahlspruch desselben respice finem. 8. 1765. 5 ggr.

13) Allgemeine Geschichte der bekannten Staaten von ihrem Ursprunge an bis auf die neuern Zeiten. 8ter Theil. 8. Heilbronn 1766. 1 Thlr. 6 ggr.

14) Abbildung eines wahren und falschen Naturalisten, entworfen von M. J. A. Ziehen. 8. Frankf. 1766. 14 ggr.

15) Haoh Kjöh Tschwen, d. i. die angenehme Geschichte des Haoh Kjöh, ein chinesischer Roman. 8. Leipz. 1766. 14 ggr.

16) Geschichte der Miß Fanny Wilkes, so gut als aus dem Englischen übersetzt, 2 Theile. 8. Leipz. 1766. 1 Thlr.

17) Die Kunst junge Leute zu bilden, aus Briefen vom neuesten Geschmacke. 8. Frankf. 1766. 10 ggr.

18) Das eherne Buch eine Indianische Geschichte. 8. Frankf. 1766. 3 ggr.

19) Beyträge zur Aufnahme des blühenden Wohlstandes der Staaten, 1ster Band, von C. L. von Griesheim. 8. Zittau 1766. 1 Thlr. 4 ggr.

20) Vade Mecum für lustige Leute oder Sammlung spaßhafter und kurzer Historien, 2ter Theil. 8. 1766. 10 ggr.

21) Von der Erziehung. 8. Greifswald 1766. 12 ggr.

22) Abendstunden in lehrreichen und anmuthigen Erzehlungen, 6ter Theil. 8. Breßlau, 1766. 8 ggr.

23) Das Leben und die Meynungen des Tristram Shandy, 7. u. 8ter Theil. 8. Berlin 1765. 8 ggr.

24) Joh. Friedr. Jacobi Beytrag zu der Pastoral-Theologie. 8. Hannover 1766. 12 ggr.

25) Elektrische Experimente im luftleeren Raume gesammlet von Joh. Friedr. Hartmann, mit Kupf. 8. Hannov. 1766. 12 ggr.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

42tes Stück.

Sonnabends, den 24. May, 1766.

Fortsetzung von der Vaterlandsliebe der Unterthanen, als der besten Stütze der Polizey und der Wohlfahrt des Staats.

Die Polizey hat die Wohlfahrt des Staats und eines jeden Mitgliedes desselben zum Gegenstande, und ihre Gesetze sind ein Leitfaden, welche ihre freyen Handlungen vom Nachtheile dieser Wohlfahrt auf ihre Beförderung leitet. Diese Handlungen sind so unzählig, so mancherley, man kann ihnen so vielerley Wendungen, so verschiedene Gestalten geben, daß die Polizeygesetze unmöglich alle Fälle auf das genaueste bestimmen können. Dabey ist die Bosheit und List vieler Menschen so groß, daß sie tausend Auswege suchen, diesen Gesetzen und ihren Strafen zu entgehen. Die Polizey und Wohlfahrt des Staats hat daher nicht Schutz genug, weder an ihren Anordnungen und Gesetzen, noch an der Wachsamkeit der Personen, denen ihre Besorgung anvertrauet ist, sondern ihre beste Stütze muß die Liebe der Unterthanen zum Vaterlande seyn. Diesen Satz zu beweisen, hätte ich nur nöthig meinen Lesern das ehemalige Rom, Athen, Lacedemon, und die übrigen wohl eingerichteten Staaten Griechenlandes zu Gemüthe zu führen, bey deren Bürgern die Liebe zum Vaterlande, zu dessen Verfassung, Wohlfahrt, Hoheit, Größe, Ehre und Ruhm, über alles in der Welt gieng, der sie sich selbst, Gut und Blut, Eltern, Kinder, Verwandte, Freunde und alles nachsetzten, und wodurch sie ihren Staat auf den höchsten Gipfel der Größe, des Flors, der Macht, Hoheit und Ruhm gebracht; ich brauchte ihnen nur begreiflich zu machen, daß alle Unterthanen Glieder eines einzigen Staatskörpers sind, und daß so wenig der Staatskörper ohne die genaueste Uebereinstimmung, Eintrag, Liebe und Bestrebung zum Wohl des Ganzen gesund, stark und blühend seyn könne, als der natürliche Körper seine Kräfte, Gesundheit und Wachsthum beybehalten kann, wenn nicht alle Gliedmaßen an der Erhaltung und dem Wohl des ganzen Leibes arbeiten, eine Fa-

bel, wodurch Menenius Agrippa die niedrigste Klasse der römischen Bürgerschaft von ihrer Trennung von den beyden höhern Klassen wieder zurück brachte. Doch wird der Beweis meines Satzes überzeugender und faßlicher seyn, wenn ich eine Anwendung der Liebe des Vaterlandes auf einige der wichtigsten Gegenstände der Polizey mache.

§. 6.

Laster und Bosheiten, unartige Lebensart, Ruchlosigkeit und böse Sitten sind allemal mit unangenehmen Folgen verknüpft, und schaden eben sowol denen, welche sie ausüben, als auch denen, die der Vorwurf davon sind. Hingegen hat die Religion, die Tugend, der äußerliche Wohlstand und gute Sitten, tausenderley Gutes, die größte Zufriedenheit, sowol äußerliche als Gemüthsruhe, Vergnügungen und angenehmsten Empfindungen, zu untrennlichen Gefährten. Jenes stöhret die Glückseligkeit der Menschen, dieses befördert und vermehret sie. Die Glückseligkeit des Vaterlandes muß daher um desto dauerhafter und größer seyn, je weniger ruchlose, lasterhafte und ungesittete Einwohner es hat, und je mehr Gottesfurcht, Tugend und gute Sitten darinnen herrschen. Nach dem Ausspruche des Präsident Montesquieu (*) führet die Liebe des Vaterlandes zur Tugend und guten Sitten, so wie diese wiederum zur Vaterlandsliebe leiten. Wir können uns daher keiner Liebe zum Vaterlande rühmen, wenn wir uns nicht befleissigen, wohlgesittete, tugendhafte und rechtschaffene Bürger zu seyn. Hierzu muß der Grund schon in der Jugend gelegt werden, wenn die Jugendjahre bis der Mensch zur Ueberlegung und reifern Verstande kommt, und wie viele gelangen niemals dazu! nicht sollen für den Staat verloren gehen. Die Kinderzucht ist daher der erste und wichtigste Gegenstand der Polizey. Sie hat 2 wesentliche Stücke, 1) die Aufklärung des Verstandes und Erweiterung der Wissenschaften, Kenntnisse und Fähigkeiten, welche dem gemeinen Wesen überhaupt und einem jeden nach seinen besondern Umständen nützlich sind, 2) die Besserung des Herzens. An beydes kann man die Hand nicht zu früh legen. Der Verstand eines Kindes gleichet einer noch ungemahlten Tafel, auf welche die Erziehung unterschiedene Farben und Bilder oder Begriffe auftragen soll; das Herz ist einem zarten Wachse gleich, das die Figur und Bildung annimmt, die ihm eingedruckt wird. Ein Unglück für das Kind, wenn ein Theil dieser Tafel unausgemahlt bleibt, und auf dem andern eine falsche Mischung von Farben und unrichtige Bilder aufgetragen wird, wenn dies Wachs eine widrige Bildung bekommt Wie sehr wird die Liebe des Vaterlandes, welche von uns fodert, dem Staate tugendhafte wohlgesittete fleissige und geschickte Bürger zuzuziehen, der Polizey hierin zu Hülfe kommen, und die Eltern bewegen, wenn sie auch nicht Liebe genug zu ihrer Kinder Wohlfahrt hätten, von Jugend auf mit dem größten Eifer, Sorge und Wachsamkeit an diesen beyden Stücken der Kinderzucht zu arbeiten. Wie sehr streitet das Versäumen der Schulen und der Erlernung einer dem Stande der Eltern und der Neigung der Kinder gemäßen Wissenschaft, Kunst, Handthierung rc. das Herumlaufen, Schreyen und Lermen, der Müßiggang, das Betteln, Schelten, Fluchen, Schweren einer groben muthwilligen Jugend, wider die Kinderzucht, und folglich wider die Liebe zum Vaterlande?

(*) Esprit des Loix liv. 5. chap. 2. L'amour de la patrie conduit à la bonté des moeurs, et la bonté des moeurs mene à l'amour de la patrie.

§. 7.

Der Ueberfluß an Lebensmitteln und ihre wohlfeilen Preise sind ein eben so wichtiger Gegenstand der Polizey, als die Kinderzucht, und auch hierin hat sie an der Vaterlandsliebe der Unterthanen keine geringe Stütze. Wenn wir patriotisch gegen dasselbe gesinnet sind, so verdoppeln wir unsern Fleiß, den Landbau, die Viehzucht, den Holzbau ꝛc. immer höher zu treiben, da noch so viele Verbesserungen, wenn wir munterer und fleissiger wären, in allen diesen drey Stükken möglich sind, da so mancher Raum des Landes sich selbst überlassen ist, der bey beßrer Cultur besser genutzet werden könnte. Der Landmann würde seinen Fleiß, in Ansehung der geringern Nutzung, als Milch, Butter Gartengewächse, allerley Arten Federvieh, Eyer ꝛc. nicht auf die nöthige Bedürfnisse seiner eigenen Familie einschränken; er würde für seinen Mitbürger, der keinen Landbau hat, mit sorgen, und nicht, anstatt die Städte mit Lebensmitteln zu versehen, Dinge, die er selbst zeugen kann, heraus holen. Er wird seinen Ueberfluß an Früchten und Vieh lieber seinen Mitbürgern, als Fremden gönnen, und dem Landesherrn nicht erst die Nothwendigkeit auflegen, die Ausfuhr des Getraides zu verbieten. Wenn wir uns, ohne selbst Landbau zu haben, mit dem Fruchthandel abgeben, und wahre Patrioten sind, so haben wir das Vaterland zu lieb, als es um das für seine Mitbürger gezeugte Getraide, durch den Verkauf an Ausländer, zu bringen. Dieser Verkauf bleibt uns doch. Wir schränken aber den Einkauf nicht auf die Landesfrüchte allein ein. Unsre Correspondenz gehet weiter, als unser Land, und wir kaufen wenigstens so viel Getraide auf der einen Seite aus den benachbarten Provinzen ein, als wir auf der andern wieder hinaus schicken. Ist das Branntweinbrennen unser Nahrungsgeschäfte, so machen wir uns ein Gewissen, das Vaterland durch diese Verwandelung des Korns in Getränke um sein nicht überflüssiges Brodkorn zu bringen, sondern gebrauchen dazu bloß in der Fremde gewachsenes Getraide. Wir wissen uns durch die Handlung alles zu verschaffen, was die entferntesten Weltgegenden, was Ost- und Westindien zu unsern Nutzen und Bequemlichkeit hervorbringt. Wie sollte es uns fehlen einen Ueberfluß an Getraide aus den angränzenden Ländern herbey zu schaffen. Nur dürfen wir nicht warten, daß es uns ohne unsre Mühe, ohne unsre Correspondenz und Bestellungen in Menge zugeführet werde.

Wünschen wir Stadtleute von unsrer Seite die Vermehrung der Zufuhr an Lebensmitteln, so ist dieser Wunsch eitel, wenn wir nicht durch eine gute, freundliche, liebreiche Begegnung den Landmann reitzen, unsre Märkte öfters zu besuchen. Er wird uns um so viel reichlicher versorgen, je leichter, je bequemer und angenehmer wir ihm den Verkauf machen. Er darf nur einmal durch Beleidungen, Grobheiten, Bedrükkungen, Betrügereyen, Erpressungen, Uebersetzungen in den Zehrungskosten leiden, so wird sich das Gerüchte davon wie ein Strom auf dem Lande ausbreiten, und sowol dieser als die übrigen werden aus Furcht einer gleichen Beleidigung uns Mangel leiden lassen. Alsdenn werden keine Lieferungsbefehle der Regierung hinreichen diesen Mangel zu heben. Denn die Bestimmung wie viel ein jeder an allen Arten von Victualien zum Verkauf bringen soll, kann niemals so verhältnißmäßig getroffen werden, daß dem einen nicht sollte zu viel, dem andern zu wenig aufgelegt werden, und es bleiben immer Wege übrig, diese Befehle zu hintergehen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)



In

In der auf dem Bohlwege befindlichen Buchhandlung des hiesigen Fürstl. großen Waysenhauses sind folgende neue Bücher zu haben:

1) Friedrich Carl von Mosers Reliquien. 8. Frankf. 1766. 20 ggr.

2) Kurze und leichte Clavierstücke mit veränderten Reprisen und beygefügter Fingersetzung für Anfänger, von C. P. E. Bach, fol. Berlin 1766. 12 ggr.

3) Stockhausens Sammlung vermischter Briefe, 3ter und letzter Theil. 8. Helmst. 1766. 20 ggr.

4) Cramers neue geistliche Oden und Lieder, gr. 8. Frankf. u. Leipz. 1766. 6 ggr.

5) Des in Person eines Mausefallenmannes reisenden und witzigen Italiäners lesenswürdige Schicksale. 8. 1766. 4 ggr.

6) Amalia ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. Frankf. u. Leipz. 1766. 3 ggr.

7) Der argwöhnische Ehemann, ein Lustspiel von D. Benjam. Hoadly aus dem Engl. übers. 8. Hamb. 1766. 3 ggr.

8) Liebe für Liebe, ein Lustspiel, aus dem Englischen des Herrn W. Congreve. 8. Kopenh. 1766 6 ggr.

9) Der Mann nach der Uhr, oder der ordentliche Mann, ein Lustspiel. 8. 1766. 4 ggr.

10) Schmids kurze Anmerkungen über eines Ungenannten neue Gedanken vom ersten und anderen Adam. 8. Halle 1766. 12 ggr.

11) Spectaculum naturae & artium, in vier Sprachen, deusch, lateinisch, französisch und italiänisch, zweyte Lieferung von 20 Platten und 20 Beschreibungen. 4. Berlin 1765. 1 Thlr 16 ggr.

12) Thomsons Gedichte, aus dem Engl. 5ter Theil. 8. Zürich 1765. 12 ggr.

13) Gründliche Abhandlung der Kunst Pferde zu kennen, gezeiget von J. C. Zehentner, mit Kupfern. 8. Frankf. 1766. 16 ggr.

14) Neue Nachrichten oder Anmerkungen über Italien und über die Italiäner, in 3 Theilen, aus dem Französischen übersetzt. gr. 8. Leipz. 1766. 1 Thlr. 12 ggr.

15) Deutsches Theater, 1. u. 2ter Theil. gr. 8. Berl. 1766. 2 Thlr. 8 ggr.

16) Schlegels Werke, 4ter Theil. gr. 8. Kopenh. 1766. 16 ggr.

17) Satyrische und ernsthafte Schriften von D. Jon. Swift, 8ter und letzter Band, gr. 8. Hamb. u. Leipz. 1766. 16 ggr.

18) Sammlung kleiner Schriften von D. J. A. Unzer, gr. 8. Rinteln 1766. 20 ggr.

19) Zachariä auserlesene Stücke der besten Deutschen Dichter, von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten, 1ster Theil. 8. Braunschw. 1766. 20 ggr.

20) —— Cortes 1ster Band. 8. ibid. 1766. 18 ggr.

21) Abbildung der unglücklichen Familie de Calas, in Frankreich, in einer Kupferplatte vorgestellet. fol. 2 Thlr. 8 ggr.

☼ ☼ ☼

In derselben Buchhandlung ist das vierte Stück auf den Monat April a. c. von der zu Hamburg gedruckten Monatschrift: Unterhaltungen, angekommen, und werden die Herren Subscribenten ersucht, solches gegen das gewöhnliche Porto abholen zu lassen.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

43tes Stück.

Mittwochs, den 28. May, 1766.

Fortsetzung von der Vaterlandsliebe der Unterthanen, als der besten Stütze der Polizey und der Wohlfahrt des Staats.

§. 8.

Der Haushalt eines Staats gleichet der Haushalt einer Privatperson. So wie dieser ihr Wohlstand verloren gehet, wenn ihre Ausgabe die Einnahme übertrift, so sehr leidet das Land, wenn es mehr an Fremde ausgiebt, als es von ihnen einnimmt. Die Einnahme eines Particuliers kommt entweder von Landgütern oder von seinem Dienst und Gewerbe, oder von seinen Capitalien. Das gröste und nützbarste Capital eines Landes sind die Menge fleissiger und arbeitsamer Hände. Durch sie verschaffet es sich nicht nur seine eigene Bedürfnisse, sondern auch noch einen Ueberfluß, wodurch es das Geld der Fremden an sich bringet. Weitläuftiges Feld für die Landespolizey, welches nimmer völlig ausgearbeitet werden kann. Wenn wir unser Vaterland lieben, so befleissigen wir uns, alle mögliche Bedürfnisse selbst zu verschaffen, wir machen uns ein Gewissen daraus, sie von Fremden zu kaufen, und dadurch unsre Mitbürger um Nahrung und Arbeitslohn zu bringen. Wir halten es eben so unverantwortlich, uns in fremde Waaren mit Verachtung unsrer eigenen zu kleiden, als es unverantwortlich ist, wenn ein Privatmann dasjenige um Geld machen und arbeiten lässet, was er mit den Seinigen selbst verrichten, und diese Ausgabe sparen kann. Wir bleiben nicht dabey stille stehen, daß im Lande nur so viel gearbeitet wird, als seine Einwohner gebrauchen, sondern wir suchen uns mit dem Gelde der Fremden, durch einen Ueberfluß an Landeswaaren, welche wir ihnen überlassen, zu bereichern. Diesen Absatz können wir alsdenn nur hoffen, wenn wir uns in dem Handel mit Fremden aller Aufrichtigkeit und Treue bedienen, wenn sich unsre Waaren sowol durch die innere Güte, als durch die äußerliche Schönheit und durch wohlfeile Preise empfehlen.

Dies ist die einzige Art Handlung welche das Vaterland bereichert, und welche jeder Patriot so gern befördert, als er die andre, mit entbehrlichen fremden Waaren, hasset. Künste, Geschicklichkeit, Erfindungen, sind nicht an diesen und jenen Ort gebunden. Keiner Nation fehlt es an der Fähigkeit dazu. Was eine Nation aus einer rohen Waare verfertigen kann, das kann auch die andre in gleicher Güte aus eben dieser Materie verfertigen lernen.

§. 9.

Nichts ist dem gemeinen Wesen schädlicher, als Ueppigkeit, Verschwendung, Kleiderpracht und unmäßiger Aufwand. Der vermehrte Aufwand in allen Ständen vermehrt die Theurung und Preise der Lebensmittel, der Arbeiten und Waaren. Er vermehret den Mangel der Bedürfnisse, welche mit Maaße und Ordnung gebraucht für mehrere Personen und auf längere Zeit hinreichen würden. Er verleitet zu Bedrückungen des Nächsten, zu Betrügereyen und Diebstälen, wenn erlaubte Mittel nicht hinreichen, ihn bestreiten zu können. Er stürzet viele Familien in Armuth, er macht viel arme Witwen und Waisen, die dem Staate zur Last fallen, und die bey diesen armseligen Umständen nicht eine dem Lande so nützliche Erziehung haben können, als sie bey dem Wohlstande der Eltern hätten haben können. Er macht das Verheyrathen und die Vermehrung der Familien schwer. Da die mehrste Verschwendung mit ausländischen Produkten und Waaren getrieben wird, so verlieret das Land unendliche Summen dadurch, und wer kann allen Nachtheil, den der Staat von Pracht und Verschwendung hat, erzehlen. Die Polizey setzet diesem Aufwande, der Kleidertracht, den Gastgeboten bey Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen rc. gehörige Maaße. Diejenigen, welche ihr Vaterland nicht lieben, murren allezeit über dergleichen Einschränkungen und Ordnungen. Sie nennen es Härte, sie nennen es eine unbillige Kränkung der natürlichen Freyheit, ihren Gastmalen, ihren Kleidungen, Maaße setzen zu wollen. Patrioten hingegen denken ganz anders. Sie beklagen, daß ihre unartigen Mitbürger durch ihre dem Staate so schädliche Ueppigkeit und Pracht dem Landesherrn die traurige Nothwendigkeit auflegen, dawider Verfügungen zu treffen. Sie wissen daß die Verschwendung bey Gastmahlen, die Pracht der Kleidung nur die Hochachtung und den Ruhm des Thoren verdienen. Sie wissen daß der Mensch dem Kleide und nicht das Kleid dem Menschen Ehre macht; so wie bey Kennern dennoch eine gleiche Verhältniß des Werths zwischen einem wohl zugerittenen Schulpferde und einem schlechten Karrengaule bleibt, wenn gleich dieser in einem noch so köstlichen Sattel und Zeuge, jenes hingegen in einer geringen Waltrappe einher gehet. Sie wissen, daß der Thore, der sich durch die Pracht der Kleider über seinen Stand zu einem höhern aufschwingen will, der Krähe in der Fabel gleichet, welche sich mit Pfauenfedern ausschmückte, und sich unter die Heerde der Pfauen mischte. Der Kleidernarr erschleichet und stiehlet gleichsam die äußerlichen Ehrenbezeugungen, welche er von Unbekannten empfängt. Denn er sollte natürlicher Weise gedenken: der Mensch grüßet nicht dich, sondern dein Kleid, in welchem er eine andre angesehenere Person vermuthen ist, indem er seinen Gruß würde gesparet haben, wenn er dich kennte, oder wenn du in einer einfachern Tracht erschienest. Wird er wegen seines Kleides von Leuten, die ihn kennen, gegrüßet, so sollte er diese Begrüßung mehr für ein Aufziehen, als für eine Ehrenbezeugung ansehen. Der Aufwand des Thoren schadet nun zwar unmittelbar dem Patrioten nicht, er schadet ihm aber mittelbar. Denn da es mehr Unweise als

Weise

Weise giebt, so siehet er sich oft genöthiget, dem Stande darinn er lebt, Ehre zu machen, und um eine gewisse Gleichheit mit andern von seinem Stande beyzubehalten, einen grössern Aufwand zu machen, als ihm und dem Vaterlande vortheilhaft ist. Und in dieser Absicht freuet er sich um so viel mehr über die Verfügungen der Polizey wider Pracht und Ueppigkeit.

§. 10.

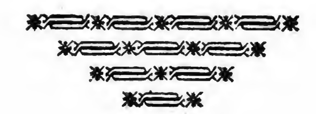
Bedrückungen, Unrecht und Unbilligkeit, welche ein Unterthan von dem andern leidet, stören den Wohlstand des Leidenden, mithin ist es eine Schuldigkeit der Polizey, solche zu verhüten. Auch hierinn muß ihr die Vaterlandsliebe der Unterthanen den besten Beystand leisten. Wer sein Vaterland liebet, der liebet auch einen jeden seiner Mitbürger, als ein Glied desselben, und macht sich ein Gewissen, auch dem Niedrigsten und Geringsten zu drücken, und ihm Unrecht zu thun. Der Theil des Vaterlandes, mit welchem, der Beamte, der Gerichtsherr, die Stadtobrigkeit in der genauesten Verbindung stehen, sind die ihrer Gerichtsbarkeit, Aussicht und Vorsorge anvertraute Unterthanen. Jeder Patriot, den das Schicksal in diesen Stand gesetzt hat, wird anstatt stolz, hart, despotisch und unbarmherzig mit diesen seinen Untergebenen umzugehen, sich als einen Vater, Vormund und Versorger derselben betrachten. Er wird sich gegen sie liebreich, freundlich, wohlthätig, sanftmüthig bezeigen. Er wird ihnen ihre Dienste und Abgaben so leicht und bequem, als möglich, zu machen suchen. Bey der Berechnung, wie er diese Dienste, Zinsen und Lieferungen auf das Höchste nutzen könnte, wird er auch zugleich bedenken, wie viel diese Leute auf ihrer Seite bey solcher Nutzung verlieren würden, und daß sie diesen Verlust, der oft ihre ganze Wohlfahrt zu Grunde richtet, blos seiner Härte und Eigennutze würden zu danken haben. Er wird bedenken, daß er seinen Stand entweder der Geburt, wozu er nichts beygetragen, oder dem Glück, das nicht in seinen Händen stehet, oder der Gnade seines Fürsten, an welche er keinen rechtlichen Anspruch hat, schuldig ist, und daß diese Geburt, dies Glück, diese Gnade eben so leicht aus einem jeden seiner Untergebenen das hätte machen können, was sie aus ihm gemacht hat; eine Betrachtung, welche den Stolzen, den Hochmüthigen, den Harten und Unbarmherzigen demüthigen, beschämen und bessern muß. Er wird bedenken, daß dem Landesherrn der Wohlstand eines jeden dieser Leute eben so lieb ist, als der seinige, daß derselbe ihm dies Amt anvertrauet habe, durch seine bessern Einsichten, Sanftmuth und Menschenliebe ihnen alle Anleitung, Mittel und Wege zu geben, wie sie ihre Nahrung und ihren Glücksstand verbessern können. Er wird endlich bedenken, daß ihm das Amt obliege sie in Ordnung zu halten, und sie für Gewalt, Unrecht und Unbilligkeit andrer zu schützen, wie viel mehr wird er sich nicht hüten, ihnen Gewalt und Unrecht zu thun.

§. 11.

Aus eben diesem Grunde, Gewalt und Unrecht in allen Ständen zu verhüten, hat das Unrecht leidende Gesinde wider ihre unbillige Herrschaft eine Zuflucht an der Polizey. Wie viel Erleichterung hat sie aber in diesem Artikel nicht an dem Patrioten, er sey Herr oder Diener, Frau oder Magd? Beyde Theile kennen alsdenn die Pflichten, welche sie einander schuldig sind. Sehen wir unser Gesinde nicht als unsre Brüder und Schwestern an, welche mit uns aus einem Thone gebildet, und mit uns Glieder eines Staats sind, so werden wir uns keiner

ner Liebe, keiner Sanftmuth und Geduld, keines Nachsehens schuldig halten, als nur in so fern unser eigner Vortheil damit verknüpft ist. Eine unbarmherzige lieblose und geitzige Herrschaft, Fehler, welchen kein Patriot und Menschenfreund unterworfen ist, kann ihr Gesinde als Geschöpfe von einer ganz andern Art betrachten, und oft ihr Vieh, einen Hund, einen Vogel, ein Pferd, besser pflegen und halten, als einen Dienstboten. Sie kann vergessen, daß es keine Engel die keiner Nahrung und Ruhe bedürfen, sondern Menschen sind, welche einer ordentlichen Pflege in Essen und Trinken, welche des Schlafs, der Ruhe und Erquickung bedürfen, welche aus Schwachheit fehlen, aus einem ihnen nicht beyzumessenden Mangel einer grössern Einsicht und Geschicklichkeit etwas verderben können. Sie kann vergessen, daß ihr Gesinde als Menschen eben so wie sie, unter übermäßiger Arbeit und Last unterliegen müssen, daß sie eben sowol Zufällen und Krankheiten unterworfen, ihr Körper eben sowol durch Wind und Wetter, durch Frost und Hitze leiden könne. Sie kann sich oft selbst so sehr vergessen und entehren, daß sie gegen das Gesinde, das nicht selten mehr Gutes, als eine solche Herrschaft an sich hat, mit den gräulichsten Flüchen, mit den niederträchtigsten Scheltworten, ja selbst mit den härtesten Schlägen tobet. Ein Patriot, ein Menschenfreund gehet mit seinen Dienstboten ganz anders um. Er liebet sie als Menschen, er macht sich ein Vergnügen, durch sein Bezeigen auch von ihnen geliebet und geehret zu werden. Denn, ausser daß er durch dies Bezeigen ihren Wohlstand und Zufriedenheit befördert, nutzet er sie dadurch mehr, als wenn er sich, wie jene, furchtbar und gehässig machte. Das Gesinde behält, ohnerachtet des Dienstes, noch allemal Gefühl und menschliche Empfindungen, und man wird nicht leicht bey ihnen eine Liebe zur Herrschaft finden, welche nicht sollte mit Hochachtung, mit Zutrauen, Treue und Redlichkeit, verknüpfet seyn, und welche nicht stärker als alle andre Menschen, zu grösserm Fleisse, Geschicklichkeit und Vorsicht reitzen sollte. Er bedenket, wie leicht es dem blinden Glück hätte seyn können, aus seinem Knechte, aus seiner Magd, seine Herrschaft zu machen, und bezeigt sich so gegen sie, als er wünschte in diesem umgekehrten Falle von ihnen begegnet zu werden. Und da er selbst noch Leuten von höherm Stande unterworfen ist, so lässet er sich keine Begegnung gegen die welche ihm unterworfen, zu Schulden kommen, die er von denen nicht leiden würde, welchen er unterworfen ist.

(Der Beschluß folgt künftig.)



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

44tes Stück.

Sonnabends, den 31. May, 1766.

Beschluß von der Vaterlandsliebe der Unterthanen, als der besten Stütze der Polizey und der Wohlfahrt des Staats.

§. 12.

Der Staat hat zu seiner Beschützung und Erhaltung große Geldsummen nöthig. Je mehr sich die Bedürfnissen desselben gemehret, und je höher sie von Zeit zu Zeit im Preise gestiegen sind: je weniger haben die vor Alters zu ihrer Bestreitung ausgesetzte Güter und Gefälle dazu hingereichet. Es ist daher in allen Staaten nöthig worden, diese erste Einnahme des Staats, bey vermehrter Ausgabe, immer durch neue Anlagen zu vergrössern. Diejenigen Unterthanen, welche die Ueberlegung nicht machen wollen, daß eine unumgängliche Vermehrung der Ausgaben des Staats auch eine Vermehrung der Einnahme nöthig macht, welche nicht den vernünftigen Schluß von der Vermehrung ihrer eigenen Ausgaben nach den jetzigen Zeiten auf den Staat machen, werden immer über Auflagen und Abgaben klagen, und wenn sie nicht Gewissen und Redlichkeit genug haben, so werden sie alle List und Unterschleife anwenden, Zölle, Accise und andre Abgaben zu defraudiren. Auch die größte Aufsicht reichet nicht zu, diesen Betrug allemal zu verhindern. Das Betragen des Patrioten ist auch hierinn ganz anders. Er liebet sein Vaterland, und siehet dessen Erhaltung und Wohlfahrt für sein eignes Glück an. Er weiß, daß es die erste und heiligste Pflicht der Unterthanen ist, alle dazu nöthige Mittel beyzutragen, eine Pflicht, welcher alle Verbindungen des Fürsten, alle Privilegia und Freyheiten der Unterthanen im Nothfalle nachstehen müssen. Er hat das Zutrauen zu der Weisheit, zu der Gnade und Liebe des Landesherrn, daß es demselben selbst wehe thut, wenn er sich in der traurigen Nothwendigkeit siehet, seine Unterthanen zu beschweren, und ist sowol um die Repartition, als um die Anwendung der Abgaben ganz unbekümmert. Er weiß, daß

es nicht nur die Religion beseelet: gebet dem Landesherrn, was des Landesherrn ist; Schooß dem Schooß gebüret, Zinse dem Zinse gebüret. Er weiß auch, daß er sich gröblich an dem Fürsten, an dem Vaterland und an seinen Mitbürgern durch den Betrug in Entrichtung der Abgaben versündigen würde. Der Beweis davon ist augenscheinlich. Für eine jede Art Ausgabe ist eine gewisse Summe Abgaben ausgerechnet, und ausgesetzet. Einige sind zu Abtragung alter Landesschulden, andre zu Erhaltung des Glanzes des Fürsten und seines Hofes, andre für die Miliz, andre für die Bedienten im Staate, für Brücken und Heerstraßen, Römermonate, Kammerzieler rc. bestimmet. Kommt die gerechnete Summe, wegen Betrug der Defraudanten nicht heraus, so folget daraus, daß die vorigen Schulden sobald nicht können abgetragen, folglich die dazu bestimmte Anlage länger dauren, daß in Ansehung der übrigen Artikel die Cassen neue Schulden machen müssen. Beyde müssen dennoch am Ende von den Unterthanen bezahlet werden, und der redliche treue Unterthan muß seinen Theil an dem Minus, das durch die Defraudationen entstehet, durch eine fortgesetzte oder neue Anlage mit übernehmen. Mithin begehet der Defraudante den strafbarsten Diebstal an den öffentlichen Cassen und an allen seinen Mitbürgern, welche ihre Abgaben ohne Betrug entrichten.

Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich meinen Satz, daß die Vaterlandsliebe der Unterthanen die beste Stütze der Landeswohlfahrt und Polizey sey, noch auf mehrere Gegenstände derselben anwenden wollte; überdem glaube ich ihn durch das bisher gesagte zureichend bewiesen zu haben. Wie glücklich würde das Vaterland, wie glücklich würden wir alle zugleich mit demselben seyn, wenn wir alle wahre Patrioten wären, und einem jedweden das Wohl des Staats eben so lieb als sein eigenes wäre.

H---



Verschiedne kleine Einfälle und Geschichte.

(Aus dem Anekdotendiktionair.)

Es ist bekannt, wie sehr in den Englischen Tragödien Unglücks- und Todesfälle manchmal auf einander gehäuft werden. Folgendes ist ein lustiger Beweis hievon:

Ein junger Schriftsteller brachte dem Direkteur der Schauspielergesellschaft, ein neues Stück von seiner Feder. Ich versichere sie, sagte der Verfasser ganz bescheiden, meine Tragödie ist ein wahres Meisterstück; sie wird gewiß einen unglaublichen Beyfall erhalten, denn ich habe mich vollkommen nach dem Geschmack meiner Nation gerichtet. Mein Stück ist so tragisch, daß meine Personen schon im dritten Akte alle zusammen todt sind. Wer sind denn aber die Akteurs in den beyden letzten Akten? fragte der Direkteur. Wer? versetzte der Autor: die Geister derer, die ich im dritten Akte ermordet habe.

Der

Der vermeyntliche Philosoph.

Ein Matrose wollte eben wieder nach Indien zu Schiffe gehn; ein Bürger, welcher viel klüger zu seyn glaubte, als er, fragte ihn: Wo ist euer Vater gestorben? guter Freund. Auf der See in einem Schiffbruche, versetzte der Matrose. Und euer Großvater? Als er aus war zu fischen, erhub sich ein entsetzlicher Sturm, welcher ihn und seinen Kahn ins Meer versenkte. Und euer Aeltervater? Er kam auch auf einem Fahrzeug um, welches an einem Felsen scheiterte. Was? erwiederte der Bürger, ihr müßt erstaunlich verwegen seyn, daß ihr euch auf das Meer begeben wollt, auf welchem alle eure Vorfahren umgekommen sind. Mein Herr Philosoph, sagte der Matrose, seyd so gut, und beantwortet mir auch ein Paar Fragen. Wo ist euer Herr Vater gestorben? Sehr sanft auf seinem Bette, sprach der Bürger. Und euer Großvater? Gleichfalls auf dem Bette. Und euer Aeltervater? Eben so sanft auf seinem Bette. Was Guckuck, Herr Philosoph, wie könnt ihr es wagen euch zu Bette zu legen, da alle eure Vorfahren darinn gestorben sind.

Der Reliquienzeiger.

Ein Mönch zeigte vor einer großen Menge Leute die Reliquien seines Klosters. Die allerrareste war nach seiner Meynung ein Haar von der heiligen Jungfrau Maria, welches er mit halb aufgemachter Hand der Versammlung vorzuzeigen schien. Ein Bauer, der seine Augen weit aufsperrte, sprach indem er herzudrang: Aber, Herr Pater, ich sehe nicht das allergeringste. Zum Henker, das glaub ich, sagte der Mönch, ich weise es schon zwanzig Jahre herum, und habe es auch noch mit keinem Auge gesehn.

Das Paradies.

Einige Juden zu Constantinopel hatten mit einigen Türken Streit über das Paradies, und behaupteten, die Juden würden nur allein hineinkommen. Wenn dem so ist, gaben die Türken zur Antwort, so sagt uns doch wo wir hinkommen? Die Juden getrauten sich nicht zu sagen, daß sie gänzlich ausgeschlossen seyn würden, sie erwiederten also: ihr werdet ausser den Mauren seyn, und uns zusehn. Dieser närrische Streit kam zu den Ohren des Großveziers, welcher schon lange Gelegenheit suchte noch mehr Abgaben auf die Juden zu legen. Da diese Canaillen, sagte er, uns ausser die Mauer des Paradieses sperren, so müssen sie uns Pavillons bauen lassen, damit wir vor Wind und Regen sicher sind. Sogleich belegte er die Juden mit einer großen Abgabe zu den Pavillons des Großsultans, die sie noch bis auf den heutigen Tag bezahlen müssen.

Der Poet.

Ein Poet, oder vielmehr ein elender Tropf, der sich davor ausgab, überreichte dem Pabst Clemens dem VII. ein Sonnett von seiner Arbeit. Der Pabst fieng an zu lesen, und

und fand, daß der zweyte oder dritte Vers eine Sylbe zu wenig hatte. Er zeigte es dem Poeten, der sich aber nicht irre machen ließ, sondern geschwind zur Antwort gab: Lesen Ihro Päbstliche Heiligkeit nur weiter, sie werden gleich einige Verse finden, die eine Sylbe zu viel haben, und so geht eins gegen das andre auf.

Schweitzer.

Ein Schweitzerhauptmann ließ auf einem Schlachtfelde Todte und Sterbende ohne Unterschied mit einander einscharren. Man stellte ihm vor, daß einige noch Athem holten, und leben zu bleiben wünschten. Ey was, fing er an, wer will sich daran kehren: Auf die Art würden wir keinen einzigen Todten haben.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

45tes Stück.

Mittwochs, den 4. Junii, 1766.

Fortsetzung vom Lande der Erziehung.

Um der schönsten Ordnung und dem Zusammenhange nichts zu vergeben; fahre ich solchergestalt fort:

Wenn man dieser Nation folgende Fragen vorlegen wollte: Womit hat man anzufangen, den Staat zu verbessern? Welches ist das nöthigste und wichtigste Stück, worauf der Staat sein Augenmerk zu richten hat? Woher kommt es, wenn alle andern Einrichtungen und Verbesserungen im gemeinen Wesen mangelhaft und unvollkommen bleiben? Welches ist die grössest, die heilsamste Kunst? ꝛc. So würde auf die erste Frage geantwortet: mit der Kinderzucht; auf die andere Frage: auf die Erziehung der Kinder; auf die drite: von der schlechten Erziehung; auf die vierte: die Erziehung. Und so könnte man ins unendliche fragen, man erhielte immer einerley Antwort. Und, ich glaube, wenn ich früge: Woher kömmt es, daß Jungfer * * * in ihrem vierzigsten Jahre noch immer Jungfer ist? Woher kömmt es, daß dieser Ehemann so geduldig ist? So würde die ewige Antwort lauten: Das alles kömmt von der Erziehung.

Sie haben den blendenden Grundsatz; durch die Erziehung werden Leute, die gut zu regieren wissen, und durch die Erziehung werden solche, die sich leicht und gern regieren lassen; und nur aus solchen besteht der ganze Staat. Ich mag es nicht wagen, ohngeachtet ich Mag. phil. bin, dieses panagogytische Vorurtheil zu widerlegen, oder ich halte es für überflüssig. Ich will vielmehr ein Gespräch erzählen, daß hieher zu gehören scheint. Denn ich sehe wol, ich werde nöthig haben, wenn ich will verstanden seyn, die wunderlichen Grillen der Panagogyten aus dem Grunde herzuholen, da ich bisher nur die Oberfläche einiger Seltsamkeiten dieser Nation berühret habe. Vielleicht dient dieses Gespräch, so ich mit einem ihrer Landesleute hielte, zur bessern Aufklärung

klärung ihrer Grundsätze. Allein man muß bey dergleichen allemal voraussetzen, daß sich nichts so thöricht gedenken läßt, was nicht schon irgend sey behauptet worden. Mein Panagogyte hatte fast immer das große Wort, und nur selten fand ich Gelegenheit, ihn zu unterbrechen. Aufgebracht über die gewöhnliche Erziehungsart unserer vernünftigsten Europäer, fieng er sein Gewäsche, ohngefehr so, im vollem Eifer, an:

Durch die Erziehung macht man den Menschen, wozu man will. Aber was heißt Erziehung? Wer kennt unter euch diese Kunst, diese große Kunst, die grösseste unter allen. Sie ist sowol die schwereste, als nöthigste.

Die schwereste, nach euren bisherigen Einrichtungen und eurer Unwissenheit in derselben; denn scheinen nicht eure Einrichtungen eure Unwissenheit zu beweisen? Die nöthigste, schon in so fern als alle übrige von ihr abhänget. Denn durch die Erziehung allein machen wir den Menschen zu den grössesten Künsten und Wissenschaften geschickt. Sollen Künste und Wissenschaften blühen, so müssen wir den Menschen dazu bilden. Doch um deswillen nenne ich sie jetzt nur beyläufig die nöthigste.

Erziehet ihr in euren Schulen, auf euren Collegien, auf Universitäten? Erziehen eure Professoren, eure Präceptoren, eure Hofmeister, eure Informatoren? Oder sind es eure Eltern, eure Ammen und Wärterinnen? Auf Universitäten, in den Collegien und Schulen ist die Erziehung zu spät, da ist der Mensch schon erzogen, er wird da erzogen hingeschickt. Was er seyn wird, das ist er schon, wenn er hinkömmt. Der Unterschied, den er daselbst findet, oder das Neue, was die besondern Gegenstände in ihm hervorbringen, verändern ihn nur um etwas weniges, nur ganz unmerklich. Giebt er alsdenn worinn nach, oder weicht er aus, so wird er es nur um etwas mehr oder weniger thun. Er würde ausserdem mit den Jahren, und nach den Umständen auch nachgegeben haben, oder ausgewichen seyn, nur in dem Grade ist es jetzt unterschieden, etwas mehr oder weniger, und dieses dennoch sehr unmerklich; die veränderten Umstände bestimmen den Grad. Sein Hang, seine Richtung wird niemals ganz verändert werden. Die junge Pflanze oder die Richtung einer Linie erläutern es. Man sieht voraus, wie jene gerathen wird, und diese berechnet man, wo nicht vollkommen, doch zureichend.

Dem Hofmeister, dem Informator wird er mehrentheils auch erst in die Hände gegeben, da er schon erzogen ist. Und diese haben nimmer die Absicht zu erziehen, sondern höchstens die, sich den Eltern gefällig zu machen, und nur ihren Beyfall zu verdienen, dieses mag nun geschehen, wodurch es wolle; und wer weiß nicht, daß dieses am sichersten durch eine sklavische Unterwerfung aller ihrer Vorschriften und Foderungen geschieht, so seltsam sie auch sind. Und dem ungeachtet erziehen sie im Grunde so, wie sie selbst erzogen sind. Das heißt, sie bemühen sich, wenn sie es nur nicht schlimmer machen, den Weg mit andern zu gehen, den man mit ihnen mühsam gegangen ist.

Ihr seyd es, ihr Eltern, ihr Ammen, (hier vergaß der Mann ganz, daß er mit einem Mag. phil. redete,) die ihr die Kinder erzieht, ohne daß ihr es selbst wisset. Alsdenn aber, wenn ihr euer Kind aus den Händen zur Erziehung hingebet, ist es schon ganz erzogen. Doch ich erinnere mich, ihr glaubt ja würklich, den Anfang mit seiner Erziehung gemacht zu haben; ihr glaubt, den Grund zu einer guten Erziehung gelegt zu haben, wie ihr euch ausdrückt; aber glaubt mir, ihr habt mehr gethan, als ihr viel-

leicht selbst denkt; nur gerade dasjenige, was ihr zur Erziehung zu rechnen pflegt, ist das allermindeste, was dahin gehört. Ihr habt aber doch, sprecht ihr, das Kind gewarnet, habt ihm heilsame Regeln gegeben, seinem Eigensinne Einhalt gethan, und noch mehr als dieses. Allein, verzeiht es mir, die Fehler des Kindes, die eure Warnungen nöthig machten, sein Eigensinn, dem ihr entgegen arbeitetet, wenn ihr es anders noch thatet, eben dieses sind gerade die Würkungen eurer Erziehung; dies ist es, was ihr an ihm erzogen habt. Ihr nennet euer schwaches, ohnmächtiges Gegengift, Erziehung, da euer Gift die wahre Erziehung ist, so ihr ihm gabet.

Nach eurer Meynung besteht die Erziehung in Worten, es fällt euch nicht einmal ein, daß es Sachen, Gegenstände, Handlungen] sind. Euer eigen Exempel ist es, das da erzieht. Eure Worte gehören dazu, es ist wahr; allein die, die ihr redet, in der Absicht zu erziehen, thun das wenigste, und am öftersten würken sie gerade das Gegentheil von dem, was eure Absicht ist. Doch wie sind eure Ammen, wie sind eure Eltern geschickt, zu erziehen! Ein jeder der nicht Amme, nicht Eltern ist, möchte es mir vielleicht einräumen; nur diese allein werden sich selbst ihr Urtheil nicht sprechen. Auch zu dem, was man nur gewöhnlich Erziehung zu nennen pflegt, sind sie ungeschickt. Denn sie wissen nicht, was dazu erfodert wird. Und wer von euch weiß es? Da ihr nicht einmal wisset, wozu der Mensch erzogen werden soll, wie könntet ihr es wissen, wie man darinn zu verfahren habe. Und hat man ja eine Absicht, wie verkehrt sind die Mittel. Und gemeiniglich ist diese Absicht selbst sehr zu tadeln. Lieber sollte man gar keine haben. Liese man es nur bey der allgemeinen bewenden, welche diese ist, das Kind zum Menschen zu machen; und alle andern bestimmtern fahren! Aber wer kennt den Menschen, wer weiß, wie er seyn muß, daß er andere darnach bilden könne?

Alles, was da ist, alles, was das Kind umgiebt von der ersten Stunde seiner Geburt bis zu der Zeit seiner ersten sinnlichen Begriffe, glaubt mir, das erzieht, das bestimmt ihn zu dem, was es werden soll, und was es auch würklich wird. Ich darf nicht weiter hinausgehen, ich werde euch nur lächerlicher, denn ich befürchte, daß ich es schon bin. Es sey darum, ich will euer Märtyrer seyn und der Gegenstand eures Spottes, wenn ich nur die Wahrheit sage. (Was der Mann für eine Einbildungskraft hat. Er glaubt immer, er steht mitten in Braunschweig auf dem Markte, und predigt über die ganze Stadt weg. Der Charlatan!) Das Kind in seinen ersten Jahren ist schon das, was es seyn wird im höchsten Alter; und der Greis war das schon, was er ist in seiner Kindheit. Versteht ihr mich, oder wollt ihr mich nicht verstehen? Wenn der Grund gelegt ist, so könnt ihr darauf bauen, was ihr wollt, aber die Folge wird es lehren, ob das Gebäude, dem Grunde gemäß, eingerichtet ist. Das Kind ist schon im Mutterleibe bestimmt, was es werden soll, denn die Vorsehung sahe voraus, wie ihr es erziehen würdet. Aber es war da noch kein Doctor oder Schuster, noch kein Reformator oder Bandite. Und der Embryon eines zukünftigen Straßenräubers ist eben so als der Embryon eines zukünftigen Superintendenten. Oder glaubt ihr, daß GOtt so gut den Mordbrenner als den Patrioten erschaffe? Nein, durch euch wird er, was ihr wollet, und was ihr nicht wollet. Noch liegt der Embryon da, noch kann er werden, was man will. Ihr Eltern, nun macht daraus, was euch gefällt, einen Heiligen oder einen Blutschänder. Wird er nicht,

nicht, was ihr wollet, so liegt die Schuld an euch, denn ihr handelt nicht so, oder könntet nicht so handeln, daß das erfolgte, was ihr verlangtet. Aber von euch rühret es doch her. Begreift man meinen Sinn? Aber auch denn wird mich das Vorurtheil tadeln, denn gerade dagegen rede ich. Ich könnte mich schon hier rechtfertigen, ich will aber jetzt Weitläuftigkeiten vermeiden, und erwarte den Tadel vorher. Ziehen Sie keine nachtheilige Folgen aus meinen Sätzen. Fließen sie daraus? ich glaube es nicht, ich leugne sie, ich gebe sie nicht zu. Würde ich aber überzeugt, ich nähme sie alle zurück. Unsere Religion ist das Wort GOttes, und nicht eure so genannten philosophischen Sätze, die man demselben ohne Grund aufbürdet, die man ohne Grund zu Religionswahrheiten macht. Und hierüber läßt sich streiten, hierin kann ein jeder denken, wie er will, und wie er es selbsten mit der Vernunft, Erfahrung, und der Würde GOttes am genauesten übereinzustimmen glaubt.

Sollte man es wol denken, daß es Menschen gäbe, die auf die Erziehung nichts bauen. Ja, ihr seyd blinde, auch noch in eurem erleuchteten Jahrhunderte, worinn ihr Europäer zu leben glaubet; blinde, die mit offenen Augen nicht sehen; solche, die sie mit Vorsatz verschließen; ja solche die sich vorsetzlich die Hand davor halten, damit ihr nur nicht sehen möget, weil ihr nicht wollet. Thut die Erziehung nichts? nun so muß GOtt alles thun, auch alles Böse, wovon die Welt voll ist. Oder es giebt ein Drittes. Und wo ist das? Ich weiß davon den Namen nicht, wer nennt es mir? — Ich murmelte hier einige Worte — Erbsünde — natürliche Begriffe — Gewissen — O einfältiger Mann, fuhr er fort, verstehest du mich denn nicht, beydes gehört zum Menschen, wenigstens itzt. Und ich will seine Natur nicht verändern, und das kann ich auch nicht, ich will ihn nur seyn und werden lassen, was er seyn und werden kann. Ist dieses bey allen gleich vertheilt, woher kommt denn der Unterschied unter den Menschen? Wären die Menschen ohne Erbsünde, so wäre die Erziehungskunst unnöthig und überflüssig; so bedürfte es keiner Kunst, keiner Regeln, keiner Behutsamkeiten. Die Kinder würden gut gerathen, weil die Eltern gut wären, die Eltern könnten den Kindern keine böse Exempel geben, weil sie nicht böse wären, ihnen nichts verkehrtes einflößen; weil sie nicht verkehrt dächten. Und selbst das Gewissen gewinnet durch die Erziehung. Durch die Erziehung wird die Vernunft gebessert. Hätten die Menschen kein Gewissen; so wäre alle Erziehung unnütz und umsonst, sie diente zu nichts. Denn die Natur des Menschen kann niemand verändern. Die Erziehung ist nichts anders als die Lenkung und Entwickelung desselben — Aber das Genie — Hierauf antworte ich, sobald Sie mir sagen können, was Sie darunter verstehen. So weit ich es kenne, hängt es von der Art des ersten Eindrucks der Gegenstände ab, und diese Gegenstände gehören unter das Gebiet der Erziehung — Aber wo bleibt die Freyheit? — Wie, mein lieber Herr Magister, wo denken Sie hin? Lauft das wider die Freyheit, wenn einer unter der bedingten oder moralischen Nothwendigkeit steht, nicht anders als vernünftig zu handeln.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)



Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

46tes Stück.

Sonnabends, den 7. Junii, 1766.

Fortsetzung vom Lande der Erziehung.

Thut die Erziehung nichts? Wer es glaubt, der ist mehr als unwissend; soll ich denn eben citiren, und mit gelehrten Brocken prahlen. Nun was machte denn den Römer patriotisch, den Carthaginenser hartnäckig, den Spartaner ungerecht, den Athenienser eitel, den Egypter abergläubisch, den Juden widerspenstig? (Hier sprang er auf, und langte aus seinem Büchervorrathe einige Bücher, aus welchen er mir seitenlange Stellen und Geschichte vorlas. Ich freuete mich, daß er sie mir nicht zum Herlesen darbot, so aber las er selbst, und übersetzte auch zugleich.) Er legte seine Bücher wieder weg, und redete weiter: Ich fange wieder von vorne an.

Durch die Erziehung macht man den Menschen, wozu man will: Was heißt das? Macht man ihn zum Engel? Nein. Macht man ihn zum Vieh? Nein. Der Mensch wird allemal ein Mensch bleiben, aber man macht ihn zu einem Menschen, zu welchem man will. Das will ich damit sagen, und das verstand sich von selbst. Man gebe mir einen Menschen, er mag in seiner Art noch so besonders seyn, und ein Kind dabey, ich erziehe es so, daß es gerade dieser Sonderling wird; — Ihrem Principio indiscernibilium, mein lieber Herr Magister, aber allemal unbeschadet — Ein jeder Mensch ist das, was er ist, oder wie er es ist, durch die Erziehung. Will man aber, daß ich einen ziehen soll, so wie er noch nicht vorhanden ist; er soll es werden. Besser als irgend einer, oder schlimmer als alle übrige. Er wird dennoch immer ein Mensch bleiben, und seine Natur wird sich nicht von der menschlichen Natur entfernen, und kann es auch nicht. Er wird auf der mittelsten Stufe zwischen dem Nichts und GOtt stehen, er wird ein Mittelding zwischen Vieh und Engel bleiben. Ich kann ihn so wenig zu der Natur des Engels erheben, als zu der Natur des Thieres erniedrigen. Daß ein Mensch ärger seyn könne, als das Vieh, ist gewiß, aber eben dieser Mensch behält doch immer

seine Natur, und folglich Etwas, wodurch in ihm dasjenige als möglich hervorgebracht werden kann, was einem Thiere unmöglich ist. Was ihr euch also nur unter dem Menschen und unter der menschlichen Natur gedenken möget, es mag ihr wesentlich, oder zufällig, nothwendig, kurz von ihr nicht zu trennen seyn, das wird und muß ihr bleiben, wenn ihr anders diese Natur recht kennet. Hierüber streite ich mit euch nicht. Kommt bey meinem erzogenen Menschen das heraus, was ihr, nach eurer Kenntniß der menschlichen Natur, hättet erwarten können; so mögen eure Begriffe davon immerhin richtig seyn, und ich erlaube es euch, euch darinn zu bestärken. Erfolgt aber etwas unerwartetes, so müßt ihr ohndas erkennen, daß ihr geirret habet. Kurz, ich bestimme nichts von der menschlichen Natur, und was ich davon bestimme, wenn ich sage: daß es Menschen geben könne, die noch besser oder schlimmer sind, als die je vorhandenen, so müßt ihr das zugeben, wenn ihr wisset, daß ohnehin keiner dem andern völlig gleich ist. Die menschliche Natur bleibe was sie ist, genug sie hat ihre Stufen, wie hoch und wie tief sie steigen kann, sie wird nie höher und nicht tiefer kommen, sie bleibt menschliche Natur. Nur steht jeder Mensch auf der Stufe, auf welche ihn seine Erziehung gesetzt hat. Laßt uns ihn doch zu der höchsten erheben. Er werde der frömmste, der weiseste. Oder vielmehr laßt uns alle Menschen zu einer von den höchsten erheben; denn wenn auch alle Menschen einerley und die beste Erziehung hätten, so wird keiner dem andern völlig gleich seyn, nur einer wird die allerhöchste einnehmen, die niedrigern aber werden nicht leer bleiben.

Seht, ich schränke hierdurch meinen Satz noch mehr ein. Warum trug ich ihn aber so unbestimmt vor? Ich mußte es, weil ich euch gleich anfänglich zu erkennen geben wollte, daß ich anders von der Erziehung dächte, als ihr zu denken pfleget: ich mußte es, euch aufmerksam zu machen, eurer Gleichgültigkeit vorzubeugen, euch die Wichtigkeit der Sache zu erkennen zu geben; ich mußte es, weil ich wollte, daß ihr mich auf einmal verstehn möchtet, und weil man das, was ich in der Folge sagen werde, leicht daraus erklären kann; ich mußte es, weil ich den Satz für wahr halte; die Einschränkungen verstanden sich von selbst. Diese mußte ich aber anführen, weil man sie vielleicht nicht hätte verstehen wollen, oder weil man mich der Dummheit oder Bosheit beschuldigen mögte, wenn man glaubte, ich nähme meinen Satz in dem allereingeschränktesten Verstande. Und endlich mußte ich eine Sache, die ihre Stufen hat, in einer Gestalt zeigen, in welcher sie auf der höchsten steht.

Allein nun muß ich geschwind sagen, was ich durch Erziehung verstehe. Alles, was das Kind von der ersten Stunde seiner Geburt an umgiebt, erzieht dasselbe, was dem Kinde nahe kommt, was das Kind hört und sieht, alles was um ihn ist. Kann etwas beygetragen werden, daß den Zustand des Kindes vor seiner Geburt verändert, auch dieses gehört zu seiner Erziehung. Und daß sich dieses würklich so verhalte, würde ich zeigen, wenn man es ohne meinen Beweis nicht glauben wollte. Denn, ist es gewiß, daß das Kind ein anderes seyn müsse, das im Winter, als das, so im Sommer geboren wird, das anders, so von einer ältern als jüngern Mutter, anders von einer fetten als magern, anders von einer gesunden als kränklichen, anders von einer phlegmatischen als sanguinischen, Säuferinn oder nüchternen, wohl oder kümmerlich lebenden, kleinen oder großen Mutter rc. geboren wird: so bleibt auch meine Meynung richtig. Und verhält es sich auch eben so mit dem Vater, mit dem Lande, mit andern zufälligen Umständen; so gehört auch dieses mit zu der Erziehung, und um so viel näher, je mehr die

die Umstände in unserer Gewalt sind, sie nach unserm Gefallen zu verändern. Kurz alles gehört zu der Erziehung, was nicht zur Natur des Menschen gehört, was derselben nicht nothwendig ist; Stand, Güter, Land, Clima rc. Und wenn ich hier nicht vom Menschen, als Menschen, sondern von ihm als einem Christen redete; so könnte ich darthun, daß selbst nach Maaßgebung der Erziehung die Würkungen der Gnade sich an ihm äußerten.

Ich habe zu der Erziehung gerechnet, alles, was das Kind umgiebt. Ich muß auch hier meinem Begriff derselben näher kommen, damit man ihn nicht für eine Chimäre hält. So wie ich sie bis jetzt bestimmt habe, so ist sie auf meinen ersten Satz am besten anzuwenden. Er verlieret aber nichts, wenn ich ihn noch näher einschränke. Von den genannten Umständen, die das Kind umgeben, stehen einige in unserer Gewalt, andere aber nicht. Sie stehen in unserer Gewalt, das heißt, wir können sie geben oder nehmen, entstehen oder verschwinden lassen. Die aber nicht in unserer Gewalt stehen, sind solche, denen wir uns nothwendig unterwerfen müssen, die wir nicht verhüten, nicht verändern, denen wir nicht entgehen können. Ein fetter kann nicht allemal mager werden, wenn er gleich will, und so auch umgekehrt; ein armer nicht reich; wer in Frankreich wohnet, kann sich nicht füglich in Deutschland aufhalten, und so weiter. Was nun von diesen Dingen in unserer Gewalt ist, gehört im eingeschränktern Verstande zu der Erziehung, und davon rede ich, weil alles übrige weniger nützlich seyn würde. Diese Erziehung nun wird sich nach jenen Umständen bequemen müssen, leidet eine Veränderung durch jene, muß sich nach denselben richten, und eine Rücksicht darauf haben. Es ist also die Erziehung alles dasjenige, was wir thun, das eine Beziehung auf das Kind hat, und wenn es auch nicht in der Absicht geschehen sollte; wie wir die Umstände ordnen, die einen Einfluß auf dasselbe haben können, dieser Einfluß mag nun entfernt oder näher seyn. Auch diejenigen die wir nicht ordnen, die wir ihnen selbst überlassen, gehören zu der Erziehung des Kindes, sie erziehen es. Wollen wir aber selbst erziehen, so müssen wir alle Umstände, die das Kind angehen, so ordnen, wie wir haben wollen, daß sie seyn sollen; alsdenn erziehen wir, und die Erziehung fällt so aus, als wir sie verlangen, so wird auch das Kind. Nichts von allen dem, was das Kind umgiebt ist davon ausgeschlossen, ein jeder trägt seinen Theil zu der Erziehung desselben bey. Was für eine Behutsamkeit erfodert also die rechte Erziehung! was für Sorgfalt! Nun erkennet ihr, wie schwer diese Kunst ist, und das keine Erziehung vollkommen seyn kann. Genug, wenn sie der Vollkommenheit so nahe kommt, als möglich ist.

Dies war also etwas von der Erziehung überhaupt. Nun will ich Ihnen noch die verschiedenen Theile —

Kein Wort mehr; für heute genug geplaudert. Wie werde ich immer die Langeweile, die ich meinen Lesern durch die phantastischen Grillen meines Panagogyten verursacht habe, verantworten können. Doch ich will sie schadlos halten, durch einen Unterricht von der Erziehung, der ihnen angenehmer, und mehr nach ihrem Geschmacke seyn muß. Ein Unterricht von einem ganz andern Lehrer, desgleichen im Himmel und auf der Erde nicht gefunden wird. Freuen sie sich nur zum voraus. Lesen sie dieses Schreiben. Der Inhalt desselben ist ihnen zum Theil schon durch Traditionen bekannt, ich liefere ihnen hier aber eine authentische Copey des echten Originals.

(Die Fortsetzung folgt.)

In

In der auf dem Bohlwege befindlichen Buchhandlung des hiesigen Fürstl. großen Waysenhauses sind folgende neue Bücher zu haben:

1) Anekdoten zur Geschichte großer Regenten und berühmter Staatsmänner, 1ster Theil. 8. Leipz. 1766. 8 ggr.

2) Wilhelmine, ein prosaisch comisches Gedicht. Neu verbesserte Auflage, mit Kupf. 8. Leipzig 1766. 12 ggr.

3) Watts, Vernunftlehre, aus dem Englischen übersetzt von J. J. Callenbusch, gr. 8. Cleve 1766. 1 Thlr.

4) J. Ch. Stockhausens Sammlung vermischter Briefe, 3ter Theil. 8. Helmstedt 1766. 20 ggr.

5) Joh. Joach. Spaldings Predigten. 8. Berlin 1765. 18 ggr.

6) Wilh. Abrah. Tellers Uebersetzung des Seegen Jacobs und Moses, imgleichen des Lieds der Israeliten und der Debora. 8. Helmstedt 1766. 8 ggr.

7) Die gute Sache der in der heiligen Schrift enthaltenen göttlichen Offenbarung, wider die Feinde derselben, gerettet von Th Ch. Lilienthal, 12ter Theil. 8. Königsberg 1766. 12 ggr.

8) Erzehlungen zum Scherz und Warnung, entworfen von J. C. A. 8. London 1765. 4 ggr.

9) Ph. Wilh. Gerkens ausführliche Stiftshistorie von Brandenburg. 4. Braunschw. 1766. 2 Thlr.

10) Gedichte eines jungen Frauenzimmers. 8. Rinteln 1766. 6 ggr.

11) Die Mnemonik und Hevristik nach ihren ersten Zügen, entworfen von Joh. Ch. Dommerich. 8. Halle 1765. 5 ggr.

12) Ludwig Cornaro Vorstellung von dem Nutzen eines nüchtern und mäßigen Lebens. 8. Frf. u. Leipz. 1766. 6 ggr.

13) J. El. Schlegels Werke, herausgegeben von Joh. Heinr. Schlegel, 4ter Theil. gr. 8. Kopenh. 1766. 16 ggr.

14) Sammlung der neuesten auserlesensten Kaufmanns- und anderer Briefe, in deutscher, französischer und italiänischer Sprache. 8. Augsb. 1766. 12 ggr.

15) Kupfer zu Hrn. Prof. Gellerts Fabeln, 2 Theile in 119 Platten, von Hrn. Meil gestochen. gr. 8. 2 Thlr.

16) Geschichte des Agathon, 1ster Band. gr. 8. Frkf. u. Leipz. 1766. 1 Thlr.

17) J. A. Cramers Anleitung zum Forstwesen, mit vielen Kupfern. fol. Braunschw. 1766. 4 Thlr.

18) Fr. Wilh. Zachariä Heldengedicht Cortes, 1ster Theil. 8. Braunschw. 1766. 1 Thlr.

19) — — — auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter, von Mart. Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten, 1ster Band. 8. ebendas. 1766. 20 ggr.

20) Gellerts sämmtliche Schriften. med. 8. Leipzig. 1 Thlr. 18 ggr.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

47tes Stück.

Mittwochs, den 11. Junii, 1766.

Vom Kopfkohl und dessen ökonomischen und medicinischen Nutzen.

Die Kenntniß der Pflanzen ist nicht nur sehr nützlich, sondern auch sehr angenehm. Was das Angenehme betrift, so muß der Mensch, der hieraus ein Vergnügen schöpfen will, mit einer natürlichen Anlage geboren seyn, welche ihn geschickt macht, sich mit demjenigen zu belustigen, was der weiseste und gütigste Schöpfer eben sowol zur Lust, als zu dem Vortheil der Menschen erschaffen hat. Es gehört hiezu eine unschuldige Seele, ein gesunder Verstand, und vor allen Dingen ein rechtschaffenes Herz, das die wahre Freude von der eitlen und eingebildeten Freude zu unterscheiden weiß. Was aber den Nutzen der Kräuter und Pflanzenkunde betrift, so ist derselbe fast eben so mannigfaltig, als die Pflanzen selbst sind. Ich werde nicht von ihrem philosophischen Nutzen reden. Dieser ist zu weit von meiner Absicht entfernet. Ich will dem menschlichen Leben näher treten, und sowol den ökonomischen als medicinischen Nutzen der Küchenkräuter betrachten. Hier fällt mir sogleich ein Gedanke ein, welcher zu der Ehre der Kräuterkunde gereichet. Im Anfange der Welt, in jenem güldenen Zeitalter der menschlichen Einfalt, waren die Kräuter die einzige Speise der Menschen, so wie die Unwissenheit der Laster fast die einzige Tugend war. Damals war die Kunst noch unbekannt, die unnatürlichsten Dinge, für üppige Menschen, zu einer ungesunden Speise zu bereiten. Da, als jeder sein eigener Koch war, wußte man nichts von einer Kochkunst, die nunmehr zu einer unentbehrlichen Wissenschaft der feinen und grossen Welt geworden ist. Könnten wir diese Zeiten zurück rufen! Könnten wir uns doch so weit erniedrigen, daß wir uns allein von den Früchten der Erde nährten, von welcher wir genommen sind!

Ich kann nicht hoffen, daß ich meine Nebenmenschen zu einer so traurigen Pflicht bewegen werde. Wenigstens will ich sie daran erinnern. In dieser Absicht habe ich mir vorgenommen, von den, in unserm Lande bekannten Küchenpflanzen zu handeln, und meinen Mitbürgern als Arzt zu zeigen, in wie fern sie ihnen nutzen oder schaden können.

Man hat nur zwey Arten vom Kopfkohl, welche diesen Namen mit Recht verdienen. Die eine ist, Brassica capitata alba C. B. welche auch Brassica sessilis, glomerata, caulis capitatus, Caputium, Olus, Kopfkraut, Kopfkohl, Weißkraut, Kappes, Kappeskraut; die andere ist Brassica capitata rubra C. B. welche auch rother Kohl oder roth Kappeskraut genannt wird.

Nach einer genauen Untersuchung des Herrn Geoffroy, besitzet der Kopfkohl, ausser einer Menge Erde und Wasser, ein wesentliches, weinsteinartiges, salpeterigtes, amoniakalisches Salz, welches mit einer mäßigen Portion Oel verbunden ist. Der Kohl ist vor vielen andern Pflanzen zur Fäulniß geneigt; daher giebt der in der Erde verfaulte Kohl, und das davon mit Wasser gemachte Dekokt den häßlichsten Geruch von sich. Herr Geoffroy glaubt, daß dieser heftige Gestank von einem sehr dichten und festen Schwefel, welcher durch die flüchtigen Salze in der Fäulniß etwas erhöhet worden, herrühre.

Der Kopfkohl pflegt entweder roh, als ein Salat, oder gekocht auf verschiedene Weise gegessen zu werden. Im ersten Falle ist er am allerschwersten zu verdauen, wenn er auch gleich aufs beste mit Salz und Pfeffer ist gewürzet worden. Er nähret wenig, weil seine Theile zu zähe und grob sind, als daß sie der Magen auflösen könnte. Man bemerket daher ein unangenehmes, und stinkendes Aufstoßen, welches zuweilen den andern Morgen noch dauret, wenn man des Tages vorher diese Speise genossen hat. Der Leib wird heftig davon aufgetrieben, der Kopf mit Dünsten erfüllet, der Schlaf gehindert, und die Seelenwürkungen dadurch eben so stumpf, als der Magen, gemacht. Ich widerrathe dahero mit Ueberzeugung zärtlichen Personen, besonders aber Gelehrten, diese Speise, weil sie sich dadurch sehr leicht den Weg zu hypochondrischen Zufällen bahnen können. Ist dieses alles noch nicht hinlänglich, uns von dem Genuß des Kohlsallats abzuschrecken: so wollen wir nur dieses erwegen, daß der schönste Kohlkopf zugleich das häßlichste Nest von Insekten ist. Niemand wird hieran zweifeln, da es bekannt ist, daß die breiten Blätter dieser Pflanze 6 Wochen und noch länger, auf der Erde ausgebreitet liegen, und dem schädlichsten Ungezieser zum Schutz und Aufenthalt dienen, ehe sie sich umwikkeln und einem festen Kopf zu bilden anfangen. Man pfleget alle Arten von Salat vorher zu waschen, ehe man sie isset, nur allein beym Kohl geschiehet es nicht, aus was für einer Ursache, ist mir ganz unbekannt. Ich rathe indessen, ihn entweder gar nicht zu essen, oder vorher auf das sorgfältigste zu waschen. Vielleicht giebt eine Menge schädlicher Insekten, welche wir auf diese Art in den Körper bringen, zu vielen Krankheiten, deren Ursachen wir noch nicht kennen, die erste Gelegenheit. Eben dieses, was ich jetzt vom rohen Kohl behauptet habe, gilt nur in einem geringeren Grade, von dem gekochten. Es ist höchstnöthig, ihn vorher wohl zu waschen, ehe man ihn kochet und zur Speise zubereitet. In meiner Praxi habe ich sehr oft bemerket, daß von nicht hinlänglich gereinigten weissem Kohle, die gefährlichsten Koliken und heftigsten Diarrhäen entstanden sind. Da es aber fast nicht möglich ist, daß der Arbeitsmann des Winters diese Speise ganz entbehren kann: so will ich ihm anrathen, lieber einen mäßigen Schluck guten Branntwein darauf zu nehmen,

men, und zu arbeiten, als sich sogleich des Bieres zu bedienen, und darauf zu schlafen. Gelehrte und andere, welche nicht zu harter Arbeit und heftiger Bewegung des Körpers bestimmt sind, da sie eine bessere Wahl der Speisen treffen können, thun sehr wohl, wenn sie eine so unverdauliche und den Leib beunruhigende Kost entweder ganz meiden, oder nur mäßig gebrauchen, und jederzeit mit etwas Pfeffer würzen.

Eine etwas bessere Beschaffenheit hat es mit dem sogenannten Saurenkohle. Man pflegt hier zu Lande den weissen Kopfkohl klein gehobelt oder zerschnitten, mit Wacholderbeeren, Kümmel, Weinreben und Salz in ein Faß, vermittelst eines Stempels festzustoßen, und so lange stehen zu lassen, bis er abgegähret, und sauer geworden ist. Dieses ist die angenehmste und gewöhnlichste Speise der Niedersachen, und auch diejenige, welche ich unter allen übrigen Zubereitungen des Kohls für die gesundeste halte, ob man sich gleich sehr wenig nahrhaftes davon zu versprechen hat. Ein gewisser großer Arzt, welcher selbst nicht gern Saurenkohl aß, behauptete, daß ein einziges Ey dem Körper mehr Kraft, als ein ganzer Eimer Saurerkohl, gebe. Kann aber eine Speise, ob sie gleich keine nahrhafte Theile besitzt, doch nicht gesund seyn? Wer glaubt wohl, daß Selleri, Petersilie und Körbel dem Körper Nahrung geben? und doch sind es die gesundesten Kräuter. Hippol. Guarinonius in seinem Gräuel der Verwüstung menschlichen Geschlechts, nennet den Saurenkohl den Theriak aller Speisen. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß alles Saure, wenn es mäßig genossen wird, den Magen stärket und die Verdauung befördert. Wie viel gutes können wir uns daher nicht von der angenehmen Säure des eingemachten Kohls versprechen, wenn wir den Magen nicht damit überladen, sondern uns derselben blos als eines Confekts zu andern harten Speisen bedienen. So viel aber auch Guarinonius dem Saurenkohl zutrauet, so wenig scheinen Sebiz und Waldschmidt mit ihm einerley Meynung zu seyn. Beyde behaupten, daß er schwer zu verdauen sey, Blähungen verursache, und rohe Säfte im Körper hervorbringe. Sie überlassen ihn daher blos den Bauern, Tagelöhnern, Dreschern und Matrosen, weil diese durch harte Arbeit ihn desto eher wieder aus dem Körper fortschaffen könnten. Doch dieses soll uns von dem Genusse des Saurenkohls nicht abschrecken. Beyde Aerzte haben blos von dem Mißbrauche geredet, und in eben diesem Verstande können die unschuldigsten Speisen sehr oft die gefährlichsten Würkungen hervorbringen. Es ist wahr, daß der Saurekohl fast die meiste Zeit einen unruhigen Leib, und bey den mehresten Menschen einen Durchlauf verursachet. Dieses aber müssen wir nicht als eine schädliche, sondern vielmehr als eine heilsame Eigenschaft betrachten. Wer wird wohl läugnen, daß gekochte Zwetschen eine der gesundesten Speisen sind? haben sie aber nicht gleiche Würkungen mit dem Saurenkohle? Bey beyden werden die Fibern der Gedärme, durch die angenehmste Säure zu einer etwas stärkern Bewegung angereitzet, und eben hieraus entstehet ein gelinder Durchlauf. Ich kenne einige ganz alte Leute, welche den ganzen Sommer über auf den Saurenkohl mit dem größten Verlangen warten. Kommt endlich die Zeit heran: so essen sie ihn die Woche zwey bis dreymal mit dem größten Appetit, ja, sie werden durch diese angenehme Säure von Brustbeschwerden und Verstopfung des Unterleibes den ganzen Winter hindurch befreyet. Ein recht ehrwürdiger Alter, welcher wegen seiner verschleimten und engen Brust, sich bey mir beklagte, und dessen Apotheke blos der Saurekohl war, gestand mir mit der größten Aufrichtigkeit, daß er weit lieber drey Jahre von seinem Leben, als

als nur einen Winter den Saurenkohl missen wollte. Ich habe alles versucht, sagte er, was ein Mensch zu Wiederherstellung seiner Gesundheit versuchen kann. Viele Aerzte haben ihre Kunst vergebens an mir verschwendet, und mein Zustand ist nur mehr dadurch verschlimmert worden. Endlich bin ich mein eigner Arzt geworden. Ich esse unausgesetzt alle Woche zweymal diese Speise, nach welcher ich jedesmal drey Oefnungen durch den Stuhlgang erhalte. Dieses schafft mir Luft in der Brust und ich werde von einer Menge zähen Schleimes befreyet. So lauten die Worte eines ehrlichen Alten, der dem 80sten Jahre mit Munterkeit entgegen eilet. Seit meinem Aufenthalt in Niedersachsen, habe ich noch eine zweyte Art des Saurenkohls kennen lernen. Es ist dieses derjenige, welcher durch einen Zusatz von Essig, entweder aus Mangel des durch die Gährung verfertigten, oder den frühzeitigen Appetit eines lüsternen Frauenzimmers zu stillen, gemacht wird. Ich würde ganz wider meine Ueberzeugung handeln, wenn ich von dieser zweyten Art sagen wollte, daß sie gesund wäre. Denn was kann wohl widersinniger seyn, als eine an sich schon zähe und unverdauliche Speise, durch eine Vermischung mit schlechtem Bieressig noch unverdaulicher zu machen? Es bleibt also gewiß, daß unter allen uns bekannten Zubereitungen des Kohls, der durch die Gährung sauer und zugleich mürbe gewordene, der beste ist. Nur halte ich für nöthig, wenn man ihn kochen will, auch auf die Beschaffenheit des Geschirres zu sehen. Kupferne Gefäße sind höchst schädlich, und daher ganz zu vermeiden. Ich habe es selbst erfahren, daß von Kohl, der auf diese Art gekocht worden, die allergefährlichsten Colliken entstanden sind. Eben dieses hat man zu befürchten, wenn man den Kohl einen Tag, und noch länger, in einer zinnernen Schüssel stehen lässet und ihn wol gar darinne aufwärmet. Die in dem Zinne enthaltnen arsenikalischen Theile, werden durch die Säure des Kohls aufgelöset und unserm Körper mitgetheilet, welche, wenn sie auch nicht sogleich ihre schädliche Würkung äussern, doch in der Folge den Weg zu auszehrenden und langwierigen Krankheiten bahnen können. Man thut dahero, um die Gefahr zu vermeiden, sehr wohl, wenn man sich zum Kohlkochen jedesmal eines neuen steinernen Topfes bedienet, und selbigen auch in einem solchen Geschirre zum Aufwärmen verwahrt.

Olaus Borrichius (a) und Hieronimus Welsch (b) rühmen die Laake des Saurenkohls als ein sehr gutes Mittel wider den Kaltenbrand. Ich selbst habe gesehen, daß durch fleissiges Umschlagen der in diese Laake eingetauchten Leinewand, die vom Feuer oder heissem Wasser verursachte Brandschaden in kurzer Zeit sind geheilet worden. Eben dieses unschuldige Mittel wird von Johann Boekler (c) zum Abkühlen und Reinigen, bey Entzündung des Halses angerathen. Ich glaube, daß man diese Würkung allein der Säure zu danken hat. Würde man sich aber nicht noch mehr davon versprechen können, wenn man dieses Gurgelwasser mit etwas Salpeter vermischte?

(Der Beschluß folgt künftig.)

(a) De usu plant. indig. in medicina, pag. 95.

(b) Chil. I. Exot. cur. et observ. 731. E. N. C. Dec. I. ao. 3. obs. 321.

(c) Cynosura mat. med. Hermann. P. I. cap. 6. pag. 487.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

48tes Stück.

Sonnabends, den 14. Junii, 1766.

Beschluß vom Kopfkohl und dessen ökonomischen und medicinischen Nutzen.

Friederich Hoffmann, einer der grösten Aerzte seiner Zeit, ließ die Laake des Saurenkohls mit etwas Citronensaft vermischen, und gab sie in hitzigen und ansteckenden Krankheiten zu trinken. Sollte man den Ekel dieses Getränks überwinden können: so glaube ich gewiß, daß seine Würkung ganz vortreflich seyn würde. Wenigstens hätten wir bey dem Gebrauch desselben keine Verhaltung des Urins, und keine Verstopfung des Unterleibes zu besorgen. Dieses ist es auch, was ich an dem in hitzigen Krankheiten gewöhnlichen Brodwasser zu tadeln habe. Man pflegt das dazu benöthigte Brod stark zu rösten, ohne zu bedenken, daß alle geröstete Sachen den Leib verstopfen. Heißt dieses nicht Oel ins Feuer giessen? Johann Grundel, ein sehr berühmter Arzt, hat sowol bey Wechsel als fortdaurenden Fiebern die Kohllaake angerathen. Vermöge der sauren und salpetrichten Theile, lauten dessen Worte, wird durch dieses Mittel das zähe und stockende Serum zertheilet und in eine neue Bewegung gesezzet, auch durch den Urin und Stuhlgang aus dem Körper weggeschaffet. Ich will mich hier nicht auf die Zeugnisse eines Grobschmiedes oder Holzschlägers berufen, welchen es weit leichter ist, durch eine Schüssel voll Saurenkohl, als dem geschicktesten Arzt durch die Chinarinde, das Quartanfieber zu vertreiben. Der aus seinen Adversar. curios. bekannte Casp. Bierling soll hier zum Exempel dienen. Dieser hatte alle bekannte Mittel zu Vertreibung eines Tertianfiebers, womit er seit langer Zeit behaftet gewesen, vergebens versuchet. Halb aus Ungeduld, und halb aus Ueberzeugung entschloß er sich endlich, kurz vor dem Paroxysmus ein Bierglas voll Saurekohllaake zu trinken. Dieses hatte er etwa zweymal versucht, so war das Fieber schon von ihm gewichen. Joh. Hellwig gedenket einer wassersüchtigen Frauensperson, die durch den öftern Gebrauch der Kohllaake sich selbst von diesem gefährlichen Uebel befreyet hatte.

Die Erfahrung lehrt uns, daß alle saure Sachen, wenn sie mäßig genossen werden, sowol durch den Schweiß, als durch den Urin würken. Ausser einer sehr angenehmen Säure, enthält der Kohl und dessen Laake, nach der Meynung verschiedener Aerzte, etwas

was Salpeter. Da nun der Salpeter bey Verhaltung des Urins vorzügliche Kräfte besitzet: so werden wir dem Vitus Ridlin um desto eher Glauben beymessen, wenn er uns versichert, daß er die Verhaltung des Urins (ischuria) sehr oft durch den Gebrauch der Kohllaake gehoben habe. Daß auch alle Arten von Kohl, besonders aber der Saure, die Trunkenheit vertreiben, ist eine ganz alte und bekannte Sache.

Damit ich aber nichts zurück lasse, was zu einer vollständigen Geschichte des Kopfkohls gehört: so will ich jetzt den Gebrauch, der von den frischen Blättern desselben in- und äußerlich gemacht wird, noch kürzlich berühren.

Vom Friederich Decker, Stephan Blancard, und Joh. Heurnius, wird der mit Zuckerkand vermischte Saft des rothen Kopfkohls, in der Schwindsucht, Engbrüstigkeit, trockenen Husten, Rauhigkeit des Halses und andern Zufällen mehr von dieser Art, als eines der sichersten und besten Mittel angepriesen. Einige Aerzte wollen eine wundenreinigende Kraft an dem rothen Kohl bemerket haben. Man findet dahero sehr oft, daß selbiger unter die Wundtränke mit verschrieben wird. Auch in bösartigen Geschwüren, ja selbst dem Krebs, wo andre Mittel das Uebel oft verschlimmern, werden die Blätter davon oft mit gutem Erfolg von den Wundärzten äußerlich gebraucht. Als alle sympathetische Curen zu Vertreibung der Warzen bey einer Frauensperson nichts helfen wollten: hat Simon Pauli beobachtet, daß sie sich selbst, durch 14 tägiges Aufschmieren des rothen Kohlsaftes, so gut davon befreyet, daß man nicht die geringste Spur mehr erkennen konnte. Einige rathen, beym Podagra und Lendenwehe sich dieser Blätter zum Auflegen zu bedienen; da ich aber glaube, daß sie nicht anders, als vermöge ihrer Kälte in den schmerzhaften Theil würken können: so widerrathe ich einem jedweden davon Gebrauch zu machen. Einen eben so geringen Nutzen hat man sich zu versprechen, wenn man bey hitzigen Krankheiten diese Blätter auf die Stirne, Puls, oder mit Salz bestreuet, unter die Fußsohlen bindet, welches ich sehr oft bey dem gemeinen Mann bemerket habe. Die Pflicht eines Arztes erfodert es, in solchen Fällen von einem Mittel abzurathen, welches, wenn es nicht offenbar schadet, doch auch nicht den allermindesten Nutzen haben kann. Ganz anders verhält es sich mit den warm gemachten Kohlblättern, wenn sie bey zurückgetretenen Schorf, (crusta lactea) den saugenden Kindern zu wiederholtenmalen aufgelegt werden. Ich selbst habe es aus der Erfahrung, daß nichts diese zurückgewichene Unreinigkeit, welche oft den zarten Kindern tödtlich ist, leichter wieder hervorlocket, als eben dieses Hausmittel. Fried. Hoffmann bestätiget es, ja, er nennt es ein Specificum wider diesen oft gefährlichen Zufall.

Ich will hier noch eines Mittels wider die Gicht und kalten Flüsse gedenken, das in des Brem. Magaz. 1sten Band, S. 735. stehet, und welches aus dem New univers. Magaz. 1755. S. 199. genommen ist. Man nimmt weissen Kohl, kochet solchen in Milch und Wasser, und legt ihn, so warm als man es leiden kann, auf die schmerzhaften Theile, so lange, bis die Schmerzen gänzlich nachlassen. Es wird zugleich dabey einer 58 jährigen Frau aus London gedacht, die 7 Jahr die größten Schmerzen ausgestanden, und durch dieses Mittel völlig wieder hergestellet worden.

Auch dem Saamen des Kopfkohls werden ganz verschiedene und sonderbare Kräfte zugeschrieben. Matthiolus behauptet, daß dieser Saame gröblicht zerstoßen, in Fleischbrühe gekocht, und also warm genossen, ein sehr bewährtes Hülfsmittel in den heftigsten Colikschmerzen sey. Boeckler in der Cynosura mat. med. Hermann. eignet diesem Samen eine wurmtödtende und den Tripper heilende Kraft zu. Da ich aber noch nie Gelegen-

Gelegenheit gehabt habe, mit selbigem Proben von dieser Art anzustellen: so kann ich beydes mit keiner Gewißheit behaupten. Felix Platerus ist mit Boeckler der Meynung, daß dieser Saame der Trunkenheit auf das kräftigste widerstehe. Ersterer hat uns davon ein besonderes Recept hinterlassen. Ich will meine Leser eines bisweilen sehr nützlichen Stückes nicht berauben. Hier ist es:

Nimm Kohlsaamen, 1 Quent.
Koriandersaamen, ½ Quent.
Kampher, 2 Gran.

Stoß es zu Pulver; dieses Pulver wird in der Trunkenheit mit einem Spitzglase Wein genommen, und Platerus verspricht davon eine geschwinde Würkung. Wer die Absicht hat, viel Wein zu trinken, ohne davon betrunken zu werden, dieser kann sich durch folgenden Syrup des Platerus dazu vorbereiten:

℞. Saft von Kohlstengeln,
Saft von Granatäpfeln,
Saft von Johannisbeeren, jedes zu 2 Unzen.
Essig 1 Unze.

In einigen Apotheken hat man noch ein Praeparatum vom rothen Kohl. Es ist dieses der Syrupus brassicae rubrae, Rothkohlsyrup. Er wird in Brustbeschwerden, besonders beym Dampfe (asthma) von vielen gerühmt.

Vom Blumen- Savoier- oder Wersichkohl und Kohlrabi.

Diese drey Kohlarten kommen sowol unter sich, als auch in Betracht ihrer Würkung auf den menschlichen Körper sehr viel mit dem Kopfkohl überein. Sie machen insgesammt Blähungen, geben wenig Nahrung, und erzeugen, wenn sie oft gegessen werden, rohe Säfte in dem Körper.

Ich zweifle fast, ob diese Pflanzen den Alten bekannt gewesen sind, weil ich glaube, daß sie insgesammt erst in den neuern Zeiten durch fleissige Düngung und öfteres Verpflanzen, und vielleicht noch durch besondere Kunststücke der Gärtner, welche man mit dem Saamen und kleinen Kohlflanzen gemacht hat, hervorgebracht worden. Wir sehen es täglich an Blumen und Küchenpflanzen, daß sie durch besondern Fleiß des Gärtners so verändert werden, daß sie gleichsam ihr Geschlecht zu verläugnen scheinen.

Der Blumenkohl, oder brassica prolifera florida seu cauliflora C. B. ist vor etwa 50 Jahren noch eine ganz unbekannte Pflanze in Deutschland gewesen. Man brachte den ersten Saamen davon aus Italien. Mit vieler Mühe und Sorgfalt wurde diese Pflanze in grosser Herren Gärten gezogen, bis sie sich endlich so sehr ausbreitete und vervielfältigte, daß man sie jetzt in den gemeinsten Kohlgärten findet. Ausser den Blumen dieser Pflanze ist an ihr nichts brauchbar. Diese aber werden auf verschiedene Weise in der Küche zubereitet. Man ißt sie entweder kalt als einen Salat, oder man kocht sie als ein ordentliches Zugemüse an Hüner, Tauben oder anderes Fleisch, am meisten aber werden sie in Fleischsuppen verbraucht, um ihnen einen Wohlschmack und gutes Ansehen dadurch zu geben. Ob nun aber gleich der Blumenkohl, wenn er von aller Unreinigkeit gesäubert, gewaschen, und gut zubereitet worden, eine wohlschmeckende und an sich eben nicht schädliche Speise ist: so will ich ihn doch denjenigen widerrathen, welche mit dem Stein behaftet sind.

Er

Er besitzet ein flüchtiges Salz, welches sich, wenn er noch frisch ist, durch einen heftigen bisamhaften Geruch verräth. Vermöge dieses Salzes, treibet er nicht allein den Urin, sondern reizet auch zur Liebe.

Der Savoierkohl, Brassica sabauda rugosa J. B. welcher eben, wie der weisse Kohl, einen Kopf schließet, nur daß er etwas länger, kleiner, und wegen der vielen Zellen und Bläsgen, nicht so fest ist, kommt auch in Ansehung seiner Bestandtheile und Würkung mit jenem vollkommen überein, nur habe ich angemerket, daß er durch das Kochen viel weicher wird als jener, und also auch leichter zu verdauen ist. Jedoch ist auch bey diesem, wegen der vielen Erhöhungen und Vertiefungen der Blätter, welche den Insekten zum sichern Aufenthalte dienen, vorzüglich nöthig, ihn auf das genaueste durchzusehen, die Köpfe kreuzweise zu durchschneiden, und zwey bis dreymal zu waschen, ehe man ihn ans Feuer bringet. Ich weiß aus der Erfahrung, daß Leute ohne diese Vorsicht zu gebrauchen, den Savoierkohl gegessen, und eine mit den heftigsten Leibschmerzen verbundene Diarrhöe bekommen haben. Da in meiner eigenen Haushaltung Savoierkohl sollte gekocht werden, habe ich selbst, als man die Köpfe zerschnitte, in dem innersten eines Kopfs eine kleine, 2 Zoll lange Eidexe gefunden. Ich bekam durch diesen Vorfall einen solchen Ekel für den Savoierkohl, daß ich mich niemals überwinden konnte, ihn wieder zu essen, wenn er auch noch so schön war. Er ist übrigens, wenn man ihn hinlänglich gewaschen hat, zwar nicht nahrhaft, aber doch, wenn man die wenigen Blähungen ausnimmt die er verursacht, dem Körper nicht schädlich.

Die Kohlrapi, Brassica caulorapa J. B. ist halb Kohl und halb Rübe, wovon sie auch ihre Benennung bekommen. Der Gärtner pflegt sie in Kohlrapi über- und in Kohlrapi unter der Erde einzutheilen. Die erste dieser beyden Arten ist in der Küche die gewöhnlichste, die schmackhafteste, und nach meinem Urtheil, auch die gesundeste. Die letztere, welche ganz in der Erde erzeuget wird, nimmt ausserdem, daß sie aus erdigten und unverdaulichen Theilen bestehet, auch die besondere und eigene Beschaffenheit des Erdreichs, worinne sie erzeugt worden, mit an. Ein gewisser grosser Arzt hat mir die Versicherung gegeben, daß einige Bauern, welche vom Kohlrapi unter der Erde gegessen, die auf einem gewissen kleinen Strich Landes gewachsen war, davon 14 Tage lang verrückt im Kopfe geworden. Da aber oft einerley Würkung verschiedene Ursachen haben kann: so will ich meinen Lesern auch nicht Bürge seyn, daß diese üble Würkung einzig und allein von der Kohlrapi entstanden. Ich liefre diese Nachricht blos, wie ich sie gehöret habe, ohne für die Wahrheit einzustehen. Indessen bleibt doch dieses immer gewiß, daß die Kohlrapi von beyderley Art, eine unverdauliche und blähende Speise ist, welche blos dazu dienet, den hungrigen und starken Magen des Arbeitsmannes zu füllen. Sollten indessen Gelehrte diese Speise auch gerne essen: so halte ich für sie die Oberkohlrapi gesünder: doch müssen sie dünne geschnitten, weich gekocht, und sehr mäßig gegessen werden.

Georg a Turre, in seiner Pflanzenhistorie, versichert, daß von Kohlsaamen, welcher in eine Rübe gesteckt worden, eine Kohlrapi entstünde. Eben dieser Naturkündiger behauptet, daß veralteter Kohlsaame in ordentliche Rüben ausartete, wenn er im Frühling gesäet würde. Ich habe noch keine Probe damit gemacht; dahero will ich den Gärtnern die Untersuchung und Bestätigung dieses artigen Experiments überlassen.

Helmstedt.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

49tes Stück.

Mittwochs, den 18. Junii, 1766.

Fortsetzung vom Lande der Erziehung.

Ich habe den Lesern einen Unterricht von einem Lehrer versprochen, desgleichen im Himmel und auf der Erde nicht gefunden wird. Hier ist er.

Schreiben des Teufels an die Eltern, die Erziehung ihrer Kinder betreffend.

Wundert euch nicht, meine Freunde, wenn ich es nicht bey meinen bloßen Eingebungen bewenden lasse, denen ihr bisher, wie ich es an euch rühmen muß, gern und willig gefolget seyd, sondern noch einen öffentlichen und zwar schriftlichen Unterricht hinzuzuthun bemühet bin. Mich deucht, man kann in einer Sache, dergleichen die Erziehung der Kinder ist, die für mich von der allergrössesten Wichtigkeit seyn muß, nicht leicht sicher genug gehen. So sehr mir nun diese Sache am Herzen liegt, indem ich euch alle unter meiner Macht zu haben wünsche, welches aber nicht leichter von statten geht, als wenn ihr in der Erziehung denen Regeln folget, die ich euch dazu vorschlagen werde; eben so stark ist auch mein Vertrauen zu eurer Willfährigkeit, daß ihr euch bestens werdet angelegen seyn lassen, eure Kinder der Hand desjenigen zu entziehen, den ich hasse, und sie zu demjenigen Stande tüchtig vorzubereiten, in welchem ihr euch dereinst mit mir befinden sollet. Ich will nicht hoffen, meine Theuren, daß ich meine Mühe in Verfertigung dieser Anweisung werde bereuen dürfen. Ich beschwöre euch, sparet nichts, was in eurem Vermögen stehet, dieselbe wohl zu gebrauchen, sie eurem Gedächtnisse tief einzuprägen, und meiner Vorschrift aufs genaueste zu folgen. Merket es demnach wohl, daß die Leitung der Gemüther eurer Kinder, wenn sie noch jung und biegsam sind, den stärksten Einfluß in ihr ganzes folgendes Leben hat. Ich ermahne euch daher vor allen Dingen, daß ihr euren Umarmungen ein unordentli-

ches Leben vorhergehen lasset, oder daß ihr damit so lange wartet, bis ihr mit einer schändlichen und ansteckenden Seuche behaftet seyd, die ihr denn auf eure Kinder fortpflanzen könnet. Denn ich wünsche nichts mehr, als daß ihre Leiber kränklich und schwach seyn mögen, weil sie hiedurch weit leichter zu Lastern und Bosheiten geneigt werden. In ihrer zartesten Jugend, müsset ihr sie überaus warm halten, und in eine Menge von Tüchern und Windeln einhüllen; und ihnen so oft zu essen geben, als es nur möglich ist, und zwar auf einmal so viel, als ihr ihnen immer einzwingen könnet, bis sie es wieder von sich geben. Mir und euch muß es zu einem großen Vergnügen gereichen, wenn wir sehen, wie ihnen alsdenn das Herz klopfet, und sie nach Athem schnappen, von der schweren Last der Speisen inwendig, und der Tücher auswendig. Ich habe hiebey noch den Endzweck, in einem solchen Kinde böse und grobe Feuchtigkeiten hervorzubringen, auf welche ich in Zukunft mit dem grössesten Vortheile würken kann.

Ihr dürft euch nicht um das Gesinde bekümmern, denen ihr die Sorge für euer Kind anvertrauet; die mehrsten dieser Leute stehen in meinem Solde. Was hindert es, wenn gleich das Kind durch die Nachlässigkeit seiner Wärterinn ein lahmes Bein, ein schielendes Auge, einen krummen Buckel ꝛc. bekömmt. Diese Gebrechen werden es zum Spott und Gelächter der ganzen Welt machen, und wenn es älter wird, und solche bemerket; so wird es gleichfalls alle Menschen hassen: Dieses trägt vieles bey, meine große Absicht zu erreichen. Vielleicht werden einige von euch eben den Einwurf machen, den mir ein junger Teufel machte, als er dieses las, was ich hier schreibe. „Wenn „es ihm erlaubt wäre, sagte er, seinem „Fürsten einen Rath zu geben; so hielte er „es für besser, daß ich Lehren gäbe, die „Kinder so aufzuziehen, daß sie gesund „und stark und folglich auch tüchtiger wür„den, viel Uebel in der Welt zu stiften.„ Ich habe aber hierinn mehr Einsicht, als er. Ich weiß, daß ich in einem schwachen, kränklichen, und verunstalteten Körper, eher ein Gemüth finde, den Saamen des Neides, des Hasses, der Bosheit und anderer meiner beliebten Laster, auszustreuen. Ich nenne sie meine beliebten Laster, weil sie mir, als das Gift des ganzen geselligen Lebens überaus nützlich sind. Pflanzet also, ihr Eltern, diese lasterhaften Neigungen in euren Kindern fort, so viel es möglich ist. Vornemlich wünsche ich, daß ihr sie lehret rachgierig seyn. Wenn euer Kind fällt, oder sich stößt, so schlaget allemal den Boden, den Stuhl, oder die Wand, wogegen es gefallen ist, bis es sich dadurch befriediget sieht. Wenn Brüder, Schwestern, Verwandte, oder Spielkameraden dasselbe von ohngefähr stossen, so muß sie eur Kind selbst so lange schlagen, bis sie schreyen; auf diese Art wird es lernen, sich niemals beleidigen zu lassen, ohne es siebenfach zu vergelten.

Wenn die Kinder aufwachsen; so werden ihre Leidenschaften heftiger, sie bekommen eine Begierde, beynahe alles das zu haben, was sie sehen. Verschafft ihnen, was sie nur begehren, dadurch wird ihr Wille unumschränkt werden, und sie werden über euch und andre herschen lernen. Begehren sie etwas, das nicht für sie gehöret; so schlaget ihnen solches anfänglich ab, bis sie schreyen, toben und heulen; hiedurch werden sie leicht eigensinnig und verkehrt werden. Sie werden sich inskünftige in dergleichen Fällen allemal dieses Mittels bedienen, und niemals eher nachgeben, bis sie ihren Endzweck erreicht haben. Es wird mir eine Freude seyn, diese Laster an euren Kindern zu erblicken, und je früher sie ihnen eingepflanzt werden, desto lieber ist es mir.

Sie dienen zu einem herrlichen Grunde, um andere lasterhafte Gewohnheiten darauf zu bauen.

Erhält euer allerliebster Zärtling einmal einen Sieg über euch; so wird er sich keines andern Menschen Willen ferner unterwerfen. Beleidiget ihn alsdenn jemand; so wirft er Messer, Gabel, Holz und Steine, oder was ihm nahe liegt, um sich her, sich zu rächen. Diese Leibes- und Gemüthsbeschaffenheit wird die Quelle vieler Unordnungen und Verwirrungen in eurer Familie seyn; und dienen ebenfalls den Frieden der Stadt und des ganzen Landes zu stöhren, so wie ihm sein künftiger Stand hiezu Gelegenheit an die Hand geben wird. Sollte es etwa was von euch begehren, welches ihr ihm zu geben nicht im Stande seyd, so suchet durch die Art einer abschläglichen Antwort seinen Verdruß zu erregen, und nach und nach seine Wuth aufs höchste zu treiben, und endlich versprechet ihm das angenehmste dagegen, so ihr nur erdenken könnet, als Spielzeug, Zuckerwerk, Näscherey rc. Bey einem etwanigen Verweise eines begangenen Fehlers sagt ihm nicht, daß es eure Gewogenheit verlieren werde, wenn es sich nicht bessere, nein, dieses würde ihm zu erkennen geben, daß die vornehmste Absicht und Belohnung alles seines Verhaltens euer Wohlgefallen und eure Gunst seyn müsse. Sagt ihm vielmehr, ihr wollet ihm, wenn es euch in einer Sache mißfällig sey, sein Spielzeug, seinen schönen neuen Hut rc. wegnehmen, oder es sollte diese oder jene Leckerey nicht haben, die ihr ihm sonsten hättet geben wollen; hiedurch wird es lernen, seine grösseste Glückseligkeit in Spielwerken, Kleidern und leckern Speisen zu suchen.

Es muß sich ferner der Lügen und zweydeutigen Reden geschickt zu bedienen wissen, und dieses könnet ihr ihm am besten durch euer eigenes Beyspiel beybringen; in welcher Absicht ihm auch die Wärterinn allerley künstliche Ausflüchte in den Mund legen kann. Erzehlt es seinen Spielgesellen Unwahrheiten; so lächelt darüber, und lobt gegen andere das lose Kind. Zerbricht es von ohngefähr eine Theeschaale oder ein ander Geschirr, und läugnet es nachher; so erwehnet der Lügen ganz und gar nicht, sondern züchtiget es, des Schadens wegen, scharf; hiedurch werden die Ueberbleibsel von Liebe und Hochachtung gegen euch aus seiner Brust gänzlich vertilget werden, und dagegen eine sklavische Furcht die Stelle einnehmen; es wird ein Meister in der Kunst zu lügen werden, wenn es siehet, daß es deswegen nicht gestraft wird, sondern vielmehr einer Tracht Prügel dadurch entgehen kann. Wenn ihr euer Kind peitscht, so peitscht es im vollen Aerger, gerade zu der Zeit, wenn die Veranlassung die nichtswürdigste ist, und eure Wuth am höchsten gestiegen ist: dadurch wird es bis zur Verhärtung verstockt werden, und eur Beyspiel wird ihm dereinst zum Muster dienen.

Um seinen Umgang und seine Gesellschaft bekümmert euch nicht, macht es nur böse; es wird sich richtig solche wählen, die eben so schlimm und noch ärger sind, als es selbst ist: dadurch werden seine Fertigkeiten zu allen Bosheiten fest gegründet werden. Lernet es von seines gleichen dreiste, unverschämte Worte und Ausdrücke; so bezeuget euer Wohlgefallen, und bewundert die frühzeitige Lebhaftigkeit des Kindes. Wollet ihr aber mir, und allen Teufeln in der Hölle, eine vorzügliche Freude machen, so versaget eurem Kinde euren lächelnden Beyfall nicht, wenn ihr sehet, daß es sich ein Vergnügen daraus macht, Vögel und andere Arten von Thieren zu quälen, sie langsam zu martern und sie endlich allmählig sterben zu lassen. Die Entzückung eines Kindes, die in seinem Gesichte ausgedruckt ist, über das Winden, Krümmen, Schreyen und ängstliche Gebähr-

den eines solchen Thierchen, das unter seinen Händen geängstigt wird, dem es Glied vor Glied ablöset, es in Stücken zerschneidet, und nach und nach zerreisset, ist mir das liebste Schauspiel. Ein solches Kind verspricht mir in der Zukunft was großes. Einen solchen Anblick gönnet mir oft, wenn ich euch anders lieb bin. Seine Nebenmenschen werden mit der Zeit die Stelle der Thiere bey ihm vertreten. Wie grausam, wie unbarmherzig wird es dereinst werden! Es wird seine Glückseeligkeit darinn setzen, wenn es seinen Nächsten leiden, wenn es dessen Elend sieht, noch mehr, wenn es ihm selbst dasselbe verursachet hat. Verflucht sey alle Sanftmuth und alles Mitleiden! Was soll Mildthätigkeit, Barmherzigkeit und Erbarmung; Tugenden, die mir verhaßt sind? Was sollen Werke der Liebe. Wenn euch ein Elender, ein Nothdürftiger, ein Hungriger, ein Kranker, ein Betagter, ein Greis oder ein Blinder, um euren Beystand, um ein Allmosen, um ein Stück Brod anflehet, so schickt euer Kind hin, daß es solche Elenden verhöhne, sie von der Thür weise, und sie drohend aus dem Hause treibe. Schimpfet selbst auf solche Nichtswürdige, verweiset ihnen ihre Armuth, ihr Elend mit hämischen und empfindlichen Worten, in Gegenwart eures Kindes.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Akademika.

Der zeitige Prorektor, Herr D Teller, hat statt des gewöhnlichen Programmatis aufs Osterfest eine neue Ausgabe des Justinischen Fragments de resurrectione carnis auf 7 Bogen veranstaltet. Der Text ist größtentheils aus der Benedictiner Ausgabe, bey der ein gewisser Maranus die Aufsicht gehabt, abgedruckt, in der entgegen stehenden Columne eine verbesserte lateinische Uebersetzung beygefügt, und ausser einer Vorrede, die eine kurze Geschichte dieses Fragments enthält, das ganze mit Anmerkungen vermehret worden, welche theils kritisch sind, und die Sprache des Justins erläutern, theils historisch und den uralten Streit über die Auferstehung des Fleisches betreffen. Bey dem Universitätsbuchdrucker Schnorr sind noch Exemplare davon zu bekommen.

Das Programma aufs Pfingstfest, welches gleichfalls den Herrn D. Teller zum Verfasser hat, enthält Ιςορυμενα de homine Πνευματικω auf 2 Bogen. Es wird zuerst gezeigt, in welchem Verstande Paulus die Benennung genommen und klar gemacht, daß die uns geläufigern der vernünftige Mensch damit incident sey. Dann wird der Charakter des geistlichen Menschen in einer vollständigen Zeichnung entworfen, und zuletzt in einer aneinanderhangenden Erzehlung gezeigt, wie ihn die Gnostiker ganz verstellt, die Montanisten nur einige neue Züge hinzugesetzt; die Mönche der mittlern Zeiten einen besondern Stand der Geistlichen im Gegensatz der Weltlichen daraus erzwungen, bis endlich die neuern Fanatiker den gnostischen Unsinn wieder aufgewärmet.

Helmstädt, den 10. Jun. 1766.



Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

50tes Stück.

Sonnabends, den 21. Junii, 1766.

Fortsetzung vom Lande der Erziehung.

Schreiben des Teufels an die Eltern, die Erziehung ihrer Kinder betreffend.

Zum Hochmuthe könnet ihr es leicht verleiten, wenn ihr es fleissig an seine Vorzüge erinnert, die es vor andern Menschen hat, die ihr dagegen verachtet. Machet ihm das Verdienst begreiflich, so in dem Worte Vornehm, und von Stande, stecket. Lehret es, was diese Wörter für einen gewaltigen Unterschied unter dem menschlichen Geschlechte machen, und wie sie allein den Werth eines jeden bestimmen. Verweiset es deshalb öfters auf seine besetzte Weste, die der Nachbarjunge nicht hat, oder auf seinen Rock von feinern Tuche, welchen sich sein Schulgeselle nicht anschaffen kann. Euer Stand und eure Handthierung mag noch so gering seyn, ihr werdet immer Gründe finden können, warum hundert andere verächtlicher als der eurige sind. Den letzten Nachdruck hierinn gebet eurer Erziehung, wann die Zeit kommt, daß ihr es aus Gewohnheit, wie ihr es nennet, confirmiren lasset, da lasset es seinen Rang im Sitzen behaupten, nur hierauf muß es alsdenn seine Gedanken richten, oder sondert es gar von der öffentlichen Versammlung ab; dabey ihr es denn bedeutet, es geschähe, um eine pöbelhafte Gemeinschaft mit gemeiner Leute Kindern zu vermeiden. Wenn ihr euch in dieser Sache nach meinen Erinnerungen befleissiget, so wird mir dieser, sonst schädliche Gebrauch, gleichfalls sehr nützlich. Ihr führet alsdenn euer Kind keinem andern als mir zu, und dafür segne ich euch.

Doch es wird sich alles dieses von selbst finden, fanget nur früh genug mit eurem Kinde an, meinen Vorschriften nachzuleben. Schicket ihr es in die Schule, so befehlet dem Lehrmeister, allezeit ihm gelinde und höflich zu begegnen, es verhalte sich wie es wolle; oder aber, wenn ihr lieber wollet, so lasset es ohne Unterlaß bey jeder Gelegenheit auf das schärfste züchtigen. Ihr könnet von beyden Extremitäten wählen, welches euch beliebt, ich verfehle auf beyde Arten meines Endzwecks nicht. Nur keine Mittelstraße, wobey der Lehrer nach den Umständen bald billiget, bald verweiset.

Und nun ein Wort an die Eltern, die auch sogar auf die Religion bey der Erziehung sehen. Diese lehren das Kind beten; gut! das kann ich noch leiden: aber merket nur. Ihr dürfet es ihm eben nicht wissen lassen, was das heisse, beten; genug wenn es euch gewisse Formeln nachjaget; es ist ganz gleichgültig, was für welche es auch sind; doch sind die für Kinder am wenigsten faßlichen, und wobey es nichts denken kann, die besten. Diese plappert es geschwinde her, und kann dabey ein Betragen annehmen, welches ihm gefällt, das bekümmert euch nicht: und auch ihr könnet inzwischen eure Geschäfte fortsetzen. Noch besser aber ist es, wenn ihr es des Morgens aus dem süßesten Schlafe plötzlich erwecket, und ihm geschwinde den Morgenseegen hersagen lasset; und wenn es sich noch nicht recht besinnen kann, und die Worte falsch ausspricht, so schlaget es ins Gesicht. Vornemlich des Abends, wenn seine Müdigkeit aufs äuserste gekommen ist; so muß es seinen Abendseegen herbeten, dies kann entweder halbschlafend geschehen, oder ihr könnt es durch Schläge ermuntern. Betet es vor Tische, und ihr merket, daß es einen starken Appetit zum Essen äußere, so lasset es einige lange Gebeter mehr hersagen. Hat es sich nun recht dick gefressen, so macht es wieder so, die Blähungen mögen es noch so sehr incommodiren. Bekommt es durch dergleichen Verfahren nicht den höchsten Abschen vor allem, was Religion heißt; so will ich verloren haben; so bin ich ein guter Engel und kein Teufel, der euch unterrichtet. Ein solches Kind wird, wenn es erwachsen ist, nicht leicht von selbst zum Beten angetrieben werden; und wäre es ihm mechanisch geworden, nun so ist es ein guter Heuchler und ein Spötter dessen, den es anbetet. Hieraus nun könnet ihr es beurtheilen, wie ich es haben will, daß ihr es in der Bibel oder andern geistlichen Büchern sollet lesen lassen, damit ihm das Wort der Schrift verhaßt werde.

Ich muß mich noch eurer Töchter besonders annehmen, ohngeachtet sie bey dem vorigen nicht ausgeschlossen sind. Bey ihnen könnet ihr euch noch einiger Kunstgriffe mehr bedienen, sie meiner würdig zu machen. Wenn ihr in ihrem schwachen und zärtlichen Körper ein Gemüth zubereitet, wie ich es wünsche; so sind sie mir die nützlichsten Werkzeuge, wodurch ich vermögend werde, die ganze Welt zu verderben. Mit Hülfe ihrer, als dereinstigen Mütter, kann es mir nicht fehlen. Neid, Hochmuth und Eitelkeit, o ihr geliebten Laster, wie entzückt ihr mich, wenn ich euch und ein verführerisches Gesicht zugleich antreffe. Mit wie vielem Vergnügen gönne ich euch, meine schönen Kinder, die ihr mir an Schwärze gleichet, die weiseste Brust zu eurem Sitze; hier herrschet uneingeschränkt; hier findet ihr Gelegenheit eure und meine Macht auszubreiten. Ich rathe es euch nicht ab, ihr Eltern, fortzufahren, für die Leibesschönheit eurer Töchter Sorge zu tragen, und zwar nur allein dafür. Eure Sorgfalt hierinn sey ohne Gränzen, alles übrige werde ihr aufgeopfert. Ihr wisset es ohne mein Erinnern, daß der Putz das einzige Geschäfte einer Tochter seyn müsse. Gleich von Jugend auf nennet sie nicht anders als schönes Kind und Prinzessinn; wird sie grösser, so heißt sie Göttin. Sie kömmt nicht aus Mama Händen, wenn sie aufgezogen wird, und kann sich unter Anführung derselben an dem Gesinde üben, ihre Seelenkräfte zu entwickeln; ist jemand darunter, der ihr beständig schmeichelt und liebkoset, einer solchen Person könnet ihr sie sicher anvertrauen. Auch euch, Mütter, statte ich meinen Dank ab, die ihr eure Töchter ganz von euch schaffet, und sie anderer Orten vor Geld erziehen lasset. Euer mütterlicher Trieb ließ euch befürchten, sie möchten leicht verschie-

deneś von euch annehmen, was meiner Absicht zuwider gewesen wäre; nun habt ihr dieses ferner nicht zu besorgen: oder ihr fühltet diesen Trieb gar nicht, und waret froh, euer Kind los zu werden, dessen Gegenwart euch lästig war. Und o wie lieb habe ich euch deswegen, ich umarme euch schon zum voraus. Eure Tochter hat nun keine Verbindlichkeit mehr gegen euch, sie wird euch vergessen, ihr werdet ihr gleichgültig werden, und von der Gleichgültigkeit zum Hasse ist nur ein Schritt. Wenn ihr sie unter eurer Aufsicht behaltet, so kaufet ihnen allerhand Nichtswürdigkeiten, die Zeit zu vertreiben. Sie müssen nichts ernsthaftes vornehmen, — frech, dumm und abgeschmackt — doch ihr wißt es schon. Von der Hauswirthschaft haben sie nur den Theil zu lernen, der das Commando über das Gesinde betrift. Beschäftigungen genug! Keine andere Arbeit; sollten sie dazu Hände haben? Diese mögen sie gebrauchen, ihre Kleidungsstücke in Falten zu legen, und einem Schminkpflästerchen seinen gehörigen Ort zu bestimmen.

Doch ihr Eltern rufet mir zu, durch alles dieses sagte ich euch nichts neues, es wäre bisher von euch keines von allen diesen Stücken unterlassen worden. Nun so beharret dabey und erfindet selbst, ihr übertreffet nicht selten alle meine Erwartungen. Ich bin indessen, wenn ihr so fortfahret,

getreue Diener des Engels der Finsterniß, Sachwalter und Vermehrer des Reichs der Hölle, meine theuersten Mitgenossen und Mitteufel,

euer würdigster Freund, und ewiger Vergelter.

(Die Fortsetzung ein andermal.)

Wichtige Entdeckung eines Mittels wider die Krebsgeschwüre.

Es ist bekannt, was für eine fürchterliche Sache der Krebs ist, und wie wenig man bisher im Stande gewesen, mit den gewöhnlichen Arzeneyen diese schreckliche Krankheit zu heilen. Der Sachsengothaische Hofrath und Leibmedikus, Hr. Sulzer, hat daher in verschiednen öffentlichen Blättern ein ausserordentlich simples und unschuldiges Mittel, welches sich jedermann auf die leichteste Art verschaffen kann, bekannt gemacht, welches wir der Menschlichkeit zum Besten hiermit gleichfalls mittheilen wollen.

Man nimmt nemlich frische gelbe Mohren (Daucus Sativus) reibet sie auf einem Reibeisen, und drückt den Saft nur blos mit der Hand aus. Alsdenn wärmet man diese geriebenen Mohren auf einem Teller, oder in einer irdenen Pfanne; legt solche als ein dickes Pflaster oder Cataplasma auf das Geschwür, und füllet alle Tiefen und Höhlungen wohl damit aus, so daß überall das Fleisch unmittelbar davon berührt wird; hierauf bedeckt man es mit einer trockenen und etwas gewärmten Serviette.

Dieses Cataplasma oder Pflaster muß man alle zwölf Stunden frisch wieder auflegen. Man thut alsdann das alte ganz weg, und wäscht und reiniget die Wunde mit einem in das warme Dekoct von der Cicuta (Cicuta major foetida) eingetauchten Pinsel von Carpey.

Dieses Mittel stillet in wenig Tagen die Schmerzen, vertreibt den unerträglichen Geruch, welcher dieses Uebel begleitet, die Suppuration vermindert sich, und die Wunde giebt statt der bösartigen Materie ein gutes Eyter. Der Zustand des Kranken wird folglich erträglicher. Wenn auch dieses

ses Mittel keine andere Würkung hätte, so wäre dieses schon viel. Aber bey desselben fortdaurendem Gebrauche werden die harten und callösen Ränder des Geschwüres weich, die Geschwulst nimmt ab, und verliert sich nach und nach, es kömmt gesundes Fleisch hervor, die Wunde cicatrisirt sich, und mit einem Worte der Krebs heilt.

Wenn man dieses Cataplasma gebraucht, so muß man manchmal einigen Zufällen, als Fieber, Durchfall, Speichelfluß, und colliquativische Schweisse, welche sich manchmal bey dergleichen Geschwüren äußern, durch diensame Medikamente abzuhelfen suchen. Eine gehörige Diät muß gleichfalls beobachtet werden, und ist es sehr gut, wenn die Kranken auch fleissig gelbe Mohren in Milch gekocht essen.

Man wünscht, daß man sich dieses leichten Mittels bey der ersten Gelegenheit bedienen möge, und von dem Erfolg in diesem Blättern einige Nachricht gebe.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

51tes Stück.

Mittwochs, den 25. Junii, 1766.

Von einer demonstrativischen Rechtsgelahrtheit.

§. 1.

Dem Erzvater der Philosophen Aristoteles hat es vor mehr als tausend Jahren gefallen den Ausspruch zu thun; daß in moralischen Dingen eine unträgliche und mathematische Gewißheit unmöglich sey. Man hielt es viele Jahrhunderte für eine Todsünde diesem angeblichen Wunder der Welt zu widersprechen. Man glaubte, daß die Natur bey der Bildung dieses Mannes alle ihre Kräfte verschwendet, und ihn dazu bestimmet hätte, daß er die höchste Stuffe der menschlichen Weisheit erreichen sollte. Dieses übertriebene Vorurtheil des Ansehens hatte die Würkung, daß ein Heer falscher Meynungen über die Wissenschaften verbreitet, und auch diese mit fortgepflanzt wurde, daß die moralischen Wissenschaften keiner Demonstrationen in strengem Verstande fähig wären. Sie mußten sich eine geraume Zeit in das Fach der empirischen Disciplinen einschließen lassen, weil sie der große Aristoteles einmal dahin verwiesen hatte. Man sahe mehr auf den Urheber, als auf die Wichtigkeit der Gründe des Irrthums. Diese bestunden darinn: die moralischen Disciplinen hätten es mit den freyen Handlungen der Menschen zu thun; diese wären zufällig; zufällige Dinge könnten nicht demonstriret werden, folglich auch nicht jene Wissenschaften. Elender Beweis! ich mache die Instanz: die Geometrie hat es mit Ausmessung der Körper zu thun; diese ist eine freye Handlung, also zufällig; zufällige Dinge können nicht demonstriret werden, folglich auch nicht die Geometrie, welches doch ungereimt, und selbst nach peripatetischen Grundsätzen nicht zu behaupten ist. Die Quelle dieses Irrthums liegt in dem unbestimmten Ausdrucke; daß die moralischen Wissenschaften es mit den freyen Handelungen der Menschen zu thun hätten; dieses ist wahr, aber nicht in sofern sie würklich sind, sondern in sofern sie mit den Gesetzen übereinstimmen, oder von solchen abweichen. Puffendorff urtheilet recht, daß es lächerlich wäre, wenn jemand sich einfallen ließe zu demonstriren, daß Cajus jetzt einen Diebstal begehe, obgleich mit mathematischer Gewißheit zu erweisen sey, daß, wofern es geschehen, jener das Gesetz der Natur übertreten habe.

§. 2.

Die neue Weltweisheit hat die alten Vorurtheile verdrungen. Man lachet jetzt über die Frage: Ob bey moralischen Wahrheiten eine apodictische Gewißheit möglich sey? Das Recht der Natur ist unstreitig eine demonstrativische Wissenschaft. Von dem Positivrechte ist es nicht ausgemacht, ob es diesen Titul verdiene; von einigen wird es bejahet, von andern verneinet, beyde begehen einen Fehler. Jene, wenn sie schlechthin behaupten, daß das Positivrecht sich demonstriren lasse; diese, wenn sie es ohne Unterscheid leugnen. Der verstorbene Kanzler von **Ludewig** hat sich berechtiget gehalten, diese Streitigkeit durch einen Machtspruch zu entscheiden, welcher in den unhöflichen Ausdrücken verfaßt ist. **Es laufen die Großsprechereyen** de methodo et demonstratione mathematica **auf eitel Windfänge hinaus.** Nur Schade! daß das Reich der Wissenschaften keine Kanzlers und Premierministers, sondern den einzigen Souverain, die gesunde Vernunft kennet, welcher sich alle würdige Mitbürger dieses Staats schlechterdings unterwerfen müssen. Ich habe vor einigen Jahren in der Abhandlung de genuina methodo jurisprudentiae civilis ex notione legum civilium demonstrata beyläufig die Frage untersucht: Ob sich das bürgerliche Recht demonstriren lasse? Die Herren Verfasser der Göttingeschen gelehrten Zeitungen haben das gütige Urtheil gefället, daß ich sie völlig entschieden hätte, und dem Königl. Preussischen Herrn Geheimenrath **Nettelblat** hat es gefallen in den **unvorgreiflichen Gedanken von dem heutigen Zustande der bürgerlichen und natürlichen Rechtsgelahrtheit in Deutschland** ꝛc. meine Schrift unter die vornehmsten in ihrer Art zu zählen und denjenigen an die Seite zu setzen, welche die großen Männer von **Wolff, von Cramer, von Moser** und andere zu Verfassern haben. Ich erkenne diese Gewogenheit mit dem verbindlichsten Danke, ich bedaure aber auch, daß ich sie nicht verdiene. Ich will die Frage jetzt allgemeiner einrichten, und untersuchen: Ob das Positivrecht überhaupt der demonstrativischen Lehrart fähig sey?

§. 3.

Alles Recht hat es mit Gesetzen zu thun; diese müssen einen Grund haben; solcher ist entweder in dem Wesen der Dinge anzutreffen, oder nicht; in jenem Fall hat man natürliche, in diesem Positivgesetze. Die Wissenschaft von den Positivgesetzen und deren Anwendung auf vorkommende Fälle wird das Positivrecht genennet. Dieses muß also Gesetze enthalten, von welchen der Grund nicht in dem Wesen der Dinge zu finden ist. **Demonstriren** heißt Wahrheiten aus nothwendigen Grundsätzen durch rechtmäßige Folgen herleiten. Dieses ist der gewöhnliche Begriff der in den Schulen der Mathematiker angenommen und in den Schriften der neuern Weltweisen beybehalten ist. Diejenigen welche diesen Sprachgebrauch verlassen, und das Wort demonstriren willkührlich erklären, begehen einen Fehler wider die Vernunftlehre, und geben Gelegenheit zu nichtswürdigen Wortstreiten. Es ist irrig, daß demonstriren nichts anders heisse, als **Wahrheiten in systematischer Ordnung vortragen**; kein Philosoph wird dieses einräumen; man kann von der demonstrativischen Lehrart sicher auf eine systematische aber nicht umgekehrt schließen; der Verfasser des **gründlichen Beweises, daß sich das römische Recht demonstriren lasse**; hätte die Mühe sparen können, weitläuftig darzuthun, daß dieses Recht eines systematischen Vortrages fähig sey: weil vielleicht noch kein Rechtsverständiger in der Welt solches geleugnet hat; und wenn er daraus schließt, daß sich das römische Recht demonstriren lasse; so ist es ein offenbahrer Fehler, der

der daher entstanden, daß dieser Schriftsteller den Sprachgebrauch verlassen und von der Demonstration einen willkührlichen Begriff angenommen hat. Es ist irrig, daß demonstriren nichts anders heisse, als so erweisen, daß eine Ueberzeugung entstehe; welchen Begriff ein geschickter Rechtslehrer unsrer Zeiten willkührlich angenommen, und durch Hülfe desselben erwiesen hat, daß sich das bürgerliche Recht demonstriren lasse. Unzählige Wahrheiten werden mit Ueberzeugung erkannt, ohne daß man sie demonstriren kann. Ich bin überzeugt, daß vormals ein Eroberer in der Welt gewesen sey, welchen die Geschichtschreiber Alexander den Großen nennen, gleichwol kann diese historische Wahrheit nicht demonstriret werden. Es ist ganz unnöthig zu untersuchen, ob man die Lehren des bürgerlichen Rechts mit Ueberzeugung vortragen könne, weil niemand, so viel ich weiß, jemals daran gezweifelt hat; aber hieraus die Folge ziehen, daß sich das bürgerliche Recht demonstriren lasse, ist ein Versehen, welches der willkührlich angenommene Begriff von der Demonstration nicht rechtfertigen kann. Eben so fehlerhaft ist die Eintheilung der Demonstration in eine historische und philosophische, die ich in einer gewissen Schrift angetroffen habe. Soll der gewöhnliche Begriff des Worts Demonstriren behalten werden, so ist eine historische Demonstration ein lederner Schleifstein; will man ihn aber verlassen, so wird die bekannte Regel; daß man die Kunstwörter in der gewöhnlichen Bedeutung nehmen soll; aus den Augen gesetzet, und eine Sprache erdacht, die nichts als Verwirrung hervorbringt. Ich werde bey den angenommenen Begriffen bleiben, und nach diesen untersuchen, ob das Positivrecht zu den demonstrativischen Wissenschaften gehöre?

§. 4.

Da die natürlichen Gesetze ihren Grund in dem Wesen der Dinge haben (§. 3.) aber, wie man in der Metaphysik erweiset, nothwendig sind, so müssen auch die wesentlichen Eigenschaften nothwendige Grundsätze darreichen, aus welchen jene Gesetze durch rechtmäßige Folge können hergeleitet werden; dieses wird Demonstriren genennet, (§. cit.) mithin ist unstreitig, daß die **natürlichen Gesetze der Demonstrationen fähig sind.**

§. 5.

Positivgesetze sind diejenigen, von welchen der Grund nicht in dem Wesen der Dinge anzutreffen ist (§. 3.) es fehlet daher an nothwendigen Grundsätzen, aus welchen sie rechtmäßig gefolgert werden können (§. 4.) sie sind also zufällig und können verändert werden, ohne die wesentlichen Eigenschaften der Dinge aufzuheben. Es folget hieraus, **daß es unmöglich sey, Positivgesetze zu demonstriren.**

§. 6.

Durch das Positivrecht wird die Wissenschaft von den Positivgesetzen und deren Anwendung auf vorkommende Fälle verstanden (§. 3.) da nun erwiesen ist, daß es unmöglich sey diese Gesetze zu demonstriren (§. 5.) so folget unwidersprechlich, **daß das Positivrecht überhaupt und an sich betrachtet nicht demonstrirt werden könne.**

§. 7.

Das in Deutschland übliche Recht bestehet aus natürlichen und Positivgesetzen zugleich. Es ist unnöthig diesen Satz zu erweisen. Man darf nur die Haupttheile des angeführten Rechts obenhin ansehen, so wird man davon überzeuget. In dem bürgerlichen, kanonischen, peinlichen, Lehn- und Staatsrechte sind allenthalben die Positiv- und natürlichen Gesetzen untermenget; woraus erhellet, **daß das in Deutschland übliche Recht nicht für ein pur positives, sondern vermischtes Recht zu halten sey.**

§. 8.

§. 8.

Weil das in Deutschland übliche Recht nach seinen Haupttheilen aus dem bürgerlichen, kanonischen, peinlichen, Lehn- und Staatsrechte bestehet, und alle diese Rechte eine Mischung natürlicher und Positivgesetze enthalten (§. 7.) von welchen jene der Demonstrationen fähig sind, (§. 4.) diese aber nicht; (§. 5.) So kann auch das angeführte Recht nach allen seinen Theilen in Ansehung der natürlichen Gesetze demonstriret werden; in Ansehung der Positivgesetze aber ist es unmöglich.

§. 9.

Aus den erwiesenen Sätzen kann man von der Beschaffenheit der Klagen urtheilen, die in den Schriften verschiedener Rechtsgelehrten über den Mangel einer demonstrativischen Jurisprudenz geführet werden. Sie seufzen über den elenden Zustand dieser Wissenschaft; sie verlangen ein demonstrativisches Lehrgebäude; sie bieten alle philosophische Rechtsgelehrten auf, an dieses große Werk Hand zu legen und der Verwirrung zu steuren; sie erweisen die Möglichkeit und erheben den Nutzen dieses prächtigen Gebäudes; sie wünschen und hoffen. Ich überlasse diesen Gelehrten ihre Wünsche, und bin überzeuget, daß bey damaliger Beschaffenheit der Gesetze eine durchgehends demonstrativische Rechtsgelahrtheit unmöglich sey.

Jäger.

Neues Mitel wider das Fieber.

In verschiedenen öffentlichen Blättern, wird folgendes neue Mittel wider das Fieber angeführt, welches um desto mehr bekannt gemacht zu werden verdient, weil es sehr wohlfeil, und noch dazu von angenehmern Geschmacke seyn muß, als die China. Es besteht dieses Mittel in einer halben Tasse Coffee, zu welcher man eine gleiche Quantität Citronen- oder Limoniensaft füget. Die Weise, dasselbe zuzubereiten, ist diese:

Man nehme von gebramten und auf gewöhnliche Art gemahlnem Coffee so viel, als zu zween Tassen nöthig ist, nemlich ohngefähr 6 Drachmen, die man in einer Tasse ordentlichen Wassers so lange sieden läßt, bis die Hälfte weggekocht ist. Man gieße sodann dieses Gekochte in eine Coffeetasse, oder dergleichen Trinkgeschirre klar ab, die sich damit halb voll finden wird. Hiernächst drücke man von Citronen- oder Limoniensaft so viel darein, bis die Tasse ganz voll ist. Man mische beydes unter einander, und gebe es dem Kranken an dem Zwischentage des Morgends nüchtern, wenn es seyn kann, oder zu einer andern bequemen Stunde, da der Magen nicht mit der Verdauung der Speisen zu thun hat, heiß zu trinken. Eine Stunde nachher nimmt der Kranke ein Bouillon, und bleibt den übrigen Tag ruhig im Bette liegen. Dieses beregtermaßen gebrauchte Mittel vertreibet ohnfehlbar, von der ersten Einnehmung an, ohne daß man es zum andernmale einzunehmen nöthig hat, das Fieber, so eingewurzelt und von welcher Gattung es auch seyn mag.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

52tes Stück.

Sonnabends, den 28. Junii, 1766.

Die Naturgeschichte der Puter.

Ohne mich darum zu bekümmern, ob das Wort Puter, Deutsch, oder Malabarisch, oder Cherokesisch sey, werde ich mich desselben vornemlich bedienen, weil solches in hiesigen Gegenden am mehresten gebräuchlich ist. Andere Schriftsteller suchen eine Zierlichkeit darinn, wenn sie diese Art Hühner, bald Kalkaunen oder Kalkuten, bald aber Welsche oder Türkische Hühner betiteln. Es sollen diese Herren den Ruhm behalten, daß sie zierlicher sind, als ich, mir ists genug, wenn ich nur einigermaßen so nützlich bin, als sie.

In Ansehung der eigentlichen Heymath, scheinen die Geschichtschreiber dieses vortreflichen Vogels, uneins zu seyn. Einige wollen ihm das östliche, andre das westliche Indien zu seinem Vaterlande machen. Joh. Brüyerin setzet den ersten Aufenthalt dieser Thiere, an den Ganges, und leitet daher ganz richtig den Namen derselben von der Stadt Kalekut her. Viele andere stimmen bey, und Jo Coler berichtet insbesondere, daß die Puter erst ums Jahr 1530. aus Asien nach Italien gebracht, und daselbst sowol, als nachgehends in Frankreich und andern europäischen Ländern, wären fortgepflanzet worden. Der Ritter Linnäus hingegen, weichet von dieser ältesten Meynung ganz ab, und weiset diesem Vogel das nördliche Amerika, und insbesondere Neu England, zu seiner eigenthümlichen Wohnung an. Beyde Theile können Recht haben, weil die Erfahrung lehrt, daß viele Thiere, sich in mehr als einem Welttheile wild fortpflanzen; und warum sollte dies nicht auch bey den Putern statt finden? Ja es wird sogar aus der Verschiedenheit der Farben dieses Federviehes wahrscheinlich, welche sonst bey wilden Thieren, unter einem Himmelsstriche, mehrentheils gleichartig zu seyn pflegen, nach der großen Entlegenheit der Gegenden aber, worinn sie sich selbst gelassen seyn, sich auch vielfältig verändern.

Es sind also unsere Puter in einer zwiefachen Bedeutung, indianische Vögel, die sich aber unter unserm europäischen Himmel ungemein gut arten; so daß sie sich nicht allein als Hausthiere, oder zahmes Federvieh,

ohne Schwierigkeit aufziehen lassen, sondern sogar in Heydegegenden, ihre wilde Natur wieder annehmen, und ihre Jungen, ohne alle menschliche Wartung glücklich aufbringen können; wie ich davon selbst an einem Orte der Lüneburger Heyde, ein Augenzeuge gewesen bin.

In der Gestalt dieses Vogels findet sich viel sonderbares. Hauptsächlich ist die Bildung seines Kopfes merkwürdig. Die fleischigte Warze über dem Schnabel, so der Hahn nach eigenem Gefallen, fast wie der Elephante seinen Rüssel, erweitert und einziehet, die Verwandlungen der rothen, blauen und blassen Farbe, des von Federn bloßen Hauptes, welche an dem Chameleon kaum vielfältiger seyn kann; der Kehlenkamm und die fleischigen Knoten, so als ein Geschmeide den untern Theil des Halses umgeben, dieses alles würde uns in die größte Verwunderung setzen, wenn uns der Anblick davon nicht alltäglich wäre. Eben so ausserordentlich ist auch der Bart von Pferdehaaren, so dem Hahne aus der Brust wächset. (*) So viel ich weiß, ist bey keinem Vogel in der Welt etwas ähnliches von dieser Art anzutreffen. Der übrige Bau des Körpers kömmt mit der Beschaffenheit des Pfauen, am mehresten überein, womit auch die stolzen Stellungen der Puterhähne am füglichsten können verglichen werden. In der Sprache und Farbe aber entfernen sie sich von diesem ihren Anverwandten sehr weit. Die Puterstimme ist unangenehm, daß sie weder vor Sänger noch Redner unter dem Geflügel gelten können. Und mit den hohen Federfarben will ihre Natur nichts zu thun haben. Man findet unter ihnen, weisse, blaue, graue, bunte und schwarze, aber keine braune, rothe, grüne und gelbe. Sie gehen also nach solcher Farbenvielheit auch von den übrigen Gattungen der Perlhühner ab, mit welchen sie sonst ebenfalls verschwistert sind.

So siehet der Leib dieses Vogels aus. Um nichts zu vergessen, so muß ich auch etwas von der analogischen Seele desselben gedenken. Dieselbe hat, wenn wir sie mit dem Leben anderer vergleichen, ihre Vorzüge und ihre Mängel. Zu der ersten Klasse der Eigenschaften, rechne ich zuerst: die Herzhaftigkeit, womit sie ihren Feinden, wenn solche ihnen auch an Kräften überlegen sind, begegnen. Daher es nicht leicht einem Habichte glücket, ein junges Puter zu erhaschen, weil nicht nur die Alten, ihre Küchlein, so früh als es geschehen kann, vor der Ankunft ihrer Mörder warnen, damit sie sich verbergen mögen, sondern wenn dies nicht hinlänglich ist, auch mit den Raubvögeln den Kampf muthig angehen, und fast jeder Zeit den Sieg davon tragen. Mit dieser Eigenschaft stehet ferner die Liebe gegen ihre kleinen Abkömmlinge sowol, als die Neigung zum gesellschaftlichen Leben unter sich, in einiger Verbindung. Man kann die Alten nicht mehr ängstigen, als wenn man sie zuweilen von ihren Jungen absondert. Sie gehen auch allzeit bey Scharen, und zerstreuen sich nie aus Vorsatze von ihrem Haufen. Vermöge dieser Freundschaft, bieten die Erwachsenen ihren Feinden auch stets einmüthig und mit gesammten

(*) Linnaeus Syst. Nat. Tom. I. p. m. 157. schreibet von diesem Barte: Barba pectoris tertio anno excrescit. Es ist dieses aber entweder überhaupt falsch, oder es gilt nur von den Schwedischen Putern allein. Hier zu Lande erhalten die Hähne dies Zeichen ihrer Volljährigkeit, schon im ersten Jahre. Ja es finden sich auch zuweilen einige unter den Hennen, welche solchen Bart bekommen. Eben so wie auch einige von unsern Schönen gebärtet sind.

sammten Kräften die Spitze, damit sie sich die Ueberwindung ihres Widersachers destomehr erleichtern mögen. Endlich sind sie sehr der Reinlichkeit zugethan. Unsauberes und mit ihrem Miste beschmutztes Futter, verabscheuen beydes die Alten und die Jungen. Sogar können, insonderheit die Küchlein, nicht einmal an ihren Füßen einigen anklebenden Koth vertragen, sondern sie klauben so lange daran, bis die vorige Reinlichkeit wieder hergestellet ist. Zuletzt sind die Alten bey einem jeden Ungemache sehr geduldig. Frost und Hitze, Regen und Sonnenschein, Hunger und Durst, pflegen sie mit einer unnachahmlichen Großmuth zu ertragen. Dies sind die Putersitten von der guten Seite betrachtet. Dagegen tadelt man auch an ihnen, daß sie an der Verschlagenheit vieler anderer Vögel Mangel leiden. Dies äußert sich vornemlich dadurch, daß sie sich öfters ohne Noth in Lebensgefahr geben. Wenn z. E. ein junges Puter an dem Rande eines Wassers gehet, worinn es sich spiegeln kann, so ists sehr geneigt hineinzufliegen und zu versaufen. Zweifelsohne, weil es glaubte, in dem Wasser seines gleichen anzutreffen. Doch halte ich davor, man könne es diesem Viehe verzeihen, daß es die Catoptrik nur sehr schlecht studiret habe. Wer weiß ob unsere Kinder ein Haarbreit klüger wären. Zum andern, hangen sie dem Zorne gar zu lange und zu heftig nach. Es ist ihnen gleichviel ihr Leben zu verlieren, oder zu siegen. Wenn deswegen zween fremde Puterhanen zusammen kommen, so ist ihr Kampf allzeit ernsthafter, als das Gefechte englischer Hanen. Zum dritten sind sie gar zu verliebt. Sowol dem männlichen, als weiblichen Geschlechte von ihnen, kann dieses mit Rechte vorgeworfen werden. Zum vierten, hält man sie auch für allzu stolz. Das Brüsten des Hahnes soll davon zum Beweise dienen. Wie weit aber dieser Beweis reiche, weiß ich selbst nicht. Und zum fünften sind sie träger, als alle andere Hühnerarten. Daher es denn kömmt, daß die Jungen, wenn sie sich hier zu Lande in der Wildniß befinden, dem Fuchse und dem Marder sehr leicht zur Beute werden, indem sie sich nicht die Mühe nehmen wollen, durch Fliegen ihre Sicherheit zu suchen, sondern sich lieber bequemlich drücken, und also den blutgierigen Räubern in den Rachen fallen.

Alle diese bisher erzehlten Begebenheiten, sind Würkungen der Natur, so unserer Beyhülfe eben nicht bedürfen. Wenn wir aber die Puter, als zahmes Federvieh nutzen wollen, so ists unsere Schuldigkeit, daß wir ihnen die Bequemlichkeiten, die sie durch unsern Zwang entbehren müssen, auf andere Weise wieder ersetzen. Und damit solches geschehen könne, so ists nicht allein nöthig, daß wir auf die Umstände ihrer Fortpflanzung, sondern auch auf ihre liebsten Nahrungsmittel, und andere die Puterdiät angehenden Dinge, Achtung geben.

Was das erste betrift, so fangen diese Thiere, nach einer guten Winterfütterung, ohngefehr in der Mitte des Hornungs an, sich mit einander zu paaren, und das Huhn legt 14 Tage nachher das erste Ey, womit es denn einen Tag um den andern fortfährt. Solche sind etwas größer, als Hühnereyer, gelblich weiß mit eingestreueten braunen Flekken. Das Stück wiegt ohngefehr 4 Loth. Gewöhnlich legt ein Huhn nicht mehr als 14 bis 15. Nachdem diese Geburten zur Welt gebracht worden, so macht sich dasselbe zur zwoten Zeugung bereit. Es rupfet sich nemlich die Pflaumfedern unter dem Leibe aus, vermischet solche mit dem Strohe des Nestes, und ist nur mit Gewalt dahin zu bringen, dieses Wochenbette zu verlassen. Alsdann ists Zeit ihm die Eyer unterzulegen, wovon die ältesten aber nicht über 4 Wochen alt

alt seyn müssen, weil sie sonst zum Ausbrüten untauglich sind. Ohne Zweifel, weil die Lebensgeister in einer längern Zeit, ohne Bebrütung verrauchen, und das sogenannte punctum titillans erstirbet.

Es ist nicht rathsam einem Huhne mehr als 15 Eyer zum Ausbrüten anzuvertrauen. Denn ob sie gleich 20 bis 24 bedecken und erwärmen können, so entstehet doch aus solcher Eyermenge, die Gefahr, und auch wol der Schade, daß das Huhn solche nicht fleissig genug kehren und wenden kann, so daß wol einige die ganze Brütezeit hindurch, in einer und eben derselben Lage bleiben. Daher es denn kommt, daß in diesem Falle, viele junge Püter, so bald an den Hälsen, bald an Flügeln und Füßen kontrakt sind, ausgebracht werden, welche ihr krüpplichtes Leben nicht lange fortsetzen, und mehrentheils in den ersten 8 Tagen, durch den Tod Abschied nehmen.

Eine völlige Monatszeit, oder 31 Tage gehen darüber hin, ehe die Küchlein auskommen. Da inzwischen das Huhn bey dem Brüten eine unglaubliche Treue beweiset, und vielehER auf dem Neste verschmachtet, als solches eigenmächtig, um sich Futter zu suchen, verläßt. Ein Umstand, der sich nicht bey den wilden, sondern nur bey den zahmen Putern finden muß, weil sonst diese Familie gleich in dem zweyten Jahre nach der Schöpfung würde ausgestorben seyn. Es ist mir auch nicht unwahrscheinlich, daß in der Wildniß der Hahn mit der Henne im Brüten abwechsele, weil ich einen sehr genauen Hauswirth kenne, der die Kunst, seinen Kalekutenhahn so treuherzig zu machen, ihm junge Gänse auszubrüten, verstand. Wegen solcher übertriebenen Muttertreue, so unsern zahmen Puterhennen eigen ist, muß man dieselben täglich einmal vom Neste werfen, sie füttern und tränken, auch einige Zeit herum laufen lassen, sowol damit das arme Thier durch die langweilige Ruhe nicht gar zu steif werde, wie auch daß die Eyer sich etwas abkühlen mögen, welches zum guten Fortkommen der Küchlein vieles beyträgt. Man darf auch wegen des Erkältens der Eyer eben nicht sehr besorgt seyn, weil ich die Erfahrung habe, daß das Huhn in der dritten und vierten Woche der Brütezeit, jedesmal einen vollen halben Tag, durch Nachlässigkeit der Magd von dem Neste gewesen, und dennoch sind die Eyer gut geblieben. Es braucht nur eine geringe Wärme zu seyn, um das Leben in den Embryonen zu erhalten; und dieselbe dufftet aus etlichen Stunden, von dem mit Pflaumfedern ausstaffirten Neste aus. Während des Brütemonats, frißt die Henne unglaublich wenig, so daß man sie mit einer guten Handvoll Hafer, fast eine ganze Woche ernähren kann. Abermals eine weise Einrichtung der Natur. Denn wie würde dieses Vieh, bey dem so langwierigem Zeugungsgeschäfte, absonderlich wenn sie wild und ohne menschliche Vorsorge leben, seinem Hunger ein Genüge leisten können, wenn ihnen nicht die Ruhe anstatt der Speise dienete. Fräßen sie in dieser Verfassung auch mehr, so würden sie leibiger und schwerer seyn, und also ihre Jungen noch häufiger, als ohnedem geschiehet, erdrücken.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Gelehrte Beyträge

zu den

Braunschweigischen Anzeigen.

53tes Stück.

Mittwochs, den 2. Julii, 1766.

Fortsetzung von der Naturgeschichte der Puter.

Wenn die Küchlein erst das Licht der Welt erblickt haben, so sind sie am allerzärtlichsten, und ihr Leben hanget, insonderheit wegen der Schwerfälligkeit ihrer treuen Mutter, an einem seidenen Faden. Selten pflegt es bey dieser Gelegenheit ohne Kindermord abzugehen. Man ist bey diesen Umständen in einiger Verlegenheit. Denn gar zu früh darf man die Küchlein nicht aus dem Neste nehmen, weil sie durch keine künstliche Wärme so können getrocknet und abgehärtet werden, als es unter den Fittigen des Huhns geschiehet; und lässet man solche im Neste, so stehet man alle Augenblicke in der Gefahr, daß die Alte ihre Jungen zertrete oder erstické. Ich weis hiebey keinen bessern Rath, als daß man erstlich, das Nest nicht tief, sondern sehr flach mache, nur daß die Eyer nicht von ein einander rollen, und sich bey einander halten können. So sind auch die Nester beschaffen, welche sie sich in den Heyden, gewöhnlich unter Wacholdersträuchen verfertigen. Unsere allzeit nützliche Nachahmung der Natur, hat auch in diesem Stücke den Vortheil, daß sowol die untergelegten Eyer nicht so leicht zerbrochen werden, als auch, daß die Küchlein dem gefährlichen Ruhepunkte ihrer Mutter, desto gemächlicher ausweichen, und sich dadurch ihr Leben fristen können. Zum andern rathe ich: man lasse der Natur in den ersten 24 Stunden den Lauf, und vornemlich das Huhn ungestöret, denn eine jede Bewegung desselben ist den Küchlein eben so drohend, als uns ein Wetterstrahl. Wenn aber die jungen Puter recht trocken, und (wie man zu reden pflegt) Nesthart geworden sind, so thut man am besten, daß man sie der gefährlichen Vorsorge ihrer Mutter auf eine zeitlang entziehe. Dies gehet am füglichsten an, wenn man ihnen auf zween oder drey Tage einen abgenutzten Fußsack, oder sonst einen warmen Beutel zur Wohnung anweiset, und die Alte indessen getrost auf dem ledigen Neste liegen läßt. Einige Landleute meynen zwar, den zarten Putern, mit der Wärme eines geheizten Ofens, was zu gute zu thun, allein sie irren sich. Alles junge Federvieh wird durch solche Wartung verzärtelt, an den kleinen

Putern ist aber die Verwahrlosung, so hiedurch geschiehet am merklichsten. Frühzeitig beginnen sie nemlich in diesem Falle arthritisch zu werden, und die Gicht ist ihnen in dem ersten Monate ihres Lebens mehrentheils tödtlich. Nur diejenige Wärme, so sie sich selbst in einem weichen Behältnisse geben, ist ihnen angenehm und gedeylich.

Wo bleibet aber hier, wird man sagen, die angepriesene Nachahmung der Natur? Was soll die Absonderung der Jungen von den Alten? Was das Einsperren in dem wollenen Beutel? Kann dieses auch in der Wildniß geschehen? Freylich nicht. Allein man muß erstlich bedenken, daß alles zahme Vieh, ohne Ausnahme, weichlicher sey, und mehrere Wartung erfodere, als das wilde von gleicher Art. Und zum andern soll die neue Wohnung, so ich meinen Puterküchlein geben lasse, nur die Stelle des warmen Nestes vertreten, woraus sie sind genommen worden. Um auch mein Verfahren noch destomehr zu rechtfertigen; so will ich erzehlen, wie ich mir den Zustand der kleinen Puter, wenn sie sich in der wilden Freyheit befinden, vorstelle.

Sobald die Henne merket, daß ihre Kleinen des Brütens nicht mehr bedürfen, so begiebt sie sich vom Neste, scharret zunächst denselben allerley Gewürme aus, fänget auch, wenn es die Gelegenheit giebt, wol Fliegen, und andere weiche Insekten, und hält diese Beuten, mit einer lockenden Stimme, den Jungen im Schnabel vor. Diese sind unterdessen, in dem noch warmen, und mit dickem Gesträuche überwachsenem Neste, in ein Häufgen zusammen gekrochen, und üben die Geschicklichkeit aus, die Wärme einander zu geben, und solche auch von einander wieder zu nehmen. Nachdem diese schwächliche Kreaturen, die ersten 2 oder 3 Tage hindurch, auf solche Weise von ihrer Mutter bald kärglich genähret, bald aber, wie es die Nothdurft erfoderte, wieder bebreitet sind, so wagen sie es endlich, den ersten Schauplatz ihres lebendigen Daseyns zu verlassen. Die Alten führen sie durch dunkele mit Buschwerk überdeckte Wege, hier zu einem Ameisenhaufen, und lehren sie darin verborgene Eyer zu entdecken, dort kratzen sie ihnen Würmer und Maden aus, und an andern Oertern zeigen sie ihnen, wie die zarten und insonderheit balsamischen Kräuter und Blumen des Frühlings zur Speise können genutzet werden. Weil sie dabey in einer steten Bewegung, und nie mangelnden Nahrung sind, so wachsen sie ungemein geschwinde auf. Dieser schleunige Wuchs ist ihnen auch nicht nur deswegen nöthig, damit sie bey Zeiten stärkere Speisen vertragen können, sondern auch daß sie vor den Beleidigungen des Wetters desto ehr sicher seyn mögen. Denn die Platzregen und eine anhaltende feuchte Witterung, würde ihnen auch wenn sie in der Freyheit leben, bis zur Mitte des zweyten Monats ihres Alters, tödtlich seyn, wo sich nicht die Alten alle ersinnliche Mühe gäben, ihre frostige Küchlein mit den Flügen zu beschirmen, und sie trocken zu erhalten. Die gewöhnlichste Nahrung, deren sie sich, wenn sie stärker geworden sind, bedienen, sind die Wacholderbeeren, und zwar ohne Wahl, solche mögen reif seyn oder nicht. Diese fehlen ihnen im Winter so wenig, als im Sommer. Hiernächst verschmähen sie, die vorhin erwähnten jugendlichen Speisen, im Alter ebenfalls nicht, und ob sie gleich davon nicht überflüssiges Fett setzen, so erhalten sie doch eine vortrefliche Stärke und Dauer, und ihr Fleisch bekömmt einen sehr niedlichen Geschmack.

So ist die Haushaltung dieser Vögel beschaffen, wenn sie ausser unsrer Vorsorge leben. Ich gestehe es gar gern, daß in dieser Lebensbeschreibung, einige Muthmaßungen mit würklichen Erfahrungen abwechseln. Solches ist aber unvermeidlich. Genug wenn die moralische Wahrheit nicht beleidiget

get wird, und ein Vorwurf von dieser Art macht mich nicht besorgt.

Es kömmt nun drauf an, daß wir unsere Wartung der jungen Puter, der bisher beschriebenen Anweisung der Natur, so viel möglich ist, ähnlich zu machen suchen. Man wird aber ohne mein Erinnern einsehen, wie viele Hindernisse hiebey aufstoßen. Wie können wir ihnen z. E. das Gewürm und die fliegende Insekten, die Ameisenbrut u. s. w. in dem ersten Alter, und nachgehends die reifen und grünen Wacholderfrüchte, allzeit frisch in den folgenden Monaten verschaffen? wenn solches auch zum Theil möglich wäre, mit wie großer Beschwerde und mit wie grossen Kosten, würde denn nicht die zahme Puterzucht vor uns verbunden seyn. Zum Glück ist aber die Natur dieses Viehes nicht unbeugsam und eigensinnig. Sie lässet sich nach unsern Umständen lenken, und giebt sich zufrieden, wenn wir bey ihrer Behandlung nur nicht zu weit aus der Gleise weichen. Ich will also erzehlen, wie ich mit diesem Federviehe, in einem jeden Abschnitte ihres Lebens umgehen lasse.

Doch ehe dieses geschehen kann, so ists nothwendig, daß man solche Perioden vorher bestimme. Man darf hiebey wiederum nicht eigenmächtig verfahren, sondern die große Lehrmeisterin der Welt, setzet selbst die Grenzen.

Alle Hünerarten, von dem Pfauen an, bis zur Wachtel, haben vor allen andern Vögeln, sie mögen das Wasser oder das trockene lieben, dies besondere, daß die Jungen dreymal die Schwungfedern, und eben so oft die Ruderfedern des Schwanzes verändern, ehe sie zu ihrer völligen Größe gelangen. Einige werfen die alten Federn aus, wenn die neuen austreten, andere so grössere Körper haben, und also mehrere Bekleidung bedürfen, behalten die ersten mit den letzten, bis sie sich ordentlich mausen oder federn. Die Ursach dieser wunderbaren Einrichtung, der anbetenswürdigen Vorsehung ist zu ergründen. Denn nur den Hühnern (im weitläuftigsten Verstande genommen) ists unter allen Landvögeln eigen, daß sie ihre Jungen nicht bis sie völlig groß sind im Neste füttern, sondern solche alsobald zur eigenen Aesung ausführen. Die Gänsearten, werden zwar auch nicht im Neste genähret, es ist ihnen aber das Schwimmen zu ihrer Nothdurft hinreichend. Jene Hühnerküchlein haben daher eine Hurtigkeit nöthig, so alle andere Vögel in ihrem ersten Alter entbehren können. Solche Geschicklichkeit, ihre so weit zerstreuete Nahrung zusammen zu suchen, erhalten sie, durch die ihnen gleich im ersten Monate mitgetheilte Fähigkeit, zu fliegen. Weil ihnen aber die ersten Schwung- und Steuerfedern, sehr bald nach dem Verhältnisse ihres wachsenden Leibes, zu schwach und zu kurz werden, so keimen gleich unter diesen erstern, wieder stärkere hervor, welche sie im zweyten bis dritten Lebensmonate gebrauchen können, und wenn diese weit genug hervorgeschossen sind, so bekommen sie endlich solche Werkzeuge der Geschwindigkeit, nach ihrer vollkommenen Stärke und Größe. Eine gleiche Bewandniß hat es auch mit den Putern, indem sie Hühner sind. Und solches Federwechseln macht uns die Abschnitte ihrer Jugend sichtbar.

Während der ersten Periode, bedürfen unsere jungen Puter die fleissigste Aufmerksamkeit und Pflege. Wir können ihnen, wie gesagt, die Lebensmittel, so sie sich selbst, wenn sie uns nicht zu gehörten, suchen würden, nicht verschaffen. Deswegen liegt uns ob, etwas auszusinnen, so an jener Stelle könne gesetzet werden. Hiezu sind die hartgekochten Eyer am tauglichsten. Diese lasse ich ihnen mit sammt der Schale, Weissem und Dotter sehr klein zerhacken. Die Eyerschale dienet ihnen anstatt der Sandkörner, so sie zur Verdauung bedürfen, und in der

Einöde nebst den Würmern einschlucken. Solches Eyerfrikassee wird mit zartzerschnittenem Wermuthe vermischet, und so lasse ich die Jugend alle Stunde einmal darauf zu Gaste laden. Weil ich aber mehr Kreaturen zu versorgen habe, so die Eyer gern mögen, so würde mir dergleichen Puterpflege in der Folge bald zur Last werden. Zu dem Ende bin ichs den Puterchens gleich am dritten Tage ansinnen, das Eyergerichte, mit weichgekochten und zerriebenen Erbsen, worunter ebenfalls Wermuth und etwas grob geschrotene Gerste vermenget sind, zu vertauschen. Sie lassen sich auch diese Veränderung, ohne Widerspenstigkeit, gefallen. Daher ist der erste Aufwand mit den Eyern fast gar nicht zu rechnen. Auf fünf Küchlein ist ein Ey hinlänglich. Man würde auch dieses Futter gar Umgang nehmen können, wenn es nicht dazu dienete den Appetit derselben zu erwecken, und sie gleich Anfangs etwas zu stärken.

Mit der vorhin beschriebenen Erbsenspeise, wird die folgenden acht Tage hindurch fortgefahren. Nur lasse ich die Kräuter, so darunter gemischet werden, öfters verändern. Nächst dem Wermuthe sind ihnen auch die Eichorien, beyde Arten der Brennesseln, die kleine aber insbesondere, das Schnittlauch, das gemeine Hundsgras, der rothe Steinbrech (filipendula vulgaris) wie auch brauner Kohl u. dergl. dienlich. Mit diesen Gewächsen lasse ich, sowol zum Anfange, als hernach öfters abwechseln. Mich deucht, daß mein kleines Vieh dadurch mehr zur Speise ermuntert werde, und auch in seinem Wachsthume geschwinder zunehme. Die Kräutereyen machen jederzeit die Hälfte des Futters aus, und wenn man solche zart zerhackt, so kann man viele Gerste dabey ersparen. Man feuchtet auch solches Futter allzeit, so weit an, daß es zusammen klebt, denn auf diese Weise, kann es von meinen Kostgängern desto bequemlicher eingeschlungen werden, und sie überladen sich auch niemals den Magen damit. Welches sonst bey einer trockenen Fütterung, leicht zu befürchten ist. Zu dieser Anfeuchtung kann man zwar, reines Wasser gebrauchen, allein es gefällt auch den jungen Putern ausnehmend wohl, wenn man anstatt des Wassers süße Milch erwählet, und dieselbe ihnen ebenfals in den ersten 3 Wochen zum ordentlichen Getränke vorsetzet. In einem Hause wo milchendes Vieh gehalten wird, verdient dieser Milchaufwand gar keine Betrachtung, und man vergütet ihnen dadurch gewissermaßen, die weit nahrhaftern Leckerbissen, die sie sonst ohne uns, aus den Vorrathskammern der Erde, herholen würden. Wer ihnen aber keine süße Milch, sondern bloßes Wasser bietet, der hat davon keinen weitern Schaden, als ein langsamers Aufkommen zu befürchten. In Ansehung der Fütterung hätte ich bald vergessen, beyzubringen, daß man sich in dem ersten Monate die Mühe nicht müsse verdrießen lassen, sie fleissig zur Speise zu nöthigen, weil sie so klug noch nicht sind, ihre Sättigung von selbst zu suchen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)



Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

54tes Stück.

Sonnabends, den 5. Julii, 1766.

Fortsetzung von der Naturgeschichte der Puter.

Einen Fehler darf ich hiebey nicht unberühret lassen, welcher in vielen Haushaltungen bey der Erziehung der jungen Puter vorfällt. Man glaubt nemlich, denselben einen großen Gefallen zu erweisen, wenn man sie, zumal im Anfange, mit weichem Käse zu sättigen sich bemühet. Es ist aber eine solche Nahrung, ihnen eher schädlich, als dienlich. Denn wenn man auf dieses Vieh Achtung giebt, so suchen sie von selbst nichts auf, welches eine Säure an sich hätte. Zudem, so giebts der Augenschein, daß die Puter, von dem Käse einen weissen und flüßigen Mist bekommen, und dieser Umstand ist bey ihnen eben so bedenklich, als bey den Gänsen. Es ist daher rathsam, sich an jene wohlfeilere Art der Fütterung allein zu halten.

Ehe ich weiter gehe, so muß ich noch einige diätetische Regeln, so die Puterzucht angehen, meinen Lesern aufs beste empfehlen. 1) Man hat sich so viel irgend geschehen kann zu enthalten, daß man dieses Vieh in seiner Jugend nicht durch die Hände gehen lasse. Dies ist keine bloße Einbildung, noch weniger ein Aberglaube. Denn die Kiele der Federn liegen den Küchlein gleich anfangs in der Haut. Greift man sie nun öfters an, so werden solche gestreubt, zerknickt und verschoben. Es hat also die Natur eine doppelte Kraft nöthig, dergleichen Fehler zu verbessern, und dies verschwendete Vermögen wird nicht allein dem übrigen Wachsthume entzogen, sondern dadurch auch eine kränkliche Beschaffenheit hervorgebracht. 2) Muß man sie gleich den dritten oder vierten Tag, wenn die Witterung warm und trocken ist, in die freye Luft bringen. Die wohlthätigen Ausflüsse der Sonne üben an den kleinen Putern vornemlich ihre Kraft aus. 3) Ists sehr zuträglich, wenn man denselben entweder einen Grasgarten, oder sonst einen mit Kräutern bewachsenen freyen und geräumigen Platz, zu ihrer Belustigung anweiset. Ein enger und krautleerer Raum lässet sie sehr schlecht gedeyhen. Sie vertreiben sich auf demselben mit einem kläglichem Geschreye, die Zeit; da sie sonst geneigt sind, in der Stille im Grase herumzulau-

zulaufen, dasselbe zu behacken, und darinn allerley Gewürm und Fliegen zu erhaschen. 4) Hat man sie die beyden ersten Monate, vor starkem Regen, und anhaltenden feuchten Wetter in Acht zu nehmen. Denn da sie in dieser Zeit nur mit Pflaumfedern bekleidet sind, so dringet die auf sie fallende Nässe gleich bis auf die Haut, und benimmt ihnen die Lebenswärme, so sie zu ihrer Gesundheit gar nicht entrathen können. Hingegen wehre ichs ihnen nicht an heitern Tagen, des Morgens früh im Thaue spazieren zu gehen, sogar scheinet es mir, daß sie dadurch härter werden. Und 5) muß man sie abhalten, daß sie kein faules Wasser als aus Mistpfützen zu saufen bekommen. Dergleichen Getränk, welches sie zwar im heissen Durste nicht verschmähen, ist ihrer reinlichen Natur zuwider, und macht sie zu Krankheiten fähig. Dies sind die vornehmsten Gesundheitsgesetze, welchen man gehorchen muß, wenn man dieses Vieh nicht frühzeitig einbüßen will.

Nun sehe ichs für meine Pflicht an, die Nachricht, was man wegen der Fütterung weiter in Acht zu nehmen habe, fortzusetzen. Ich war damit so weit gekommen, bis die Puter ohngefehr 11 bis 12 Tage erlebet hatten. In diesem Alter beginnen sich die Spitzen der ersten Schwungfedern zu zeigen, und die Steuerfedern kommen gleichfalls zum Vorscheine. Diese Arbeit der Natur kömmt ihnen sauer an. Man erzeiget denselben daher, wofern es die Umstände erlauben, einen Dienst, wenn man sie mit stärkeren Speisen versorget. Ich habe zu dieser Absicht die großen Gartenbohnen sehr nutzbar befunden. Solche lasse ich, eben wie von den Erbsen ist gemeldet worden, zurichten, auch mit Kraute und etwas Gerstenschrote vermengen. Es ist ihnen diese Nahrung besonders angenehm, und man siehet sein Wunder, was für Brocken sie davon nieder würgen können. Man kann daher den sichern Schluß machen, daß sie dadurch auch vorzüglich gestärket werden. Diejenigen irren sich also, welche die Gartenbohnen, den Putern für gefährlich halten, weil sie in der Meynung stehen, daß die Gicht dadurch befördert werde. Vielleicht könnte diese Besorgniß statt finden, wenn man gleich in der ersten Woche damit fütterte, weil es seyn kann, daß alsdann die Kräfte der Küchlein zu schwach sind, eine so starke Speise anzunehmen. Wenn ihnen aber die Fittigen wachsen, so höret diese Zärtlichkeit auf, und man kann denselben alsdann nicht zu lange das Bohnenfutter reichen.

Ich bin hiebey auf die Muthmaßung gekommen, daß man mit dem Türkschen Waizen, oder Maize, wenn solcher anstatt des oft erwähnten Gerstenschrots gebraucht würde, diesem Viehe noch besser aufhelfen könnte. Denn sowol in Amerika als Asien ist dies Korn, nächst dem Reise, das gewöhnlichste Getraide, und die ausnehmend nährende Kraft desselben ist bekannt. Mir hat es aber an Gelegenheit gemangelt, einen Versuch damit anzustellen.

Wenn die Bohnen endlich ein Ende nehmen, so wird die Fütterung mit bloßem Gerstenschrote, bis zum Verlauf des andern Monats fortgesetzet. Nur muß man den Zusatz von Kräutern, und das Benetzen dabey nie versäumen. Beydes ist zur Gesundheit derselben unentbehrlich.

Die jungen Puter bekommen nun nachgrade den Kehlenkamm und rothe Köpfe. Der Leib ist durchgehends mit Kielfedern belegt, und sie sind an unsere Witterung völlig gewöhnet. Man kann ihnen also schon was schlechteres bieten, ohne zu befürchten, daß sie dadurch Schaden nehmen würden. Doch wollen sie ihren weitläuftigen ersten Magen, oder Kropf, noch gefüllet haben.

Es

Es lassen ihnen dahero, in solcher dritten Periode, einige Hauswirthe braune Kohlblätter, Gänsediestel, Lattuken, auch wol gelbe Wurzeln, u. dergl. stoßen; andere bedienen sich der Träbern von dem Bierbrauen, und noch andere erwählen die Hülsen von dem ausgedroschenen Leinsaamen, welche hier zu Lande Knotenkaf genennet werden, und vermischen alle diese Dinge mit Staubmehle, Kleye oder auch Schrote. Von dem dritten Monate an, lassen sich die jungen Puter solche Fütterungen gefallen; kann man sie aber mit ganzer Gerste oder Hafer allein befriedigen, so ists um so viel besser, und sie werden alsdenn nicht nur geschwinder völlig groß, sondern man kann auch allenfalls des Mästens entübriget seyn, wenn man sie schlachten will. Sollte aber der vorhin erwähnte geringere Unterhalt beliebet werden, so ists allerdings rathsam, daß man sie zuvor etwa 3 Wochen einsperre, und mit Korne hinlänglich nähre, ehe man sie zum Tafelgebrauche abthun lässet. Diese Mästung ist nicht kostbar. Mit einem halben Himpten reines Korn, kann zu dieser Absicht alles ausgerichtet werden, und man hat in Ansehung der Niedlichkeit des Bratens, einen großen Vortheil.

Zu der Naturhistorie dieses Vogels gehöret auch, die Bemerkung der höchsten Stufe des Alters, so derselbe zu erreichen im Stande ist. Ich gestehe aber gern, daß ich solche mit einiger Gewißheit zu bestimmen nicht vermögend bin. Nach aller Wahrscheinlichkeit lebt er mit einem jeden andern Huhne in die Wette. Ja es scheinet, als wenn er in der Dauerhaftigkeit die mehresten aus seiner Freundschaft noch übertreffe. Doch wird man ihm schwerlich diese Probe machen lassen. Denn ein Puter, welcher das zweyte und höchstens dritte Jahr überlebet hat, verlieret sehr viel von den Tugenden, so man über Tische von ihm zu fodern pflegt. Insonderheit sind die Keulen, alsdenn fast gar nicht zu genießen. Darum wird ein jeder dafür sorgen, daß er wenigstens alle 2 Jahr, die Alten mit Jungen verwechsele.

Wir haben demnach unsere Indianische Fremdlinge, in ihrem gesunden Zustande, gleichsam Schritt vor Schritt bis zum letzten Endzwecke ihres Daseyns begleitet. Es bleibt noch übrig, daß wir sie auch nach ihren Krankheiten kennen lernen. Sie haben zwar hierinn vor den gemeinen Haushühnern nichts besonders. Weil ich mich aber nicht erinnere, schon eine Hühnerpathologie gesehen zu haben, so will ich diese Lücke ausfüllen.

Die Gicht greift die Puter unter allen Zufällen am häufigsten an. Zuweilen bringen sie dieses Uebel sogar mit auf die Welt. Woher solches komme, und wie es könne vermieden werden, ist oben schon bey dem Ausbrüten berichtet worden. Wenn sie aber gesund und wohlgestaltet das Licht der Welt erblicket haben, und sie fallen alsdann in diese Krankheit, so ist nichts anders, als eine üble Diät Schuld daran. Sie haben hierinn mit unsern Patrioten, so in Filzpantoffeln leise einhertreten, einerley Schicksal. Nur mit dem Unterschiede, daß diese über sich selbst, jene aber über uns zu seufzen Ursach haben. Die Verwahrlosungen, wodurch die Puter podagrisch werden können, sind ohngefehr folgende: 1) Wenn man sie in ihrer Jugend durch einen heissen Ofen zu erquicken suchet. 2) Wenn sie unordentlich, bald kümmerlich, bald aber überflüssig gefüttert werden. Und 3) wenn wir sie zu alt werden lassen. Der Hang zur Liebe, welcher mit den Jahren bey ihnen zunimmt, soll hieran Ursach seyn. Wie viele und wie kräftige Arzeneyen gegen das Zipperlein vorhanden sind, ist bekannt genug. Man kann dieselben insgesammt, wem es beliebt,

beliebt, bey den Putern versuchen. Jedoch ist die Geduld das beste Mittel, und würksamer als die hochgepriesene Mora.

Nächst dieser vornehmen Unpäßlichkeit, sind die Puter auch dem Zipse unterworfen. Es ist dieser Zufall ein Callus oder Verhärtung der Haut, so sich unter der Zunge anspinnet, und sich hernach bis in die Länge und Weite des ersten Magens erstrecket. Daher es denn kömmt, daß diese Thiere nicht allein ungeschickt werden, ihr Futter aufzunehmen, sondern auch das Vermögen verlieren, solches im Kropfe zu erweichen. Was daraus weiter erfolgen müsse, brauche ich nicht zu sagen, weil meine Leser so gut eine Vernunft haben, als ich. Der Ursprung dieses Uebels kann beydes in dem Mangel, wie auch in der schädlichen Beschaffenheit des Getränkes liegen. Das Verwahrungsmittel ist also dagegen leicht zu erfinden. Mit klarem Wasser lässet sich in diesem Stücke alles ausrichten. Wenn aber das Versehen einmal geschehen ist, und man merkt es gleich im Anfange, welches sich aber selten zuträgt, so kann man den Zipskranken zu Hülfe kommen. Man löset nemlich die hornartige Haut unter der Zunge ab, giebt ihnen einer Haselnuß groß gesalzene Butter, worinn etliche schwarze Pfefferkörner, und auch wol eine große Spinne gedrückt sind, ein, und versorget sie nachgehends etliche Tage mit nahrhaftem Futter, auch reichlichem und gutem Getränke. Erstreckt sich aber die Verhärtung schon durch den Schlund, bis in den ersten Magen, so ist der langsame Tod unvermeidlich.

Weiter sind die Puter auch der Ruhr ausgesetzet. Man wird diesen Schaden an ihnen gewahr, wenn sie weissen und flüssigen Mist von sich sprützen. Ich habe oben schon eine Gelegenheit, wodurch sie in diesen Unfall kommen können, nahmhaft gemacht; und ich will hier nur noch überhaupt anführen, daß alles versäuerte und gährende Futter, sie der Gefahr, Ruhrpatienten zu werden, bloß stelle. Zum Glücke hat man diese Krankheit nur an den Kleinen, nicht leicht aber an den Erwachsenen zu besorgen; und jene erholen sich auch mehrentheils wieder davon, wenn man sie nur auf eine gedeylichere Weise unterhält. Es ist inzwischen Nachtheils genug, daß sie träger wachsen, und man längere Mühe mit ihnen hat.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

55tes Stück.

Mittwochs, den 9. Julii, 1766.

Beschluß von der Naturgeschichte der Puter.

Endlich werden sie auch von der Unverdaulichkeit angefochten. Solche hat ihren Sitz in dem ersten Magen. Man entdecket alsdann an ihnen, daß sie traurig einhergehen, einen dicken und harten Kropf haben, und zuweilen einen Hunger verrathen, aber doch wenig oder nichts fressen können. Sowol die Jungen als Alten werden zu dieser Trübsal reif, wenn man ihnen verstattet, oder sie nöthiget, sich mit mehligem und trockenem Futter zu sättigen. Trinken sie nun auf diese durstige Speise, so wird der äußere Theil solches Mehlklumpens zwar befeuchtet, der innere aber bleibet trocken, und der auswendige Teig kleistert also die ganze Masse zusammen, daß dieselbe ohnmöglich durch den engen Kanal, in den zweyten Magen, zur völligen Verdauung gelangen kann. Bey guter Gesundheit, und im Besitze der Nahrung, stehen demnach diese arme Creaturen in der Gefahr, eines schmäligen Hungers zu sterben. Kommen sie nun in diesen Zustand, weil sie noch zart und schwach sind, so sind sie ohne Rettung verloren. Die Erwachsenen aber kuriret man durch den Schnitt. Es wird nemlich der Kropf zur Seite mit einem scharfen Federmesser aufgeritzet, der schädliche Klumpen herausgenommen, und die Wunde aufs säuberlichste wieder zugenähet. Man hat bey dieser Operation weiter keine Vorsicht zu beobachten, als daß man nur den Schnitt nicht zu tief nach der Brust zu mache, weil sonst das Getränke durch die Naat dringen, und nicht nur die Heilung verhindern, sondern den Patienten auch in die vorige Unverdaulichkeit wieder versetzen könnte. Wenn man die Narbe darauf mit braungeschmolzener Butter bestreicht, und den Kranken mäßig, aber oft füttert, so kann man die Genesung in wenigen Tagen ganz gewiß erwarten.

Ich befürchte diese guten Thiere in ein böses Geschrey zu bringen, wenn ich noch mehrere widernatürliche Begebenheiten derselben erzehlte. Darum will ichs bey dem bisherigen Berichte bewenden lassen. Denn überhaupt bleibt es wahr, daß ihre kränklichen Umstände, fast insgesammt, von denen, so dieselben unter ihre Pflege genommen haben, herrühren.

Zum Beschlusse wirds noch einer kurzen Untersuchung werth seyn, ob die Puterzucht den Landleuten, um eines billigen Gewinnstes willen, könne angerathen werden, oder nicht? Ich behaupte das erstere. Denn auf den Dörfern nennen wir dasjenige Profit, was wir nach Abzug des baar ausgelegten, wenn keine Unglücksfälle dazwischen kommen, durch viele Mühe etwa erübrigen können. Wenn ich nun nach diesem Begriffe die Puterzucht beurtheile, so ist allerdings ein Vortheil davon zu erwarten. Ich will demnach das Kostgeld dieses Viehes in Rechnung bringen.

Mit einem Himpten geschrotener Gerste, kann man 12 Stücke von dieser Hühnerart, bis zum dritten Monate aufs beste unterhalten. Wenn ich nun hiebey, die zu Anfange verbrauchten Eyer, Erbsen und Bohnen, auch die Milch, so ich zum Getränke empfohlen habe, zu Gelde rechne, so beträgt dies alles zusammen nach jetzigen Preisen aufs höchste angeschlagen, noch nicht völlig einen Thaler. In den folgenden zwey Monaten, so dieses Vieh bis zur Vollendung seines Wuchses bedarf, frißt es zwar mehr, aber auch schlechter. Ich will also setzen, daß es in dieser Zeit noch anderthalb Himpten geschrotenes Korn verzehrte, so würde dies abermals eine Ausgabe von einem Thaler seyn. Ein Paar Thaler machten daher bey 12 Putern den ganzen Aufwand aus. Denn wer wollte die Spreu, Träbern und die Kräutereyen, so größtentheils als Unkraut bey uns wachsen, taxiren? Nun will ich wieder einen solchen völlig ausgewachsenen jungen Puter nur zu 8 ggr. schätzen, so wird ein jeder einsehen, daß auf so wenige Stücke doch zwey Thaler können gewonnen werden, und daß bey einer vermehrten Anzahl auch eben das verhältnißmäßige Facit herauskomme, dawider darf niemand muchsen. Ists aber nicht erstaunlich? So viel Zinsen als Capital! und noch darzu in 4 Monaten. Es kann nicht anders seyn, wir, die wir hinter den Zäunen sitzen, müssen blos durch die Puter — — — —

Ausserdem ists Hauswirthen auf den Dörfern, welche dann und wann die Ehre haben, unverhofften Besuch aus der Stadt zu bekommen, sehr zuträglich, wenn sie einen mit feisten Putern bevölkerten Hof haben. Nicht weniger sind diese Thiere auch denen vortheilhaft, so sich dem Angedenken vornehmer Gönner bestens empfehlen wollen; und ein Paar wohlgepflegte Puterhähne können zuweilen wunderbare Sachen ausrichten. Doch dieses gehört nicht eigentlich zur Naturhistorie.



Ueber

Ueber das Stammwort: Ur, in Urkunde, Urgicht, u. dergl.

Dies Wort bedeutet eine Anlage und Anstalt, einen Ausfluß, ergiebigen Vorrath, Fonds. Also: ergiebig, treibend, quellend. Man kann es auch geben: heraus, hervor.

Die Ursache: der Stamm einer Sache, ihre keimende Wurzel, die Quelle; ein Wesen, woraus eine andre Sache entspringt; ein Zusammenfluß fruchtbarer Kräfte.

Urquelle: die Grundquelle, Anfangsquelle.

Urstoff, Ur-theile: die Grundmaterie, der bildende Vorrath.

Ursprung: die Grundlage des Entstehens, das Getriebe, der Keim aufsteigender Veränderungen.

Urenkel: von dem Enkel entsprungen, des Enkels Sohn.

Uralt: der eine Menge von Jahren aufzuweisen hat.

Urbar: tragbar; woraus etwas aufwachsen und hervortreiben kann.

Die Uhr ist vielleicht vorzugsweise so benennet, als eine bewunderswürdige Maschine, welche durch ihr eigenes Getriebe unaufhörlich tönet; (daher es die Unruhe heißt) und durch Schall, oder einen Zeiger allein, uns die Stunden unterscheiden hilft.

Urkunde: diejenige Schrift, woraus die entscheidende Erkundigung über eine Sache oder Geschäfte, muß hergenommen werden; woraus alle gleichlautende Schriften nachgeschrieben sind, und aus ihr allein gründlich geprüfet werden. Also: urkundlich, zu Urkund dessen, bedeutet: zum Beweise, daß dieser Aufsatz eine Urkunde sey, so ist solcher gültig unterschrieben und besiegelt.

Eben so das Urbild: ein zuverlässiges Gemählde, und eben deswegen zum Muster und zur Prüfung aller Nachbildungen tüchtig.

Wie aber ist Urgicht zu erklären? Ich umschreibe dies Wort: die Aussage der Marter. Der gerichtliche Erfolg oder Würkung der Folter. Dasjenige Bekenntniß und alle Aussage überhaupt, welche durch Gicht, das ist, durch Zerrung der Glieder, durch Schmerzen und Quaal, auf der Folter, von einem Missethäter herausgepreßt und vor die Ohren des Richters gebracht wird.

Bey Urphede mögte man anfangs das Gegentheil der wahren Bedeutung vermuthen; als sey sie ein Ursprung neuer Fehde, zu Feindschaft und Rache. Aber im Gebrauch dieses Worts hat man den zweyten Hauptbegriff, eines Gegenmittels, nur in Gedanken hinzugedacht. Sie ist ein eidliches Versprechen, welches ein Grundmittel gegen alle Fehde und Selbstrache des Bestraften, eine würksame Verstopfung feindseliger Versuche, seyn soll; und hierzu eine starke Kraft hat, nemlich aus der Ehrfurcht vor GOtt.

Ich will itzt nicht bestimmen, ob das Urtheil, Ordel; urtheilen, urthelen, ordelen; etwa von Ordnung und anordnen, herzuleiten sey? Auch eine Abstammung von jenem Worte: ur, ist sehr natürlich und verständlich. Vermuthlich ist es von Aussprüchen des Richters zuerst gebraucht worden; da es denn dieses bezeichnen würde: ein Ausspruch, wodurch ursprünglich, das ist, kräftig und entscheidend, einer jeden der

der Partheyen ihr gebührendes Theil, ihr gültiger Anspruch, durch den Richter zuerkannt und angewiesen wird. Und ähnlicherweise, obgleich unkräftiger, könnte man die Aussprüche und Meynungen einer Privatperson, mit diesen Wörtern anzeigen.

J. A. A.

Aufgabe.

Wäre es nicht thunlich, den Gebrauch der Ventilatoren, zu künstlicher Zugluft, so wie solcher seit einigen Jahren in England aufgekommen, auch bey uns nachzuahmen? in Zuchthäusern, Kranken- und Waisenhäusern, tiefen Gefängnissen, in Kirchen bey Eröfnung alter Todtengrüfte? S. Hamburg. Magazin B. XIV. und XVIII.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

56tes Stück.

Sonnabends, den 12. Julii, 1766.

Etwas von den kleinen Oefen unter den Röcken der Damen, oder Feuerkieken.

In einem der ersten Stücke der gelehrten Beyträge von diesem Jahre that ein Patriot den Vorschlag: daß dasjenige Frauenzimmer, welches sich der Feuerkieken in den Kirchen bediente, eine gewisse Abgabe dafür entrichten müsse, die zum Besten derer angewandt werden könnte, die wegen Mangel der Schuh und Strümpfe die Kirche nicht besuchen können. Mir gefiel dieser Vorschlag ausserordentlich wohl, weil dadurch entweder ein Theil der Armuth in den Stand gesetzet würde, die Kirchen zur Winterszeit besuchen zu können, oder, weil auch das Frauenzimmer dadurch vielleicht bewegt würde, eine Gewohnheit abzuschaffen, die der Gesundheit desselben so nachtheilig ist. Und ich bin nicht gut dafür, daß in diesen Zeiten, wo so viele Dinge möglich gemacht werden, auch dieser patriotischer Vorschlag in Erfüllung gebracht werde. Ich stelle mir schon im Geiste die unruhigen Auftritte vor, die alsdenn unter vielem Frauenzimmer, besonders unter den alten Mütterchens entstehen werden, die ihre Feuerkieken für ein wesentliches Stück des Kirchengehens im Winter halten, und ohne selbige entweder ihre Andacht zu verlieren glauben, oder, welches wol das meiste ist, nicht mit einer recht andächtigen Miene einschlafen können. Und wie wird es den jungen weichlichen Schönen möglich seyn, im Winter zwo Stunden in der Kirche zu sitzen, ohne über einer hellpolirten Feuerkieke einen lebendigen Sublimirofen vorzustellen? — Man sollte freilich glauben, daß es ihnen so schwer nicht seyn könnte, diese Gewohnheit abzuschaffen, wenn man siehet, daß sie bey eben der Kälte, ohne dergl. kleine Oefen unter sich zu haben, und ohne sie über Frost klagen zu hören, eine ungleich längere Zeit in einer Oper oder Comödie mit vieler Aufmerksamkeit sitzen können. Allein, wie groß ist dieser Unterscheid! und ich muß billig das schöne Geschlecht hierinn vertheidigen. In einer Comödie, in die man mit der Absicht, sich zu belustigen, gehet, fallen Auftritte vor, die das Gemüth ergötzen, die Einbildungskraft rege machen, und folglich einen geschwindern Umlauf des Bluts im Körper bewürken. Wie wird man also da frieren können? — Aber in der Kirche, worinn man

erscheinet, weil es die Gewohnheit des Sonn- oder Festtages so mit sich bringet, und weil andre Leute hineingehen; wo das Verderben des Menschen und dessen Laster in ihrer Blöße abgeschildert werden, und von unangenehmen Bestrafungen derselben geredet wird, wie sollte ein zärtliches Frauenzimmer da sitzen können, ohne daß das Blut in Stockung geräth, wodurch denn folglich das Feuer und die Lebhaftigkeit des Körpers verloren gehet? Wird es also ohne einen kleinen Ofen nicht erfrieren müssen? — Man könnte vielleicht hier auch fragen: warum doch viel junges Frauenzimmer mitten im Winter in der Kirche erscheinet, sich über einen kleinen Ofen setzet, und doch den Hals und einen großen Theil der Brust der Kälte blos stellet, ohne daß es sich über Erkältung dieser Theile beklage? Allein zu solcher physikalischen Offenherzigkeit müssen wol geheime Ursachen vorhanden seyn, welche zu erforschen ich nicht wagen mag. Sollte also eine Obrigkeit, nach dem Vorschlag des ungenannten Patrioten, würklich auf den Einfall kommen, eine Abgabe auf die Feuerkieken zu setzen, oder gar deren Gebrauch verbieten; so ist gewiß eine nicht geringe Unruhe unter dem weiblichen Geschlecht zu befürchten. Aus Mitleiden gegen dasselbe will ich also vorläufig den Schönen den Rath geben, sich von selbst die kleine Gewalt anzuthun, in der Kirche zu erscheinen, ohne eine Magd mit einer dampfenden Feuerkieke hinter sich hertraben zu lassen. Eine solche freiwillige Entsagung einer ihrer Lieblingsgewohnheiten wird rühmlicher für sie seyn, als wenn eine strenge Polizey ihren Feuerstübchen den Untergang ankündiget. Mein Rath möchte aber vielleicht wenig Eindruck auf ihre Entschließungen haben, wenn ich nicht erweisen könnte, daß ich durch denselben zugleich ihre Gesundheit hauptsächlich zum Augenmerk habe. Diese liegt mir würklich sehr am Herzen, und ich hoffe, daß manche Schöne es mir noch danken wird, wenn ich sie durch medicinische Gründe von der Gewohnheit, den Unterleib auf einer Feuerkieke zu braten, abschrecke. Ich werde ihnen zwar nichts neues sagen. Schon lange vor mir haben die größten Aerzte gegen diese böse Gewohnheit geprediget, und die Observationen derselben erzehlen fürchterliche Begebenheiten, die diese medicinische Schooßsünde hervorgebracht hat. — Die Macht der Gewohnheit ist aber auch hierinn grösser gewesen, als die Erkenntniß der Wahrheit. Oder man muß auch der Einsicht des Frauenzimmers es zutrauen, daß es schon längst diese Wahrheit würde eingesehen haben, wenn es Gelegenheit gehabt hätte, solche Schriften zu lesen, oder wenn die Aerzte bey ihren Besuchen dasselbe mündlich von dieser Gewohnheit abgerathen hätten. Dieses Blatt aber hat vielleicht die Ehre, mehreren Schönen in die Hände zu gerathen, und von einigen, wenn ich mir schmeicheln darf, mit Nutzen für ihre Gesundheit gelesen zu werden. Und hierdurch werde ich mich für meine geringe Bemühung genug belohnet halten.

Die gefährlichen Würkungen, die der schwefelichte Dampf der Holzkohlen in dem menschlichen, ja in einem jeden thierischen Körper hervorbringen kann, sind bekannt genug. Kopfschmerzen, Schwindel, Ueblichkeit, Convulsionen, hysterische Zufälle, Schlag- und Steckflüsse hat man oft und schleunig davon entstehen sehen. Solche traurige Zufälle sind freylich um desto eher zu befürchten, je enger das Zimmer ist, darin man solche brennende Kohlen hat, und je concentrirter folglich ihr Dampf ist. Wollen meine schönen Leserinnen sich hiervon belehren lassen, so dürfen sie nur unter ein geräumiges Glas oder gläserne Glocke einen Vogel setzen. So lang er allein darunter sitzt, wird er sich ganz wohl befinden. Man setze aber neben ihm unter eben die Glocke ein Gefäß mit ein Paar brennenden Holzkohlen. In einigen Minuten wird er niederfallen, und mit Con-

Convulsionen seinen Geist aufgeben. In großen Zimmern, und wo die Luft noch immer einen freyen Durchzug hat, spüret man nicht so leicht das Empfindliche von dem Kohlendampfe. Die gemeinen Weiber aber, wenn derer viele in einer kleinen Stube sitzen, und eine jede über einem solchen Feuertopfe beym Spinnrocken philosophiret, haben mehr zu befürchten. Allein, was kann in den Kirchen die Vielheit solcher Feuerkieken nicht thun? Und wie oft hat man Leute blos von diesem Geruch ohnmächtig werden sehen? Empfindliche Personen, die dergleichen nicht gewohnt sind, empfinden auch bald Kopfschmerzen und andre Zufälle, wenn in ihrer Nachbarschaft andere unterwärts durch eine Feuerkieke, sich zur Aufmerksamkeit anzufeuren suchen. Gesetzt auch, das Frauenzimmer, das sich dergleichen bedienet, wäre solcher schon so sehr gewohnt, daß es alle üble Folgen davon nicht zu befürchten hätte: so ist es, wie ich glaube, doch eine Beleidigung des Wohlstandes, in einer großen Gesellschaft, als die Versammlung der Kirche ist, etwas vorzunehmen, welches andern zur Last gereichet. Wie oft wird in der Nachbarschaft der Feuerkieke etwas versenget, verursachet unangenehmen Geruch, und nöthiget den Nachbar eine Priese zu nehmen? Oder wird dieser nicht in der Andacht gestöret, wenn itzt eine neben ihm sitzende Frau plötzlich sich niederbückt, auf einmal den Feuertopf hervorziehet, um die einschlafenden Kohlen mit blasendem Munde wieder zu erwecken?

Alles dieses aber, was ich bisher gesagt habe, ist noch das wenigste, und enthält nur die allgemeinen bösen Folgen von dem eingeschlossenen Kohlendampfe. Das Frauenzimmer, welches sich dieser kleinen Oefen unter den Röcken bedienet, wenn es gleich durch die Gewohnheit die bereits erzehlten Uebel nicht empfindet, ziehet sich nach und nach auf eine unmerkliche Weise viele Krankheiten dadurch zu, deren Ursachen es mehrentheils anderswo suchet. Ich getraue mich zu behaupten, daß viele von allerley weiblichen Gebrechen nichts wüßten, wenn sie die verwünschenswürdige Mode der Feuerkieken nicht mitgemacht hätten.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß die Wärme eine Erschlaffung derjenigen Theile im menschlichen Körper hervorbringe, die erwärmet werden. Wird also der Unterleib allein nur erwärmet, so, daß die übrigen Theile des Körpers nicht eben den Grad der Wärme erhalten, ja gar frieren, welches bey dem Gebrauch der Feuerkieken an kaltem Orte nothwendig geschiehet; so entstehen Congestionen des Bluts nach dem Unterleibe. Selbiger geräth in eine stärkere Transpiration; dahingegen die unmerkliche Ausdünstung der übrigen Theile durch diese Congestion unterbrochen wird. Hierdurch, und daß man denn auf einmal die Kirche und die Feuerkieke verlässet, und sich in die freye kalte Luft begiebet, müssen nothwendig allerley Gattungen von Flüssen, Catarrhen und Krämpfen entstehen. — Von den Congestionen der Säfte nach dem Unterleibe entspringen Stockungen und Verschleimungen. Und wie groß ist die Reihe der Krankheiten, die hieraus bey dem schönen Geschlechte wieder ihren Ursprung nehmen können? Ich mag sie nicht alle erzehlen, um meinen Leserinnen keine Röthe zu verursachen. Eine jede mag ihren Leibarzt darum befragen. — Wie oft wird dem Friseur, dem Kopfputze, dem armen Spiegel, oder andern unschuldigen Dingen die Schuld beygemessen, wenn eine Schöne sehr blaß aussiehet, und doch wol allerley Beschwerden im Körper fühlet, aber nicht entdecket? Sollten sie wissen, daß ihr Feuerstübchen vielleicht allein ihnen diese Uebel zugezogen hätte, so würden sie, hoffe ich, um so viel mehr solche auf ewig verbannen, da sie dieses mit so geringer Mühe, und ohne alle Kosten thun können. Wie sehr würden sie solche verabscheuen, wenn sie wüßten, daß

oft

oft eine gewisse und gefährliche Krankheit bloß und allein davon ihren Ursprung nimmt! Es ist solches eine Krankheit, die eine Aehnlichkeit mit dem Schnupfen hat, auch selbst unter die Klasse der catarrhalischen Krankheiten gehöret, indem die Erfahrung lehret, daß dieses für das Frauenzimmer sehr gefährliche Uebel oft nachlässet, wenn ein Schnupfen mit einem schleimigten Auswurfe sich einstellet; sich aber auch so bald wieder einfindet, wenn dieser nachlässet. Da also Catarrhen eine Erschlaffung der Fäserchen zum Grunde haben, so ist es leicht einzusehen, wie leicht diese Krankheit entstehen kann, wenn der Unterleib durch die Wärme der Feuerkieken relaxiret wird, und Congestionen der Säfte dahin hervorgebracht werden. Man wird neugierig seyn, den Namen dieser Krankheit zu wissen, und sich wundern, daß ich ihr noch keinen beygelegt habe. Ich werde sie aber nicht nennen, sondern meine Leserinnen bitten, sie in einem Diktionaire, wo das Wort fluor albus stehet, aufzusuchen. — Ich bin gewiß überzeugt, und schon lange vor mir sind es große Aerzte gewesen, daß man von dieser Krankheit weit weniger wissen würde, wenn die Mode, über einer Feuerkieke zu sitzen, nicht im Gebrauch wäre. In Ländern, wo man solche nicht kennet, kennet man auch weit weniger diese Krankheit. Dieses größtentheils langwierige und hartnäckige Uebel wird wiederum die Quelle so vieler anderer, die gefährlich und tödtlich sind. Gliederreissen, Hypochondrie, Cachexie, Auszehrung, Wassersucht u. d. g. m. sind gar oft die unglücklichen Kinder, die sie hervorbringet. Und — welches junge Schönen gar wol beherzigen mögen — es verwelken dadurch die blühenden Rosen ihrer Wangen; ihr schöner Teint, den ihnen die Natur schenkte, den keine Schminke ersetzen kann, gehet verloren, und endlich entstehet dadurch ein Schaden, den das ganze Publikum empfindet, die Bevölkerung leidet darunter. — Möchten doch also meine Leserinnen sich warnen lassen, und lieber eine angenehme Wärme eine zeitlang entbehren, als sich Zeitlebens kränklich und ungesund machen! Von den Einsichtsvollen hoffe ich es; die übrigen mögen sich gefallen lassen, den Aerzten in die Hände zu fallen.

Vielleicht macht man mir den Einwurf, daß bey Abschaffung der Feuerkieken dem Frauenzimmer die Füße in der Kirche erfrieren würden. Dieses wäre freylich ein Unglück für die Schönen und auch für mich, indem ich ihnen ein ander Uebel zuzöge, wenn ich sie von dem einen zu befreyen suchte. Die Fußsäcke, wird man sagen, sind für das Frauenzimmer zu unbequem. Sie dürfen sich ja aber nur ganz kleine machen lassen, welche über den Füßen mit Schnüren zugezogen werden, so ist diese Unbequemlichkeit gleich gehoben, und ihre Füße sind gegen das Erfrieren gesichert. Ein solcher kleiner Fußsack würde viel Aehnlichkeit mit den Pompadours oder Knüttebeuteln haben, mit denen unsre Damen anitzt einhergehen. Sollte ein zierlicher Fußsack nicht eben die Parade an ihrer schönen Hand machen, als ein Pompadour macht? Welch eine Bequemlichkeit! Sie dürfen also auch solchen nicht einmal von einer Magd nach der Kirche sich nachtragen lassen! — Sollte ja mein wohlgemeynter Rath ihnen einige Unkosten verursachen; so wird die angenehme Hofnung, künftig von mancherley kränklichen Zufällen befreyet zu bleiben, und ein blühendes Antlitz zu behalten, sie gar leicht wegen der Kosten eines solchen Fußsacks, der überdem nicht mehr als eine Karkasse oder Dormeuse kosten wird, schadlos halten.

Bl'nk'nb'rg. **J. S. J. S.**

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

57tes Stück.

Mittwochs, den 16. Julii, 1766.

Polizeymäßige Betrachtung über das Branntemeinsbrennen.

(Nachstehender Aufsatz ist von einer entfernten Gegend eingesandt worden, wo wegen des vielen Geestlandes die vorgeschlagene Einrichtung von noch grössern und allgemeinerem Nutzen seyn wird, als in hiesigen, und anderen Gegenden, wo nicht so viel Haide anzutreffen ist.)

So bald der Rocken im Preise steiget, so bald entstehet auch im gemeinen Wesen ein Murren, daß durch das häufige Branntemeinsbrennen das Brodkorn verringert, und der Marktpreis dadurch erhöhet werde.

Es ist demnach der Mühe werth, eine polizeymäßige Betrachtung darüber anzustellen, ob der Klage des Publici nicht abgeholfen, und durch eine bessere Einrichtung der Branntemeinsbrennereyen mehr Korn gewonnen werden könne, als bisher geschehen ist.

Fast in allen Ländern wird das Branntemeinsbrennen als ein bürgerliches Gewerbe angesehen, und ist dieserwegen solche Nahrung Städten vorzüglich beygeleget worden.

Die mehresten Branntemeinsbrenner in den Städten haben selten den nöthigen Raum bey ihren Häusern zu Schweineställen, und zum Mistpfuhl; selbige sind also genöthiget die Schweineställe solchergestalt anzulegen, daß die Excrementa abfliessen können, ohne zum Dünger gehörig gesammlet, und auf dem Acker genutzet zu werden. Stellet man dagegen eine wohl eingerichtete Branntemeinsbrennerey auf der Geest zum Exempel auf, und nimmt, daß solche wöchentlich 12 Himpten Rocken zu Branntewein mache, so hat hievon das Publikum einen ganz andern Gewinn als von der städtischen Einrichtung zu gewarten, nemlich:

Ein Branntemeinsbrenner auf der Geest kann von denen zu verbrennenden wöchentlichen 12 Himpt. Rocken beständig 16 Schweine füttern.

An dem dazu erfoderlichen Schweinestalle ist ein Mistraum von 30 und 40 Quadratfuß angeleget, und mit einem Staket umgeben.

Hierinn laufen des Morgens und Nachmittages die Schweine herum, treten den Mist durch, und fressen nach solcher Bewegung gut.

In diesem umzäunten Platze werden wöchentlich 10 Fuder Plaggen, Haide, und sonstiges erdhaftes Gestreu gefahren, welche an Miste 12 Fuder wieder liefern, so im Jahre 624 Fuder Dünger zu 4 Pferden das Fuder gerechnet, austragen.

Iii Dieser

Dieser Dünger wird in der Mistgrube, wann solche voll ist, in Haufen geschlagen, und darinn in Hitze gebracht, und darnächst auf den Acker gefahren.

Allen Ackersleuten ist bekannt, daß dergleichen Dünger stark treibet, und allemal gutes Korn bringet. Mit obigem Miste der 624 Fuder können jährlich 104 Morgen gedünget werden.

Jeder Morgen liefert 24 Haufen Korn, ein Jahr dem andern zu gute, von 10 Garben.

Ein solcher Haufen Rocken, welcher auf dergleichen Dünger gewachsen, liefert 3 Metzen Körner, thut der Morgen 18 Himpten, mithin die 104 Morgen an Getraide jährlich 1872 Himpten.

Zum Branntewein sind nur verbrauchet:

Rocken wöchentlich	12 Hpt.	–	624 Hpt.
Malz — —	2 –	–	104 –
Gersten zum Schrot	4 –	–	208 –
(und damit das Speck fester werde, auch etwas in Körnern zu füttern)			
Ausgabe Summa			936 Hpt.

Dem gemeinen Wesen sind, wie oben gezeiget worden, durch die Branntweinsbrennerey auf dem Lande gegen die städtische Einrichtung wieder zugewachsen 1872 Hpt. es bleiben demnach für das Publikum Gewinn 936 Himpten.

Dem Arbeitsmann ist der Branntewein einmal zur Gewohnheit und unentbehrlich worden, weshalb demselben sowol an dem wohlfeilen Preise des Branntewein, als des Brodkorns sehr gelegen ist.

Die Herrschaftl. Cassen haben ferner durch die Accise von dem Branntweinbrennen eine ziemliche Einnahme, und stehet das Geld dafür auf dem Lande eben so gut, als in den Städten einzuheben.

Durch den Verbot des Branntweinbrennens bey hohen Kornpreisen, gehet das Geld für Branntewein ausser Landes, und der Kornbau im Lande wird, wie vorhin gezeiget, vermindert.

Nicht weniger müssen die Schweine, welche sonst von der Wäsche fett gemacht worden, alsdann mit Korn gemästet werden.

Zu einer Vorrichtung von mehrgemeldten Mistraume ist auch nöthig die Plaggen, Erde und Haide, zum Wintergestreu, des Sommers oder gegen Michaelis bey trockener Witterung nahe an dem Schweinestalle in Haufen zusammen zu fahren, und des Winters mit Schiebkarren in den Mistpfuhl zu schieben, eben so wie solches in denen Haidgegenden bey denen Schaafställen gewöhnlich ist, indem ein solches mit Erde vermischtes Gestreu das Urinosum besser, als das Stroh, aufbewahret.

Auch ist gut aus den Pferdeställen den rauhen Mist mit in diesem Raum zu bringen, nicht weniger des Sommers allen Abfall aus den Gärten. Wo sandigter Boden ist, daselbst ist zu Verbesserung des Ackers dienlich wöchentlich 4 Fuder Thon mit einzustreuen.

Ist der Thon alkalischer Natur, so hat solcher den Vorzug, indem solcher den Mist am besten aufschließet, und zeitiget.

Das Alkali im Thone lässet sich erforschen, wenn man spiritus salis oder Scheidewasser auf den Thon tröpfelt; brauset solcher damit auf, so ist Alkali darinn vorhanden.

Sonsten wird wöchentlich eine Metze Salz mit in den Mist gestreuet, und daraus das Alkali genutzet.

Nach einem Erddünger von vorgedachter Mischung wachsen alle Früchte über die maßen auf dem Geestlande gut, als Toback, Gerste, weisser Haser, Bohnen, Wicken, Rocken, Hanf und Leinsaamen. Und in den Gärten alle Kohlarten, Rüben, Wurzeln, und was einem jeden im Garten sonsten zu ziehen beliebig ist.

Aus obigen Umständen veroffenbaret sich, wie nöthig es sey, das Branntweinsbrennen im Lande besser einzurichten, und mit unter die Polizeyaufsicht zu setzen.

Vor-

Vorhin ist man gewohnt gewesen die Brannteweinsblasen länglicht machen zu lassen.

Ludolf in seiner Einleitung zur Chymie S. 84. siehet solche façon als einen Fehler an, und will, daß die Branntweinskessel mehr breit als hoch seyn sollen, räth auch an, mehrere Röhren in den Helm anzubringen.

Ein Quartier Wasser, das auf eine flache Schüssel gegossen wird, dünstet ehender ab, als eben so viel Wasser thut, welches in ein länglicht Glas gegeben, und in gleicher Wärme mit jenem auf den Ofen zum Abdünsten gesetzet worden.

Ein gewisser Grad der Hitze treibet den Spiritum auf, je grösser nun die Fläche von dem Brenngefäß ist, je besser und schneller kann der Spiritus aus dem fermentirten Getraide ausgehen, und in den Helm steigen.

Diejenigen welche mit dem Branntweinbrennen umgehen, und davon Erfahrung haben, belieben davon dem Publiko Nachricht zu geben.

Auch ist sehr viel daran gelegen die Gährung gehörig zu dirigiren zu wissen, maßen damit sehr vieles Korn unnützerweise verthan wird, z. E. ein Brannteweinsbrenner der hievon genaue Kenntniß hat, kann aus 110 ℔. Mehl eben den Branntewein schaffen, wozu ein anderer 135 ℔. nimmt.

Dieses auf ein ganzes Land genommen, beweiset, daß es ausserordentlich nützlich sey, diese Kenntniß zu erlangen, und zum gemeinen Nutzen bekannt zu machen.

Bahrenburg. Milz.

Anmerkungen über einige deutsche Sprüchwörter.

1) Daß Sprüchwörter eine Sprache ungemein bereichern, und sie sehr nachdrücklich und körnig machen, bedarf wol keines Beweises. Soll aber der Schriftsteller oder Redende, der sie gebrauchen will, solche am rechten Orte anbringen; soll der Leser und Zuhörer ihren ganzen Nachdruck fühlen: so ist unumgänglich nöthig, daß beyderseits sie verstehen, und, dafern sie unverständlich sind, solche ihnen erkläret und deutlich gemacht werden.

2) Es wäre daher gut, wenn ein Gelehrter, der der deutschen Sprache, Geschichte und Alterthümer hinlänglich kundig ist, eine Sammlung deutscher Sprüchwörter herausgäbe, worinnen solche, so kurz als möglich erkläret, und ob sie ursprünglich deutsch, oder aber aus andern Sprachen entlehnet seyn, bemerket würde.

3) Einige von solchen ursprünglich deutschen Sprüchwörtern sind offenbar verdrehet und verhunzt, und eben daher unverständlich geworden, indem der Hochdeutsche sie von dem Nieder- oder Plattdeutschen mit halben Ohren gehöret, zum Theile nur verstanden, und sie hernach in Reden und Schreiben merklich verändert wieder angebracht hat. Denn das scheinet mir ausgemacht zu seyn, daß die Niederdeutschen wegen ihres drolligen Witzes und grösseren Reichthumes ihrer Sprache weit glücklicher in Erfindung nachdrücklicher und vielbedeutender Sprüchwörter seyn, als die steiferen Oberdeutschen. (*) Ich will einige solcher

aus

(*) Ausser dem unten, Nr. 7. Anm. beyzubringenden, will ich hier nur das in Hamburg und in dortiger Gegend gebräuchliche anführen: Hee führ uhr, as een begeten Alms, d. i. er siehet sehr elend aus, wie ein Stück Brodtes, woran man vor der Einführung der Servietten bey Ehrengelagen die Finger abwischete, und es hernach den Armen als ein Almosen reichte. Siehe Braunschw. Anzeigen, 1747. S. 321.

aus dem Plattdeutschen entlehnten und in dem Munde des Hochdeutschen veränderten und verderbten Sprüchwörter hier anführen, und meine Gedanken zur Erklärung und Wiederherstellung derselben mit wenigem eröfnen.

4) **Das blaue Wunder** mag den Anfang machen. **Ich hatte meinen blauen Wunder, oder gar blaues Wunder, mit ihm.** Man höret es mehr in Sachsen, als in den mitternächtigen Gegenden Deutschlands, wo es doch eigentlich zu Hause gehöret, sowol im Reden, im gemeinen Leben und Umgange, als auch, wie wol seltener in Schriften. (*) Es versiehet sich von selbst, daß **Wunder** hier nicht eine übernatürliche Begebenheit, sondern so viel als ungewöhnliche und recht zu bewundernde Mühe, Arbeit und Weitläuftigkeit bedeute; so wie man zu sagen pfleget: **Er machte mir viel Wunder;** (multum mihi negotii facessebat et mirifice me agitabat et exercebat.) Höret man nun vollends von einem **blauen Wunder:** so muß es einem billig Wunder nehmen, woher dieses Beywort komme. Allein der Meklenburger sagt im gemeinen Leben zum öftern: **Ick hadd myn Plag un Wunner met een.** Wenn denn ein Hochdeutscher, der ohne das b und p nicht allemal genug unterscheiden kann, solche Redensart gehöret; wenn er sich dabey erinnert hat, daß der Plattdeutsche beym Ausdrucke der blauen Farbe ein g hineinzuweben pfleget, (z.E. de blage Rock, tunica coerulea) was ists daher Wunder, wenn er bey Anbringung dieses Sprüchworts, das Bindewort **und,** welches der Plattdeutsche ohne d ausspricht, für die Endigung des Adjectivi **blau** angesehen, und ein **blaues** oder **einen blauen Wunder** daraus gebildet hat.

5) **Plaget dich denn die Ungeduld, daß du das thust?** ist ein neues Sprüchwort, welches durch unrechte Aussprache verderbt zu seyn scheinet. Zwar leugne ich nicht, daß das Wort: **Ungeduld,** hier schon einigen Verstand geben könne, daß man nemlich damit anzeigen wolle, wie einer nicht stille und ruhig seyn könne, und **ungeduldig** über den Müssiggang und seinen unveränderten Zustand, (impatiens otii ac quietis,) allerley unfertige Händel anfange. Und da würde es einigermaßen mit einem andern Sprüchworte übereinkommen: **wenn dem Esel** rc. Allein ich glaube doch Grund zu der Vermuthung zu haben, daß hier **Ungeduld** aus dem in Abgang gekommenen Worte **Unhold** entstanden sey. Dieses Wort bedeutete vor **Christ. Thomasii** und seiner zahlreichen Schüler Zeiten auf eine gelindere Art zu reden (per Euphemismum) eine Hexe oder einen Hexenmeister; darum, weil theils solche, wie man glaubte, andern Menschen feindselig und **unhold** wären, und mit ihren bösen Künsten Schaden thäten, auch manchen plagten und ängstigten, wunderliche und unerwarte Händel anzufangen; theils, weil man sich scheuete, das Kind bey seinem rechten Namen zu nennen. So würde denn das angeführte Sprüchwort, wenn es zu seinem ersten Ursprunge zurück gebracht wird, eigentlich also lauten müssen: **Plaget dich denn der Unhold** oder **die Unholde,** (ein Zauberer oder eine Hexe?) und mit dem im niedern Style gebräuchlichen: **Reitet dich denn der Teufel?** übereinkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

(*) Mir fället eben nur eine Stelle ein, die in den zuverläßigen Nachrichten, welche eine Fortsetzung der deutschen Act. Erud. waren, St. 148. S. 264. in der Anmerkung stehet, wo von der langen nur ein Haar breiten gefährlichen Brücke der Muhammedaner über die Hölle, welche die abgeschiedene Seelen passiren müssen, gesaget wird, man könne in einer daselbst angeführten Stelle des Korans sein **blaues Wunder** finden.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.
58tes Stück.
Sonnabends, den 19. Julii, 1766.

Verfolg der Nachrichten, von denen zum Besten verwaiseter Soldatenkinder in der Stadt Halberstadt vorgekehrten Anstalten.

Dem Publiko ist bereits aus einigen öffentlichen Blättern, und insbesondere aus dem 14. Stück der Mindenschen Beyträge zum Nutzen und Vergnügen, des itztlaufenden Jahres, bekannt geworden, welchergestalt zum Besten verwaiseter armer Soldatenkinder gewisse heilsame und ersprießliche Anstalten im Jahr 1763. allhier entsprossen, wozu damals ein hiesiges Hochwürdiges Domcapitul die erste Gelegenheit gegeben, solchem von andern Gönnern und Freunden, ganz von selbst, mit einem menschenfreundl. Eifer beygetreten, der Plan hiezu von dem Hrn. Oberdomprediger Weisbeck dirigiret und erweitert, gleich Anfangs auch durch den Domrektor, Hrn. Struensee, vermittelst einer rührenden sogenannten Addresse an die Einwohner der Stadt Halberstadt, zum Besten der verwaiseten Soldatenkinder, so bey Delius allhier auf einen Bogen in 4to abgedrucket, und dem obbemeldeten 14. St. der Mindenschen Beyträge einverleibet, das Publikum dieserhalb benachrichtiget und ermuntert worden. Der allgemeine große Beyfall, und der sehr gute Fortgang dieser so redlichen als ersprießlichen Anstalten, verdienet um so mehr einiger fernern Bekanntmachung, da nicht nur solches in dem mehr erwehnten 14ten Stück der Mindenschen Beyträge, und der dahinter befindlichen Anmerkung, jedoch ohne diesseitiges Vorwissen, versprochen, sondern auch neuerlich, zu Begünstigung dieses menschenfreundlichen Instituti, ein Zuschub und Geschenk von 150 Thl. aus eigener höchster Bewegung allergnädigst verwilliget ist. Man kann dahero hiemit nicht verhalten, wie die bemeldten, gleichsam von ohngefehr entstandenen und unter göttlichen Seegen in der Geschwindigkeit angewachsene Anstalten, unter der Aufsicht der obbemeldten, und mit Zuziehung einiger anderer gut gesinneter Mitbürger, gleich in den ersten Tagen ihrer Errichtung dergestalt zugenommen, daß von Anfang des Maymonats bis Ausgangs Augusts 1763. bereits 13 Kinder, so gar keine Eltern, und 71 Kinder, so nur arme Mütter am Leben haben, aufgenommen, erzogen und verpfleget worden. Erstere bekamen zur Erziehung, freyer Schule, Büchern und Kleidung, monatlich 1 Thlr. bis 1 Thlr. 8 ggr. und wurden an Oerter gebracht, wo sie mit arbeiten helfen

 mußten.

mußten. Letztere aber wurden bey ihren Müttern oder Verwandten gelassen, und bekamen monatlich 16 ggr., 1 Thlr. auch 1 Thlr. 8 ggr. nebst freyer Schule und Kleidung, wobey selbige von Zeit zu Zeit besucht und examinirt wurden. Seit der Zeit nun, und bis jetzo her, sind bey dem merklich vermehrten Fond, unter hohen und gütigen Beystande, aus dieser Anstalt unterhalten worden:

1)	An Witwen, so Kinder haben	56
2)	Personen, so Waisen aufgenommen	20
3)	Eltern, die abgedankt und verarmt waren –	2
4)	Kinder, so weder Vater noch Mutter haben –	27
5)	Kinder, so noch Mütter haben	106
6)	Kinder, deren Eltern verarmt sind –	12
	Summa –	223

Von diesen Kindern sind vor kurzen 12 an das Potsdamsche große Waisenhaus abgeliefert, verschiedene Knaben, so die Jahre hatten, bey Handwerkern aufgedungen, und Mädgen zu Dienstherren gebracht, so daß sie nun selbst ihren guten Unterhalt haben, und das Publikum sich Nutzen von ihnen versprechen kann. Die jetzt noch vorhandenen Kinder, werden wie vorhin gedacht, unter gewissen festgesetzten Regeln, theils zur Garnison- theils zu denen Stadtschulen gehalten, und dafür monatlich bezahlet, bekommen Bücher, Kleidung und Wäsche, auch überhaupt den nöthigen Unterhalt und Verpflegung, bis sie zum heil. Abendmahle gegangen, werden öfters besucht und examinirt. Die ganz verwaiseten werden christlichen Leuten anvertrauet, welche sie für ein gewisses in Speise und Trank erhalten. Denen, so noch Mütter haben, wird so viel an Gelde zu Hülfe gegeben, als zu ihrer Verpflegung und guten Erziehung nothwendig ist. Jedoch wird anjetzt noch hauptsächlich auf solche verwaisete Kinder gesehen, deren Väter von dem allhier garnisonirenden hochlöbl. Regiment von Hülsen Infanterie im letzten Kriege geblieben, oder verstorben, und nichts im Vermögen hinterlassen haben. Der höchste Vergelter uneigennütziger frommer Wohlthaten, wolle diese redliche, zur geist- und leiblichen Wohlfarth manches dadurch vom Verderben geretteten und dem Publiko brauchbar gemachten Kindes dienende Absichten, ferner überschwenglich seegnen, damit solche durch Vermehrung derer hiezu erfoderlichen, bisher noch ungewissen Fonds, immer weiter verbreitet und verbessert werden mögen. Halberstadt, den 24. Junii, 1766.

Beschluß der Anmerkungen über einige deutsche Sprüchwörter.

6)

Er stehet da und hat Maulaffen feil, sagt man in der Mark und in Sachsen von einem, der aus Neugier müssig stehet, und nach Dingen gaffet und horchet, die ihn auf der weiten Welt nichts angehen. Hier wollte ich viel darauf wetten, daß die ganze Redensart, ja das Wort Maulaffe selbst aus Mißverstande des Plattdeutschen entstanden sey, in welchem Affen, (simiae) und affen, (apertus) mit einerley Worte: apen, ausgedrücket werden. Hee steit un hett't Muhl apen, sagt der Niederdeutsche: (Er stehet, und hat das Maul offen, stat et intentus est rei, et auscultat aperto ore, ut sonitum susurrantium per vibrationem aëris loquela commoti, dentibus illisam, eo melius percipiat.) Das Feil haben scheinet nur aus Mißverstande angeflicket zu seyn;

seyn; denn wo werden Affen feil geboten? da sie nicht jedermanns Kauf sind. Und warum soll der Affe, das Thier, das dem Menschen am nächsten kömmet, eben vom Maule seinen Beynamen erhalten, und Maulaffe heissen?

7) Das letzte von denen Sprüchwörtern, die der Oberländer dem Plattdeutschen entwendet und zugleich aus Mißverstande verkehret hat, mag dieses seyn, da man von einem kränkelnden und zusehends abnehmenden Menschen saget: **Er vergehet als der Tag.** Ja, der Tag vergehet freylich auch; allein was ist wol in der Welt unvergänglich? (*) Warum hat man denn eben den Tag zum Bilde der Vergänglichkeit gebrauchet? Man höre hier einmal einen Plattdeutschen, einen Mecklenburger; so wird man gleich Licht in dieser Sache bekommen. — **Nachbar, was macht euer alter Vater? — Hee veggeit as de Daak!** (decrescit s. deletur instar nebulae) — So, so! ich danke euch, mein Freund! Ihr habt mit einer Klappe zwo Fliegen geschlagen, und durch eure Antwort nicht allein die verlangte Nachricht mir ertheilet, sondern auch ein verhunztes Sprüchwort wieder hergestellet. Denn der Nebel (Daak) ist ein bekanntes Bild der unvermerkten Vergänglichkeit einer Sache, davon hernach kaum Spuren anzutreffen sind.

8) Anhangsweise will ich ein Sprüchwort von ganz anderer Art anführen, u solches, wo nicht erkläre, doch Gelegenheit zu einer nähern Untersuchung desselben geben. **Verbessert durch Johann Ballhorn**, sagt man von unerheblichen, unnöthigen und ungeschickten Zusätzen, Veränderungen und fälschlich vermeynten Verbesserungen. Sonder Zweifel wird die Gelehrtenhistorie hierinnen ein Licht geben müssen, und es wäre Schade, wenn solches nicht bald aufgestecket würde, sondern durch die Länge der Zeit unter der Asche, womit es ringet, gänzlich verlöschete. Es würde dieses einen würdigen Gegenstand eines Programma, oder antiquarisch-kritisch-litterarischen Dissertation für einen Gelehrten abgeben, der oft nicht weiß, wovon er schreiben soll, wenn er amtswegen schreiben muß. Ich will hier dasjenige beybringen, was mir davon bekannt geworden.

9) Vor mehreren Jahren sagte mir ein Freund, daß dieses Sprüchwort von einem Buchdrucker dieses Namens in Lübeck seinen Ursprung habe, der die Worte: **verbessert durch Johann Ballhorn**, auf den Titel einer von ihm besorgten Fibel oder ABC Buches gesetzet: und als man genau nachgesehen, worinnen die Verbesserung bestanden, und die vorigen Auflagen damit verglichen: so habe man wahrgenommen, daß auf dem Bilde der letzten Seite neben dem gewöhnlichen Hahne ein Korb mit Eyern hingemahlet worden. In der That, eine merkwürdige Verbesserung! Ich wollte, daß diese Nachricht wahr wäre, und empfehle sie bestens den aufmerksamen Bücherkennern, zu untersuchen und auszumachen, ob der berühmte Lübeckische Buchdrucker des 16ten Jahrhunderts **Johann Ballhorn** auch Fibeln abgedrucket habe. Stünde dieses nur zu beweisen: so würde dadurch schon die angeführte Erklärung viel Wahrscheinlichkeit erhalten. — Ja, wird mancher denken: **welcher Bücherkenner wird in seiner Bibliothek Fibeln sammeln?** Warum die aber nicht? Wenn er nun Zusätze zu des Hrn. Mattaire Jahrbüchern der Buchdruckerey schreiben wollte? Worauf verfället nicht

(*) Jenes Fräulein wollte das zähe Leben ihrer alten gnädigen Tante beschreiben, die bey allen ihren kränklichen Umständen doch nicht sterben konnte, und sagte: See is so unvergänglich as eene Schwiensnute. (Instar rostri porcini durabilis est) Wohl gegeben!

nicht zuweilen die Sammelsucht der Menschen, sonderlich der Gelehrten? Ich erinnre mich, in einer gewissen Bilder- und Kupfersammlung einen ziemlichen Folianten voll aufgeklebter Bilder von Tobacksbriefen gesehen zu haben. Sammeln doch einige auch Calender, und es ist jemanden geglücket, einen zu Rostock gedruckten vom Jahre 1534 (wo ich nicht irre) aufzutreiben, den er so lange für den ältesten deutschen hält, bis ihm ein noch älterer vorgezeiget wird. Doch neulich wollte mich ein anderer Gelehrter versichern, daß der Johann Ballhorn von dem in dem Sprüchworte die Rede ist, ein Schulmeister im Holsteinischen, etwa zu Anfange dieses Jahrhunderts gewesen, der beym Catechißiren die vierte Bitte im Cat. Lutheri mit einem Zusatze verlängert, und bey einer Kirchenvisitation dem Hrn. Superintendenten, der ihm deßfalls einen Verweis geben wollen, zur Antwort ertheilet haben soll: Ihr Hochwürden, ich habs verbessert!

Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

59tes Stück.

Mittwochs, den 23. Julii, 1766.

Von Kinderspielen.

Agesilaus, ein berühmter König und General, ritt mit seinen Kindern auf dem Stockpferde: und ob ich gleich nicht verlange, daß alle Väter eben dasselbe thun sollen; so finde ich es doch unumgänglich nöthig, daß Eltern die Spiele ihrer Kinder als ein wichtiges Stück der Erziehung betrachten, und darauf eine besondere Aufmerksamkeit verwenden. Meine gegenwärtige Absicht gehet nicht dahin, zu beweisen, daß die Spiele jungen Kindern zur Erhaltung ihrer Gesundheit nothwendig sind, daß sie uns daß beste Mittel verschaffen, die Gemüths-Charaktere der Kinder zu erforschen, und daß sie so eingerichtet werden müssen, damit ihre Seele auf eine nützliche und angenehme Art dabey beschäftiget werde. Dies haben die weisesten Männer (a) schon längst aus den richtigsten Grundsätzen der Vernunft und der Erfahrung unläugbar dargethan. Aber verschiedene Eltern und Lehrmeister, denen die gute Erziehung ihrer Kinder und Untergebenen ein wahrer Ernst ist, werden es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich ihnen sagen werde, wie die kindischen Ergötzlichkeiten einzurichten sind, damit man

Meine Leser werden es mir verzeihen, daß ich hier eine Note ohne Text mache. Die Sache ist aber zu wichtig, als daß ich sie nicht bey jeder Gelegenheit, so entfernt sie auch immer ist, anführen und oft wiederholen sollte. Die Hauptmaxime in der ganzen Erziehung und Unterweisung muß seyn: daß man sich äußerst bestrebe 1) den Gemüthscharakter der Kinder zu erforschen, 2) ihre Liebe und völliges Zutrauen zu gewinnen, und 3) es dahin zu bringen, daß sie in der Erlernung nützlicher Sachen ein Vergnügen finden. So bald man diese Vortheile erreichet hat, so bald kann man sich auch von seinen fernern Bemühungen den glücklichsten Erfolg und das lebhafteste Vergnügen sicher versprechen: im Gegentheile aber auch versichert seyn, daß man die Kinder und sich selbst unaufhörlich martern werde.

(a) Locke und Krüger sind bekannt: aber ich wünsche, daß Zückerts Unterricht von der diätetischen Pflege der Säuglinge, und eben desselben Buch von der diätetischen Erziehung der entwehnten Kinder eben so bekannt und desselben vortrefliche Anweisung überall in Ausübung gebracht werden möge.

man besonders den letztgedachten Endzweck dadurch erreiche. Ich will also aufrichtig anzeigen, was mir davon durch Ueberlegung und eine beynahe zehnjährige Erfahrung bekannt geworden ist, und ich bey müssigern Stunden, als meine jetzige sind, gesammlet und aufgeschrieben habe.

Es giebt Kinder mit greisen Köpfen, und Herr Tristram Shandy hat sehr gründlich bewiesen, daß viele Greise bis an ihr Ende auf dem Stockpferde reiten, und viele Damen von 60 Jahren noch mit der Puppe spielen. Für diese schreibe ich nicht. Ich habe bloß mit unmündigen Kindern zu thun, welche alles, was ihrem Körper Bewegung und ihrer Seele neue Begriffe verschaft, mit Vergnügen annehmen. Die Pflicht der Eltern und Lehrmeister hiebey ist, die Spiele der Kinder so einzurichten, daß ihre Gesundheit dadurch nicht verletzt, sondern befördert, die Seele mit nützlichen Begriffen bereichert und sowol diese als jene Absicht, so viel immer möglich, zugleich erreichet werde. Aus diesem Gesichtspunkte werde ich die mir bekannten Kinderspiele betrachten. Ich werde einige davon für gut erkennen, einige aber verwerfen; um aber meine kleinen Lieblinge wegen der letztern schadlos zu halten, an deren Stelle andere, und neue Ergötzlichkeiten bekannt machen.

Bilder.

Schildereyen und Kupferstiche sind ein vorzügliches Mittel die Seele der Kinder auf eine angenehme und nützliche Art zu beschäftigen. So bald nur ein Kind fähig ist die Dinge, die es umgeben, deutlich von einander zu unterscheiden, kann man von diesem Mittel Gebrauch machen. Hiemit wird ein jeder mit mir einverstanden seyn. Aber man geräth gemeiniglich dabey auf zweyerley Abwege. Man bringt dem Kinde entweder zu viel Bilder auf einmal, oder solche ohne allen Unterscheid vor die Augen. Im ersten Falle wird man sie unachtsam machen, und im letztern ihre Seele mit vielen falschen, abentheurlichen und zuweilen schädlichen Vorstellungen erfüllen. Ich kann es daher unmöglich billigen, wenn man den Kindern zu gleicher Zeit die Kupferstiche von den Verwandelungen des Ovids, ein mit groben Holzschnitten verunstaltetes Evangelienbuch, einen Wapenkalender, eine mit Kupferstichen versehene Biebel, die Kupferstiche zu den Fabeln des la Fontaine, oder wol gar einen Reincke Fuchs, und einen Eulenspiegel in die Hände giebt. Ein jedes Bild, welches die Sachen anders vorstellt, als sie in der Natur würklich sind, das zum Verderben der guten Sitten Veranlassung geben könnte, und überhaupt das nicht Dinge enthält, deren Kenntniß mit der Zeit nützlich seyn kann, muß man von den Augen der Kinder entfernen. In dem ersten liegt der Grund, warum ich es sogar für unvorsichtig halte, wenn man ein Kind eine Bibel mit Kupferstichen durchblättern, und es eben sowol die Vorstellungen von den Offenbarungen der Propheten und des Apostels Johannes, als die Abbildungen der biblischen Geschichte betrachten läßt. Alle Erklärungen wegen der erstern und alle Erinnerungen, daß diese Dinge nicht in der Natur zu finden sind, werden nicht hindern, daß nicht der Seele irrige und abentheurliche Begriffe eingeprägt werden. (b)

Man

(b) Ich habe ein Kind von sehr gutem Verstande gekannt, welches im 6ten Jahre seines Alters war, und alle Leute für besessen mit dem bösen Geiste hielt, welche es Toback rauchen sahe. Warum? In seinem Evangelienbuche stieg den abgebildeten Besessenen ein solcher Dampf aus dem Halse, den es weder bey seinen Eltern noch Lehrmeister, noch bey denen, für welche es einige Achtung hatte, sondern ohngefehr von vorübergehenden wenigen schlecht gekleideten Leuten gesehen hatte. Was ist daran gelegen?

wird

Man darf sich nicht über den Mangel guter und zu vorgedachter Absicht brauchbarer Kupferstiche beklagen. Die neuere Ausgabe von dem ehemals unbillig verachteten Orbe picto, eines Rösels vortrefliche Insekten-Belustigungen, alle richtig gezeichneten Vorstellungen aus dem Thierreiche, alle wohl gerathene Abbildungen von dem Feldbau, von Künsten und Handwerken, und den dabey nöthigen Werkzeugen, alle von geschickten Meistern gemachte Prospekte von Landschaften, Gebäuden, Gärten; eine der Natur gemäße Vorstellung der in den heiligen Evangelisten enthaltenen Geschichte, auch von merkwürdigen Begebenheiten in den neuern Zeiten, (und wie reichlich sind wir nicht mit allen diesen versehen?) gehören hieher. Zwey bis drey Blätter sind, nach Beschaffenheit der Anzahl der darauf befindlichen Gegenstände, jeden Tag für ein Kind, insonderheit in desselben ersten drey Jahren genung: wenn man sich nur die Mühe giebt, jedes Stück des Bildes, kurz und deutlich zu erklären, und die häufigen Fragen des Kindes mit beständiger Freundlichkeit zu beantworten, auch das Versprechen hinzufüget, ihm den folgenden Tag eben so viel von diesen schönen Sachen zu geben, wofern es die ihm itzt gezeigten und erklärten Dinge sodann zu nennen wüßte. Man muß nicht wissen, wie groß die Neubegierde der Kinder und wie angenehm ihrer Seele eine jede neue Vorstellung ist, um an der guten Würkung dieses Verfahrens zu zweifeln.

Sammlungen aus dem Thier- Pflanzen- und Mineralreiche.

Ich hoffe, daß man keinen Beweis von dem Nutzen dieser ergötzenden und unterrichtenden Beschäftigung für Kinder von mir fodern wird. Alles, was sie mit der Allmacht und Weisheit ihres Schöpfers, und mit der Schönheit, und der Nutzbarkeit seiner Geschöpfe und zwar auf solche Art bekannt machet, daß sie ein Vergnügen an dieser Kenntniß finden, ist ein vortrefliches Mittel, ihr Herz und ihren Verstand gut zu bilden. Nach meinem Plane habe ich hier bloß von dem rechten Gebrauche dieses Mittels das Nöthige anzuzeigen.

Es ist gut, wenn Eltern bereits eine Sammlung entweder aus einem oder allen dreyen Reichen der Natur besitzen, und die darinn befindliche Stücke ihren Kindern zeigen und erklären: aber ich finde es noch weit besser, wenn man das Kind selbst sammlen läßt, und ihm dazu auf alle mögliche Weise behülflich ist. Ich habe hierzu einen gedoppelten Grund. Erstlich weil in solchen Sammlungen der Erwachsenen fast allemal mehr ausländische und in der Natur sehr selten vorkommende Sachen vorhanden sind, als solche, welche des Kindes Vaterland hervorgebracht hat, und deren Kenntniß demselben demnächst bey der Fortdauer seines Lebens nöthiger und nützlicher ist, als die weitläuftigste Wissenschaft von jenen. Ich werde mich allemal über die Krapp-pflanze

wird man sagen. Ich gestehe es, nicht viel: denn das Kind wird bald diesen Irthum eingesehen und abgelegt haben. Aber giebt es nicht noch immer Leute, welche den Ungrund der Gespenster- und Hexenmärchen am Tage aufs gründlichste beweisen können, und des Nachts bey dem Geschrey eines Leichvogels und dem Gepolter einer Katze erschrecken, und sich gleich darauf selbst schämen und ärgern, daß sie mit aller gesunden Vernunft die abentheuerlichen Vorstellungen ihrer Kindheit auszurotten nicht vermögend sind?

pflanze in dem Naturalienkabinette eines Kindes mehr als über die Wurzeln Betel und Ninsi freuen. Meine erst gedachte Meynung gründet sich zweytens darauf, daß ein Kind, welches selbst sammlet, dadurch eine beständige und angenehme Beschäftigung erhält, und bey der Aufbewahrung der gesammleten Sachen an die Beobachtung einer guten Ordnung gewöhnet wird. Dies letztere bitte ich nicht so zu verstehen, als ob man das Kind mit einer gelehrten systematischen Ordnung eines Linnäus, Wallerius und dergleichen martern solle. Es wird für ein Kind bis ins zehnte Jahr genug seyn, wenn es z. B. bey den Pflanzen, die medicinischen Kräuter, die Farbekräuter, die Futterkräuter, die Getraidearten u. s. w. und bey jedem ihre Gestalt, beym Aufkeimen, völligen Wuchse, in der Blüte, und in der Reife des Saamens oder des Krautes selbst vorerst zu unterscheiden, jedes in sein Fach zu legen, und von jedem den Nutzen anzugeben weiß. Ein jeder Spatziergang wird dem Kinde Gelegenheit geben seine Sammlung mit einem Insekte, einer Pflanze, oder einem Steine, welches entweder wegen seiner besondern Bildung, oder wegen seines Nutzens im menschlichen Leben merkwürdig ist, zu bereichern. Man muß nur dem Kinde zeigen, daß man selbst ein Vergnügen an dieser Art von Beschäftigung findet, und gern alles darzu beyträgt; so wird man nicht allein sein Zutrauen gewinnen, sondern auch mit freudigem Erstaunen wahrnehmen, wie bald, u. wie viel Kenntnisse ein Kind von nützlichen Sachen erhält, die viele erst als Erwachsene und viele gar nicht wissen.

Modelle.

So viel ich weiß, pflegt man die Modelle von Gebäuden und nützlichen Maschinen nicht unter das Spielzeug der Kinder zu rechnen. Vielleicht bin ich aber so glücklich, das Verzeichniß ihrer Ergötzlichkeiten mit diesem neuen Artikel zu vermehren.

Da es eben so wenig gleichgültig ist, wie die Modelle, die man dem Kinde in die Hände giebt, beschaffen sind, als was für einen Gebrauch man davon machet, so werde ich von jedem besonders reden müssen.

Alle verjüngte Nachahmungen oder Modelle von Wohn- und Haushaltungsgebäuden, von Gärten, von Schiffen, und andern auf dem Wasser gebräuchlichen Fahrzeugen, von Wasser- Wind- und Roßmühlen, und den verschiedenen Arten derselben, in Absicht der Sachen, welche durch dieselben zubereitet werden, von Weberstühlen, von den zum Feld- und Gartenbau nöthigen Geräthschaften, vom Berg- und Hüttenbau, von den Werkzeugen der Künstler und Handwerker, von Winden, und andern zur Hebung großer Lasten nützlichen Maschinen, kurz von allen Sachen, deren Kenntniß, wie sie eingerichtet sind, und was dadurch hervorgebracht werden kann, sind zu der Absicht bequem, Kinder auf eine angenehme und unterrichtende Art zu beschäftigen. Daher scheinet es mir mit dieser vernünftigen Grundregel wenig übereinzustimmen, wenn man ein Kind, mit Modellen von dem Laufe der Gestirne, oder bloß mit Puppenfiguren von Balanceurs, Seiltänzern, prächtig angekleideten Manns- und Weibespersonen und Soldaten, mit Taschenspielerkünsten, kleinen prächtigen Carossen und andern läppischem Spielzeuge zu unterhalten sucht. In Absicht der erstern werden alle Erklärungen von dem sinnreichen, wunderbaren und vortreflichen, welches man den Kindern zeiget, keine andere Würkung haben, als daß man dieselben, insonderheit in den erstern Jahren, ermüdet, ohne sie vergnügt und unterrichtet zu haben: und von dem letztern kann man sicher gewärtigen, daß sie die lebhaftesten Eindrücke von Eitelkeit, Thorheit und Muthwillen in den Seelen der Kinder zurück lassen werden.

(Die Fortsetzung ein ander mal.)

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

60tes Stück.

Sonnabends, den 26. Julii, 1766.

Serenissimi gnädigste Verordnung, das Verzinnen der Küchengeschirre betreffend.

d. d. Braunschweig, den 9. Jun. 1766.

Nebst deren Erläuterung.

Von GOttes Gnaden, CARL, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. ꝛc. Was für gefährliche Würkungen auf die menschliche Gesundheit durch den Gebrauch solcher Küchengeschirre entstehen können, welche eine Beymischung von Bley enthalten, indem, so bald saure Dinge dazu kommen, eines der stärksten Gifte, der sogenannte Bleyzucker, erzeuget wird, davon liegen die betrübtesten Erfahrungen am Tage.

Wie aus diesem Grunde auch das Verzinnen der kupfernen, messingernen und eisernen Küchengefässe, wenn das darzu gebrauchte Loth einen Zusatz von Bley hat, für schädlich und gefährlich zu achten ist; so haben Wir nach dem Trieb Unserer Landesväterlichen Vorsorge, so wol von den in unsern Landen bisher üblich gewesenen Verzinnungsarten gründlichen Bericht eingezogen, als auch ob und wie eine bessere und der Gesundheit auf keinerley Weise nachtheilige Verzinnung einzuführen sey, durch eine besonders hierzu angeordnete Commission untersuchen lassen.

Es hat sich hiedurch einer Seits veroffenbaret, daß an den mehresten Orten in und ausser Deutschland, das zu dem Verzinnen der Küchengeschirre gebräuchliche Loth aus 2 Theil Zinn und 1 Theil Bley bestehe, auch von den mehresten Kupferschmieden behauptet werden wolle, daß ohne Beymischung eines Theils Bley keine tüchtige Verzinnung zu Stande zu bringen, und von solcher mit Bley versetzten Verzinnung nichts übles für die Gesundheit zu befürchten, hingegen bey dem Verzinnen mit bloßem reinen Zinn zu besorgen sey, daß

solches nicht fest auf dem Kupfer haften und sodann diejenigen schädlichen Würkungen erfolgen würden, welche entstehen müssen, wenn saure Sachen zu dem Kupfer kommen.

Auf der andern Seite hat sich dagegen auf das zuverlässigste ergeben, daß nicht nur auf den Hütten in Unserm Fürstenthum Blankenburg, das zu der Verzinnungsarbeit gebräuchliche Loth ohne alle Beymischung von Bley sey, sondern auch daß überhaupt durch bloßes reines Zinn eine weit dauerhaftere Verzinnung zu Stande gebracht werden könne, als wenn dem Loth Bley zugesetzet wird.

Die in Gegenwart der Commissarien von einem geschickten Kupferschmidt gemachte Proben haben unwidersprechlich bewiesen, daß das reine Zinn auf den darzu herbey gebrachten kupfernen Geschirren, aller Orten, wo solches angebracht wurde, willig gehaftet, und am Ende der Arbeit die verzinnten Flächen glänzend, von einer dem feinen Silber beynahe ähnlichen Weiße, und durchgehends gleichförmig erschienen, auch nicht das allerkleinste Theilgen von Kupfer unbedeckt geblieben, mithin durch diese Verzinnungsart allen von dem entblößetem Kupfer zu besorgenden schädlichen Folgen auf das vollkommenste vorgebeuget werden könne.

Dagegen haben die nach der gewöhnlichen Art mit einem Zusatz von Bley verzinnete Geschirre weit weniger Glanz als jene, und von Farbe sich bläulich gezeiget, die damit angestellete Proben aber klärlich zu erkennen gegeben, daß durch das darein gegossene mit Essig vermischte Wasser sehr schnell die Spuren einer geschehenen Auflösung des Bleyes erfolget, wannenhero das einstimmige Urtheil der Commissarien dahin ausgefallen, daß das Verzinnen mit bloßem reinen Zinn, so wol der Dauer, als der Unschädlichkeit wegen, und weil die Gefäße selbst nicht so bald dadurch ruiniret werden, der sonst gewöhnlichen weit vorzuziehen sey.

Wie solchemnach Wir diese schädliche und untaugliche Verzinnungsart in Unsern Landen länger zu dulden nicht gemeinet sind; Also ordnen, setzen und wollen Wir hiemit gnädigst:

1) Daß nach Publication dieser Unserer höchsten Verordnung zu Verzinnung der Küchengeschirre bloß und allein englisches Blockzinn gebrauchet und nicht das mindeste von Bley dem Verzinnungsloth beygemischet, auch zur Befestigung des Zinnes ganz und gar kein Harz oder einiges Fett, sondern Salmiac angewendet, und den alten kupfernen, meßingenen oder eisernen Gefäßen, bey dem Verzinnen niemals eine größere Hitze, als bey dem Gebrauch des Salmiacs erfoderlich, gegeben werden soll.

2) Die Kupferschmiede und andere Professionisten, welche mit Verzinnen umgehen, sollen, wenn ihnen schon verzinnt gewesene Geschirre, um solche neu

neu zu verzinnen gebracht werden, die alte Verzinnung zuvor rein abnehmen, auch kein Stück verzinnte Arbeit aus den Händen geben, an welchem die Verzinnung nicht durchgehends gut haftet und vollkommen glänzend erschein et.

3) Diejenigen Kupferschmiede und andere Professionisten, welche das Verzinnen mit bloßem reinen Zinn noch nicht verstehen, sollen zuvoderst solches lernen, wozu, wenn sie sich darum melden, ihnen das hiesige Policeydepartement tüchtige Leute anweisen wird. Ehe sie solches erlernet, sollen sie weder ihre zum Verkauf verfertigte Küchengefässe verzinnen, noch andere zu verzinnen annehmen.

4) Die Obrigkeiten der Orte, wo Kupferschmiede oder andere mit dem Verzinnen der Küchengeschirre sich abgebende Professionisten sich aufhalten, sollen selbige sofort vorfodern und vernehmen, ob und wie sie eine dauerhafte tüchtige Verzinnung mit bloßen reinem Zinn und Salmiac zu leisten sich getrauen? davon in Gegenwart einer Obrigkeitlichen Person, Proben machen lassen, und solche mit Bericht an Unsere Fürstl. Geheimeraths-Stube fordersamst und längstens binnen 4 Wochen nach Publication dieser Verordnung, einsenden.

5) Welcher Kupferschmidt oder anderer Professionist sich ferner der Verzinnungsart mit einigem Bleyzusatz bedienen wird, gegen denselben soll inquisitorie verfahren werden. Die Obrigkeiten haben deswegen von Zeit zu Zeit unvermuthet in den Werkstätten visitiren und mit den verzinnten Gefässen die in der Beylage Nr. I. zu dieser höchsten Verordnung beschriebene Probe anstellen zu lassen, auch was sich dabey ergeben, jedesmal ungesäumt zu berichten, die Gefässe, bey deren Verzinnung sich ein Bleyzusatz zeiget, wegnehmen und bis zu Unserer weitern Verordnung in gerichtliche Verwahrung liefern zu lassen.

6) Ob die Verzinnung mit bloßem reinen Zinn tüchtig und solchergestalt bewerkstelliget sey, daß die Verzinnung nicht nur fest auf dem Kupfer haftet, sondern auch daß die ganze Fläche und deren allerkleinste Theile, so nicht mit bloßen Augen wahrgenommen werden können, völlig bedecket worden, solches lässet sich durch die in der IIten Beylage angezeigte Probe ausfündig machen. Denjenigen, welche solches noch nicht gehörig verstehen, oder mit Willen schlechte Arbeit machen, soll das Verzinnen überhaupt verboten und niemand schuldig seyn, für dergleichen untaugliche Arbeit etwas zu bezahlen, vielmehr sollen dergleichen Arbeiter für Pfuscher erkläret und noch überhin, nach Befinden der Umstände, in namhafte Strafe genommen werden.

7) Die Gewohnheit der Kuperschmiede, daß sie die alten kupfernen Gefässe ausglüen, und darauf glüend ins Wasser werfen, welche Verrichtung sie Abplatzen nennen, soll, weil hiedurch die Gefässe verdorben und eher abgänglig

 werden,

werden, hiemit gänzlich abgeschaffet seyn. Und damit um so leichter zu erkennen stehe, ob das Gefäß durchglüet sey oder nicht, so soll die auswendige unverzinnte Seite nicht gereiniget, sondern die Gefässe, welche den Verzinnern auswendig mit Ruß überzogen geliefert worden, von denselben in eben dem Zustand wiederum zurückgeliefert werden.

8) Wie ein jeder durch die in den Beylagen bemerkte Kennzeichen in den Stand gesetzt wird, selbst zu erfahren, ob sein Küchengeschirr auf eine tüchtige und unschädliche, oder auf eine untaugliche und der Gesundheit gefährliche Weise, verzinnet worden; mithin Unsere getreue Unterthanen künftig des Gebrauchs der anders, als mit purem reinen englischen Blockzinn ohne Zusatz verzinnten Küchengeschirre gänzlich sich zu enthalten von selbst bedacht seyn werden; also haben alle Obrigkeiten, sobald dieserwegen eine Anzeige geschiehet, alsofort ex officio gründliche Untersuchung anzustellen und davon an Uns mit Einsendung der Protocolle schleünig zu berichten.

Da übrigens und

9) nötig gefunden worden, mit Einführung dieser Verzinnungsart, zugleich eine der Sache Beschaffenheit und der Billigkeit gemäßere Taxe, als bisher üblich gewesen, entwerfen zu lassen, solches auch in der Beylage Nr. III. geschehen ist: So soll solcher künftig in Unsern Landen lediglich nachgegangen werden, und die Gewohnheit nach Pfundzahl, oder nach der Hand die Taxe zu setzen, bey den darin bemeldeten Gefässen gänzlich abgeschaffet, die Verzinner auch nicht befugt seyn, wenn ihnen einzelne Stücke gebracht werden, solche wegzuweisen, oder mehr als die Taxe erlaubet, dafür zu fodern; und soll demjenigen, der hier wider handelt das Verzinnungsgeschäfte gar nicht weiter gestattet, sondern solche Arbeit alsofort gänzlich geleget werden.

Wir befehlen, daß diese Unsere höchste Verordnung fordersamst durch den Druck publiciret und gewöhnlicher Orten öffentlich angeschlagen, auch von allen Obrigkeiten in unseren Landen bey Vermeidung Unsrer höchsten Ungnade auf das strengste gehalten werden solle. Urkundlich Unsrer eigenhändigen Unterschrift und beygedruckten Fürstl. Geheimencanzley-Siegels. Gegeben in Unserer Stadt Braunschweig, den 9ten Junius 1766.

CARL,
Herz. z. Br. u. L.



J. H. v. Böttcher.

Beylage Nr. I.

Kennzeichen der schädlichen und untauglichen Verzinnung mit einem Bleyzusatz.

1) Der Glanz fält in das Matte, und
2) Die Farbe in das Blauliche.
3) Wenn man eine gewisse Portion z. E. ein Quartier guten Weinessig und eine gleiche Menge Wasser in ein solches verzinntes Gefäß schüttet, und durch Flammenfeuer zum Sieden bringet, so verändert sich der Geruch dieses Gemisches alsobald, und wird demjenigen ähnlich, welcher gewöhnlich entstehet, wenn man reines Bley durch siedenden Essig auflösen will.
4) Nachdem ermeldetes Sieden eine sehr kurze Zeit gedauret und man etwas Kochsalz hinzugesetzet, wird das flüssige Gemisch trübe, wenn die Verzinnung Bley enthält, und damit bewiesen, daß schon wirklich einige Auflösung des Bleyes vorgegangen sey.

Beylage Nr. II.

Kennzeichen einer tüchtigen Verzinnung mit bloßem reinen Zinn.

1) Der Glanz ist lebhaft, und
2) Von einer dem feinen Silber beynahe ähnlichen Weiße.
3) Wenn man eine gewisse Portion z E. ein Quartier guten Weinessig und eine gleiche Menge Wasser in das verzinnte Gefäß schüttet, und es durch Flammenfeuer zum Sieden bringet, nachdem es eine Weile gesotten, einen befeilten Nagel hinein hält, und darauf
   a) die Farbe des Eisens unverändert bleibt,
   b) Der Geschmack nichts Kupferhaftes verräth, und
   c) wenn das flüssige Gemisch wieder aus dem Gefäß gegossen worden, die Verzinnung weder von ihrem Glanze, noch von ihrer Farbe etwas verlohren hat.
4) Wenn die Verzinnung durch keine äussere Gewalt, z. E. durch Abkratzen mit einem Messer von dem Kuppfer abgesondert werden kann, sondern selbige mit dem Kupfer dergestalt zusammenhängt, als ob es nur ein Stük und einerley Metall wäre.

Beylage Nr. III.

Verzinnungs-Taxe.

Alle kupferne, eiserne und messingene gewöhnliche Kochtöpfe, Kessel, Castrolls, Stülpkessel, und überhaupt alle metallene Küchengefässe, so inwendig glatt, nicht über anderthalbmal so hoch als weit, und mit so weiten Oefnungen versehen sind, als hinlänglich ist, die Gefässe bequem zu reinigen und zu verzinnen, wer-

den mit Wasser nach dem hiesigen gewöhnlichen Biermaaß bis zum überlaufen gemessen: und deren Verzinnung dem gefundenen Inhalte nach bezahlet, wie folget:

	Inhalt der Gefässe					Preiß der Verzinnung.				Inhalt der Gefässe.					Preiß der Verzinnung.		
	Stübch.	Quart.		Stübch.	Quart.	Thl.	Mg.	Pf.		Stübch.	Quart.		Stübch.	Quart.	Thl.	Mg.	Pf.
	die kleinsten		bis	—	1½	–	3	–	über	12	3½	bis	13	1½	–	20	–
über	—	1½	–	—	2	–	3	4	—	13	1½	–	13	3½	–	20	4
—	—	2	–	—	3	–	4	–	—	13	3½	–	14	1½	–	21	–
—	—	3	–	1	—	–	4	4	—	14	1½	–	14	3½	–	21	4
—	1	—	–	1	1	–	5	–	—	14	3½	–	15	1½	–	22	–
—	1	1	–	1	2	–	5	4	—	15	1½	–	15	3½	–	22	4
—	1	2	–	1	3½	–	6	–	—	15	3½	–	16	1½	–	23	–
—	1	3½	–	2	1	–	6	4	—	16	1½	–	16	3½	–	23	4
—	2	1	–	2	2½	–	7	–	—	16	3½	–	17	2	–	24	–
—	2	2½	–	3	—	–	7	4	—	17	2	–	18	—	–	24	4
—	3	—	–	3	1½	–	8	–	—	18	—	–	18	2½	–	25	–
—	3	1½	–	3	2½	–	8	4	—	18	2½	–	19	1	–	25	4
—	3	2½	–	4	—	–	9	–	—	19	1	–	19	3	–	26	–
—	4	—	–	4	1	–	9	4	—	19	3	–	20	1	–	26	4
—	4	1	–	4	2½	–	10	–	—	20	1	–	20	3½	–	27	–
—	4	2½	–	5	—	–	10	4	—	20	3½	–	21	1½	–	27	4
—	5	—	–	5	1½	–	11	–	—	21	1½	–	22	—	–	28	–
—	5	1½	–	5	3	–	11	4	—	22	—	–	22	2½	–	28	4
—	5	3	–	6	½	–	12	–	—	22	2½	–	23	1	–	29	–
—	6	½	–	6	2	–	12	4	—	23	1	–	23	3½	–	29	4
—	6	2	–	6	3½	–	13	–	—	23	3½	–	24	2	–	30	–
—	6	3½	–	7	1	–	13	4	—	24	2	–	25	½	–	30	4
—	7	1	–	7	3	–	14	–	—	25	½	–	25	3	–	31	–
—	7	3	–	8	½	–	14	4	—	25	3	–	26	1½	–	31	4
—	8	½	–	8	2½	–	15	–	—	26	1½	–	27	—	–	32	–
—	8	2½	–	9	—	–	15	4	—	27	—	–	27	2½	–	32	4
—	9	—	–	9	2	–	16	–	—	27	2½	–	28	1	–	33	–
—	9	2	–	9	3½	–	16	4	—	28	1	–	28	3½	–	33	4
—	9	3½	–	10	1½	–	17	–	—	28	3½	–	29	2	–	34	–
—	10	1½	–	10	3½	–	17	4	—	29	2	–	30	½	–	34	4
—	10	3½	–	11	1½	–	18	–	—	30	½	–	30	3½	–	35	–
—	11	1½	–	11	3½	–	18	4	—	30	3½	–	31	2	–	35	4
—	11	3½	–	12	1½	–	19	–	—	31	2	–	32	1	1	—	–
—	12	1½	–	12	3½	–	19	4	—	32	1	–	32	3½	1	—	4

über

	Inhalt der Gefäſſe.					Preiß der Verzinnung.		
	Stübch.	Quart.		Stübch.	Quart.	Thl.	Mg.	Pf.
über	32	3½	bis	33	2½	1	1	–
—	33	2½	—	34	1	1	1	4
—	34	1	—	35	—	1	2	–
—	35	—	—	35	2½	1	2	4
—	35	2½	—	36	1½	1	3	–
—	36	1½	—	37	—	1	3	4
—	37	—	—	37	3	1	4	–
—	37	3	—	38	1½	1	4	4
—	38	1½	—	39	½	1	5	–
—	39	½	—	39	3	1	5	4
—	39	3	—	40	2	1	6	–
—	40	2	—	41	½	1	6	4
—	41	½	—	41	3½	1	7	–
—	41	3½	—	42	2½	1	7	4
—	42	2½	—	43	1½	1	8	–
—	43	1½	—	44	½	1	8	4
—	44	½	—	44	3½	1	9	–
—	44	3½	—	45	2½	1	9	4
—	45	2½	—	46	1½	1	10	–
—	46	1½	—	47	½	1	10	4
—	47	½	—	47	3½	1	11	–
—	47	3½	—	48	2½	1	11	4
—	48	2½	—	49	2	1	12	–
—	49	2	—	50	1	1	12	4
—	50	1	—	51	½	1	13	–
—	51	½	—	51	3½	1	13	4
—	51	3½	—	52	3	1	14	–
—	52	3	—	53	2	1	14	4
—	53	2	—	54	1½	1	15	–
—	54	1½	—	55	½	1	15	4
—	55	½	—	56	—	1	16	–
—	56	—	—	56	3	1	16	4
—	56	3	—	57	2½	1	17	–
—	57	2½	—	58	1½	1	17	4
—	58	1½	—	59	1	1	18	–
—	59	1	—	60	—	1	18	4

	Inhalt der Gefäſſe.					Preiß der Verzinnung.		
	Stübch.	Quart.		Stübch.	Quart.	Thl.	Mg.	Pf.
über	60	—	bis	60	3½	1	19	–
—	60	3½	—	61	2½	1	19	4
—	61	2½	—	62	2	1	20	–
—	62	2	—	63	1	1	20	4
—	63	1	—	64	½	1	21	–
—	64	½	—	64	3½	1	21	4
—	64	3½	—	65	3	1	22	–
—	65	3	—	66	2½	1	22	4
—	66	2½	—	67	2	1	23	–
—	67	2	—	68	1½	1	23	4
—	68	1½	—	69	1	1	24	–
—	69	1	—	70	½	1	24	4
—	70	½	—	71	—	1	25	–
—	71	—	—	71	3½	1	25	4
—	71	3½	—	72	3	1	26	–
—	72	3	—	73	2½	1	26	4
—	73	2½	—	74	2	1	27	–
—	74	2	—	75	1½	1	27	4
—	75	1½	—	76	1	1	28	–
—	76	1	—	77	½	1	28	4
—	77	½	—	78	—	1	29	–
—	78	—	—	78	3½	1	29	4
—	78	3½	—	79	3½	1	30	–
—	79	3½	—	80	3	1	30	4
—	80	3	—	81	3	1	31	–
—	81	3	—	82	2½	1	31	4
—	82	2½	—	83	2½	1	32	–
—	83	2½	—	84	2	1	32	4
—	84	2	—	85	2	1	33	–
—	85	2	—	86	1½	1	33	4
—	86	1½	—	87	1½	1	34	–
—	87	1½	—	88	1	1	34	4
—	88	1	—	89	1	1	35	–
—	89	1	—	90	½	1	35	4
—	90	½	—	91	—	2	—	–

Zur Nachricht dienet, daß man bey Bestimmung dieser Taxe nicht auf das Gewicht des zu verzinnenden Metalls, nach welchem man bisher sehr unrecht die Verzinnung geschätzet; sondern vielmehr hauptsächlich auf die Größen der Flächen, so verzinnet werden sollen, gesehen habe.

Um die Ausmessung der Flächen leicht zu machem, ist diese Taxe nur auf die Verzinnung der gewöhnlichsten Gefässe eingeschränkt: nemlich auf solche, welche die oben deutlich beschriebenen Eigenschaften haben; nebst den dazu gehörigen Deckeln, welche besonders bezalet werden, und wovon die nachstehende Tabelle Unterricht giebt. Was weiter zu verzinnen vorfällt, wird fürs erste nach der Hand bezalet. Wobey jedoch diejenigen, so das Verzinnungsgeschäfte treiben, ermahnet werden, daß sie sich der Billigkeit bedienen, und bey der Schätzung solcher Arbeit allemal den Werth, welcher in den Tabellen enthalten ist, verhältnißmäßig vor Augen haben; weil eine Uebersetzung nicht ungestrafet bleiben soll. Die oben beschriebenen Gefässe sind betrachtet worden, als ob selbige insgesamt ein ander ähnlich wären. Da nun dieses eigentlich nicht ist; so kann zwar der angesetzte Preis nicht durchgehends verhältnißmäßig zutreffen; der Unterscheid ist aber gleichwol nur geringe, und gar nicht mit dem Unterscheide zu vergleichen, welcher vorhanden seyn würde, wenn man die bisher gewöhnliche Schätzung der Verzinnung nach dem Gewicht beybehalten hätte.

Da die Verzinnung der ganz kleinen Gefässe, nach dem Verhältniß der Größe ihrer Flächen, mühsamer ist, als bey den größern Gefässen; so ist auch der Preis der ersteren höher bestimmet, als der Preis der leztern. Jedoch gehet dieser Unterscheid nicht weiter, als bis auf diejenige Größe, da das Gefäß 27 Pfund oder drey Stübchen ein und ein halb Quartier Waßer halten kann: weil von da an der vorerwehnte Unterscheid in der Arbeit nicht mehr statt findet.

Bey den gewöhnlichen Deckeln der vorbeschriebenen Gefässe, wird der Durchmesser nach Fuß und Zollen gemessen; und die Verzinnung nach der gefundenen Länge bezalet, wie folget.

Länge

Länge des Durchmessers. Fuß	Zoll	Preiß der Verzinnung. Mgr.	₰.	Länge des Durchmessers. Fuß	Zoll	Preiß der Verzinnung. Mgr.	₰.
–	4	1	–	2	9	11	2
–	5	1	2	2	10	12	–
–	6	1	4	2	11	12	6
–	7	1	6	3	—	13	4
–	8	2	–	3	1	14	2
–	9	2	2	3	2	15	–
–	10	2	4	3	3	15	6
–	11	2	6	3	4	16	5
1	—	3	–	3	5	17	4
1	1	3	2	3	6	18	3
1	2	3	4	3	7	19	2
1	3	3	6	3	8	20	1
1	4	4	–	3	9	21	–
1	5	4	2	3	10	22	–
1	6	4	4	3	11	23	–
1	7	4	6	4	—	24	–
1	8	5	–	4	1	25	–
1	9	5	2	4	2	26	–
1	10	5	4	4	3	27	–
1	11	5	6	4	4	28	1
2	—	6	–	4	5	29	2
2	1	6	4	4	6	30	3
2	2	7	–	4	7	31	4
2	3	7	4	4	8	32	5
2	4	8	1	4	9	33	6
2	5	8	6	4	10	35	–
2	6	9	3	4	11	36	2
2	7	10	–	5	—	37	4
2	8	10	5				

Gehet das Maaß nicht in ganzen Zollen auf; so rechnet der Arbeiter sich zum Vortheil den Rest für einen ganzen Zoll.

Diejenige Größe, da der Durchmesser des Deckels 2 Fuß beträgt, ist bey dieser Tabelle zur Richtschnur angenommen. Denn die Preise für alle nachfolgenden stehen im gleichen Verhältniß mit den Größen der Flächen. Die Preise

der vorhergehenden übertreffen hingegen dieses Verhältniß; und werden nach und nach immer größer wie die Deckel kleiner werden.

Sind die Deckel länglich rund; so wird sowol die Länge als Breite derselben gemessen: alsdenn werden beyde Größen zusammen gerechnet, und die Hälfte der Summa als das Maaß angenommen, nach welchen die Verzinnung zufolge der vorstehenden Tabelle zu bezahlen ist. Z. E. ein länglich runder Deckel, so 18 Zoll lang und 12 Zoll breit ist, wird einem runden gleich geschätzet, dessen Durchmesser 15 Zoll hält: und folglich dessen Verzinnung mit 3 Mgr. 6 Pf. bezahlt.

Haben die Deckel einen übergreifenden Rand, so nur auf einer Seiten zu verzinnen nöthig ist, gleich den gewöhnlichen Deckeln der Stülpkessel; so wird die Höhe des Randes, doppelt genommen, dem Maaß des Durchmessers zugesetzt. Haben die Deckel aber einen eingreifenden Rand, welcher auf beyden Seiten verzinnet werden muß; so setzet man die Höhe des Randes viermal genommen dem Durchmesser zu. In beyden Fällen wird alsdann die vermehrte Größe des Durchmessers zur Richtschnur genommen, um nach der vorstehenden Tabelle die Verzinnung zu bezahlen. Z. E. Die Verzinnung eines Deckels ohne Rand dessen Durchmesser 2 Fuß lang ist, wird mit 6 Mgr. bezahlet. Hat aber ein Deckel von dieser Größe, einen Rand so $1\frac{1}{2}$ Zoll hoch und nur auf einer Seite zu verzinnen nöthig ist; so bezahlet man die Verzinnung mit 7 Mgr. 4 Pf. Und muß endlich gedachter Rand auf beyden Seiten verzinnet werden; so wird für die Verzinnung des Deckels 9 Ggr. 3 Pf. erlegt.

Hiebey ist zu merken, daß bey der Messung der Höhe des Randes, dem Arbeiter nicht, wie oben erwehnet, frey stehe, alles Maaß nach ganzen Zollen anzugeben; sondern es müssen allhier halbe und viertel Zolle mit in Erwegung gezogen werden; wie das angegebene Exempel ausweiset.

Wann das Metall, so verzinnet werden soll, mit Wasserstein oder dergleichen harten Cruste beleget ist; so stehet den Arbeitern frey, sich für die Verzinnung etwas mehr bezahlen zu lassen, als es die Tabellen anzeigen.

Nicht weniger wird die echte Verzinnung solcher Gefäße, welche vorhin mit dem bishero gewöhnlichen mit Bley versetzten Zinne verzinnet gewesen sind, zum erstenmale um ein viertel höher bezahlet, als es die Tabellen bestimmen: weil die Gegenwart des verfälschten Zinnes die reine Verzinnung mühsamer und kostbarer macht.


Erläu-

Erläuterung
der höchsten Verordnung vom 9ten Junii, 1766.
das Verzinnen der Küchengeschirre betreffend.

Daß aufgelösetes Bley für die menschliche Gesundheit ein wahres Gift sey, davon haben die betrübtesten Erfahrungen schon längst unendlich stärkere Beweise gegeben, als zu Bestätigung dieses Satzes erfoderlich und zu wünschen gewesen wäre.

In des verstorbenen Königl. Preußischen Hofraths und Professoris D. Caspar Neumann Chymischen Vorlesungen, welche im Jahre 1740. von dem D. Zimmermann herausgegeben worden, lieset man davon folgendes:

Auf der 433ten Seite.

„Das Bley und alle Praepararata Saturni (a) sind höchst schädlich, sie „machen paralytisch (b) und steif.

Auf der 1668ten Seite.

„In der Medicin ist das Bley und alle Praeparata Saturnina eins von „den schädlichsten und giftigsten Mitteln, ja so gar macht dessen fumus (c) „und Dunst, ja das bloße Farbereiben vom Minio, (d) Cerussa, (e) „Glette rc. die Leute miserable, und oft an Händen und Füßen lahm, „welches noch viel eher geschiehet, wann Praeparata Saturni e. g. Nitrum „Saturninum, (f) Sacharum Saturni (g) &c. innerlich eingenommen wer„den; wie man auch an denen mit bleyigten Praeparatis verfälschten Weinen „gesehen, woran vor einigen Jahren im Reiche an die 1000 Menschen gestor„ben; auch gehört hieher das Kunststückgen, da man damit in Holland rc. „aus Rübeöl, Baumöl zu machen lehret; auch hat man sich in Acht zu neh„men mit den zinnernen Geschirren, worunter Bley: denn wenn saure Dinge „darin kommen, so entstehet eine Solutio Saturni, (h) und schluckt man auf „solche Weise das Bley unversehens in den Leib hinein.

(a) Auf Deutsch: was von aufgelösetem Bley zubereitet wird.
(b) Lähmungen und Schlagflüsse.
(c) Rauch.
(d) Ein gekünstelter Bleykalk, die bekannte rothe Farbe Menny oder Mennich.
(e) Bleyweiß.
(f) Eine Zubereitung aus Salpeter und Bleyzucker.
(g) Bleyzucker, welcher erzeuget wird, wenn saure Sachen zu Bley kommen.
(h) Auflösung des Bleyes.

Auf der 1670ten Seite.

„ Innerlich rathe ich vom Gebrauch des Sach. Sat. gänzlich zu abstrahiren „ und es als ein unausbleibliches Gift zu considiriren, wodurch, wo nicht gar „ der Tod, doch paralytische mörderliche Zufälle zuwege gebracht werden, und „ werden daraus die subtilesten Gifte präpariret. (i)

Die bewährtesten neuern Arzneygelehrte stimmen auch einhellig darin überein, daß der innerliche Gebrauch des Bleyes der Gesundheit schädlich und ohne Ausnahme früh oder spät Lebensgefährlich sey.

Sie warnen daher auch einmüthig für zinnerne Geschirre, in welchen Speisen zubereitet oder von solchen genossen werden, wenn dabey ein Bleyzusatz ist. Die verzinnten Küchengefäße sind zwar keine zinnerne Geschirre; sie haben aber eine Fläche von Zinn, welche unmittelbar von den Speisen berühret wird. Enthält nun die Verzinnung einen Bleyzusatz, so ist kein Unterscheid vorhanden, ob das Gefäß ganz von mit Bley vermischtem Zinn ist, oder nicht. Denn die Verzinnung wird so oft von neuem wiederholet, als die alte durch den Gebrauch abgegangen, oder welches auf eins hinaus läuft, so bald das darunter befindliche Bley zusammen aufgelöset, mit den Speisen nach und nach verzehret, und dadurch ein unausbleibliches Gift in den menschlichen Körper gebracht worden.

Nach der bisherigen Versicherung der mehresten Kupferschmiede konnte man das bloße reine Zinn ohne Bleyzusatz auf dem Kupfer gar nicht befestigen. Es war also nicht zu verwundern, daß, wenn das Bley aus der Verzinnung durch die Auflösung abgeschieden war, und also eine neue Verzinnung vorgenommen werden mußte, daferne man nicht von bloßem Kupfer speisen wollte, das Publikum, welches von der damit verbundenen Gefahr für Leben und Gesundheit noch nicht unterrichtet war, dennoch überhaupt wegen der schlechten Verzinnungsart und deren Theurung in so häufige Klagen ausgebrochen.

Was war solchemnach der Landesväterlichen Vorsorge des Durchlauchtigsten Herzogs, unsers gnädigsten Herrn, würdiger, als diesem doppelten Uebel die kräftigsten Maaßregeln und würksamsten Hülfsmittel entgegen zu setzen?

Der Anfang zu diesen heilsamen Vorkehrungen war, daß man das Verzinnungsloth, welches die hiesigen Kupferschmiede gebrauchen, untersuchen ließ. Es ergab sich dabey, daß zwar selbige nicht gegen das in Deutschland und andern Reichen an den mehresten Orten gewöhnliche Verhältniß, ihr Verzinnungsloth beschickt hatten. (k) Man nahm aber zugleich wahr, wie tiefe Wurzeln das

(i) An einem andern Ort sagt der Verfasser, daß daraus in Frankreich das bekannte sogenannte Succeßionspulver zubereitet worden.

(k) Hallen in seiner Werkstätte der heutigen Künste rc. bezeuget diesen Gebrauch im IVten Buche auf der 338ten Seite mit folgenden Worten:
„ Wenn sie verzinnen, so schmelzen sie in der eisernen Verzinnschaale zu 2 ℔. „ feinen Zinnes 1 ℔. Bley; man glühet das Kupfer, man bestreicht es mit „ einem Wisch von Werg.

das Vorurtheil in dieser Sache bereits geschlagen haben müsse. Denn sowol die Kannengießer als Kupferschmiede wollten behaupten, daß das Verzinnen ohne Bley und nur mit reinem englischen Zinn, im strengesten Verstand zwar möglich, aber ihnen gar kein Ort, wo solches gebräuchlich, bekannt, auch solches gar nicht rathsam sey, indem das Kupfer verbrannt werden würde, wenn man es forciren wollte, bloßes Zinn ohne einem Zusatz von Bley, anzunehmen, ja, daß solches nicht einmal mit dem hiesigen Probezinn, welches in 5 Pfund englischen Zinn und 1 Pfund Bley bestehet, angehe, indem solches wegen des wenigen Zusatzes von Bleye, nicht flüßig genug sey, denjenigen auch, welche mit Verzinnungen umgiengen, die Probe in praxi gleichsam von selbst in die Hand gethan werde, da die Verzinnung niemals glänzend und allemal höckerig werde, wenn unter dem Verzinnungsloth entweder zu viel oder zu wenig Bley gemischt würde; daher auch die Kupferschmiede das Zinn und das Bley nach Gutdünken in die eiserne Verzinnungsschale legen und so lange Bley oder Zinn, ohne auf das Gewicht zu achten, hinzuthun, bis der Probeguß den rechten Glanz zeiget.

Alle diese Sätze wurden auch durch besondere von den Kupferschmieden gemachte Proben, dem Anschein nach, ausser Zweifel gesetzet.

Ein weniger sorgfältiges Augenmerk auf die allgemeine Wohlfahrt würde sich hiedurch beruhiget gefunden haben.

Die Sache war aber zu wichtig, als daß man es dabey bewenden lassen können. Und da es darauf ankam, daß der Irrthum, als ob reines Zinn ohne Vermischung mit Bley zur Verzinnung unbrauchbar sey, durch unverwerfliche Proben widerlegt würde; so ist darzu die in der höchsten Verordnung erwehnte Commißion niedergesetzt worden. Derselben Verfahren bey dieser Probe ließ auch nicht den mindesten Zweifel in der Sache übrig.

Man hatte sich nemlich zuvorderst mit 1½ Pfund reinem englischen Blockzinn, welches in der Commissarien Gegenwart von einem noch ganzen Blocke abgeschnitten worden, versehen, und zu gleicher Zeit drey Stück neue kupferne Gefäße, nemlich einen Stulpkessel, einen Kochtopf, und einen Theekessel, herbey bringen lassen. Diese Gefäße wurden dem darzu sich angebotenen Meister in die Bearbeitung gegeben.

Derselbe machte damit den Anfang, daß er die sämtlichen Gefäße mit einer von Eßig und Salz gemachten Lauge, von der darin befindlichen Kupferasche reinigte.

Nachdem solches geschehen und die Gefäße mit Wasser nachgespület und getrocknet waren, brachte derselbe das Gefäß, so zuerst verzinnet werden sollte, auf das Kohlenfeuer, und in einen solchen Grad von Hitze, daß der nur in gerin-

geringer Dosi hinein geworfene Salmiak sich auflösen, und auch so gleich der Boden mit dem Zinn bestrichen, und so viel noch überdem von Zinn flüßig gemacht werden konnte, als zu Ueberstreichung und Verzinnung der ganzen innern Fläche nöthig war.

Das Streichen des Zinnes geschah allemal in gehöriger Hitze, und wurde unter beständigem Einstreuen etwas Salmiak mit einem Wisch von Hede oder Werg verrichtet.

Der klare Augenschein ergab, daß sich das englische Zinn vortreflich anlegte, und der hiesige Salmiak (welcher, wie durch viele Proben, deren nicht wenige von den erfahrensten Männern auf höchste Veranlassung geschehen, wider alle wohlgemeynte Besorgniß und übelgesinnete Lästerungen ausser Streit gesetzt worden, nicht nur alle Bestandtheile eines vollkommenen Salmiaks besitzt, sondern auch reiner als der Egyptische und frey von aller Nebenmaterie ist) mit der Natur des englischen Zinnes sich vollkommen gut artete, folglich wider das Vorgeben der übrigen Kupferschmiede allerdings mit purem englischen Zinn und ohne Beymischung von Bley, eine tüchtige Verzinnung zu Stande gebracht werden könne; wie denn auch die mit einigen alten bereits gebrauchten und verzinnt gewesenen Töpfen gemachte Probe eben dieses unwidersprechlich bewies.

Zu noch genauerer Erforschung, ob auch die allerkleinsten Theile der Fläche mit Zinn bedeckt worden, hat die Commission diejenige Probe angestellet, nach welcher in der 1sten und 2ten Beylage zu der höchsten Verordnung, die Kennzeichen einer guten oder schlechten Verzinnung beschrieben worden.

Die Gründe, auf welchen die Zuverläßigkeit dieser Kennzeichen, und warum bey der Verzinnung mit bloßem reinen Zinn, Salmiak gebrauchet werden muß, beruhet, beziehen sich auf einige Erfahrungen, deren Erwehnung vermuthlich nicht unangenehm seyn wird.

Reines Zinn erfodert weit weniger Hitze, ehe es zum Fluß gelanget, als reines Bley.

Vermischt man aber das reine Zinn mit etwas Bley; so wird es hiedurch nicht, wie man vermuthen sollte, strengflüßiger, sondern vielmehr leichtflüßiger.

Durch einen größern Zusatz von Bley vermehrt sich die Leichtflüßigkeit des Zinnes, jedoch nur so lange, bis ein gewisses Verhältniß zwischen der Menge der beyden vermischten Metalle erreichet ist. Denn von solchem Punkte an verursachet der fernere Bleyzusatz das Gegentheil.

Man hat zwar das erwehnte Verhältniß noch nicht auf das genaueste erforschet, man weiß jedoch so viel, daß es noch statt findet, wenn etwas mehr, als ein Drittel Bley in der Vermischung steckt.

Wenn

Wenn man das Zinn mit Bley versetzt; so verlieret selbiges seinen Glanz nicht, so lange, als das Bley nicht viel mehr, als die Hälfte der Vermischung ausmacht. Die Farbe des Zinnes wird hingegen durch solchen Zusatz verändert und ins blauliche gebracht, nach dem Maaß, wie der Zusatz des Bleyes gering oder groß ist.

Man kann das Zinn, es mag mit Bley versetzt seyn oder nicht, niemals zum Fluß bringen, ohne daß ein geringer Theil davon so weit zerstöret wird, daß es seinen metallischen Glanz verlieret.

Durch diesen zerstörten Theil wird das fließende Zinn gleich als mit einer zarten Haut umgeben, welche verhindert, daß es sich mit den zu verzinnenden strengflüßigen Metallen nicht vereinigen kann. Und eben dieser Umstand macht den Gebrauch einiger Materien, wodurch der Widerstand gehoben wird, bey der Verzinnung nothwendig.

Das Harz nebst verschiedenen andern fettigen Materien, sowol aus dem Pflanzen- als Thierreiche, enthält die allgemeinen Mittel, durch welche man das fließende Zinn, es mag mit Bley versetzt seyn oder nicht, auf den strengflüßigen Metallen haftend machen kann.

Es sind solches auch, so viel man weiß, die einzigen Mittel, deren man sich bedienen muß, im Fall man das mit Bley versetzte Zinn zur Verzinnung anwenden will.

Brauchet man reines Zinn zur Verzinnung, und bedienet sich dabey der jetzt beschriebenen Materien, so haftet zwar, wie erwehnt, das Zinn auf dem strengflüßigen Metalle; es ist aber schwer, die Verzinnung recht glänzend zu machen.

Nicht viel besser gehet solches von statten, wenn das Zinn, womit man verzinnet, nur mit wenigem Bley versetzet ist; und zwar in beyden Fällen aus folgenden Ursachen.

Das reine oder mit wenigem Bley versetzte Zinn hat mehr Hitze nöthig, ehe es zum Flusse gelanget, als das Harz oder andere Fettigkeiten erdulden können. Daher entweichen diese Materien von dem zart aufgestrichenen Zinne zu früh, da es nemlich annoch im Flusse stehet und folglich der gewöhnlichen Zerstörung unterworfen ist, als wodurch es seinen Glanz verlieret.

Man muß also sehr viel Harz oder andere fettige Materien anwenden, auch mehr Behutsamkeit bey Regierung des Feuers und der nöthigen Handarbeit gebrauchen, als jemand in vielen Fällen zu leisten vermag, wenn man mit reinem, oder auch nur mit solchem Zinn, welches wenig Bley bey sich hat, fest und glänzend auf diese Art verzinnen will.

Der Salmiak hingegen machet das reine Zinn viel leichtflüßiger, als es an und für sich ist, löset zugleich dasjenige, was davon zerstöret ist, nebst vielen

andern

andern vorhandenen Unreinigkeiten, so der Befestigung des Zinnes gewöhnlich entgegen stehen, auf, und verflieget auch nicht so leicht, als das Harz und Fett. Ueber dieses wird von dem reinem Zinn, bey der Gegenwart des Salmiaks sehr wenig zerstört. Dahero kann man mit Hülfse dieser Salzart, sehr geschwind und ohne alle Kunst fest und glänzend verzinnen.

Ganz anders verhält es sich aber, wenn man diese Salzart bey dem mit Bley versetzten Zinn anwenden will. Denn der Salmiak zerstört dieses vermischte Metall so geschwind, daß man den Kalk nicht absondern, und folglich keine glänzende Verzinnung hervorbringen kann.

Ist auch gleich die Beymischung des Bleyes sehr geringe, so erfolget dennoch der gehörige Glanz nicht eher, bis alles Bley zerstöret worden, welches nicht geschehen kann, ohne daß man eine weit grössere Menge Zinn zugleich zerstöret.

Der Glanz und die weisse Farbe sind also die äußern Kennzeichen einer guten Verzinnung von bloßem reinen Zinn. Diese fallen jedermann allzudeutlich in die Augen, als daß nicht sogleich eine mit Bley vermischte Verzinnung entdecket werden sollte. Würde inzwischen ein Verzinner die bisher gewohnte Art insgeheim beybehalten und diese Verfälschung den Augen des Publici nur einigermaßen entziehen wollen; so würde er sich genöthiget sehen, seinen gewöhnlichen Bleyzusatz um ein großes zu vermindern. Hiedurch aber würde derselbe sogleich in den Fall gerathen, daß ihm das Verzinnungsgeschäfte überaus mühsam werden müsse, weil er den Glanz nicht anders, als mit vieler Mühe hervorzubringen vermöchte, und gleichwol niemand seine Verzinnung ohne Glanz anzunehmen sich gefallen lassen würde. Die Noth zwinget ihn also, den Salmiak anzuwenden, und dieser schreibt ihm das Gesetz vor, das Bley gänzlich wegzulassen. Sollte inzwischen jemand das noch zur Zeit unbekannte Mittel ausfindig machen, um mit verfälschtem Zinn bequem und weißglänzend zu verzinnen; so kann man dergl. Verfälschung auf folgende Art sehr leicht entdecken: Man erhitzt das verzinnte Gefäß in dem Grad, als es die echte Verzinnung erfodert; streuet alsdenn etwas reinen gepülverten Salmiak über die Verzinnung, und überwischt selbige mit feinem Werg oder Hede. Aus dem Glanze der Farben, dem Geruch des Dampfes, welcher alsdenn aufsteiget, und aus verschiedenen andern Merkmalen, wird ein Erfahrner sogleich mit Zuverläßigkeit schließen können, ob eine Verfälschung vorhanden sey oder nicht.

Jedoch man hat sich für dergleichen Verfälschungen inskünftige, so viel die hiesigen Lande betrift, um so weniger zu fürchten, da nicht nur das Publikum von selbst und ohne fernere Anfoderung, Aufmerksamkeit genug erweisen, sondern auch diejenigen, so sich mit dem Verzinnungsgeschäfte abgeben, es bald merken werden, daß die neue Arbeit nicht mehr Kosten erfodere, als die alte, und dabey weit bequemer und geschwinder von statten gehe.

Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

61tes Stück.

Mitwochs, den 30. Julii, 1766.

Fortsetzung von Kinderspielen.

Die den Kindern zu überliefernden Modelle müssen, nach meinem Erachten, so eingerichtet seyn, daß sie Anfangs nicht mehr, als die Haupt- und wesentlichen Stücke enthalten, und daß sie füglich auseinander genommen, und wieder zusammengesetzt werden können. So muß im Betracht der Erstern z. B. das erste Modell eines Gebäudes, welches man dem Kinde zeiget, blos die unumgänglich nöthigen Theile, und nichts von demjenigen haben, was man zu mehrerer Bequemlichkeit oder Verschönerung dieses oder jenes Theils oder des Ganzen dabey anzubringen pflegt. Dies kann man nach und nach hinzufügen. Zu der letztern Absicht aber scheinen mir die hölzernen Modelle, deren Theile vermittelst kleiner Pflöckchen mit einander verbunden sind, am bequemsten zu seyn.

Da ich nicht von ganz vollkommenen und aufs feinste ausgearbeiteten Modellen rede, so wird ein Einwurf, den man hier machen möchte, wegfallen: wie nemlich dergleichen Modelle anzuschaffen, oder als Spielzeug für Kinder einzuführen, wegen der künstlichen Arbeit eine zu kostbare Sache seyn würde. Ich bin vielmehr der Meynung, daß es denen Handwerkern, die den Kindern das gewöhnliche Spielzeug liefern, oder andern guten Handarbeitern, nach ein und andern Versuche, mit der Zeit leichter fallen würde, manches Modell von Maschinen und andern nützlichen Dingen zu verfertigen, als die Gestalten, oder vielmehr Mißgestalten, von Menschen, Thieren und andern dergleichen Sachen zu bilden, womit man Kindern einen Zeitvertreib zu machen suchet. Es ist bekannt, daß einige große Städte Deutschlands, als unter andern Nürnberg, mit dergleichen gewöhnlichen Kinderspielzeuge, das von bemittelten Eltern oft sehr theuer bezahlt wird, jährlich viel Geld an sich ziehen. Sollten in einer Stadt, wie Braunschweig, wo in den Messen von Fremden so mancher Thaler ausgegeben wird, um bey ihrer Heimkunft ihren Kindern mit Geschenken eine Freude zu machen, nicht etliche geschickte Handarbeiter ihre gute Rechnung dabey finden, wenn sie sich darauf legen wollten, allerley Modelle für Kinder zu verfertigen? Ich habe zu der Einsicht und vernünftigen Liebe vieler Eltern ein grösseres Zutrauen, als daß ich hieran zweifeln sollte.

Was ich nunmehr von dem rechten Gebrauche dieser Art von Kinderspiele zu sagen habe, bestehet darinn, daß man zuvorderst von dem Kinde, welchem man ein Modell zeiget, den ihn vorgesagten Namen der dadurch abgebildeten Sache rein und deutlich aussprechen läßt, sodann erst in die Hände liefert, und ihm dabey erkläret, daß diese ihm gezeigte Sachen würklich, aber grösser, vorhanden, und zu diesem oder jenem Gebrauche nützlich sind. Nachdem man dem Kinde Zeit gelassen hat, die äußere Gestalt zu betrachten, fängt man an, das ganze Modell langsam zu zergliedern, ihm jeden einzelnen Theil desselben zu geben, desselben Namen und Gebrauch dabey bekannt zu machen, und ihm anzuzeigen, daß es alle Stücke, von denen man ihm sagt, daß sie gleiche Benennung haben, auf einen besondern Platz lege. Sodann läßt man sich von dem Kinde jedes Stück nach der Ordnung, und mit Aussprechung desselben Benennung wieder bringen, setzt das Modell vor seinen Augen wieder zusammen, und wiederholet solches so oft, bis ihm der Name eines jeden Stücks und desselben Nutzen bekannt ist.

Dies ist eine ausserordentlich mühsame Arbeit! Gewiß nicht für einen Vater oder Lehrmeister, welcher sein Kind, oder seinen Untergebenen herzlich und vernünftig liebet, und sich die Ausbesserung des Verstandes desselben eifrig angelegen seyn läßt. Wem sein Gewissen hievon das Gegentheil sagt, den bitte ich nicht eine Zeile weiter zu lesen.

Karten.

Karten sind ein sehr gewöhnliches Spielzeug der Kinder. Aber ich zweifele, daß viele Lehrmeister davon denjenigen Gebrauch machen, den ich davon, und mit so gutem Erfolge, gemacht habe. Meine Untergebenen fanden auf ihren Karten nicht ungeheure Menschengestalten und Figuren, von denen ihre Seele entweder gar keine oder sehr verworrene und abentheurliche Vorstellungen haben konnte. Den ersten Versuch machte ich mit einem Kinde von drey Jahren, dem ich täglich zwo Karten gab, deren rechte Seite mit weissen Papier überzogen und darauf ein großer, reinlich, und ohne alle Verzierung abgedruckter Buchstabe des Alphabets befindlich war. So bald es diese beyden Buchstaben völlig kannte und auszusprechen wußte, erhielt es zwey andere, und das Verlangen, mehr Karten zu haben, und sogenannte Häuserchen davon bauen zu können, machte bald, daß es oft vier und mehr Karten in einem Tage erhielt. Binnen einer Zeit von wenig Tagen waren dem Kinde alle Buchstaben in- und ausser der gewöhnlichen Ordnung bekannt. Nunmehr fieng ich an, mich länger als sonst in sein Kartenspiel zu mischen, legte zwey, sodann drey, und hierauf vier Buchstaben, welche ein einsylbiges Wort ausmachen, zusammen, und lehrte das Kind solches auszusprechen, worauf ich bis zu zwey, drey, vier und mehrsylbigen Wörtern, jedoch ohne das Kind bey einem Gegenstande aufzuhalten, fortgieng, zu des Kindes Vergnügen, die fehlenden Buchstaben zu jedem Worte hinzufügte, und dabey den Karten alle mögliche Arten von Stellungen gab. Endlich stellte ich mich, als ob ich auf einen sehr artigen Einfall gerathen sey, nemlich von diesem oder jenem Worte Häuserchen zu bauen, und nun war meine kleine Untergebene gleich hurtig, die nöthigen Buchstaben zu den Wörtern, die ich ihr vorsagte, aus ihrem Kartenmagazine aufzusuchen, und davon Häuserchen zu bauen. Dies ward so lange fortgesetzet, bis das Kind alle Wörter, die ich ihm aus seinen Karten zusammen legte, oder zusammen legen ließ, fertig lesen konnte. Nunmehr ward ihm ein mit grober, aber reinlicher Schrift gedrucktes Buch in die Hände gegeben, und wie groß war nicht des Kindes Freude und Erstaunen, als es sah, daß es alles das, was ihm sonst so

seltsam

seltsam und unbegreiflich vorgekommen war, lesen konnte. Nach kaum geendigten zwo Monaten, in welchen mein und des Kindes Vergnügen ununterbrochen fortdauerte, sahe ich meine Bemühung mit dem besten Erfolge belohnt: eine Zeit, welche sonst gemeiniglich mit a b, ab, b a, und dabey mit vielen Wiederwillen und Verdrusse, sowol auf Seiten der Lehrenden, als auch der Lernenden zugebracht wird.

So weitläuftig ich auch in der Erzehlung dieses spielenden Unterrichts gewesen bin; so glaube ich doch, daß es nicht überflüßig seyn wird, wenn ich ein zweytes Beyspiel anführe, wie ich mir die Neigung der Kinder, mit Karten zu spielen, noch auf eine andere Art mit eben so glücklichem Erfolge zu Nutze gemacht habe.

Der Unterricht in der Erdbeschreibung hat an sich selbst viel angenehmes für die Kinder: aber die vielen fremden und seltsamen Namen, welche man dem Gedächtnisse derselben einzuprägen suchet, verursachen demselben bald dagegen einen Ekel. Diesem Uebel suchte ich gleichsfalls durch die Karten zuvor zu kommen, und abzuhelfen. Sobald das Kind die bekannten vier Welttheile auf der Landkarte kennen gelernet hatte, bekam es auch vier Stück Karten, welche mit den Wörtern Europa, Asia, Afrika, und Amerika bezeichnet waren. Auf gleiche Art wurden ihm hernachmals eben so viel Karten, als große Reiche und Länder in Europa sind, mit deren darauf gezeichneten Benennung gegeben, bey der Karte von Deutschland, eben so viel Karten, als man Kreise in demselben zählet, bey derjenigen, welche den Namen des Niedersächsischen Kreises führte, so viel Karten, als Länder in demselben sind, und bey der Karte von dem Herzogthume Braunschweig, so viel Stück, als man merkwürdige Städte darinn antrift, hinzugefüget. Hiebey sowol, als bey der fernern Ausführung meines Plans, durch alle übrige Welttheile und Staaten, gebrauchte ich die Vorsicht, das Kind nie länger damit, als desselben Lust und Vergnügen dauerte, zu beschäftigen: und um diese zu unterhalten, ward der Unterricht gemeiniglich mit Erzehlung einer kleinen angenehmen Geschichte, welche mehrentheils eine in den gelernten Ländern und Städten geschehene Begebenheit enthielt, oder damit beschlossen, daß ich dem Kinde half, die Karten in eben die Ordnung und Lage zu bringen, wie solche auf der Landkarte bezeichnet sind. Zuweilen ließ ich das Kind alle Karten eines Welttheiles durch einander werfen und mischen, und hernachmals, um von diesem oder jenem Reiche Häuserchen zu bauen, oder auf andere Art damit zu tändeln, alle dazu gehörige Karten wieder zusammen suchen. Kurz, mein kleiner Liebling machte mir sehr bald die Freude, daß man nur nach irgend einer etwas merkwürdigen Stadt fragen durfte, um von ihm zu hören, in welchem Weltheile, Reiche, Provinz und an welchem Flusse solche belegen sey.

Diese beyden Beyspiele werden hoffentlich deutlich genug zeigen, daß man die Karten auch bey der Unterweisung in der Naturlehre, Geschichte, Schönschreiben, und andern nützlichen Erkenntnissen den Kindern zu einer angenehmen und lehrreichen Beschäftigung machen könne, und wie man dabey verfahren müsse.

Messen.

Ich kenne Leute, welche durch den öftern Gebrauch des Zollstockes, und der Meßstange eine solche Schärfe der Augen unvermerkt erhalten haben, daß sie sogleich bey dem ersten Anblick einer Sache, wofern solche nicht sehr groß ist, die Höhe, Breite und Länge derselben anzugeben wissen, ohne dabey im mindesten, oder doch nur zuweilen höchstens um einen halben Zoll zu fehlen. Man wird ohne alle weitere Erläuterung begreifen, wie groß der Nutzen hievon sey: und ich bin versichert, daß es gut sey, Kinder frühzeitig zu dieser Scharfsichtigkeit zu

gewöh-

nen, auch daß solches füglich geschehen könne, und auf folgende Art gewiß geschehen werde.

Man darf nur ein paar mal in des Kindes Gegenwart mit einem Maaßstabe von etwan zwey Schuh, auf welchem die Zolle deutlich und richtig bezeichnet sind, zu Hause oder im Garten etwas messen; so wird das Kind gewiß fragen: was man da mache? und was das für ein Stock sey, den man in der Hand habe? Man beantworte diese Frage so, wie jede unschuldige Frage eines Kindes beantwortet werden muß, nemlich mit Freundlichkeit, und eröfne ihm, daß dasjenige, was es gesehen habe, Messen genannt werde: daß man gern wissen wolle, wie groß dieses oder jenes sey, und daß man solches durch den Stock, den man einen Maaßstaab nennet, gewiß erfahren könne. Es ist nöthig, hierauf dem Kinde ein Paar Dinge sogleich zu zeigen, die mehrentheils von einer Höhe sind, und es dabey zu fragen, ob es wol errathen könne, welches von beyden höher sey. Es mag nun in seiner Antwort den Unterscheid der Höhe treffen oder nicht, so mißt man beyde Sachen vor des Kindes Augen, nachdem man ihm zuvor auf dem Maaßstaabe gezeigt und erkläret hat, was ein Zoll, und was ein Fuß sey. Zur Vergeltung seiner Aufmerksamkeit und zu fernerer Erregung seiner Neubegierde wird ihm nunmehr der Maaßstab geschenkt. Mit diesem neuen Spielzeuge wird es sogleich umher laufen, und alles, was ihm unter die Hände geräth ins Kreutz und in die Queer messen. In diesem Vergnügen muß es anfangs durch Tadeln und Verbessern gar nicht gestört, wol aber zuweilen durch die Aeußerung des Verlangens, daß man gern wissen möchte, wie hoch oder breit diese oder jene Sache sey, ermuntert werden, gedachte Sachen zu messen. Zeigt es das verlangte Maaß, obgleich nicht mit völliger, jedoch mit einiger Richtigkeit an; so muß es gelobt, hat es aber gefehlt, ihm der Irthum, und wie es solchen leicht verbessern könne, mit Freundlichkeit gezeigt werden. Vielleicht wird das Kind diese Beschäftigung nicht lange fortsetzen; vielleicht auch in einigen Tagen nicht wieder vornehmen: aber man hüte sich in diesem Falle sehr, das Kind wider seinen Willen dazu anzuhalten. Eine einzige Frage, wie hoch breit oder lang dieses oder jenes doch seyn möge, welches man zu der Zeit thut, wenn das Kind aufgeräumt und nicht zu eifrig mit andern Sachen beschäftiget ist, wird es wieder in die vorige Bewegung bringen. Ist es endlich zu einer ziemlichen Fertigkeit im Gebrauch des Maaßstabes gelanget, so läßt man das Kind nach dem bloßen Augenscheine von der Höhe oder Breite einer Sache rathen, und, wenn dies geschehen, sodann messen. Hat man selbst die erstgedachte glückliche Stärke der Augen; so ist es desto besser; besitzt man dieselbe aber nicht, so muß man die Sache, über deren Flächenmaaß man das Kind rathen läßt, vorher selbst insgeheim gemessen haben, damit es nicht merke, daß man selbst dergleichen mit bloßen Augen zu beurtheilen nicht vermögend ist. Man wird leicht einsehen, daß das Kind, wenn es oft mit diesem Meßspiele beschäftiget wird, binnen wenig Jahren eine bewundernswürdige Schärfe der Augen erhalten, und daß es seiner kleinen Ehrbegierde ungemein schmeichelhaft seyn werde, etwas zu wissen, was fast allen andern Kindern, und den mehrsten Erwachsenen unbekannt ist.

Daß man den Kindern auch ein sehr feines Gefühl in Absicht der Schwere der Körper, die es mit den Händen zu heben vermögend ist, durch ein ähnliches Verfahren, und zugleich eine angenehme Beschäftigung verschaffen könne, daran zweifele ich gar nicht, wenn man nur Geduld und Zeit anwendet, Versuche dieser Art anzustellen, und gehörig fortzusetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)





Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

62tes Stück.

Sonnabends, den 2. August, 1766.

Fortsetzung von Kinderspielen.

Sammlung von Münzen.

Ob es gut oder übel gehandelt sey, wenn man dem Kinde Medaillen und Münzen giebt, und solche von ihm aufbewahren läßt? Dies ist eine Frage die ich mir kaum zu entscheiden getraue. Auf der einen Seite ist es wahr, daß man dem Kinde dadurch eine sehr angenehme Beschäftigung verschaffen, ihm dabey viel nützliches sagen, und es durch die Aufbewahrung der gesammleten Stücke zur Ordnung und Sorgfalt für die ihm zugehörigen Sachen gewöhnen kann: aber auf der andern Seite ist es eben so unlaugbar, daß viele Dinge in dem Gepräge einer Münze vorkommen werden, welche zu sehr über den Horizont eines Kindes sind, als daß man sie ihm durch die beste Erklärung nur einigermaßen verständlich machen könnte, und daß, wofern ein Kind irgend einen natürlichen Hang zum Geitze hat, bey diesem Spiele in seiner Seele die schädlichsten Vorurtheile von der Glückseligkeit, Geld zu sammlen und zu besitzen, tief einwurzeln werden. (*) Im

(*) Herr X == Z ist ein berüchtigter Knauser in unsern Tagen, und alle Bemühungen in seinen Jünglingsjahren, den Geitz in seiner Seele auszurotten, oder wenigstens nur zu schwächen, sind vergebens gewesen. Aber wenigen ist vielleicht bekannt, daß seine Eltern selbst, wider ihr Wissen und Willen, diese Wurzel alles Uebels in seine Seele gepflanzt und zu dem stärksten Wachsthum gebracht haben. Schon in dem ersten Jahre seines Lebens ließ man das Kind mit goldenen und silbernen Münzen spielen, und in den folgenden lehrte man es, diese Dinge als eine große Kostbarkeit sammlen, sorgfältig verschließen, und sie nur wenig Menschen zeigen. So oft es seinen Eltern auf ihr Verlangen den gesammleten Schatz vorzeigte, und man auf geschehene Nachzehlung alles richtig beysammen fand, ward das Kind wegen seiner Sorgfalt gelobt und abermals mit neuen Münzen beschenkt, dahingegen aber, wofern man das kleinste Stück vermißte, die schärfste Nachfrage und Untersuchung im ganzen Hause angestellet. Mußte nicht ein solches Verfahren ein Kind, welches schon eine natürliche Anlage zur Habsucht hatte, in der Folge der Jahre zu einem vollkommenen Harpax machen?

Im letztern Falle wird man das Uebel auch nicht dadurch verhüten, wenn dem Kinde blos kupferne Münzen und Abdrücke von Zinn gegeben werden. Es wird bald wahrnehmen, daß man den silbernen und goldenen Münzen einen vorzüglichen Werth beylegt, und sodann alles anwenden, auch diese zu erhalten. Auch einen kleinen Wildfang wird man schwerlich dadurch bessern, und ihm den wahren Werth und Gebrauch des Geldes begreiflich machen.

Man muß die Kinder frühzeitig mit dem wahren Werthe und Gebrauche des Geldes bekannt machen. Diese Regel ist so vernünftig, daß man fast nicht begreifen kann, warum dieselbe mehrentheils entweder gar nicht oder sehr schlecht befolget wird. Einige Leute geben ihren Kindern überall eher kein Geld in die Hände, als bis solches die äußerste Nothwendigkeit erfodert. Diese haben sich hernachmals allen Gram und Schaden selbst beyzumessen, wenn sie sehen müssen, daß ihre Kinder das Geld übel anwenden. Aber eben so unverantwortlich handeln auch diejenigen Eltern, welche den Kindern zu viel so genanntes Taschengeld geben, und, was das schlimmste ist, sich gar nicht darum bekümmern, was diese für einen Gebrauch davon machen. Sie haben mit vorhin gedachten Eltern fast allemal einerley Schicksal.

Um also das Uebel, das aus der unterlassenen oder fehlerhaften Beobachtung der erstgedachten Regel entstehet, zu verhüten, und sich den gewünschten Erfolg zu verschaffen, muß man dem Kinde oft vorsagen und auf alle Art begreiflich zu machen suchen, daß das Geld an sich keinen andern Werth und Vorzug vor andern Sachen habe, als in so fern es ein Mittel sey, sich die Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen, und in so fern man das Geld gut anwende. Da man aber nie voraus wissen könne, was man nöthig haben und was für Gelegenheiten man erhalten werde, von dem Gelde einen guten Gebrauch zu machen, so sey es gut, allemal davon etwas vorräthig zu haben, und solches wohl zu verwahren. Man überlasse zugleich dem Kinde die Bestreitung gewisser kleiner Ausgaben, die etwa zu desselben Verpflegung oder Vergnügen nöthig sind, und gebe ihm nach Verhältniß derselben ein gewisses wöchentliches Taschengeld, wovon es aber, wofern es noch nicht schreiben kann, alle Woche zweymal mündlich, und sobald es die Feder zu gebrauchen weiß, schriftlich am Schlusse jeder Woche seinen Eltern oder Lehrmeister Rechnung ablegen muß. Ist das Kind in seiner kleinen Haushaltung unordentlich und verschwenderisch gewesen, so wird ihm solches mit Sanftmuth verwiesen, aber nicht die mindeste Zulage zu dem einmal festgesetzten Taschengelde gegeben. Denn eben durch den Mangel, insonderheit an demjenigen, was zu seinen Ergötzlichkeiten nöthig ist, muß es lernen, das Geld behutsamer zu gebrauchen. Hat es sich aber die nöthige Verpflegung oder den mäßigen Genuß erlaubter Vergnügungen nur darum entzogen, um das Vergnügen zu haben, Geld zu sammlen, so muß man ihm den Ueberschuß wegnehmen. Ich finde es ferner gut, daß man dem Kinde nach dem zehnten oder zwölften Jahre eine kleine Summe, ausser dem wöchentlichen Taschengelde, in Verwahrung gebe, dasselbe davon einige seine eigene Kleidung, oder andere von seinen Bedürfnissen betreffende Rechnungen, nachdem solche vorher von seinen Eltern in seiner Gegenwart geprüft und behandelt worden, bezahlen, die quitirten Rechnungen von jedem Jahre zusammen binden und aufbewahren, auch sich von Zeit zu Zeit von der Anwendung des anvertrauten kleinen Kapitals Rechnung ablegen lasse. Ich darf hiebey nicht vergessen, daß ein gewisser festgesetzter Artikel unter den Ausgaben eines Kindes seyn müsse, an einen oder zween Arme wöchentlich ein gewisses Allmosen

sen zu geben, welches diese jedesmal aus des Kindes Casse und Händen empfangen müssen.

So groß und gewiß der Nutzen von diesem Verfahren ist, so gewiß ist es auch, daß man denselben niemals dadurch erreichen wird, wenn man das Kind blos Münzen sammlen und aufbewahren läßt.

Kurz, diejenige Regel, deren Beobachtung in unzählbaren andern Fällen von so grossen Nutzen ist: quod dubitas, ne feceris, bleibt auch hier die beste; und so lange man nicht gewiß versichert ist, daß eine Sammlung von Münzen dem Kinde nützlich seyn werde, muß ihm solche auch nicht zugestanden werden.

Schießen nach einem Ziele.

Diese Art vom Spiele, womit sich die Knaben zu beschäftigen pflegen, ist ihnen in verschiedenen Betrachtungen nützlich. Die damit beständig verknüpfte Bewegung der Füße und Arme und die oft veränderte Stellung des ganzen Körpers, befördern den Wachsthum und die Dauer der Gesundheit; die aufmerksame Beobachtung des vorgesteckten Ziels verschaffet den Augen eine besondere Stärke, und ausser der Munterkeit und Freude, welche dabey zu herrschen pflegt, bleibt auch der Verstand des Kindes nicht unbeschäftiget. Nur einige Werkzeuge, die man den Kindern zu diesem Spiele verstattet, kann ich nicht völlig billigen. Ich verstehe hierunter keine Art vom Gewehre, welches mit Pulver geladen wird: denn ich kann mir ohnmöglich einbilden, daß jemals Eltern so unvorsichtig seyn werden, solche gefährliche Dinge den Händen ihrer Söhne, vor den Jünglingsjahren, anzuvertrauen. Das Blasrohr ist bey vorgedachtem Spiele sehr gewöhnlich; aber auch vor allen zu verwerfen. Dasjenige Kind muß gewiß eine ungewöhnlich starke Lunge haben, und welche Eltern können davon ungezweifelt versichert seyn? daß nicht von dieser Uebung früh oder spät die schädlichsten Würkungen empfinden soll. Erwachsene, welche nicht besonders starker Natur sind, dürfen es nur versuchen, ein Blasrohr oftmals hinter einander abzuschiessen; so werden sie bald wahrnehmen, wie heftig ihre Lunge dadurch erschüttert und wie sehr das freye Athemholen gehemmet sey: und es ist doch nichts gewisser, als daß ihre Lunge verhältnißmäßig noch lange nicht so zart und empfindlich, als die Lunge eines Kindes ist. Auch die Armbrust oder der Balester von der Einrichtung, wie solche mehrentheils zu seyn pflegen, ist ein nachtheiliges Werkzeug in den Händen der Kinder. Da der abzuschiessende Pfeil oder Bolte gemeiniglich ganz blos liegt, und die Renne oder Aushölung, durch welche er fortlaufen muß, mehrentheils sehr flach ist; so ist auch nichts leichter, und, nach den öftern Beyspielen, gewöhnlicher, als daß, wenn der Pfeil nicht gehörig gelegt, oder die Sehne nicht recht gespannt, oder nicht vorsichtig abgedrücket wird, der Pfeil oder Bolte zurück, oder zur Seite fliegt, und entweder die Nebenstehenden, oder das Kind selbst, welches schiesset, beschädiget. Durch einen bedeckten Lauf wird dieser Gefahr abgeholfen, und die Armbrust oder der Balester zum Gebrauche des Kindes bequem gemachet. Mit dieser einzigen Art von Gewehre mögen meine kleinen Lieblinge vorerst zufrieden seyn. Kleine Kanonen und Mörser gehören zu demjenigen Gewehre, welches mit Pulver geladen wird, und dies bleibet ihnen ein für allemal untersagt: Bogen und Pfeile werde ich ihnen aber deshalben nicht gerne zugestehen, weil es bey dem Schiessen im Bogen sehr leicht geschehen kann, daß sie bey veränderter Stellung nach dem Abschiessen gerade unter den Punkt gerathen, wo der Pfeil aus der Höhe herabfährt; oder den Pfeil gar zu gerade über sich in die Höhe schiessen: da sie

sodann

sodann seine Zurückkunft schmerzhaft genug an ihren Körper empfinden werden.

Es ist wahr, daß der Verstand des Kindes bey diesem Spiele eben sowol durch das Nachdenken, als das Auge desselben durch die sorgfältige Wahrnehmung des Ziels gestärket werde: aber ich glaube, daß dieser Nutzen dadurch noch mehr vergrössert werden kann, wenn man nach Verhältniß, wie die Geschicklichkeit des Kindes in dieser Uebung zunimmt, die Entfernung des Ziels mit der Zeit vergrössert, oder den Punkt, nach welchem gezielet wird, nach und nach verkleinert, oder beydes thut, auch zuweilen für den besten Schuß eine Belohnung, wozu ich ein Buch, einen Kupferstich, oder andere Sachen, welche nicht kostbar aber dem Kinde nützlich sind, am besten finde, aussetzet.

Insekten.

Ich hätte von dieser angenehmen und nützlichen Beschäftigung für Kinder schon bey dem Artikel von Naturaliensammlungen reden können, oder vielleicht reden sollen. Ich könnte mich dieserhalb rechtfertigen: aber ich will mich nicht dabey aufhalten, und es mir lieber für einen Fehler wider die Ordnung anrechnen lassen. Man mag nun meine Gedanken von diesem Kinderspiele gut und brauchbar, oder nicht finden; so wird es in beyden Fällen gleichgültig bleiben, ob sie am rechten oder unrechten Orte stehen.

Man wird bey wenigen Kindern nöthig haben, auf Mittel zu denken, wie man ihnen eine Neigung zu dieser Art von Beschäftigung beybringe.

Hätte ich jemals Kinder unter meiner Aufsicht gehabt, bey welchen ich dergleichen Mittel hätte anwenden müssen, so würde ich ihnen z. B. ein Stückchen Scheibenhonig zu essen, oder einige Stückchen seidenes Zeug von den lebhaftesten Farben in die Hände gegeben, und sie befragt haben, ob sie wol glaubten, daß man von ganz kleinen Thierchen eine so süße Speise und ein so glänzendes Zeug erhalte? und ob sie nicht wünschten, diese kleine Thierchen kennen zu lernen? Es ist eben so ungezweifelt, daß man mir die letzte Frage mit Ja würde beantwortet haben, als es gewiß ist, daß ich diese Gelegenheit nicht würde versäumet haben, ihnen so viel nützliches und angenehmes von den Bienen und dem Seidenwurme zu sagen und zu zeigen, daß ich mir auf ihre künftige Aufmerksamkeit auf die Insekten sicher hätte Rechnung machen können.

Die unbeschreibliche Mannigfaltigkeit und Schönheit der Struktur und der Farben bey den Insekten reitzen die Neubegierde und Aufmerksamkeit fast eines jeden Kindes. Es wird nöthiger seyn, auszuforschen, wie man das Kind zu einem solchen Verfahren bey seiner Sammlung der Insekten gewöhne, daß es eben so viel Nutzen als Vergnügen davon erhalte. Erfahrung und Ueberlegung haben mir hiervon folgendes gelehret. Unter dem unzählbaren Heere der Insekten sind einige entweder wegen des Nutzens, den sie schaffen, oder wegen des Schadens, welchen sie verursachen, besonders bekannt. So gehören zum Beyspiel, die Biene, der Seidenwurm, die Cochenille, die Spanischefliege, und s. f. zur ersten, fast alle übrige Raupen-Arten, die Heuschrecken, der Kornwurm, der Holzwurm, und dergl. zur zweyten Klasse. Beyde verdienen, daß sie daß Kind vor allen andern Insekten genau kennen lerne. Es ist deshalb nicht genug, daß das Kind von jeden der nützlichen Insekten ein Stück in seiner Sammlung habe: es muß auch von allen Stuffen der Verwandelung, die mit demselben vorgehen, von allem, was es hervorbringt, und von dem, was die Menschen daraus verfertigen, ein Stück besitzen, jedes zu benennen, und jedem den Platz, wie es nach der Natur auf einander folget, in seiner Sammlung zu geben wissen.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

63tes Stück.

Mitwochs, den 6. August, 1766.

Beschluß von Kinderspielen.

Auf gleiche Art muß es mit den verschiedenen Gestalten, in welchen das schädliche Insekt erscheinet, mit der Sache, woran es seine nachtheilige Würkung äußert, mit der Art, wie solches geschiehet, und zugleich, so viel es thunlich, mit den Mitteln, den Schaden zu verhüten, bekannt seyn.

Ich kann den Einwurf, den man mir vielleicht hier machen wird, daß man das Kind mit einen solchen umständlichen Unterrichte eher ermüden, als ergötzen werde, nicht besser widerlegen, und zugleich die Methode, wie man mit Kindern bey dieser spielenden Unterweisung verfahren müsse, nicht deutlicher zeigen, als wenn ich ein Beyspiel aus meiner eigenen Erfahrung anführe.

Es war, wo ich nicht irre, im Jahr 1755. als man in verschiedenen Gegenden nach der Erndte einen Mißwachs im Winterfelde wahrnahm, den man vorher gar nicht befürchtet hatte. Man gab sich Mühe, die Ursach davon zu entdecken, und der Verfasser eines gewissen Aufsatzes in den Hannöverschen gelehrten Anzeigen glaubte, dieselbe in der ungewöhnlichen Menge von Libellen oder Nymphen, die man auf dem blühenden Weitzen und Rocken gesehen hatte, gefunden zu haben. Mein Untergebener hatte dieses Insekt in seiner Sammlung, aber ich hielt es für gut, ihm von gedachter Vermuthung nicht eher, als im künftigen Sommer etwas zu sagen: weil es eine vernünftige Regel ist, daß man die Neubegierde eines Kindes in Sachen, welche desselben Unterricht betreffen, nicht eher rege machen müsse, als bis man solche befriedigen, und sich die Lebhaftigkeit ihres Verlangens sogleich zu Nutze machen kann. In dem auf anfangs erwähntes Jahr folgenden Sommer fand ich bald bey einem Spatziergange mit meinem Untergebenen durch das in der Blüte stehende Korn Gelegenheit, mein Vorhaben auszuführen. Ich erhaschte eine Libelle von sehr glänzenden

den Farben, die ich meinem Untergebenen zur Vermehrung seiner Sammlung gab, und über deren Schönheit er mir sein Vergnügen bezeugte. So schön dieses kleine Thier ist, redete ich ihn an, so ist es doch in vorigem Jahre in einen sehr übeln Ruf gerathen. Man sagt, es soll das Getraide beschädigen und Mißwachs verursachen. Wie? ist das wahr? fragte mein Untergebener mit vieler Verwunderung. Das wollen wir untersuchen, erwiederte ich, und zuverlässig erfahren, wenn wir nur einige Zeit auf die Haushaltung dieses Geschöpfs aufmerksam sind. Sehen sie doch, liebes Kind, wie viel Libellen auf den Kornähren herum schwärmen. Sollten wir denn nicht entdecken können, was die Ursach davon sey? ob sie an den Aehren nagen, oder den Saft aussaugen, oder ihre Eyer daran legen. Diesmal war unsere Bemühung vergebens, aber ein Paar Tage nachher waren wir glücklicher. Ich redete bey unsern abermaligem Spaziergange von dem Vergnügen über gelehrte Entdeckungen, und erwähnte gleichsam als nur von ohngefähr unserer neulich angefangenen Untersuchung. Dies war genug meinen Untergebenen aufs neue in Bewegung zu bringen. Endlich traf ich eine auf einer Kornähre ruhig sitzende Libelle an, welche ein kleines fliegendes Ungezieser verzehrte. Diese zeigte ich sogleich meinem Untergebenen und fragte ihn, ob er nicht wahrnehmen könne, was dies Insekt da mache. O! rief er erfreut, die Libellen fressen Fliegen! Sehen Sie doch! Nun wissen wir es! Diese Entdeckung ist noch nicht genug, mein liebes Kind. Wir müssen die Sache ganz wissen: und dazu wird das beste Mittel seyn, daß wir einige Libellen fangen, und zu Hause in Zuckergläser setzen und futtern. Dies geschahe. Einige bekamen in ihr Behältniß blühende Kornähren, und einige allerley kleine kriechende und fliegende Insekten. Die ersten verhungerten binnen einigen Tagen insgesammt; dahingegen die letztern ihre Miteinwohner verzehrten, lebten und munter waren. Auch hatten wir bey jenen nie wahrnehmen können, daß sie ihre Eyer in oder an die Kornähren gelegt hätten. Unsere fortgesetzten Untersuchungen bestätigten eben dieses. Und nunmehr konnten wir mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß die Libellen bloß deßhalb auf dem Schilfe am Wasser und auf dem Getraide herum flattern, weil sie allda ihre Nahrung suchen und finden, und daß vermuthlich im Jahr 1755. eine mehr als gewöhnliche Menge kleiner schädlicher Gewürme an den Kornähren befindlich, und diese, nicht aber die Libellen, die Ursach des Mißwachses gewesen.

Mein kleiner Untergebener war so vergnügt über seine Entdeckung, daß er anfieng, die Ehre der armen Libellen gegen erstgedachte ungerechte Beschuldigung in einem schriftlichen Aufsatze zu retten, und solchen, wofern ich es ihm verstattet hätte, würde bekannt gemacht haben.

Es verstehet sich hier sowol, als bey den übrigen Kinderspielen von selbst, daß man ihm solches nicht mit dem Tone eines Lehrers, sondern eines gefälligen Freundes, welcher an allen Ergötzungen des Kindes Theil nimmt, und solche auf alle Art zu befördern suchet, lehren muß. Sowol die Sammlung, als auch Aufbewahrung muß größtentheils von dem Kinde selbst geschehen, und der Aufseher desselben blos dazu behülflich seyn, daß es zu beyden ohne viele Mühe gelanget.

Es ist hinlänglich, wenn das Kind anfangs nur die Hauptgattungen der Insekten, und also z. B. die Raupen von den Maden, die Käfer von den Libellen, und die Fliegen von den Schmetterlingen zu unterscheiden und hiernach seine Sammlung einzurichten weiß.

weiß. Die Arten von jeder Gattung, und derselben Unterscheidungszeichen können ihm leicht nach und nach bekannt gemacht werden. Die Werke eines Muschenbrocks und eines Röfels, auch ein gutes Vergrösserungsglas sind zu dieser Absicht ungemein nützlich: aber wenige, denen die Erziehung der Kinder obliegt, haben Gelegenheit, sich diese Hülfsmittel zu verschaffen, und vielleicht wissen noch wenigere davon einen solchen Gebrauch zu machen, daß weder des Kindes Aufmerksamkeit ermüdet, noch zu sehr auf Insektensammlen geheftet werde. Es gehöret in der That mehr Klugheit dazu, um einem Kinde von einer Sache nicht zu viel, als ihm nicht zu wenig zu sagen.

Wenn diejenigen, welchen es sowol an einer Kenntniß in der Naturgeschichte der Insekten, als auch an den vorgedachten Mitteln, sich solche zu verschaffen, fehlet, und die sich deshalb gemeiniglich scheuen, ihre Kinder oder Untergebene mit dieser angenehmen und nützlichen Beschäftigung bekannt zu machen, von mir einen guten Rath annehmen wollen, so ist er dieser: daß sie selbst sammlen, und selbst auf die Erzeugung, den Wachsthum und die Nahrungsmittel der Insekten, auch besonders darauf aufmerksam seyn, was sie für einen nützlichen oder schädlichen Einfluß auf die Bedürfnisse des menschlichen Lebens haben. Ich bin ihnen Bürge dafür, daß diese Beschäftigung ihnen die angenehmsten Entdeckungen, nützliche Erfahrungen, besonders aber eine lebhafte Ueberzeugung von der Größe und Weisheit des Schöpfers verschaffen, und sie von der Wahrheit des Ausspruches versichern wird: daß man im Lehren lernen könne.

Kegel- und Ballspiel.

Alles, was ich von diesen beyden Spielen zu sagen habe, bestehet darinn, daß sie, nach meinem Erachten, jedoch einige Arten derselben vorzüglich, den Kindern ohne Bedenken können gestattet werden. Sie sind von der Beschaffenheit, daß sie den Kindern eine mannigfaltige Bewegung verschaffen, und dadurch den Wachsthum, die Stärke und die Gesundheit ihrer Glieder befördern. Sie können blos durch den Mißbrauch schädlich werden: und diesen muß die Vorsicht und öftere persönliche Gegenwart der Eltern oder Lehrmeister, so wie bey allen andern Kinderspielen, zu verhüten wissen. Sie haben aber in diesem Stücke weniger, als sonst, zu besorgen, wenn sich das Kind mit derjenigen Art von Kegelspiele, da man mit einer Masse oder einem Kräusel auf einer Tafel die Kegel umwirft, und mit derjenigen Art von Ballspiele, wobey man die Rakete und den Federball gebrauchet, vorzüglich beschäftiget.



In

In der auf dem Bohlwege befindlichen Buchhandlung des hiesigen Fürstl. großen Waysenhauses sind folgende neue Bücher zu haben:

1) C. F. Gellerts sämmtliche poetische und prosaische Schriften, die Originalausgabe. med. 8. Leipz. 1766. 1 Thlr. 18 ggr.

2) —— Fabeln in Kupfer gestochen, von J. H. Meil. med. 8. 2 Thlr.

3) Die schöne Russinn, oder Geschichte der Azema. 8. Braunschweig 1766. 12 ggr.

4) Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn vom Stande, 2ter Theil. 8. Breslau 1766. 12 ggr.

5) J. C. Stockhausens Sammlung vermischter Briefe, 3ter Theil. 8. Helmstädt 1766. 20 ggr.

6) Der Bassa von Ofen, aus dem Französischen. 8. Augsburg 1766. 3 ggr.

7) Unterhaltungen, 6tes Stück. med. 8. Hamburg 1766. 6 ggr.

8) Der Schüler der Natur, aus dem Französischen. 8. Danzig 1766. 12 ggr.

9) J. F. Jacobi Beyträge zu der Pastoraltheologie. 8. Hamburg 1766. 12 ggr.

10) J. A. Ernesti neue theologische Bibliothek, 7ten Bandes 1stes Stück. 8. Leipz. 1766. 2 ggr.

11) J. H. von Justi System des Finanzwesens. med. 4. Halle 1766. 2 Thlr. 16 ggr.

12) Landbibliothek zu einem angenehmen und lehrreichen Zeitvertreibe, 10ter Band. 8. Leipzig 1766. 12 ggr.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

64tes Stück.

Sonnabends, den 9. August, 1766.

Patriotische Wünsche und Ermahnungen zu Beobachtung der schon vorhandenen gnädigsten Landesverordnungen.

Die gnädigste Verordnung wegen Verzinnung der Küchengeschirre legt unsers Durchl. Herzogs preiswürdigste Vorsorge für die Gesundheit ihrer Unterthanen auf das deutlichste zu Tage.

Bey dieser Veranlassung kann man nicht umhin, den patriotischen Wunsch zu äußern, daß die höchsten Verordnungen in Ansehung der Flachsroden, besser wie bisher an vielen Orten geschehn, beobachtet werden möchten.

Es ist bekannt, wie höchstschädlich diese Roden sind, wenn sie entweder in einem Flusse, oder auch nur nahe an demselben angelegt werden. Die Fische pflegen häufig davon wegzusterben, besonders, wenn es an Regen mangelt, und das Bier, das man von solchem Wasser brauet, wird sauer, und der menschlichen Gesundheit höchst nachtheilig. Da man auch die üble Gewohnheit hat, das Wasser in den Roden viele Jahre hintereinander stehn zu lassen, daß es beynahe pestilenzialisch wird, und das Vieh sehr oft in solche Gegenden zu weiden kömmt, und wol gar bey Mangel von andrem Wasser aus solchen Roden säuft: so kann vielleicht auch hiedurch die verderbliche Seuche sich mit anspinnen, die uns bisher noch immer heimgesucht hat.

Es wäre also vielleicht keine überflüssige Vorsorge, wenn das Vieh in Gegenden, wo Flachsroden angelegt sind, oder ausgeschöpft werden, gar nicht hingetrieben würde, und überhaupt zum Besten der menschlichen Gesundheit auf das schärfste darauf gehalten würde, in den Flüssen selbst gar keine Flachsroden anzulegen.

Da die Zeit des Flachsrodens itzo angeht, so hat man diesen wohlgemeynten Wunsch zu äußern, sich destomehr zur Schuldigkeit gehalten.

Wolfenbüttel. J. P. Horn.

Schreiben an einen Freund, die Bleyerden, und das darinn befindliche Bley betreffend.

Auf Ihre Fragen:

1)

Ob bey dem aus Bleyerden geschmolzenen Bley, wenn dieses Silber hält, und daher vertrieben (geschieden) werden muß, in Abtreiben und Reducirung des in solcher Feuerarbeit in Glätte und Heerd verkehrten Bleyes, ein stärkerer, ja ungewöhnlicher, und sich auf die Hälfte erstreckender Abgang natürlicher Weise wol seyn könne? und

2) ob alsdenn das aus solcher Glätte und Heerd reducirete (gefrischete) Bley schlechter, und nicht also zu nutzen sey, wie dasjenige Bley, so bisher am Communionoberharze aus Erzen geschmolzen wird, und warum?

Will ich nach meiner geringen Kenntniß, wenn ich vorher die Bleyerden überhaupt in etwas beschrieben habe, meine ohnvorgreifliche Meynung Ihnen eröfnen.

Die Bleyerde ist ein Mineral von verschiedenem Ansehen: grünlich, bläulich und gelb, nachdem von der Natur etwas ihr nicht zugehöriges beygefüget, oder daran lieget; sonst ist sie von Natur weiß, milchfarbig, crystallinisch, und grau. Die weisse Bleyerde ist theils perlucid, und hält davon 1 Ct. zu 114 ℔. in einer gerechten Probe 80 bis 90 ℔. Bley; kann aber im grossen Feuer mit Kohlen nur auf 70 ℔. ausgeschmolzen werden, weil in einem offenen Schmelzofen, in welchem mit sehr starken Gebläse agiret werden muß, ein vieles sich vom Bley sublimiret, und auch etwas in der Schlacke vitrificiret; sonst aber bestehet solche Erde in dem crystallinischen Bley, und einer sehr flüssigen salinischen Erde, ohnvererzt; ist ganz rein von Silber, ausser einer Spur, welche fast in allen Mineralien befindlich.

Die in das milchfarbige fallende bestehet aus ohnvererztem Bley, und einer weissen thonartigen Erde; daher selbige nicht so sehr flüssig als erstere Erde ist, und hält davon 1 Ct. 60 bis 80 ℔. silberhaltiges Bley, und könnte, wie anderes gut frisch Bley, wenn auf das Silber nicht sollte reflectiret werden, in allen Fällen genutzet werden.

Die milchfarbige silberhaltige, ordinair in einem würklichen Eisenstein, oder auch martialischem gelben Mulm brechende, Bleyerden, finden sich öfters mit angeflogenem Berggrün und Bergblau, und ob sich diese letztere gleich in der Präparation, wegen ihrer grossen Feinigkeit, grössestentheils verlieren, und im Wasser weggeführet werden: so sind sie dennoch nebst dem Silbergehalt auch kupferig; ist also das davon fallende Bley auch von einem, jedoch geringen Kupfergehalt, und müssen die davon fallende Bleye, um des darinn befindlichen Silbers halber vertrieben werden; so jedoch kein schwarz Bley, oder Werk zu nennen, sondern gleich im Schmelzen rein Bley ist, wenn anders unter diesen Minern kein würkliches Erz, an Glanz, oder Kupferkies befindlich, welches in Erzgestalt, oder Hüttenmännisch zu reden, steinig im Schmelzen bleibet, und auf dem Bley erscheinet; weil aber diese Scheidung, welche Abtreiben genennet wird, eine Handlung ist, in welcher das Bley aus seiner metallischen in eine erdhafte Gestalt gesetzet wird, so kann es nicht geändert werden, Heerd und Glätte wieder in Bley zu reduciren, wenn die Glätte nicht als Glätte verkaufet werden könnte, und daraus Bley gefrischet werden müßte; der Heerd oder Test aber, welcher an Silber nicht reicher, wie die Glätte, bey tüchtigem Treiben ist, muß, um des darinn befindlichen Bleyes wegen, reduciret werden, indem selbiger, ohne die Reduction, auf keinerley Weise zu gebrau-

gebrauchen. Jedoch wäre es sehr unverantwortlich, wenn man den Heerd, bey Schmelzung der Bleyerden, wieder vorschlagen, und das daraus wiederhergestellete Bley zu größestem Schaden, wieder vertreiben wollte, weil die gütige Natur in solche Erden schon viel mehr Bley geleget hat, als zu Erhaltung des Silbers erfoderlich ist.

Die crystallinische reine weisse Bleyerde, so ohne Silbergehalt ist, giebt ein reines Bley, welches nicht vertrieben werden darf, sondern sogleich genutzet werden kann. Brechen diese Erden aber mit den silberhaltigen Bleyerden, und können vor dem Schmelzen nicht separiret werden, so verdünnen selbige nicht nur den Silbergehalt, wegen ihres vielen Bleyes, sondern dieses Bley muß zu Erhaltung des Silbers, auch ohne Noth vertrieben werden, und daran also auch ein gewöhnlicher Abgang erfolgen, weßfalls nach aller Möglichkeit auf eine Separation vor dem Schmelzen zu sehen ist.

Die grauen Bleyerden, so zuweilen in das gelbliche oder bräunliche fallen, sind an Silbergehalte den weissen crystallinischen gleich, und geben, im großen Ausbringen, wenigstens 60 ℔. Bley, welches aber auch sogleich gut Bley ist, und es ist, da es so wenig Silber hält, nicht nöthig, solches zu vertreiben, sondern kann, gleich anderen Frischbleyen, zu allem gebrauchet werden.

Meine Meynung auf die erste Frage:

> Ob das aus Bleyerden geschmolzene Bley, wenn dieses Silber hält, und daher vertrieben (geschieden) werden muß, in Abtreiben und Reducirung des in solcher Feuerarbeit in Glätte und Heerd verkehrten Bleyes ein stärkerer, ja ohngewöhnlicher, und sich auf die Hälfte erstreckender Abgang natürlicher Weise wol seyn könne?

gehet nun dahin: daß das Bley, welches aus denen seit 11 Jahren erst am Harze bekannt gewordenen Bleyerden geschmolzen, eben so gut sey, als Bley, so aus Erzen geschmolzen, und das Feuer, wol öfters ohne Noth, passiren müssen. Denn erstlich ist solches Bley sehr wichtig, geschmeidig, und von dem schönsten Ansehen. Zweytens, lässet sich solches ziehen, und auf das allerfeinste laminiren, und drittens wird, zu Abscheidung des Kupfers von Gold und Silber, kein besser Bley gefunden werden können; daß also das aus denen Bleyerden geschmolzene Bley die Eigenschaften hat, welche das vollkommenste Bley haben muß. Aus diesen Eigenschaften wäre es daher eine der Natur des Bleyes ganz widrige Sache, daß in dessen Vertreibung und Wiederdarstellung aus Glätte und Heerd ein grösserer Abgang seyn könnte, wie bey anderer Glätte und Heerd ist; sollte sich dabey aber ein ungewöhnlicher Abgang gefunden haben, so müßte ein Versehen vorgegangen seyn.

Auf die zweyte Frage:

> Ob alsdenn das aus solcher Glätte und Heerd reducirete (gefrischete) Bley schlechter, und nicht also zu nutzen sey, wie dasjenige Bley, so bisher am Communion-Oberharze aus Erzen geschmolzen wird, und warum?

erwiedere: daß dieses gar nicht glaublich ist, denn oben beschriebene Eigenschaften des Bleyes sind diejenigen, welche Bley haben kann, und haben muß, daher ein solcher Tadel diesem Bleye nicht ankleben kann; gesetzt aber auch, es wollte jemand Sie dessen überreden, so kann diesem, wenn er Feuerarbeiten verstehet, nicht unbekannt seyn, daß man in diesem tadelhaften, jedoch nicht zu hoffenden Fall, solches Bley in vielerley Dinge verarbeiten, in äußerstem Fall aber auch Kugeln und Hagel daraus gießen könne, zugeschweigen, daß die von solchem Bley fallende Glätte, wenn selbige dazu präpariret wird, zu Verfertigung des Minii und Bleyweisses vor vielen anderen vorzüglich bleiben würde.

Zellerfeld. D. G. Bornemann.

Nach-

Nachricht von einer neu gefertigten Maschine, wodurch in hölzernen Fässern statt kupferner Brennkessel und dergleichen Häfen, allerley Spiritus mit großer Holzmenage abgezogen, auch andere nützliche Dinge in der Oekonomie verrichtet werden können.

(Aus dem 33. Stück der Leipziger Anzeigen.)

Der Hochfürstl. Anspachische Mechanikus und Hofwagner, Johann Nicolaus Gaas, hat eine Maschine verfertigt, da vermittelst zweyer neben einander stehender hölzerner Fässer, und eines kupfernen Rohrs, allerhand Spiritus von Wein- und Bierhefen, Getraide, Obst, Wurzeln, Kräutern, Blumen, Saamen und andern vegetabilischen Dingen, wie auch vielerley Oele distilliret werden können, ohne, daß man die sonst gewöhnliche Kupferhäfen, oder dergleichen Brennzeug dazu nöthig hat, als welche große Kosten alle erspart werden.

Es dienet diese Invention auch in Apotheken und Laboratoriis, alle Arten Wasser zu brennen, u. ein balneum Mariae anzurichten; es wird kein großer Platz dazu erfodert, sondern kann allenthalben, auch in Zimmer versetzet, und von einem Ort zum andern transportiret werden; so gar ist es möglich, durch diese Maschine Bier in dem hölzernen Faß zu brauen, beständig heisses Wasser zu den Kräuterbädern zu erhalten, welches blos durch die Würkung der Hitze aus dem applicirenden Rohr geschiehet, ohne daß man in dem Zimmer ein Feuer nöthig hat. Die Maschine selbst wird durch klein geschnitten Holz, Torf, auch Steinkohlen mit großer Menage in die Hitze gebracht, so, daß bey ¾ Holz, gegen die sonstige Manier, ersparet werden.

Anstatt, daß man bey dem sonst gewöhnlichem Distilliren oder Abziehen des Spiritus viele Zeit brauchet, so ist es auf diese Art in etlichen Stunden geschehen, dabey macht man sich anheischig, mehr Brandtwein zu brennen, als auf sonstige Art; der Spiritus wird viel stärker, und kann so gut rectificiret werden, daß solcher das Schießpulver anzündet; auch hat man nicht zu besorgen, daß die Materie in dem Kessel anbrennet, oder durch übermäßiges Feuer überlaufet, sondern wenn es einmal angesetzet, kann man 1 bis 2 Stunden davon gehen, und die Distillirung derer Spirituum gehet indessen immer fort. In einem Brauhause, wo bishero jährlich 100 Klafter Holz zum Brandtweinbrennen verbrauchet worden, hat man bey obiger Maschine nur das Drittel vonnöthen: Der Abzug kann des Tages drey bis viermal geschehen, und in kurzer Zeit viel ausgerichtet werden.

Wenn zu Herbstzeiten viel Obst, als Aepfel, Zwetschen, Vogelbeer rc. gerathen, kann alles verfaulte, wurmige rc. angewendet, in die Säuerung gebracht, und zu dem kostbarsten Brandtwein, auch von den Kirschen der sogenannte Kirschengeist, von den Kräutern das Melissen- oder ungarische Wasser und dergleichen, mit Nutzen ohne Weitläuftigkeit in der Stube gebrennet werden.

Der Erfinder verspricht nicht nur das Geheimniß gegen ein Douceur von 300 Fl. zu offenbaren, sondern auch die Maschine selbst mit allem Zubehör gegen 24 Reichsthaler zu verschaffen, und damit obiges Prämium desto leichter zusammen kommen möchte, so will er sich der Subscription bedienen, dergestalt, daß 30 Billets, jedes zu 10 Fl. angenommen werden, und gegen deren Einsendung die Zeichnung oder ein Modell nebst vollkommener Beschreibung überschicken.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

65tes Stück.

Mitwochs, den 13. August, 1766.

Anzeige der Vorlesungen und Uebungen, welche in dem Collegio Carolino zu Braunschweig, von der Sommermesse dieses Jahrs bis zur Wintermesse 1767. öffentlich gehalten werden.

Da der noch immer mehr sich ausbreitende Glanz unsers Collegii, und der darinn, nebst dem edelsten Wohlstande herrschende Fleiß der uns anvertrauten Jugend, die Aufmerksamkeit und das Vertrauen des Publici noch immer erregt, so ist es auch unsre Schuldigkeit, durch eine zuverläßige fernere Fortsetzung von den Nachrichten, womit dieser rühmliche Fleiß unterhalten wird, dieses Vertrauen zu erhalten, und die Wissenschaften und Uebungen anzuzeigen, die in diesem bevorstehenden halben Jahre die öffentlichen Beschäftigungen seyn werden.

Die Vorlesungen sind nach einer festgesetzten Ordnung überhaupt so eingerichtet, daß ein jeder, wenn er mit der nöthigen Vorbereitung herkommt, in zwey Jahren seinen Cursum in denen ihm nöthigen Sprachen und Wissenschaften zu Ende bringen kann.

Wir wollen sie in der gewöhnlichen Ordnung anzeigen.

Der Hr. Prof. Ordin. Blanke hat in seinen hebräischen Vorlesungen die erste Hälfte des ersten Buchs Mosis geendigt, und wird in diesem halben Jahre die andre Hälfte zu erläutern suchen.

Der Hr. Probst Harenberg wird aus der Parallelgeschichte des Plutarchs für diesesmal das Leben des Cäsars erklären, und nach dessen Endigung die Gedichte Anakreons vornehmen.

Der Hr. Prof. Ordin. Schmid hat in den Uebungen in den Schriften der alten römischen Scribenten, nebst den kleinen moralischen Abhandlungen des Cicero von der Freundschaft und dem hohen Alter, verschiedne seiner freundschaftlichen Briefe, auf dieses halbe Jahr ausgewählt. Zur Abwechselung wird Er darauf einige Elegien des Ovidius erklären, und den Beschluß

schluß mit dem kurzen Inbegriff der römischen Geschichte machen, die uns Eutrop geliefert hat.

Mit den geübtern Zuhörern wird der Hr. Professor, die drey vorzüglichsten Geschichtschreiber, die uns von den alten römischen Schriftstellern übrig sind, den Livius, Suetonius, und Tacitus, in zusammenhängenden merkwürdigen Stücken, durchgehen. Mit der Geschichte des Livius vom zweyten Punischen Kriege aber wird er zur Abwechselung einen Theil des Silius Italicus, der eben diesen Krieg als ein Dichter beschrieben hat, unmittelbar verknüpfen; und bey allen diesen Schriftstellern, nebst andern Anmerkungen, besonders auf die Ursachen ihres so sehr von einander abweichenden Vortrags, ein Augenmerk nehmen.

Die Vorlesungen über die Schönheiten des römischen Stylo wird der Hr. Professor nach der Anleitung Heineccii fortsetzen, und durch praktische Uebungen die Zuhörer in den Stand zu setzen sich bemühen, daß sie die Meisterstücke der Alten nicht nur kennen und hochschätzen lernen, sondern daß sie auch der Richtigkeit und Schönheit ihres Vortrags in eigenen Ausarbeitungen immer näher kommen mögen.

Der Hr. Prof. Ordin. Gärtner wird mit den Liebhabern der lateinischen Dichtkunst, nach seiner schon bekannten Lehrart, die Werke des Horaz von neuem wieder anfangen, und unter denselben vorzüglich die Stücke erklären, welche sowol dem Geschmack als den Sitten seiner Zuhörer am nützlichsten seyn können.

Der Hr. Prof. Ordin. Mauvillon wird in seinen öffentlichen Morgenstunden die Satyren und Briefe des Boileau, da sie in Ansehung der Sprache sehr leicht zu verstehen sind, mit seinen Zuhörern lesen, und ihnen in seinen Anmerkungen alle die Anspielungen erläutern, die zur völligen Empfindung der Schönheiten dieses scharfsinnigen Dichters nöthig sind; womit der Herr Professor noch besonders, zum Nutzen derer die in den Grundsätzen noch nicht völlig geübt sind, die Regeln der wahren Aussprache, der Prosodie, und der Sprachkunst überhaupt beständig verbinden wird; so daß diejenigen, die sich die Mühe geben wollen, diese kurzen Anmerkungen aufzuschreiben, nach einiger Zeit einen hinreichenden Abriß von der besten französischen Grammatik haben werden.

In den öffentlichen vier Nachmittagsstunden wird der Hr. Professor die Erklärung der Caraktere des Bruyere fortsetzen, als eines Werks, das nach dem Urtheil der besten französischen Kunstrichter eines der schönsten und zugleich der schwersten in dieser Sprache ist.

Mit den Geübtern aber, denen die Fertigkeit im Reden und die Richtigkeit und Schönheit im Schreiben zu erlernen fürnemlich nur noch übrig ist, wird Er Mittwochens und Sonnabends in einer besondern Stunde, die zu diesem Endzweck dienlichen praktischen Uebungen anstellen.

Die Sprachmeister Hr. Baron und Hr. Gregoire fahren ebenfalls fort den Liebhabern dieser Sprache ihren Unterricht zu ertheilen.

Der Lehrer der Italiänischen Sprache, Hr. Grattinara, wird seinen Zuhörern in der ersten Stunde die Anfangogründe dieser Sprache wieder von neuen vortragen, und darauf aus dem ersten Bande der Scelta di Pezzi Italiani von Gaudio, die leichtesten Stücke ins Französische, in den letzten Monaten aber ein beliebiges fränzösisches Buch ins Italiänische übersetzen lassen.

In den vier andern Stunden, die für die Geübtern ausgesetzt sind, wird er mit diesen die Pastoralen von Sannazaro, Menzini und Morei lesen, und zugleich noch andre Uebungen vornehmen, die sie mit

mit den Schönheiten dieser Sprache noch näher bekannt machen können.

Denen die sich ausserdem noch in Reden und Schreiben üben wollen bietet er dazu seine Anweisung Mittwochs und Sonnabends noch in einer besondern Stunde an.

Der Hr. Prof. Ordin. Ebert wird in dem bevorstehenden halben Jahre die Anfangsgründe der Englischen Sprache, nach seiner gewöhnlichen Methode kurz und deutlich wiederum vortragen, und darauf seine Zuhörer zum Lesen und Uebersetzen leichter Schriften anführen.

Mit den Geübtern aber wird der Herr Professor die schwersten und lehrreichsten Stücke in dem Moral Miscellany lesen, und ihnen Thomsons Jahrezeiten und Agamemnon erklären.

In den oratorischen Stunden wird der Hr. Prof. Ordin. Gärtner diesmal die theoretischen Regeln der Wohlredenheit wieder vortragen, und dieselben durch die besten Muster in jeder Art des Styls erläutern.

Der Hr. Prof. Ordin. Zachariä ist in seinen poetischen Vorlesungen über Batteux Cours des belles Lettres, bis auf den Abschnitt von der eigentlich so genannten Epopee gekommen. Er wird nach seiner bekannten Lehrart darinn fortfahren, und nicht nur die Regeln einer jeden Dichtungsart aufs deutlichste vortragen, sondern sie auch mit den ausgesuchtesten Beyspielen aus den besten ältern und neuern Dichtern erläutern.

Die Mythologie wird der Hr. Professor von neuen diesmal wieder vortragen.

Die Griechischen Alterthümer wird der Hr. Profess. Blanke zu erklären fortfahren.

Der Hr. Prof. Ebert wird in der Gelehrtenhistorie, nachdem er die Geschichte der alten Philosophen vorgetragen, nunmehr die Schicksale der übrigen Wissenschaften, und derer die sich darum verdient gemacht haben, zu erzählen fortgehen.

Nachdem der Hr. Prof. Schrodt die allgemeine Weltgeschichte mit dem verflossenen halben Jahre abermals geendigt, so ist er, um dem Gedächtniß seiner aufmerksamen Zuhörer zu Hülfe zu kommen, entschlossen, binnen den bevorstehenden sechs Monaten den ganzen Umfang dieser Geschichte in einem kurzen Abriß wieder vorzutragen, die merkwürdigsten Epoquen der vornehmsten Weltreiche, ihre Stiftung, Größe und Verfall, nebst deren Ursachen darinn kurz und genau wieder durchzugehen, und die Chronologie dieser Staatsveränderungen so zu bestimmen, daß es ihnen eine richtige Anleitung sey, den nähern oder entferntern Abstand (Parallelismus) der besondern Staatengeschichte mit der allgemeinen Welthistorie auf einmal zu übersehen, und den angeführten vollständigern Vortrag sich ohne Verwirrung wieder ins Gedächtniß zu bringen.

Ueber die Staatengeschichte wird der Hr. Prof. Ordin. Schmidt, genannt Phiseldeck, seine Vorlesungen nach dem Achenwallischen Grundriß in den ordentlichen Stunden von neuen anfangen; die Geschichte der noch übrigen sechs Staaten aber, als von den Niederlanden, von Dännemark, Schweden, Polen, Rußland, der Schweitz und Italien in einer besondern Stunde Mittwochs und Sonnabends zu Ende bringen.

Die Lectionen über die Staatsverfassung der Europäischen Reiche wird der Hr. Professor ebenfalls nach dem Achenwallischen Handbuche wieder anfangen.

Die Kirchengeschichte wird der Herr Probst Harenberg von der Reformation bis auf die jetzige Zeit fortsetzen.

Die Sittenlehre fängt der Hr. Prof. Gärtner wieder von neuen an. Das Wolfische System: Gedanken von der Menschen Thun und Lassen, bleibt dabey zum Grunde, doch werden die Zuhö-

rer

rer auch in besonders dazu ausgesetzten Stunden, durch die besten Werke moralischer Schriftsteller angewiesen, wie sie die gehörten Sätze am besten im Leben anwenden sollen.

Das Recht der Natur erklärt der Herr Prof. Ordin. Greiner, nach dem Köhlerischen Lehrbuche.

Der Hr. Prof. Ordin. Zimmermann wird nach dem Segnerischen Handbuche die Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie anfangen..

Seine Vorlesungen über die Naturlehre aber nach dem Krügerschen Lehrbuche fortsetzen, und dieselben durchgehends mit den nöthigen Experimenten erläutern.

Der Hr. Penther wird die Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie nach den Wolfischen Anfangsgründen vortragen; die Baukunst aber über Laugiers Essai sur l'Architecture lehren, und seine Zuhörer fürnemlich in der richtigen Beurtheilung von allen Arten von Gebäuden und ihren Theilen geschickt zu machen suchen.

Der Hr. Bergamtsassessor Kaulitz wird, wenn sich Zuhörer dazu finden, seine Vorlesungen über das Forstwesen wieder anfangen, oder auch die Metallurgie mit den gehörigen Versuchen im Laboratorio vortragen.

Der Hr. Hof- und Kammerrath Zinke lehret die Cameral- und Polizeywissenschaft.

Der Hr. Prof. Greiner trägt das Römische Recht nach Anleitung der Institutionen von Heineccius vor, und erkläret in einer andern Stunde die Alterthümer des römischen Rechts nach eben dieses Verfassers Lehrbuche.

Die Logik und Metaphysik erkläret der Hr. Profess. Zimmermann nach dem s'Gravesandschen Handbuche.

In den Stunden, die dem Vortrag unsrer heiligen Religion gewidmet sind, wird der Hr. Profess. Schmid die Lehre von der Dreyeinigkeit und von den Werken der drey Personen in der Gottheit fortsetzen; und besonders die höchst wichtigen Lehrsätze, die vorzüglich aus dem Werke der Erlösung und Heiligung fließen, nach der bisher beobachteten Lehrart so vortragen, daß die Wahrheit, Wohlthätigkeit und Göttlichkeit dieser herrlichen Wahrheiten von seinen Zuhörern lebendig empfunden, und diese zur thätigen Verehrung derselben erwecket werden mögen. Mit dem Verlaufe dieses halben Jahres wird er diese Vorlesungen endigen.

Alle diese öffentlichen Vorlesungen werden, so oft es die Sache leidet, in der vierten Stunde von den Lehrern wiederholet; und zugleich sind die Lehrer bereit, in jeder Sprache und Wissenschaft auch Privatanweisung zu geben.

Herr Oeding wird in der Unterweisung zur Zeichenkunst seine beliebte Methode beybehalten, und seine geschicktesten Schüler in diesem halben Jahre in der praktischen Perspektive zu üben suchen.

Die Anweisung zum Reiten giebt der Herr Stallmeister Oelmann.

Im Fechten unterweiset der Herr Hoffechtmeister Parsow.

Im Tanzen, der Herr Balletmeister Dupre.

Zur Erlernung der Instrumentalmusik, wie auch zum Schreiben, Rechnen und Buchhalten finden sich ebenfalls alle zu verlangende gute Anweisungen.

Im Glasschleifen giebt Hr. Ehrhards und im Drechseln der Herr Hofdrechsler Heise den verlangten Unterricht.

Das öffentliche Concert wird unter der Direction des Hrn. Hofmusici Weinholz wöchentlich am Sonnabend von 4 bis 6 Uhr gehalten.

Wer einen vollständigen und zuverlässigen Unterricht von der ganzen gegenwärtigen Einrichtung dieses Collegio zu haben verlangt, wird dieselbe in der Nachricht von dem Collegio Carolino vom Jahre 1765 finden.

Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

66tes Stück.

Sonnabends, den 16. August, 1766.

Gutachten eines Forstverständigen wegen Bepflanzung der Heerstraßen mit Obst- und andern Bäumen.

So vortheilhaft es auch scheint, die Landstraßen auf beyden Seiten mit Bäumen zu bepflanzen; so erfodert doch dieses Unternehmen sehr viel Vorsicht, und genaue, auf die verschiednen Gegenden gegründete, Beobachtungen.

Alle Reisenden kommen darüber überein, und die tägliche Erfahrung bestätigt den allgemeinen Grundsatz, daß aller Orten, wo das Wasser stehn bleibt, die Wege in kurzer Zeit unbrauchbar werden. Es ist also höchstnöthig, den öffentlichen Landstraßen so viel durchstreichende Luft zu verschaffen, als nur immer möglich ist. Diesen Endzweck zu erreichen, giebt man den Wegen oft eine andere Richtung, und macht sie lieber um ein ansehnliches länger, als es ausserdem nöthig gewesen wäre. Der Schatten der Bäume unterhält die Feuchtigkeit, und wenn einmal der Boden, wenn er auch sogar aus Sand besteht, sich wie einen Schwamm voll gesogen hat; so bringt der kleinste dazu kommende Regen mehr Wasser, als in die schon durchgeweichte Erde einziehn kann, und wenn nur zwölf Fuhren hinter einander durchkommen, so wird der Weg dadurch an einigen Stellen beschädigt.

Hievon lassen sich indeß zwey Ausnahmen machen. Ist der Weg nemlich mit tüchtigen Steinen gepflastert, so kann ein gewisser Grad von Feuchtigkeit diesem Steinpflaster sehr vortheilhaft seyn. Geht zweytens der Weg, wenn er auch gleich nicht gepflastert ist, bergan, oder macht einen Abhang aus, so ist die anhaltende Nässe gleichfalls nicht schädlich; und so sind fast alle Wege in Hessen und im Frankenlande beschaffen. Alle Bäume, diejenigen ausgenommen die gern am Wasser wachsen, gerathen auch an Anhöhen, überhaupt genommen, viel besser.

Die scheinbarsten Gründe, die man mehrentheils anzuführen pflegt, und die schon oft zu großem Aufwande verleitet haben, sind folgende. Wir haben von den Heerstraßen

straßen keine Einkünfte; wir könnten indeß 240000 Obstbäume, etwas mehr oder weniger gerechnet, daran pflanzen; da nun jeder eins ins andre gerechnet 4. 8. ja wol 16 Ggr. Pacht thun kann; so hätte die Cammer von etwas, wovon sie itzt nichts zieht, eine jährliche Einnahme von 10000 Thaler. Nach einer sehr leicht zu machenden Ausrechnung aber kostet ein Baum im vierten Jahr schon 20 Ggr.; mithin würde der Vorschuß der Einnahme gleich seyn.

Dies würde indessen nichts hindern. Es bleibt noch eine zweyte sehr beträchtliche Einnahme von diesen Bäumen übrig, nemlich der große Vortheil, welchen das Land hievon zieht. Ich bin also auf keinerley Weise darwider, die Wege mit Bäumen zu besetzen; nur muß man folgende Fragen in Erwegung ziehn.

1) Soll es auf Kosten des Landesherrn geschehn?
2) Sollen die Bäume dem Landesherrn gehören?
3) Soll man Obstbäume, oder andre Arten pflanzen? und
4) Wie weit müssen sie von einander gesetzt werden?

Was den ersten Punkt betrift, so glaube ich, ein Landesherr könne gar wol des gemeinen Bestens wegen, und um desto geschwinder schöne Alleen zu haben, alle Jahr großmüthigerweise eine gewisse Summe bestimmen, um darmit gute Bäume anzuschaffen, die sich zu Bepflanzung der Heerstraßen schicken. Durch Privatpersonen kann es nicht auf die gehörige Weise geschehn; sonst würde dieses letztere Mittel vorzuziehn seyn; denn die Bäume möchten noch so wenig eintragen, so wäre doch allezeit Profit dabey, weil vorher kein Geldaufwand hätte gemacht werden dürfen. Der Landesherr müßte also meiner Meynung nach die Bäume dazu hergeben, weil dies das einzige sichere Mittel ist; die Besitzer aber der angränzenden Ländereyen müßten sie pflanzen, und für ihre Wartung sorgen.

In Ansehung des zweyten Punkts bin ich aus zwey Gründen überzeugt, daß weder die Bäume noch die Einkünfte davon dem Landesherren gehören müssen. Die erste Ursache gründet sich auf die natürliche Billigkeit. Es ist nemlich ausgemacht, daß ein beständiger Schatten, oder auch nur der Schatten von einigen Stunden hintereinander, dem darunter stehenden Getraide schädlich ist. Die Erfahrung beweiset dieses täglich, und auf das gewisseste. Der Schatten eines einzelnen großen Baumes an einem Stücke Landes würde wenig Schaden thun; er könnte bey gewissen Umständen manchmal sogar vortheilhaft seyn; aber eine Allee von Bäumen, besonders wenn sie 16 Fuß nah zusammen stehen, ist wegen ihrer Dichtigkeit wie eine Mauer und noch schädlicher. Eine solche Allee wirft den ganzen Tag ihren Schatten auf die Felder, besonders da die Wege oft sich um sich selbst herumdrehn, Winkel machen, und also das Uebel noch ärger wird. Da es also ausgemacht ist, daß die Felder durch den Schatten der Bäume Schaden leiden, so glaube ich müssen die Eigenthümer der Ländereyen wenigstens durch den Genuß der Nutzung dieser Bäume schadlos gehalten werden.

Den zweyten Grund anzugeben, ist zwar traurig, er bleibt aber nichts destoweniger wahr. Der größte Theil der Menschen nemlich ist blos auf eigenen Vortheil bedacht, und bekümmert sich wenig um des Nächsten seinen, noch weit weniger aber um den Vortheil des gemeinen Wesens, oder des Landesherrn. Dies ist die Ursache, warum alle Alleen an den Heerstraßen zu Grunde gehn, oder niemals recht fortkommen, so lange die Besitzer der daran stoßenden Felder nicht

nicht selbst ihren Vortheil davon haben; will man also die Landstraße mit Obstbäumen bepflanzen, so müssen sie den Besitzern der angränzenden Ländereyen zugehören; sind diese Ländereyen Domainenstücke, so können die daran stehenden Bäume entweder der nächsten Gemeinde, oder auch dem Pächter dieser Grundstücke zugetheilt werden.

Die dritte Frage: ob man die Wege mit Obst- oder andern Bäumen bepflanzen solle, ist leicht zu entscheiden. Erstlich ist es ein falsches Vorgeben, und ganz unmöglich, daß eine Allee von Fruchtbäumen, wenn sie auch 30 und 100 Jahr alt wird, jemals einen vollkommen schönen Anblick geben könne; man müßte denn entweder lauter wilde Birnbäume, oder gepfropfte Aepfel- und Birnstämme von einerley Art dazu erwählen, die sehr hoch wachsen. Denn es ist bekannt, daß jede Art von Obstbäumen ihre eigne Art zu wachsen hat, und der Mangel einer sattsamen Kenntniß der verschiedenen Arten von Obstbäumen ist die Ursache, daß oft die besten Gärten so unregelmäßig aussehn. Man muß noch überdies erwegen, daß die Fruchtbäume an den Landstraßen aller Witterung ausgesetzt sind, und daß alle Aepfelbäume, wenn ihre Krone erst stark genug ist, Früchte zu tragen, sogleich auf der Seite liegen, wenn der Westwind mit Regen begleitet einige Tage hintereinander fort weht. Man müßte also lauter Bäume erwählen, welche starke Wurzeln unter sich schlagen, aber man kennt dergleichen noch nicht genug.

So lange zweytens die Bäume noch jung sind, sollte ihr Stamm auch 8 und 10 Fuß hoch seyn, und es wachsen nur zwey oder drey Aepfel an einem Zweige, so hängt der junge Ast herunter, und es ist um den Baum gethan, weil jeder Vorbeygehender daran reißt, und die Zweige verdirbt. Dies geschieht in Hessen und besonders in Franken nicht so häufig, weil da jedermann Obst in Ueberfluß hat. Denn man muß sich nicht einbilden, daß das trockene Obst, welches uns aus diesen Gegenden zum Verkauf gebracht wird, blos von denen an den Landstraßen stehenden Bäumen komme; es kömmt vielmehr von Bäumen her, die in großer Menge auf den Aeckern und Wiesen daselbst gezogen werden. Ich halte es also für sehr nöthig, in unserm Lande mehrere Obstbäume anzupflanzen, da sie fast ganz darinn mangeln. Obst ist immer ein sehr wichtiger Artikel. In allen Gegenden, wo ich mich aufgehalten habe, fragte man bey einer schlechten Erndte alsobald: ist das Obst gerathen? Aus dieser Ursache, und der öffentlichen Ermunterung wegen, will ich die Obstbäume an den Heerstraßen nicht gänzlich widerrathen. Es giebt Gegenden, wo sie der schlechten Witterung nicht so sehr ausgesetzt sind, und wo viele Hindernisse wegfallen, die ich oben angeführt habe. Man muß eine solche Heerstraße in Ansehung ihrer Lage mit den daran stoßenden Feldern wohl untersuchen. Denn so angenehm es ist, schöne Obstbäume zu haben, so verdrießlich und widerlich hergegen ist es, wenn man nur hier und da einige elende krüppelichte Bäume wahrnimmt.

Was die vierte Frage betrift, so ist es nicht nöthig, die Bäume 16 Fuß nah beyeinander zu pflanzen; eine Allee sieht in der Länge eben so schön aus, wenn auch die Bäume 40 und 50 Fuß weit aus einander stehn. Man hat alsdann weniger zu fürchten, daß ihr Schatten dem Wege, oder den daran liegenden Aeckern schädlich seyn möchte. Gesunde Bäume können sich auch desto besser ausbreiten; denn wenn man an der Landstraße Obstbäume pflanzen will, so muß solches allezeit in gutem Erdreiche geschehn, damit sie in kurzer Zeit starke Wurzeln schlagen können, sonst werden sie elend, und gehn nach und nach aus, und ihre Unterhaltung

tung würde allzuviel kosten. Da ich also nur in gutem Erdreich Obstbäume an die Landstraße zu pflanzen verlange: so ist dazu auch kein Mist nöthig, der überhaupt den Bäumen nur schädlich ist. Er macht nur, daß sie viel wildes Holz treiben, daß die Würmer sich darin erzeugen, und die Maulwürfe, und Feldmäuse und Feldratzen sich dahin ziehn. Wollte man ja Mist dazu gebrauchen, so müßte man die Löcher, ein Jahr vorher machen, und den kurzen und völlig verfaulten Mist wohl mit der Erde vermischen, und alsdann ist der Boden im Frühjahr in einer gelinden Erhitzung, die allen Pflanzen zuträglich ist. Die Dörfer müßten den Mist hiezu hergeben. Bey fortdaurender Viehseuche wird er indeß immer seltner und kostbarer, welches vielleicht die allertraurigste Folge der Viehseuche ist, indem sehr zu fürchten steht, daß mit der Länge der Zeit die Felder sehr mager, und folglich auch sehr unfruchtbar werden müssen.

Ob ich also gleich an vielen Gegenden der Heerstraßen das Anpflanzen der Obstbäume zulasse; so muß ich doch gestehn, daß ich mehr für wilde Bäume bin, wenigstens für eine Vermischung derselben mit Obstbäumen. Unter den wilden Bäumen kenne ich keinen einzigen, der besser und allgemein nützlicher wäre, als die Ulme (Ulmus). Man hat zehn bis zwölf Sorten dieses Baumes, die man nicht verwechseln muß, weil es sehr schlechte davon giebt, die man aber doch zu verschiedenem Gebrauch anwenden kann.

Dieser Baum hat den Vortheil, daß er in mancherley Erdreich fortkömmt, daß er sehr gut in die Höhe treibt, und geschwind und gerade in den Baumschulen anwächst. Er schickt sich für die Heerstraßen desto besser, weil er bey dem Versetzen schon wie ein Bein dicke seyn kann, und sehr leicht antritt. Er braucht deßhalb nur schwache Pfäle zur Stütze, besonders da man ihn zu köpfen pflegt, und er in kurzer Zeit, wie ein gepfropfter Baum seine Krone wieder bekömmt. Er wird in 80 Jahren, 50 bis 70 Fuß hoch. Zu Tischlerarbeiten taugt sein Holz nicht, weil es sich wirft, jedermann aber weiß, daß es das beste Holz zur Artillerie, zu vielen Mühlen- und fast allen Wagenstücken abgiebt, und daß es sich in der Erde und in Kellern gut hält.

Ich habe sehr viel Heerstraßen mit diesen Bäumen besetzt gesehn, die 40. ja wol 48 Fuß weit aus einander stunden. Ausser seiner Schönheit ist er auch noch von großem Nutzen; sein Schatten ist weder dem Wege noch den daran liegenden Feldern schädlich, nicht allein, weil man diese Bäume weit aus einander pflanzt, sondern auch weil sie 40. bis 70 Fuß hoch im Stamme werden, und Luft und Sonne also niemals durch sie abgehalten wird. Die Blätter dieses Baums sind gut für Wunden, und nützlich fürs Vieh; sein Schatten ist nicht giftig, und sein dicker schleimichter Saft, der aus seiner Rinde präparirt wird, ist das einzige sichere Mittel in gefährlichen Brandschäden.

Es ist Schade, daß dieser Baum, der im Holsteinischen, und in der ganzen Gegend von Hamburg herum, in so großer Menge angetroffen wird, in hiesigen Gegenden so selten ist. Ich hoffe indeß, daß wir in kurzen eine große Menge davon haben wollen, denn man kann nicht genug eilen, diesen nützlichen Baum zu vermehren.

(Die Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

67tes Stück.

Mittwochs, den 20. August, 1766.

Fortsetzung des Gutachtens eines Forstverständigen wegen Bepflanzung der Heerstraßen mit Obst- und andern Bäumen.

Ich verlange indeß nicht, daß man die Landstraßen nur mit diesem Baume allein bepflanzen soll; mein Rath vielmehr ist, daß man Beobachtungen anstelle, und eine gute Wahl treffe. So glaube ich, zum Exempel, daß Linden, wegen ihrer Schönheit, und wegen der Geschwindigkeit mit der sie aufwachsen, vorzüglich zu Alleen in der Nähe einer Stadt geschickt sind. Ausserdem aber, daß Linden durch ihre Wurzeln den angrenzenden Boden sehr auszehren, so ist es auch erwiesen, daß ihr Schatten der Esparcette, der Luzerne, dem Klee, und selber dem Getraide schädlich ist, welches ganz davon vergiftet wird.

Was die Pappeln (populus) anlangt, so wünschte ich, daß man sie an allen feuchten Stellen der Heerstraßen anstatt der gemeinen Weiden pflanzte, sie aber auch wie die Italiänischen Pappeln, denen sie ähnlicher sind, als man glaubt, ordentlich zu Bäumen aufwachsen ließe. Man hat in diesem Lande bereits solche Pappelbäume gesehn, von denen ein einziger acht bis zehn Klafter Holz gegeben hat. Ein solcher Baum treibt geschwind, wird ziemlich hoch, und wenn er nicht geköpft wird, so wird sein Holz von den Drechslern gesucht, und es ist auch ziemlich gut zur Feurung zu gebrauchen.

Was die gemeinen Weiden anlangt, die man alle drey bis vier Jahr zu köpfen pflegt, so ist ihr Nutzen viel geringer, als man gemeiniglich glaubt. Es ist sehr gut, daß bey jeder Gemeinde welche vorhanden sind; aber sie müssen nur nicht an die Wege gepflanzt werden, weil sie zu niedrig sind, und zuviel Schatten geben, auch die daraus gemachten Faschinen, die man zur Wegebesserung braucht, in Zeit von einem Jahr den Weg grundlos und unfahrbar machen. Sie sind aus vielen andern Ursachen nothwendig, da sie aber einen nassen Boden lieben, so findet man sie

auch beständig an feuchten niedrigen Stellen der Wege, wo sie just nicht stehn sollten, und wo überhaupt auch kein einziger andrer Baum gepflanzt werden müßte.

In auswärtigen Ländern, und selbst in verschiedenen Gegenden von Deutschland findet man Maulbeerbäume an den Landstraßen. So gut sich indeß dieser Baum an die Wege schickt, so würde ich doch aus einer Menge von Ursachen solches vorerst in hiesigen Landen noch nicht anrathen. Es giebt auch viel Heerstraßen, die mit Wallnußbäumen besetzt sind, und ich würde sie aller Orten vorschlagen, wo die geringste Anhöhe oder der kleinste Abhang wäre.

Dieser Baum erfodert in den ersten Jahren nach seiner Verpflanzung viele Sorgfalt. Er ist den Nachtfrösten im Frühling sehr unterworfen, und seine Blüte verfriert die meiste Zeit. Wenn er aber an Wegen steht, so kann er die strengste Winterkälte aushalten, wegen der trocknen und freyen Luft, die daselbst herrscht; daß man ihn also deshalb ganz sicher an die Landstraßen pflanzen kann. Indeß würde man von ihm in den ersten Jahren eben so wenig Früchte erhalten, als von den Obstbäumen, besonders wegen der Raben und Krähen.

Diese Vögel sind in unserm Lande in einer so ungeheuren Menge anzutreffen, und sie vermehren sich auf eine so erstaunliche Weise, daß sie ganz unglaublichen Schaden anrichten. Ich könnte hier eine Menge von Exempeln anführen, wie sehr unsre Dörfer sich hierüber mit Recht zu beschweren haben, und wie sehr die Aussaat, die Früchte, und sogar das junge Wildpret von diesen Vögeln leiden muß. Es wäre also sehr nützlich, und von der größten Nothwendigkeit, verschiedene Klapperjagden auf diese Thiere zu machen, und jedem Jäger und Bauer 2 ggr. für jedes Paar Klauen dieser Thiere zu bezahlen. (*) Dies wäre eine ausserordentliche Ausgabe, die nur ein Paar Jahr dauren dürfte.

Um auf die Nußbäume also wieder zurückzukommen: so glaube ich, daß sie sich sehr gut an die Landstraßen schicken, wenn sie 50 Fuß weit von einander stehn, und der Weg etwas abhängig ist. Das Holz wird alsdann sehr gut zum Gebrauch; und die Wallnüsse, welche den ganzen Reichthum von manchen Provinzen ausmachen, mangeln in unserm Lande noch gar sehr. In vielen Ländern harkt man auch die Blätter von diesem Baume sorgfältig zusammen, man verbrennt sie, und erhält daraus eine vortrefliche Lauge. Die Einwohner verkaufen alsdann die Asche hievon, zur Seife und Potasche. Dies sind dem Anscheine nach Kleinigkeiten, die aber im Ganzen sehr wichtig sind.

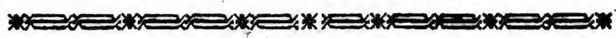
Ich

(*) Jedermann wird mit Verwunderung besonders im Winter wahrgenommen haben, wie ganze Wolken dieser Vögel des Abends mit dem widerlichsten Geschrey über unsrer Stadt schweben, und sich schaarenweis auf allen Kirchthürmen und hohen Dächern niederlassen. Sie fressen im Sommer ganze Kirschbäume in wenig Stunden kahl, und haben fast vor nichts mehr Scheu. Da diese Vögel in groser Anzahl auf unsern Thürmen, und auf den hohen Bäumen um den Wall herum zu nisten pflegen: so wäre es vielleicht das leichteste Mittel, sie nach und nach zu vertilgen, wenn man ihnen im Sommer ihre Eyer und Jungen wegnähme.

Ich will mich über diesen Punkt nicht weiter ausbreiten, weil er mich zu der Verbesserung der Landstraßen selbst führen würde, da die Wegebesserung vor der Bepflanzung derselben nothwendig vorhergehn muß, und diese beyden Artikel zusammen genommen einen sehr weitläuftigen Traktat erfodern würden. Die einzige Anmerkung muß ich noch machen, daß man mit der Wegebesserung zu sehr auf einerley Art zu Werke geht; auf einem Wege einer Stunde lang, wenn er anders nicht gepflastert ist, müßten vielleicht zehn verschiedne Arten der Besserung gebraucht werden, weil man auf das Erdreich, welches alle Augenblick abwechselt, und auf seine, und der angrenzenden Ländereyen Lage, ein genaues Augenmerk nehmen muß. Vielleicht kann ich mich künftig einmal über eine Materie weitläuftiger auslassen, die desto wichtiger ist, da der Preis der Frachten, und hievon wieder der Preis des Holzes und Getraides größtentheils abhängt.

Wir wollen also zu den Obstbäumen an der Landstraße zurückkehren, und noch immer voraussetzen, daß solche Fruchtbäume an die Landstraßen gepflanzt werden sollen. Ich halte also davor, daß jeder von solchen Bäumen einen Stamm wenigstens von zehn Fuß hoch haben muß, und oben, wo seine Krone anfängt, muß er wenigstens wie ein Gulden dicke, und unten nach Proportion noch dicker seyn. Ein Baum von dieser Größe muß überdies, seit der Zeit da er gesäet worden, nicht über 9 bis 10 Jahr haben, welches seine Kräfte anzeigt. Denn es ist eine Hauptregel, daß die Bäume, je stärker und dicker sie sind, auch desto besser fortkommen, wenn sie nemlich gut gepflanzt werden, und noch jung genug sind. Einen dicken Baum aber zu pflanzen, der schon alt ist, läuft wider die gesunde Vernunft; ein dicker Baum von 10 Jahren ist besser als ein andrer, der ebenfalls 10 Jahr alt aber nicht so stark ist. In der Vergleichung muß also Höhe und Dicke, und besonders das Alter mit angegeben werden. Uebrigens ist es besser, im Herbste zu pflanzen. Wir pflanzen nur im Frühlinge Wallnuß- und Maulbeerbäume, die man alsdann begießen muß; oder man pflanzt überhaupt nur im Frühjahr, wenn der Boden so schlecht ist, daß er durch die Einflüsse des Winters erst gegen den Lenz locker wird. Die Bäume müssen ferner tüchtige Pfähle haben; dies ist ein sehr nöthiger und zugleich verdrießlicher Punkt, denn ausser, daß sie viel kosten, thun sie auch den Bäumen noch großen Schaden. Die Bäume würden indeß ohne Stützen besonders an öffentlichen Heerstraßen nicht fortkommen; also muß man von zwey Uebeln das kleinste wählen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)



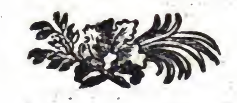
AVERTISSEMENT.

Da Seine Königl. Majestät von Dännemark allergnädigst vergönnet haben, die Bildnisse der zwölf Könige von Dännemark aus dem glorreichen Oldenburgischen Stamme, die auf Dero Befehl D. H. von Lode vor vielen Jahren zuerst unternommen, nach dessen Tode aber größtentheils Johann Martin Preisler, Königl. Kupferstecher und Professor bey der Mahler- und Bildhauer-Akademie verfertiget,

get, in die Hände der Liebhaber zu übergeben; so ist zugleich dem Professor bey der Universität und Secretair der Dänischen Kanzley Johann Heinrich Schlegel aufgetragen worden, diese Kupferstiche mit historischen Bildnissen in Deutscher Sprache zu begleiten. Dieses Werk soll, nach einer Einleitung von der Abkunft und Ausbreitung des Oldenburgischen Stammes, die Thaten eines jeden Königs, seine Verdienste um das Innere des Landes, und den Zustand seiner Zeit, im Abrisse darstellen, und solche Züge besonders auswählen, die das Eigenthümliche des Charakters bezeichnen können. So wenig es dieser Absicht gemäß ist, Belesenheit anzubringen, oder blos nach dem Reitze der Neuheit zu streben, so sehr erfodert es dieselbe Absicht, in den ältern, und in den neuesten Zeiten, die echten Quellen zu gebrauchen, deren Zugang dem Verfasser durch die Gnade des Königs geöfnet ist.

Die Kupferstiche sind in Regal Folio, und werden, zu allen Exemplaren ohne Unterschied, auf die schönste und stärkste Sorte Papier, Grand Aigle genannt, abgedruckt. Der Text wird in gleichem Formate zu Koppenhagen, unter Aufsicht des Verfassers, mit neugegoßnen Lettern von anständiger Größe gedruckt werden.

Die Freygebigkeit Seiner Majestät, welcher allein die Unternehmung dieses Werkes zuzueignen ist, setzet die Herausgeber in den Stand, es für einen gemäßigten Preis zu überlassen. Ein Exemplar auf sehr weissem und starkem Schreibpapier wird acht Reichsthaler Dänisch kosten. Es wird aber auch der Text zu einer Anzahl Exemplare auf einer geringern Sorte Schreibpapier gedruckt, die um einen Holländischen Dukaten wohlfeiler, oder um fünf und ein halben Rthlr. Dänisch gegeben werden können. Das Geld wird nicht eher, als bey Auslieferung des Werkes angenommen. Indessen werden die Liebhaber ersucht, sich für die eine oder die andre Gattung Exemplare auf das baldigste zeichnen zu lassen. Allhier in Braunschweig kann man sich deshalb bey dem Herrn Professor Zachariä melden; und ist noch zu erinnern, daß anstatt des versprochenen Titelkupfers von Preislern, das Portrait des itzt regierenden Königs von Dännemark Majestät, nach einer wohlgetroffenen Originalmahlerey, die erst neulich verfertigt worden, vor diesem historischen Werke erscheinen soll.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

68tes Stück.

Sonnabends, den 23. August, 1766.

Beschluß des Gutachtens eines Forstverständigen wegen Bepflanzung der Heerstraßen mit Obst- und andern Bäumen.

Ich will nunmehr etwas von den Privatbaumschulen gedenken, die man auf den Dörfern anzulegen vorschlägt. Ich glaube nicht, daß es nöthig sey, ja, daß es nicht einmal leicht angehe, aus dem Bauer einen Gärtner zu machen, besonders wenn man ihn mit Gewalt hiezu zwingen wollte, und der Landmann nicht ohne Grund dieses als eine neu aufgelegte Last ansehn müßte. Alle diese kleinen Baumschulen würden in großer Gefahr wieder zu verderben stehen, und eine sehr beschwerliche und weitläuftige Aufsicht erfodern. Das beste würde also seyn, verschiedne öffentl. Baumschulen von 4. 5. bis 6 Morgen anzulegen, weil größere von 30 und mehr Morgen, lange nicht die Vortheile mit sich führen, die man sich von den erstern versprechen kann. Man muß Bäume haben, die in verschiedenem Erdreiche gezogen worden sind, und man findet in Absicht des Bodens immer noch etwas, welches man nicht vorher sehn konnte, wenn man auch im Pflanzen noch so erfahren ist. Sechs verschiedene Baumschulen, jede von 5 Morgen groß zu haben, ist also allezeit besser, als eine einzige große von 30 Morgen anzulegen. Ausser den angeführten Ursachen kömmt noch diese hinzu, daß ein so großer Platz voller Bäume die Ausdünstungen verhindert; und es ist ausgemacht, daß alles Impfen und Propfen in einer luftigen Gegend wohl anschlägt, und in einem dumpfigten Orte hergegen zu Grunde geht.

Ich wünschte von Herzen, andre, so gut wie ich es selbst bin, zu überzeugen, daß das Obst eines der wesentlichsten Landesprodukte ist, welches wir von der Natur eben so leicht, und noch leichter erhalten, als das Getraide. Wenn man dieses zum Grundsatz annimmt, und alsdann den grossen Gewinn rechnet, welchen unsre Nachbaren in diesem Stücke vor uns voraus haben:

so wird man einsehn, wie viel wir jährlich gegen sie verlieren müssen. Denn aufrichtig zu reden, wir haben in unserm Lande noch gar kein Obst. Und wie sollten wir es haben können? Unsre Gärtner treiben ihre Bäume mit Mist, sie werden dadurch lang und dünne, und treten noch ziemlich an, wenn sie mit vieler Sorgsalt in guten Gärten gepflanzt werden; bey dem Landmann aber kommen sie in dem hohen Grase und vielem Schatten nicht fort, und Müh und Kosten gehn verloren.

Wie vortheilhaft würde es also seyn, wenn dem Bauer die Bäume entweder umsonst, oder aufs höchste zu 2 bis 3 Mgr. das Stück, geliefert werden könnte. Diese Bäume aber müßten stark, gesund, und nicht zu hoch seyn; und deßhalb wären herrschaftliche Baumschulen unentbehrlich. In ganz Frankreich und vielen andern Ländern, wo der Bauer im Landbau doch viel weiter gekommen ist, als in hiesigen Gegenden, liefert dem ungeachtet der Landesherr gute Obstbäume, Wallnußbäume und Rüstern, und zwar, wenn sie auf die Landstraßen kommen, umsonst, und wenn sie der Bauer auf sein Eigenthum pflanzt, für fünf Mattier, obgleich diese Bäume manchmal dreymal so viel gekostet haben.

Wo soll aber der Bauer diese Obstbäume pflanzen? Der Nutzen fürs Land ist so groß, daß ich dreist anrathen würde, acht bis neunhundert Thaler des Jahrs nicht zu achten, und dergleichen Baumschulen anzulegen. Ich frage aber nochmals, wo sollen diese Bäume gepflanzt werden? denn hierin liegt die wahre Ursach, daß gar kein Obst in unserm Lande ist.

Jeder Bauer hat bey seinem Hause einen kleinen Platz, der entweder von seinen eigenen, oder des Nachbars Gebäuden, oder auch von einem, und mehr großen Bäumen, ganz beschattet wird. Hier ist weder Luft noch Sonne. Dies heißt sein Garten, und nichts ist weiter darinn, als ein wenig Gras und ein Paar Obstbäume, eins durchs andre. An andern Orten Bäume anzupflanzen, darf er wegen des Viehes, und wegen des Zehnten nicht wagen. Ich wünschte also eine Art von Verordnung, durch welche jedes Dorf die Gartengerechtigkeit erhielte, auf einem gewissen bestimmten Platze Bäume anpflanzen zu dürfen. Reiche und arme Bauren müßten hierinn gleiches Recht haben, doch dürfte niemand mehr, als von 30 Morgen einen zum Obstbau nehmen, ausser ein reicher Bauer oder sogenannter Ackermann, dem man noch einen Morgen mehr erlauben könnte. Wenn der Landmann hievon keinen Zehnten zu geben hätte, und sicher wäre, daß ihm das Vieh das seinige nicht verderben dürfte, so würde man auf solche Art bald mehr Obst im Lande sehen. Hiermit müßte der mehrere Anbau der Cartoffeln verbunden werden. Wie groß ist nicht der Nutzen von diesem Gewächs, da man ofmals sechs Wispel auf einem einzigen Morgen erndten kann, da sie eine sehr gute tägliche Nahrung der gemeinen Leute abgeben, da sie fürs Vieh, und besonders für das Federvieh vortreflich sind, fast gar keinen Dünger brauchen, das Land vom Unkraute rein halten, und es also nothwendigerweise verbessern. Der Anbau dieses nützlichen Gewächses ist also nicht genug zu empfehlen, und der Bauer würde nach und nach unter seinen Bäumen Kohl, Bohnen, Rüben und andre Gartenfrüchte pflanzen, besser leben können, welches ein wichtiger Umstand ist, und selbst etwas zu Markte bringen, anstatt, daß er wie itzo sein Gemüse in der Stadt für baar Geld zu kaufen pflegt, welches die Gartenfrüchte natürlicherweise theuer machen muß.

Sobald also der Bauer gute Bäume haben kann, und Erlaubniß erhält sie auf seinen Eigenthume zu pflanzen, so wird man nicht nöthig haben ihn bey seiner Verheyratung,

thung, oder andern dergleichen Gelegenheiten hiezu zu zwingen. Er wird von selbst Hand anlegen, sobald man ihn nur unterstützt.

Was das Säen der Kerne anlangt, so muß solches überhaupt genommen im Herbst geschehn, Wallnüsse ausgenommen. Kirschkernen müssen gesäet werden, so wie man die Kirschen ißt, weil sie sonst 2 Jahr in der Erde liegen bleiben, und oft ganz und gar verderben. Die leichteste und gewöhnlichste Art gute Kerne zu erhalten, ist diese: Man läßt viele wilde Aepfel und Birnen im Walde zusammen suchen, läßt sie in einem Fasse faul werden und gähren, und nimmt die Kernen heraus, das übrige giebt man dem Viehe.

Ich habe vergessen noch etwas vom wilden Castanienbaume zu erwähnen. Er ist gewiß der schlechteste unter allen Bäumen in Europa. Er wächst zwar geschwind, aber sein Holz ist nicht so gut wie Stroh, und der geringste Wirbelwind zersplittert ihn; sein Schatten ist dem Grase sehr hinderlich, seine Blätter sitzen voller Schmutz und Ungezieser, und seine schöne Frucht ist noch bis itzo ohne Nutzen. Es würde also besser seyn, süße Castanien zu pflanzen. In Blankenburg stehn auf den dasigen Bergen sehr starke und große Bäume von dieser Art. Sie bringen viel ein, die Früchte werden oftmals reif, und wenn sie auch nicht völlig reif werden, so sind sie doch noch immer gut fürs Vieh. Dieser Baum hat überdies noch ein schönes Ansehn, und sein Holz ist sehr gut, und nützlich zu gebrauchen. Man findet daselbst noch eine Menge junger Bäume, die im Grase und im schlechten Erdreich stehn, und doch gut fortkommen. Viel besser würden sie also in hiesigen wärmern Gegenden gerathen, und mit Nutzen an unsern Heerstraßen gepflanzt werden können.

Kirschen- und Pflaumenbäume an die Landstraßen zu pflanzen, rathe ich völlig ab, da diese Bäume kein gutes Ansehn haben, nichts einbringen, nicht lange genug dauren, und selbst ihres Holzes wegen nicht viel zu brauchen sind.

Wider die Maulwürfe und Gartenmäuse.

Im 32. Stück des Leipziger Intelligenzblattes macht der Herr D. Z. folgendes bekannt:

Da ich im vorigen Jahre in meinem Garten, welcher ziemlich groß ist, die häufigen Schurmäuse und Maulwürfe weder durch Fallen, noch Coriandersaamen, noch vielerley andere Mittel dämpfen können, so habe ich in diesem Frühjahre, als ich solche wiederum verspüret, endlich die Probe mit dem harten Ofenruße gemacht, solchen in die Löcher gestopfet, und hierauf dieses schädliche Ungeziefer nicht mehr verspüret. Jedoch kann ich auch nicht apodictice zur Zeit sagen, ob solche würklich von dem Ofenruße oder etwan von einer andern noch unbekannten Ursache gewichen sind? Wannenhero ich solches hiedurch deswegen habe anzeigen wollen, damit auch andre Personen Gelegenheit nehmen können, solches zu probiren und in die Gewißheit zu setzen. Ueberdieses habe ich gegen 200 Ameisenhaufen aufscharren, diesen Ruß darein streuen und etwas einschlagen lassen, und auch die Ameisen damit getilget. Worneben noch anzumerken ist, daß der harte Ofenruß zugleich die beste Düngung der Wiesen und Felder abgiebt.

AVER-

AVERTISSEMENT.

Da Seine Königl. Majestät von Dännemark allergnädigst vergönnet haben, die Bildnisse der zwölf Könige von Dännemark aus dem glorreichen Oldenburgischen Stamme, die auf Dero Befehl D. H. von Lode vor vielen Jahren zuerst unternommen, nach dessen Tode aber größtentheils Johann Martin Preisler, Königl. Kupferstecher und Professor bey der Mahler- und Bildhauer-Akademie verfertiget, in die Hände der Liebhaber zu übergeben; so ist zugleich dem Professor bey der Universität und Secretair der Dänischen Kanzley Johann Heinrich Schlegel aufgetragen worden, diese Kupferstiche mit historischen Bildnissen in Deutscher Sprache zu begleiten. Dieses Werk soll, nach einer Einleitung von der Abkunft und Ausbreitung des Oldenburgischen Stammes, die Thaten eines jeden Königs, seine Verdienste um das Innere des Landes, und den Zustand seiner Zeit, im Abrisse darstellen, und solche Züge besonders auswählen, die das Eigenthümliche des Charakters bezeichnen können. So wenig es dieser Absicht gemäß ist, Belesenheit anzubringen, oder blos nach dem Reitze der Neuheit zu streben, so sehr erfodert es dieselbe Absicht, in den ältern, und in den neuesten Zeiten, die echten Quellen zu gebrauchen, deren Zugang dem Verfasser durch die Gnade des Königs geöfnet ist.

Die Kupferstiche sind in Regal Folio, und werden, zu allen Exemplaren ohne Unterschied, auf die schönste und stärkste Sorte Papier, Grand Aigle genannt, abgedruckt. Der Text wird in gleichem Formate zu Koppenhagen, unter Aufsicht des Verfassers, mit neugegoßnen Lettern von anständiger Größe gedruckt werden.

Die Freygebigkeit Seiner Majestät, welcher allein die Unternehmung dieses Werkes zuzueignen ist, setzet die Herausgeber in den Stand, es für einen gemäßigten Preis zu überlassen. Ein Exemplar auf sehr weissem und starkem Schreibpapier wird acht Reichsthaler Dänisch kosten. Es wird aber auch der Text zu einer Anzahl Exemplare auf einer geringern Sorte Schreibpapier gedruckt, die um einen Holländischen Dukaten wohlfeiler, oder um fünf und ein halben Rthlr. Dänisch gegeben werden können. Das Geld wird nicht eher, als bey Auslieferung des Werkes angenommen. Indessen werden die Liebhaber ersucht, sich für die eine oder die andre Gattung Exemplare auf das baldigste zeichnen zu lassen. Allhier in Braunschweig kann man sich deshalb bey dem Herrn Professor Zachariä melden; und ist noch zu erinnern, daß anstatt des versprochenen Titelkupfers von Preislern, das Portrait des itzt regierenden Königs von Dännemark Majestät, nach einer wohlgetroffenen Originalmahlerey, die erst neulich verfertigt worden, vor diesem historischen Werke erscheinen soll.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

69tes Stück.

Mittwochs, den 27. August, 1766.

Verzeichniß der Vorlesungen, welche auf der Julius-Carls-Universität zu Helmstedt, in diesem Winterhalbenjahre gehalten werden sollen.

In der theologischen Facultät.

Der Hr. Abt von der Hardt wird öffentlich in denen theologischen und exegetischen Vorlesungen über die vornehmsten Sprüche der heiligen Schrift also fortfahren, daß nach geendigten historischen Büchern, auch die wichtigsten Stellen in den prophetischen Schriften aufgekläret werden. In besondern Stunden wird derselbe die Kirchengeschichte des A. T. weiter vortragen; die polemische Theologie, und darinn besonders die Streitigkeiten gegen die heidnischen und jüdischen Lehrsätze erklären; auch in andern Theilen der Gottesgelahrtheit den Verlangen seiner Zuhörer ein Genüge zu leisten nicht unterlassen.

Der Hr. Abt Carpzov, zeitiger Dekanus der theologischen Facultät, wird öffentlich die sogenannten pericopas Evangelicas; in den Privatstunden aber, den zweyten Theil der Dogmatik über sein lateinisches Lehrbuch; auch ferner die Apostelgeschichte, erklären. Mittwochs und Sonnabends erbietet er sich zu theologischen Disputirübungen, zu einem Examinatorio, und der Hermenevtik.

Der Hr. Generalsuperintendent D. Teller wird in den öffentlichen Vorlesungen die zween Briefe an die Corinther, imgleichen an den Timotheum cursorie erklären. In den übrigen besondern Stunden wird er theils die Kirchengeschichte vom fünften Jahrhundert bis auf die Zeiten der Reformation fortsetzen; theils die Theorie der Auslegung des A. T. imgleichen die Moraltheologie oder Homiletik vortragen.

In der juristischen Facultät.

Der Hr. Hofrath Häberlin, der Juristen-

Fakultät Senior, wird die durch eine hartnäckige Krankheit unterbrochene Vorlesungen über Schmaussens Einleitung zum Staatsrecht nach erlangter Wiedergenesung von 10 – 11 Uhr fortsetzen, und durch Beyfügung praktischer Anmerkungen mit mehrern erläutern.

Der Hr. Hofrath und Ordinarius Eisenhart itziger Prorector, wird nach niedergelegtem Prorectorat seine öffentliche Vorlesungen anzeigen, privatim aber von 8 bis 9 Uhr das deutsche Privatrecht nach seiner Anweisung vortragen, und von 9 bis 10. und 11 bis 12 Uhr die Pandekten nach der Böhmerischen Einleitung erklären. Er ist auch erbötig, auf Verlangen über andere Theile der Rechtsgelahrtheit Vorlesungen anzustellen.

Der Hr. Hofrath Häßler wird öffentlich das 3. 4. und 5te Buch der Decretalen nach Böhmers Lehrbuch erklären. In den besondern Stunden aber Grübners Natur- und Völkerrecht und Knorrens Anleitung zum gerichtlichen Proceß erläutern, auch auf Verlangen in andern Theilen der Rechtsgelahrheit Unterricht geben.

Der Hr. Hofrath Frick, itziger Dekanus wird öffentlich die Institutionen nach Heineccii Handbuch erklären. In besondern Stunden das Kirchenrecht nach Pertschens Anleitung und den kleinen Struv erläutern. Die Disputirübungen wird er fortsetzen.

In der medicinischen Fakultät.

Der Hr. Hofrath Fabricius wird öffentlich Vormittags von 10 bis 11 Uhr die Terapie der periodischen Krankheiten vortragen, Mittwochens und Sonnabends aber von 2 bis 3 Uhr, die in dem medicinischen Garten und dessen Gewächshaus noch blühende Pflanzen zeigen. In seinen Privatstunden wird er die materiam medicam, die Kunst Recepte zu schreiben, die Semiotik, oder was sonst vor Theile der Medicin verlangt werden, lehren.

Der Hr. Doctor Adolph, zeitiger Dekanus, wird öffentlich die Behandlung der Beinbrüche und Verrenkungen, nebst allem was noch überhaupt zum chirurgischen Verbande gehöret, zeigen. In besondern Stunden, die Knochen- und allgemeine Krankheitslehre vortragen. Der übrige Fleiß bleibt den Zergliederungen gewidmet, dazu er Liebhabern, die sich selbst üben wollen, allen Vorschub und Anleitung geben wird.

Der Hr. Doctor Beireis wird öffentlich den schwersten Theil der Physiologie, die Lehre von der Bewegung der Muskuln erklären. In besondern Stunden wird er die Physiologie, die Lehre von den Krankheiten und die materiam medicam vortragen. In ganz besondern Stunden wird er die metallurgische Chemie lehren.

In der philosophischen Fakultät.

Der Hr. Prof. Fabricius, der Universität Aeltester, wird die im vorigen halben Jahre versprochenen öffentlichen Vorlesungen über die sehr raren Bücher seiner Bibliothec, welche er wegen Bettlägerigkeit nicht hat halten können, in diesem halben Jahre, wenn die Füße es gestatten wollen, anstellen.

Der Hr. Prof. Reuffel wird in seinen öffentlichen Vorlesungen Baumgartens Anfangsgründe der allgemeinen Sittenlehre erklären, und nach deren Anleitung die Grundlehren der gesammten praktischen Weltweisheit vortragen. Mit Vorlesungen über einzelne Theile wird er auf Verlangen nicht entstehen.

Der Hr. Abt von der Hardt wird öffentlich über das dritte Buch Mosis philologische Vorlesungen anstellen. In besondern Stunden die jüdischen Kirchengebräuche durch Anmerkungen erläutern, die Psalmen cursorisch erklären, und in andern philologischen Wissenschaften die Begierde der Zuhörer erfüllen.

Der

Der Hr. Hofrath Häberlin wird die Reichshistorie von 11 bis 12 Uhr über sein Handbuch vortragen, und bey demjenigen Hauptstück wieder anfangen, bey welchen er wegen seiner darzwischen gekommenen schweren Krankheit in dem vorigen halben Jahre aufhören müssen. Die öffentliche Bibliothek wird alle Sonnabend von 2 bis 3 Uhr den Bücherliebhabern offen stehen.

Der Hr. Abt Carpzov wird öffentlich die griechischen Todtengespräche des Lucian erklären; in andern Stunden aber, nach Verlangen der Zuhörer, im Griechischen Anweisung geben.

Der Hr. Prof. Wernsdorf wird öffentlich die Lobrede des Plinius auf den Trajanus erklären. In den besondern Stunden wird er zur Kenntniß der alten Münzen Anleitung geben; hiernächst auch die Passionshistorie nach den vier Evangelisten mit Anmerkungen aus den Alterthümern und der Philologie erläutern.

Der Hr. Prof. Dommerich, itziger Dekanus der philosophischen Fakultät, lieset öffentlich über seine Didaktik. In besondern Stunden trägt er um 8 Uhr die Metaphysik, um 10 Uhr die Logik, und auf Verlangen die allgemeine Geschichte der menschlichen Seele, oder die empirische Psychologie vor.

Der Hr. D. Beireis wird öffentlich die Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere erzehlen. In besondern Stunden wird er die Experimentalphysik, die Stadtwirthschaft und die Lehre von der Gährung erkären. Er ist auch bereit in der reinen und angewandten Größenlehre Unterricht zu ertheilen. In ganz besondern Stunden wird er die im vorigen halben Jahre angefange Haushaltungs- und Probierkunst vorzutragen fortfahren. Wie er denn auch dem Verlangen dererjenigen, welche eine genauere Anweisung in den mathematischen Wissenschaften von ihm begehret haben, sehr gern willfahren wird.

Der Hr. Prof. Bode wird öffentlich von 3 bis 4 Uhr seine angefangene Vorlesungen über den Hebräischen Psalter fortsetzen und vollenden: in besondern Stunden aber theils die Anfangsgründe der hebräischen und chaldäischen Sprachen nach Dantzens Anweisung vortragen, theils die 5 kleine biblische Bücher, Megilloth genannt, nach dem Grundterte cursorisch durchgehen.

Ausserordentliche Vorlesungen in der juristischen Fakultät.

Der Hr. D. Carl Fried. Paelike wird publice von 1 – 2 Uhr, Hainii fundamenta juris privati civilis in tabulas redacta erklären. Privatim von 8 – 9 Uhr wird er über Heineccii elementa juris civilis secundum ordinem Institutionum und von 9 – 10. und 11 – 12 Uhr über Boehmeri introduct. in Jus Digestorum lesen. Von 10 – 11 Uhr wird er Struvii jurisprud. rom. germ. forens. erläutern. Von 2 – 3 des Montags und Donnerstags wird er Uebungen im Disputiren, und Dienstags und Freytags Examinatoria über Heineccii Institutiones anstellen, Mittwochs und Sonnabends aber über Heineccii Jus Cambiale lesen. Von 4 - 5 Uhr wird er Meisteri elementa Juris criminalis erklären. Auch denen die Privatissima verlangen, wird er gerne dienen.

Ausserordentliche medicinische Vorlesungen.

Der Hr. D. Wilh. Friedr. Cappel wird nach dem Handbuch des sel. Hrn. Hofrath Heister den zweyten Theil der Chirurgie lehren.

Ausserordentliche philosophische Vorlesungen.

Der Hr. Prof. Joh. Carl Christoph Ferber wird öffentlich die praktische Weltweisheit erklären. In besondern Stunden wird er von 8 bis 9 Uhr die Metaphysik nach dem Baumgarten, von 9 bis 10 Uhr die Vernunftlehre nach dem Baumeister, von 3 bis

4 Uhr

4 Uhr das Recht der Natur nach dem Achenwall lehren, auch ist er bereit auf Verlangen Vorlesungen über die Aesthetik zu halten. Die Disputirübungen werden Sonnabends von 11 bis 12 Uhr in dem philosophischen Hörsaale fortgesetzt werden.

Der Hr. Prof. Beauregard wird öffentlich von 1 bis 2 Uhr den bekannten Traktat la veritable politique des personnes de qualité erklären, seine Privatvorlesungen aber nach dem Verlangen der Zuhörer einrichten.

Der Hr. Lector Hertell wird des Mittwochens und Sonnabends von 1 bis 2 Uhr, Steelii englische Miscellanea erklären. In den Privatstunden aber zur Erlernung der englischen Sprache die Anweisung geben, auch mit denenjenigen so schon weiter gekommen die Schriften berühmter Englischer Dichter durchgehen.

Nachricht von einer bey hiesiger Fürstl. Waisenhausbuchhandlung errichteten Leihebibliothek.

Auf wiederholtes Verlangen vieler Freunde und Liebhaber der Lektür ist unter Serenissimi gnädigster Genehmigung bey der hiesigen Fürstl. Waisenhausbuchhandlung die Anstalt getroffen worden, daß nunmehro ein ansehnlicher Vorrath von gebundenen sowohl deutschen als französischen Büchern unter nachstehenden sehr billigen Bedingungen zum Lesen verliehen werden kann.

1) An angesehene und bekannte Personen werden die Bücher ohne Pfand weggegeben, und andere setzen ½ Louisd'or zum Unterpfand.

2) Es wird unter keinem Vorwande an wen es auch sey, mehr als ein Buch auf einmal weggegeben.

3) Wer auf ein ganzes Jahr vorschiessen will, zahlet fünf Reichsthaler. Wer auf ein halbes Jahr voraus zahlet, giebt 2 Rthlr. 16 Ggr. Wer monatlich Vorschußweise lieset, zahlet zwölf Ggr. Man kann in diesen Fällen das Buch, so oft es einem jeden beliebet, wieder schicken, und alsdenn ein anderes erhalten.

4) Wer bloß einzeln oder Stückweise lesen will, zahlet für einen Band einen Gutengroschen. Es muß aber derselbe nicht über acht Tage behalten werden, sonst das Lesegeld doppelt zu erlegen ist.

5) Diejenigen, welche die neuesten in Frankreich und Holland herauskommende monatliche Journale und periodische Schriften, so am Ende des Verzeichnisses angemerkt sind, lesen wollen, bezahlen dafür besonders monatlich acht Gutegroschen. Es müssen aber solche nicht über drey Tage behalten werden.

6) Jedermann ist verbunden, das Buch rein und sauber zu halten; derjenige der solches befleckt, wird belieben, es nach dem in diesem Verzeichniß angesetzten Preise zu bezahlen. Sollte jemand Theile von einem Werke verderben, oder von Händen kommen lassen, welche nicht vereinzelt werden, so muß er sich gefallen lassen, das ganze Werk zu behalten.

7) Auch Auswärtigen erbietet man sich zu dienen, wenn sie das Hin- und Rückporto der Bücher bezahlen, und sich übrigens obigen Bedingungen unterwerfen. Die Addresse ist alsdenn: An die Fürstl. Waisenhausbuchhandlung in Braunschweig.

8) Die Preise der Bücher sind in hiesigen 5 Thlr. Stücken, oder mit denselben in gleichem Werth stehenden Pistolen.

Das gedruckte Verzeichniß von diesen Büchern ist in gedachter Fürstl. Waisenhausbuchhandlung das Exemplar à 1 Ggr. zu haben. Man wird die neuhinzukommenden Bücher von Zeit zu Zeit durch diese Blätter bekannt machen, sonst aber alle Leipziger Michael- und Ostermessen eine gedruckte Continuation den Liebhabern mittheilen.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

70tes Stück.

Sonnabends, den 30. August, 1766.

Anleitung
wie die Raben in einer Gegend am besten zu vermindern.

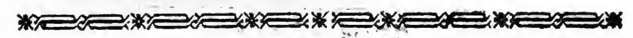
Im 63. Stücke der diesjährigen gelehrten Beyträge ist bey dem Vorschlage die Raben in hiesiger Gegend zu vertilgen, aus Versehn das Wort Klapperjagd gebraucht worden. Dieses zu berichtigen, wollen wir nach des Verfassers eigentlichen Idee die Beschreibung mittheilen, wie diese Thiere am leichtesten auszurotten sind.

Man macht einen Graben, der vier Fuß breit, und zwey Fuß tief ist, und einige Klafter im Umkreise hält. In der Mitte desselben errichtet man eine Hütte, die wie ein Zuckerhut gestaltet ist, und unten am Grunde 20 bis 24 Fuß weit seyn kann. Man braucht hiezu Pfähle, die auswendig mit grünen Zweigen, vorzüglich aber mit Tannen- oder Fichtenreisern, die nicht so leicht verwelken, bekleidet werden müssen. Zwischen diese Zweige bringt man Oefnungen an, aus welchen sich bequem schießen läßt. In der Mitte der Hütte, nemlich oben auf der Spitze des Zuckerhuthes setzt man einen Schuhu, (die größte Art von Eule, die man auf dem Harze antrifft.) Alle Raben in der ganzen Gegend fallen auf dieses Thier los, und die Jäger können sie im Fluge, und an dem Rande des Grabens wegschießen. Man füttert den Schuhu mit dem Fleische von diesen Raben, die mit einer erstaunlichen Wuth alle Tage wiederkommen. Diese Anstalt kann ausser dem Pulver und Bley, und einer kleinen Ergetzlichkeit für die Jäger nicht über 6 Thlr. zu stehn kommen. Durch eine solche Jagd kann die Anzahl dieser Thiere in kurzer Zeit sehr vermindert werden.

Man muß sie indeß nur blos zu vermindern, nicht aber gänzlich auszurotten suchen, weil dieses auf der andern Seite dem Lande sehr schädlich seyn würde. In einer gewissen Provinz, wo man alle Raben vertilgt hatte, mußte man diese allzugroße Strenge gar bald bereuen, indem die Maykäfer die Fel-

der und Bäume so verwüsteten, daß die letztern wie verbrannt aussahn. Der Maykäfer liegt, wie bekannt ist, als ein großer weisser Wurm drey Jahr lang in der Erde, und wird bey dem Umpflügen des Landes mit in die Höhe gebracht; der Rabe, welcher dem Pfluge nachfolget, frißt ihn als seine leckerhafteste Speise, und befreyt uns dadurch von einem Ungezieser, das eben so schädlich, und noch schädlicher als er selbst ist, besonders wenn dieses Ungezieser erst Flügel hat.

Wir werden in einem der künftigen Blätter Gelegenheit nehmen, von diesem schädlichen Insekt, und seiner Ausrottung mehrere Nachricht zu geben.



Anekdote
Vom Czaar Peter dem Großen.

(Aus dem British Magazine.)

Wenn der Vorfall, welchem wir aus dem Englischen Schriftsteller nacherzehlen wollen, seine Richtigkeit hat: so beweiset solcher die Wahrheit von der Anmerkung verschiedner Beobachter der Natur, daß nemlich die Seele, eben so wie der Körper, verschiedne Veränderungen erleidet, und daß man durch gehörige und vorsichtige Mittel, sie von Thorheiten und Einbildungen eben so glücklich heilen kann, als den Körper von Krankheiten.

Peter der Große, war tapfer, unerschrokken, und unbeweglich; war er dieses von Jugend auf gewesen? Nein, er war vielmehr furchtsam, schwach; und eine Kleinigkeit konnte ihn in den ersten Jahren seines Lebens in Furcht setzen. Er wurde also, wird man sagen, durch Vernunft tapfer, und aus Grundsätzen ein Held? Dies ist möglich, und in diesem Falle ist er nur noch destomehr zu bewundern. Was für ein Verdienst steckt denn darinn, wenn man blos seinem natürlichen Ungestüm folgt? Der wahre Heldenmuth bestehet darinn, wenn man seine Neigungen, seine Furcht, und seine Schwachheiten zu besiegen sucht. Dem sey wie ihm wolle, so erzehlt der Herr von Strahlemberg, daß Czaar Peter, wie er erst fünf Jahr alt gewesen, mit seiner Frau Mutter ausgefahren, und in einem tiefen Schlaf gefallen sey. Die Kutsche fuhr über einen Damm, sehr nahe bey einer Schleuse vorbey. Der junge Czaar erwachte noch halb im Schlafe durch das entsetzliche Geräusch, welches in dieser Gegend ein starker Wasserfall machte. Der junge Prinz gerieth hierüber in ein solches Schrecken, daß er auf der Stelle ein heftiges Fieber bekam. Dieses Fieber daurte zwar nicht lange, es ließ aber in des Czaars empörten Einbildungskraft einen so starken Eindruck zurück, daß er bis in sein vierzehntes Jahr keinen Fluß, Bach, oder Canal sehn konnte, das Wasser mochte langsam oder geschwind fließen. Die Mutter des Czaars, und sein Bruder, der Prinz Iwan, waren über diese ausschweifende Furchtsamkeit mit Recht unruhig; der Prinz Gallizin aber, der Hofmeister des jungen Czaar Peters, heilte ihn von diesem sonderbaren Abscheu vor dem Wasser auf folgende Art.

Er

Er nahm den jungen Prinzen an einem schönen Sommertage in der Gegend eines Sees mit auf die Jagd. Es war ganz ausserordentlich heiß; der Prinz Gallizin, der sich ganz abgemattet stellte, rief aus: Was ist das nicht für eine unerträgliche Hitze! Wären wir doch an dem Ufer eines Flusses, wo wir uns baden könnten! Uns baden, sprach der Czaar ganz erschrocken? Wollen sie uns ums Leben kommen, und soll ich mit ihnen sterben? Kann man sich denn baden, ohne zu ersaufen, und ins Wasser gehn, ohne zu ersticken? O ganz gewiß, erwiederte der Prinz Gallizin, ich bade mich alle Tage, und dieser heilsame Gebrauch stärkt meine Gesundheit und meine Kräfte gar sehr. Und was ist denn in einen kleinen Bache für Gefahr, wo einem das Wasser kaum bis an den halben Leib geht? Wollen sie sehn, wie ihre Leute sich baden? Der Czaar willigte darein; seine Begleiter, mit dem Prinzen Gallizin an ihrer Spitze, sprangen in den See, schwammen über denselben weg, kamen wieder, schwammen noch einmal hin und her, und waren sehr vergnügt, und zufrieden. Der Czaar, welcher über dieses Schauspiel erstaunte, wagte es endlich und ritt mit seinem Pferde ein Paar Schritte vom Ufer in den See hinein. Er zitterte, wurde blaß, kehrte zum Ufer zurück, wagte es noch einmal, ritt durch den See durch, und kam sehr zufrieden über sich selbst und seinen Muth in den Pallast zurück, wo er seiner Frau Mutter und dem Prinzen Iwan erzehlte, was vorgegangen war. Einige Tage drauf gieng er mit seinem Bruder nach Itzmelowa, seinem Sommerpalaste. Es waren viel Teiche in dem Garten dieses Pallastes. Als der Czaar und sein Bruder von einem Spatziergange zurückkamen, sahn sie einige von ihren Leuten, die in den Teichen herumschwammen. Der Czaar Peter war ihrentwegen besorgt, und zitterte über ihre Verwegenheit. Iwan lachte ihn aus, und zeigte ihm, wie munter und lustig diese Schwimmer wären. Der Czaar ward durch ihr Beyspiel beherzt, und ließ sich merken, daß er es auch wagen wolle. Iwan munterte ihn dazu auf; der Czaar zog sich aus, und stürzte sich, ohne seine Furcht weiter zu hören, in den See, und schwamm so gut, als wenn er diese Kunst schon viele Jahre lang gewußt hätte. Eine Kunst, die in der That allen Prinzen und Helden sehr nöthig ist, wenn sie, wie Peter der Erste, auf große Reisen, und große Eroberungen denken.

Eine neue Art von gewebtem Zeuge.

Man hat bisher die Materie zu gewebten Zeugen noch nicht ausser dem Pflanzenreiche gesucht. Herr Tenon, ein berühmter Chirurgus und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, welcher die Stärke, Geschmeidigkeit, und Elasticität, der Thiernerven mit vieler Genauigkeit untersuchte, hat den Einfall gehabt, eine Art von Zeuge daraus weben zu lassen, welches alle diese vorstehenden Eigenschaften in sich enthielte. Er hat einige Versuche mit Ochsennerven angestellt, und eine Art von grobem Zeuge daraus erhalten, welches von ausserordentliche Stärke und Elasticität ist, und zu vielen Dingen nützlich seyn kann. Die Akademie hat diese Proben gesehn, und der Erfinder hat gezeigt, daß die Ochsennerven zu verschiednem andern Gebrauche angewendet werden, und hauptsächlich den Hutmachern gute Dienste leisten können. Er glaubt, daß man sie unter den Hutfilz mischen, und die Hüte dadurch viel dauerhafter machen könne.

Nach-

Nachricht von einer bey hiesiger Fürstl. Waisenhausbuchhandlung errichteten Leihebibliothek.

Auf wiederholtes Verlangen vieler Freunde und Liebhaber der Lektür ist unter Serenissimi gnädigster Genehmigung bey der hiesigen Fürstl. Waisenhausbuchhandlung die Anstalt getroffen worden, daß nunmehro ein ansehnlicher Vorrath von gebundenen sowohl deutschen als französischen Büchern unter nachstehenden sehr billigen Bedingungen zum Lesen verliehen werden kann.

1) An angesehene und bekannte Personen werden die Bücher ohne Pfand weggegeben, und andere setzen ½ Louisd'or zum Unterpfand.

2) Es wird unter keinem Vorwande an wen es auch sey, mehr als ein Buch auf einmal weggegeben.

3) Wer auf ein ganzes Jahr vorschiessen will, zahlet fünf Reichsthaler. Wer auf ein halbes Jahr voraus zahlet, giebt 2 Rthlr. 16 Ggr. Wer monatlich Vorschußweise lieset, zahlet zwölf Ggr. Man kann in diesen Fällen das Buch, so oft es einem jeden beliebet, wieder schicken, und alsdenn ein anderes erhalten.

4) Wer bloß einzeln oder Stückweise lesen will, zahlet für einen Band einen Gutengroschen. Es muß aber derselbe nicht über acht Tage behalten werden, sonst das Lesegeld doppelt zu erlegen ist.

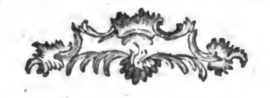
5) Diejenigen, welche die neuesten in Frankreich und Holland herauskommende monatliche Journale und periodische Schriften, so am Ende des Verzeichnisses angemerkt sind, lessen wollen, bezahlen dafür besonders monatlich acht Gutegroschen. Es müssen aber solche nicht über drey Tage behalten werden.

6) Jedermann ist verbunden, das Buch rein und sauber zu halten; derjenige der solches befleckt, wird belieben, es nach dem in diesem Verzeichniß angesetzten Preise zu bezahlen. Sollte jemand Theile von einem Werke verderben, oder von Händen kommen lassen, welche nicht vereinzelt werden, so muß er sich gefallen lassen, das ganze Werk zu behalten.

7) Auch Auswärtigen erbietet man sich zu dienen, wenn sie das Hin- und Rückporto der Bücher bezahlen, und sich übrigens obigen Bedingungen unterwerfen. Die Addresse ist alsdenn: An die Fürstl. Waisenhausbuchhandlung in Braunschweig.

8) Die Preise der Bücher sind in hiesigen 5 Thlr. Stücken, oder mit denselben in gleichem Werth stehenden Pistolen.

Das gedruckte Verzeichniß von diesen Büchern ist in gedachter Fürstl. Waisenhausbuchhandlung das Exemplar à 1 Ggr. zu haben. Man wird die neuhinzukommenden Bücher von Zeit zu Zeit durch diese Blätter bekannt machen, sonst aber alle Leipziger Michael- und Ostermessen eine gedruckte Continuation den Liebhabern mittheilen.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

71tes Stück.

Mitwochs, den 3. September, 1766.

Etwas von der Vermehrung des Getraides.

Die öffentlichen Blätter erzehlen es allemal als seltene Erscheinungen, wenn aus einem einzigen Getraidkorn eine ungewöhnliche Menge von Aehren hervorwächset, und deren Früchte die völlige Reife erreichen.

Es verdienet daher der Versuch, welcher von dem Herrn Subsenior Dedekind bey dem Fürstl. Kloster Riddagshausen in diesem Jahr mit dem Rocken angestellet worden, ebenfalls eine weitere Bekanntmachung.

Die an des Herzogs unsers gnädigsten Herrn Durchl. von demselben unterthänigst eingesandte Proben bestehen in verschiedenen Büschen, deren jeder aus einem einzigen Korn gewachsen, 28 bis 30 Aehren enthält und mit 8 bis 1300 Körnern angefüllet ist.

Die Körner hatten nicht nur zur gewöhnlichen Erndtezeit, gegen Ausgang des Monats Julius, ihre völlige Reife erreichet, sondern sie sind auch von solcher Grösse und Schwere, daß 5 bis 6 solcher Körner so viel, als 7 bis 8 der sonst in hiesiger Gegend fallenden, wägen.

Die Halmen, welche 7 bis 7½ Fuß lang, unterscheiden sich auch durch ihre vorzügliche Stärke und Dicke.

Der Herr Subsenior meldet dabey, daß solche aus Körnern gewachsen, welche er in dem Klostergarten einzeln gelegt habe, daß dieses ungewöhnlich früh geschehen, und daß die grünen Pflanzen zur gewissen Zeit grün abgeschnitten worden.

Diesem Verfahren schreibet derselbe es noch zur Zeit zu, daß die Halmen, die Aehren und die Körner, ungeachtet ihrer Anzahl, so vollkommen sind.

Es kömmt solches auch mit derjenigen Art, welche der Freyherr von Wolf in seinem Traktat von der Vermehrung des Getraides bekannt gemacht hat, in verschiedenen Stücken überein.

Mit dem Rocken hat der Freyherr von Wolf zwar keine besondere Versuche angestellet;

stellet; desto mehrere aber mit Haser und Gersten, wovon das hauptsächlichste hier zu berühren, nicht undiensam seyn wird.

Nachdem er verschiedene Körner von Haser und Gerste in einem Orte, wo in selbigem Jahr (1716) und auch in vielen vorhergehenden nicht war gedünget worden, gestecket hatte, so war der Erfolg davon, daß alle Gersten- und Haserkörner in dem ungedüngten Lande in ansehnliche Büsche, und sonderlich der Haser viel grösser und dicker ins Stroh, als sonst auf dem Felde zu geschehen pfleget, gewachsen war.

Ein Haserbusch von ansehnlicher Grösse hielt über 6000 große und kleine Körner.

Der erste Gerstenbusch, so ihm in die Hände kam, und zwar einer von den großen, jedoch nicht der allergrößte war, hatte 68 Aehren, die meistens reif waren, und noch 21. die nicht völlig reif werden können, sondern wegen großer Dürre im Schossen waren stecken geblieben.

Von den reifen Aehren hatte die eine 32, eine 30, fünfe 29 ꝛc. alle 68 reife Aehren aber zusammen 1586 Körner, und wenn die 21 unreif gebliebene Aehren nach dem nemlichen Verhältniß ausgefallen wären, so hätte die Summa aller aus einem einzigen Korn in zwar guter doch ungedüngter Erde gewachsenen Körner sich auf 2090 belaufen.

Einer der kleinsten Gerstenbüsche hatte 37 reife und 26 noch grüne Aehren. In erstern waren 854 Körner.

Acht und zwanzig Körner von dieser Art wogen so viel als 31 andere.

Der Freyherr von Wolf erzehlet noch viele von andern auch mit Waizen und Rocken und zum Theil im Großen angestellte Versuche. Die mehresten sind von Predigern, und alle bestätigen die Wahrheit, daß der Ackerbau noch gar sehr verbessert, auf ungleich weniger Land ungleich mehr Getraide geerndtet, und dadurch zu manchen andern nützlichen Gewächsen, als Waid, Krapp, Toback, Saflor, Scharte ꝛc. der sonst fehlende Raum erspahret werden könne.

Wie dieses anzugreifen, und was für Versuche weiter anzustellen, davon ertheilet der angezogene Traktat ausführlichen Unterricht, wovon zu einer andern Zeit in diesen Blättern ein mehreres beygebracht, zugleich aus den Nachrichten der Schwedischen Akademie der Wissenschaften, der Schweizerischen Landwirthschaftsgesellschaft zu Bern und anderer dergleichen Societäten gezeiget werden wird, wie viele beträchtliche Verbesserungen und Entdeckungen in dieser Klasse man den Versuchen der Herren Geistlichen auf dem Lande zu verdanken habe.

Uebrigens kann man hiebey nicht unbemerkt lassen, daß des Herzogs Durchl. die von dem Herrn Subsenior Dedekind eingeschickten Proben mit gnädigstem Wohlgefallen, und dem Landesväterlichen Wunsch, daß mehrere derer Herren Geistlichen auf dem Lande sich auf physikalische und ökonomische Experimente legen möchten, aufgenommen haben. Braunschweig, im August, 1766.



Von

Von der vermeyntlichen Zauberey, die Schlangen zahm zu machen.

Aus einem Briefe an die Verfasser des Journal Encycloped.

Wer die Menschen kennt, wird sich nicht wundern, daß es selbst in unsern Tagen, wo die Fackel der Weltweisheit anfängt, die Finsternisse der Irrthümer und Vorurtheile ein wenig zu vertreiben, noch Leute genug giebt, die so schwach sind, den ungereimtesten Dingen Glauben beyzumessen, und etwas aus Hexerey und übernatürlichen Ursachen herleiten wollen, was an und vor sich doch höchstnatürlich ist, sobald man sich bemüht, den wahren Grund der Sache zu entdecken. Die Unwissenheit des gemeinen Volks, die wenigen Kenntnisse vieler Leute von Stande, und vor allen Dingen, die Liebe zum Wunderbaren, sind die reichen Quellen einer solchen kindischen Leichtgläubigkeit. In allen Ländern, wo es Menschen giebt, herrschen auch oftmals Lügen, anstatt der Wahrheit. Der Irrthum ist das Erbtheil des Menschen; diese erniedrigende Lehre predigt uns der Weise schon seit Jahrhunderten. Dieses traurige Erbtheil ist indeß allen Nationen gemein. Der Einwohner heisser Gegenden glaubt an die Zauberblicke der Klapperschlange, und der Nordländer an die Vampyren.

Wie würde man zum Exempel das gemeine Volk überzeugen, daß ein junges Egyptisches Mädchen, oder auch manchmal ein Marktschreyer bey uns, ungestraft mit dem Stachel und dem Gifte der Schlangen scherzen könne, wenn es nicht durch Hexerey geschähe? Und doch ist das Geheimniß dieser Kunst gewiß nichts weniger als übernatürlich. Diese Zauberkunst, die vormals die klugen Römer in Erstaunen setzte, welche die Namen Maril und Psill unsterblich gemacht hat, von der man glaubt, daß sie blos einigen Egyptischen Weibern vorbehalten ist, und die alle unsre Reisende bisher nicht vermögend gewesen sind, zu entdecken; diese Kunst, sage ich, wissen sehr viele von unsern Bauern, die keine grössere Hexenmeister sind, als andre ihres gleichen. Es kömmt nur drauf an, den Schlangen die Zähne auszureissen; und hierinn besteht die ganze Hexerey.

Die Art, wie solches geschieht, ist ausserordentlich leicht. Man hält der Schlange einen Huth hin, in diesen beißt sie sogleich mit aller Gewalt ein. Den Leib des Thiers hält man mit dem Fuße, oder einer Flintenkolbe fest, und reißt ihr sodann plötzlich den Huth weg, in welchem alle Zähne sitzen bleiben. Nunmehr kann sie nicht mehr beissen, noch verwunden, und folglich auch ihren Geifer nicht mehr mittheilen, der also ohne Würkung bleibt.

Dergleichen Schlangen waren es, welche man dem französischen Consul brachte; sie hatten nemlich keine Zähne mehr, das war die ganze Zauberey. Hätte er den Muth gehabt, sie gleichfalls in die Hand zu nehmen: so würde er erstaunt seyn, daß sie ihm, ungeachtet ihrer äusserlichen Wuth, eben so wenig hätten Schaden thun können, als dem Egyptischen Mädchen.

Hierinn also besteht die ganze Zauberey, der Egyptier, und unsrer eignen Schlangenfänger, die sie über alle Arten von Schlangen ausüben.

Ich wünschte, daß man auch andre Arten sogenannter Hexereyen auf solche Art bekannt machte. Der gemeine Mann, der itzo noch so fest daran glaubt, würde alle solche Taschenspielerkünste, die er itzo so sehr anstaunt, in kurzem verachten lernen.

Nach-

Nachricht.

Es haben uns einige geehrte Freunde berichtet, daß mit dem in unserm Verlage befindlichen Dictionaire par Roux, durch gottlose Leute, ein schändlicher Betrug gespielet werde, und man verkaufe an einigen Orten einen höchst fehlerhaften Nachdruck. Da nun das Publikum gegen dergleichen Betrügereyen billig muß gewarnet werden: so säumet man nicht, dieses ohne allen Verzug zu thun; ob wir gleich den fehlerhaften Nachdruck noch nicht selbst gesehen. Beym Anfange des deutschen Theils hat die correcte und rechtmäßige Edition von 1763 eine Vignette mit deutscher Ueberschrift; dagegen die verstellte Ausgabe solche Ueberschrift französisch führet. Es fehlen nach dem Bericht unserer Freunde, fast alle Artikel von Pre, alle von Pri, pro, prou, pr, py und qua. Und von pag. 589 bis pag. 608. soll sich vieles in voller Unrichtigkeit finden, auch der französische Theil um 2 Bogen kürzer seyn. So wie man nun schuldig ist, die gute Reputation unsers Dictionaire durch Bekanntmachung des gespielten Betruges zu erhalten; so wird nicht minder auch dafür gesorget werden, dem treulosen Beginnen des Nachdruckers gebührend zu begegnen. Halle, den 14. Julii, 1766.

Buchhandlung des Waisenhauses.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

72tes Stück.

Sonnabends, den 6. September, 1766.

Einige Anmerkungen über den Grafen Essex, den unglücklichen Liebling der Königinn Elisabeth von England.

(Aus dem State Worthier.)

Die eigentliche Geschichte des unglücklichen Grafen von Essex ist bisher noch immer zweifelhaft gewesen. Man hat nicht wohl entscheiden können, ob er unschuldig war, oder nicht. Eben so sehr hat man gestritten, ob die Königinn Elisabeth würklich etwas mehr als Hochachtung und Freundschaft für ihn empfunden haben sollte, obgleich ihre Leidenschaft noch immer in der bekannten Tragödie, die den Namen des Grafen Essex führt, öffentlich vorgestellt wird. Folgende Anmerkungen des Hrn. Lloid über den Charakter des Grafen Essex werden vielleicht die Dunkelheiten aufhellen, in welchen die wahren Ursachen seiner Hinrichtung bisher verborgen gelegen.

Essex war die Zierde des Hofes, und Großbritanniens größter Ruhm an der Spitze seiner Armeen. Es schien, als ob die Natur alle ihre Gaben habe erschöpfen wollen, um ihn zur vollkommensten Mannsperson zu machen. Seine Schönheit erhöhte seinen Heldenmuth, und durch seine Tapferkeit ward seine Schönheit noch glänzender. Wegen dieser beyden großen Eigenschaften wurde er von allen, die sich ihm nahten, geliebt und geehrt; man fürchtete seinen ausserordentlichen Muth, den er schon oft gezeigt hatte, und zugleich wurde man von den Annehmlichkeiten seiner Person hingerissen. Er hatte eine so ausserordentliche Größe der Seele, daß er bis an sein Ende gegen niemanden das geringste Mißtrauen hegte. Essex besaß indeß einen Fehler, zwar nur einen einzigen, der aber an Höfen der größte und verderblichste unter allen ist. Er war aufrichtig; und darf man dieses wohl auf einem Theater seyn, wo die größten Leidenschaften immer in Bewegung sind? Essex mußte die Thorheit mit dem Leben bezahlen, daß er am Hofe offenherzig war, wo man beständig unter dem dicksten Schleyer

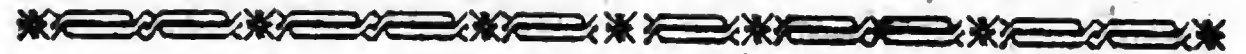
der Verstellung einhergehn muß. Der Graf hatte die Schwachheit, daß er allen, die sich für seine Freunde ausgaben, sein ganzes Herz eröfnete. Diese Schwachheit führte ihn zu seinem Verderben. Hätte er aber auch sein trauriges Schicksal vorher sehn können, so würde er es doch nicht vermieden haben, weil es nicht in seiner Macht stand, andre für weniger ehrlich zu halten, als sich selbst. Seine treulosen Feinde mißbrauchten seiner Redlichkeit; sie lobten öffentlich alles, was er that, und verführten ihn, alle seine geheimen Gedanken und Beobachtungen bekannt zu machen. Sie wußten, daß seine Urtheile zu rechtschaffen waren, als daß sie der Eigenliebe der Königinn, der er so große Dienste geleistet, hätten schmeicheln können, und daß sie nothwendig den Stolz ihrer Minister beleidigen mußten, die mit der kleinen coquetten Eitelkeit der Elisabeth ihr Spiel trieben. Essex war überdies jung und hitzig, und konnte nicht leicht einen guten Einfall unterdrücken; seine satyrischen Anmerkungen wurden der Königinn getreulich wieder erzehlt, die ungeachtet der geheimen heftigen Leidenschaft welche sie für ihn empfand, ihn entweder für zu schwach und zu unvorsichiig hielt, um ihm Proben von ihrer Zärtlichkeit zu geben, oder ihn auch für zu gefährlich ansah, um ihm ihr völliges Vertrauen zu schenken. Aber ungeachtet dieser klugen Bedenklichkeiten, ließ doch Elisabeth wider ihren Willen dem Grafen so viel Wohlgewogenheit blicken, daß er nur noch unabhängiger und unvorsichtiger in seiner Aufführung wurde, weil er von der Hochachtung und dem Herzen seiner Königinn gewiß war. Er verließ sich so sehr auf sie, daß er, ohne ihr vorher etwas davon zu sagen, oder sie um Erlaubniß zu bitten, an den Französischen Hof gieng, wo er, wie die Königinn mehr mit einem empfindlichen als zornigem Tone sagte, wie Sidney begegnet zu werden, verdient hätte. Wenn indeß des Grafen Reise nach Frankreich unvorsichtig war, so wurde ihm diejenige, die er kurz darauf nach Calais that, von seinen Feinden noch viel übler ausgelegt. Sie beschuldigten ihn öffentlich, daß er sich bey der ersten als einen schlechten Unterthanen, bey der zweyten aber offenbar als einen Rebellen gezeigt, und die Königinn verachtet habe. Man muß zwar gestehn, daß seine Aufführung und seine großen Thaten, die er zu Calais verrichtete, großen Beyfall erhielten; indeß fand man doch auch, daß er mit allzuvielem Stolze triumphirte; seine Anhänger sprachen von ihm in einem allzuhohen Tone, und er maaßte sich einer gar zu sehr in die Augen fallenden Größe und Pracht an. Alles dieses ist nicht wohl zu läugnen; denn seit dieser Zeit vergaß sich der Graf mehr als einmal auf eine ganz unverantwortliche Weise, und er schien den Raum, der noch zwischen ihm und dem Throne war, so zu sagen mit den Augen zu messen, um ihn bald zu überschreiten. Seine Neider, und Nebenbuhler wären gezwungen gewesen, ihn zu bewundern, und zu schweigen, wenn er sich mehr gemäßigt, und seine Sicherheit und die guten Grundsätze einer guten Erziehung weniger aus den Augen gesetzt hätte. Mit einem Worte, wäre er bescheidner gewesen, und hätte er weniger Aufsehn gemacht, so hätte ihm vielleicht das Leben zu retten gestanden, ja er hätte vielleicht seinen höchsten Ehrgeitz befriedigt gesehn, denn er hatte das Herz der Königinn Elisabeth völlig eingenommen, die ihn gewiß nur allzusehr liebte, da sie sich den Anfällen der größten Eifersucht so oft überließ. Essex hatte ungeachtet seiner Fehler, und seines großen Glückes doch noch mehr Freunde, als Neider, aber seine Freunde übertrieben sein Lob gar zu sehr, und waren in ihren Reden zu unbedachtsam; da seine Feinde hergegen sich alle wider ihn vereinigten, sich verborgen hielten, ihn auskundschaften, und sich aller seiner Unvorsich-

tig-

ligkeiten zu Nutze machten, die sie noch überdies ausserordentlich zu vergrössern wußten.

Tyron hatte die Maske abgenommen, es war nöthig, seinem aufrührischen Absichten Einhalt zu thun, und es ward beschlossen, eine Armee wider ihn ins Feld zu stellen. Essex wollte niemanden anders die Anführung dieser Armee überlassen, und doch weigerte er sich auch, selbst das Commando zu übernehmen. Nachdem er lange unschlüssig gewesen, nahm er es endlich an, und dies gereichte zu seinem großen Unglück, denn die Sache war sehr bedenklich, und der Graf war viel zu edel, zu groß, und zu aufrichtig. Seine Armee war sehr zahlreich, und er wurde von ihr geliebt und angebetet; die Gelegenheit schien ihm günstig, seine Freunde, oder vielleicht seine Feinde gaben ihm die verderblichsten Anschläge; er nahm sie an, und war taub gegen den Rath, den ihn sowol die Königinn selbst, als auch Franz Bako, und seine andern wahren Freunde gegeben hatten. Statt dem Tyron auf den Hals zu fallen, schien er seiner zu schonen, und schloß zuletzt mit ihm einen sehr verdächtigen Traktat. Anstatt als Sieger nach Hofe zurück zu kommen, erschien er unangemeldet, und fast ohne sich zu erkennen zu geben. Die unruhige Königinn warnte ihn, und erinnerte ihn an seine Pflichten. Diese Warnung verdroß ihn. Man sagte ihm, daß er vom Volke angebetet werde, und er wurde noch stolzer, und noch heftiger. Die Hofleute schmeichelten ihn, und ihre niedrigen Verehrungen erfüllten sein Herz mit einer edlen Ehrsucht, wenn es anders Ehre ist, nach dem Throne zu streben. Eine Menge Mißvergnügter, und viele von der Englischen Klerisey, schienen sich auf seine Seite zu schlagen, und er glaubte seinen Gegnern bereits furchtbar genug zu seyn. Elisabeth war indeß noch unschlüssig; sie fürchtete sich, und man vermehrte ihren Argwohn; ihre Eifersucht hinderte sie, zu erwegen, daß Essex, ob er gleich dem Anscheine nach ehrsüchtig und strafbar war, doch zu groß und edelmüthig sey, sich eine Krone durch Verrätherey zu erwerben. Da der Graf sah, daß er der Königinn verdächtig geworden, wollte er sich blos furchtbar machen, und über seine Feinde triumphiren, ohne zu der Gnade seiner Monarchinn seine Zuflucht zu nehmen. Er verließ sich zu sehr auf seine eigne Gewalt, und auf die Gunst, in welcher er bey der Königinn stand. Als er aus Irland zurückkam, und von seinen Feinden verfolgt und verläumdet ward, hätte er anstatt nach London zu gehen, sich nach Wales begeben sollen, wo er mit Hülfe seines Vaters und seiner Freunde sein Glück gar leicht hätte wiederherstellen können. Die Verwegenheit des Leicester, der Ernst des Bako, die Bescheidenheit des Fulke, die Lobeserhebungen des Cecil und Grevil thaten ihm schlechte Dienste, weil sie sich seiner mit gar zu großem Eifer annahmen. Elisabeth glaubte, daß er mit dem Grafen von Warwik im Verständniß stehe, und sich so unabhängig zu machen suche, daß er die Krone geben könne, an wen er wolle. Die mehresten versicherten indeß, daß beyde keine andre Absicht hätten, als das Zepter in die Hände Jakobs zu spielen, dem es mit so vielem Rechte zukam. Dieses Vornehmen war an sich löblich, aber bey den damaligen Umständen gar sehr gefährlich. Essex hatte überdies seine Sachen nicht gut eingerichtet, er hatte viel Arme, die ihm helfen konnten, aber keinen einzigen Kopf, der dieses wichtige Unternehmen gehörig hätte lenken können. Weil er von Natur hitzig war, so war er auch diesmal zu geschwind und zu eilig. Er hatte ein großes Genie, er kannte aber die verschiedenen Gemüther und Charaktere nicht genug, die er sowol im Parlamente, als unter dem Volke in Bewegung setzen mußte. Er hätte die Catholiken auf seine Seite ziehn können, er konnte sich aber nicht

nicht so weit verstellen, daß er sie geschmeichelt, und sich gestellt hätte, als ob er ihre Grundsätze annehmen wolle. Die Nation liebte ihn, doch war sie zu den damaligen Zeiten viel zu weibisch, als daß sie ihn aus einer drohenden Gefahr hätte befreyen sollen. Essex, welcher mit Grunde überzeugt war, daß ihn die Königinn anbete, weigerte sich, um Gnade zu bitten, weil er überzeugt war, es sey unmöglich, daß diese Prinzessinn ihren Liebling auf dem Blutgerüste könne hinrichten sehn, und dies war die Ursache, daß er sich mit solcher Gelassenheit dem Beile des Scharfrichters darbot. Er hatte sich in seinen Muthmaßungen nicht geirret. Elisabeth glaubte, daß sie noch Zeit haben würde, dem Grafen Gnade zu ertheilen, und sie war untröstlich, da man ihr die Nachricht von der würklichen Vollstreckung seines Todesurtheils brachte. Ihre Betrübniß überschritt alle die Grenzen, die sie zu Erhaltung ihrer eigenen Ehre hätte beobachten sollen.



Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

73tes Stück.

Mitwochs, den 10. September, 1766.

Anmerkungen eines engländischen Landwirths über den Anbau der Pimpernelle.

(Journal Encycloped.)

Herr Lambe, Rektor von Ridley, in der Provinz Kent, hat von der Gesellschaft, die zur Ermunterung der Künste errichtet worden, einen Preis erhalten, weil er ihr seine Erfahrungen, und einen Aufsatz über den Anbau der Pimpernelle mitgetheilt hat. Er wurde von einigen Liebhabern des Landbaues befragt, wie die Pimpernelle ungeachtet der großen Hitze des vorigen Sommers habe gerathen können, und er hat folgende Antwort ertheilt.

Die Pimpernelle stand den Winter über sehr gut, sie wollte aber gegen die Mitte des drauf folgenden Aprils so wenig fort, daß ich für nöthig hielt, sie durchs Vieh abweiden zu lassen. Ich that es, aber ein wenig zu spät, und ließ das Vieh zu lange darauf; nemlich von der Mitte des Aprils bis auf den 20. May. Hieran that ich nicht wohl, weil die Pimpernelle schon anfieng in den Samen zu gehn, und das Vieh also die Samenstengel mit abfraß, welches die Menge der Samenkörner sehr verminderte, und auch selbst den Wachsthum der Pflanze aufhielt. Ich ließ Schaafe, Lämmer und Kälber drauf weiden, alle fraßen begierig von dieser Pflanze, nicht nur ohne den geringsten Nachtheil, sondern sie nahmen sehr gut dabey zu. Den 6. Jul. ließ ich bey günstiger Witterung dieses Feld abmähen, sechs Kerls, und vier Knaben, druschen in sieben Tagen den Samen aus, und machten ihn rein. Ich erhielt 200 Maaß reine Saat, eben so viele Säcke Aehren, und sieben Lastes (eine Art von Gewicht) Heu, auf einem Felde von 7. und einem viertel Acker. (*) Da ich an diesem Samen überflüssig genug hatte, so suchte ich keine zweyte Erndte davon zu erhalten, sondern ich war begierig zu sehn, was ich für Vortheil von der Wei-

(*) Der Acker in England ist 720 Fuß lang und 72 breit.

de dieser Pflanzart haben würde. In dieser Absicht ließ ich zehn bis zwölf Tage, nachdem dieses Feld abgemäht worden, sieben Kühe, zwey Kälber, und zwey Pferde darauf treiben, die vortreflich drauf zunahmen. Die Kühe gaben mehrere und bessere Milch, als bey jedem anderen Futter; und ich fand keinen fremden Geschmack an derselben, den sie etwa durch dieses Futter angenommen hätte; ich schloß also, daß diese Pflanze für Kühe die allerbeste Nahrung gebe. Wir hatten dazumal ausserordentlich truckene Zeit; alle unsre andren Wiesen und Weideplätze waren verbrannt; aber die Pimpernelle wuchs, nahm zu, und stand im schönsten Flor, als ob es viele Wochen hintereinander geregnet hätte. Das Vieh, welches ich darauf gebracht hatte, weidete ununterbrochen bis Michael zu fort. Gegen die Mitte des Novembers, war die Pimpernelle schon wieder so stark gewachsen, daß ich abermals sechs Stück Vieh drauf that, die wenn es die Witterung zuläßt, bis Weyhnachten drauf bleiben sollen. Das ausgedroschene Stroh von der Pimpernelle ist ein sehr gutes Futter für Pferde, Kühe, Kälber und Schafe. Die Aehren sind auch sehr gut zu gebrauchen, wenn sie mit andern Aehren oder mit Spreu vermischt werden. Ich habe allerhand Vieh damit ernährt, sowol im Felde als im Stalle, indem ich das Stroh in die Raufen, und die Spreu in die Krippen that; noch bessere Dienste wird das Stroh thun, wenn es zu Heckerling geschnitten wird.

Dies sind die nicht geringen Vortheile, die man sich in der Landwirthschaft von der Pimpernelle versprechen kann. Sie giebt eine sehr gute Weide im Winter, und ist also einem Pachter von großer Hülfe, der allezeit ohne große Kosten und gewiß drauf rechnen kan, da sie ihm Körner und Heu zugleich giebt. Man sagt, daß die Körner für die Pferde eben so gut sind als Hafer, wenigstens weiß ich aus der Erfahrung, daß sie solche sehr gern fressen. Uebrigens hat man auf einem Acker in zwey Erndten 80 Scheffel Körner, und drey Fuder Heu. In das Feld, worauf sie gesäet worden, kann man Schafe treiben; sie geben vortrefliche Butter darnach, und werden nie schwindsüchtig. Sie kömmt in einer sehr leichten, sandigen, steinigen und kalkartigen Erde fort.

Gleich nach dem ersten Jahre erstickt die Pimpernelle alles Unkraut, und ist nicht nöthig solches auszugäten, welches ein großer Vortheil ist. Der Anbau derselben ist auch weder kostbar noch ungewiß, und wenn man das Land so zurichtet, als es mit den Rübenfeldern geschieht, so kömmt sie ohe allen Zweifel gut fort. Man säet sie im Frühjahr zu eben der Zeit, in welcher man Gerste und Hafer säet. Ein gewisser Edelmann hat im letzten Sommer hievon die Erfahrung gemacht, und sich sehr wohl dabey befunden. Die allergünstigste Jahrszeit ist, wenn man Buchwaitzen säet. Nach der Mitte des Augusts würde ich die Aussaat nicht mehr anrathen. Oft gerathen auf einem Felde die Rüben nicht, in diesem Falle würde es vortheilhaft seyn, Pimpernelle auf ein solches Feld zu säen, und man würde schon im Monat März und April die schönste Weide für Schafe und Lämmer davon haben.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir noch eine Stelle aus einem andern Briefe anführen, die gleichfalls den Anbau dieser Pflanze zum Gegenstande hat.

Mit dem Anfange des Julius, sagt der Verfasser, säete ich auf ein Feld von ungefehr sieben Ruthen, fünf Pfund Pimpernellensaat. Da es kurz darauf regnete, so lief sie sehr gut auf, und trieb dermaßen, daß ich in Versuchung gerieth, einen Acker zurichten zu lassen, und sie den 4ten October darauf verpflanzte. Solches geschahe Reihenweis, daß jede Reihe 20 Zoll, und jede Pflanze 15 Zoll von einander stand. Sie giengen sehr

sehr gut an, und trieben selbst den Winter durch auf eine erstaunende Art. Den Frühling drauf ließ ich den Rest des Feldes eben so bepflanzen, und ungeachtet der großen Dürre dieses Sommers gerieth doch alles vortreflich, und es schien, als wenn diese Pflanzen gar nicht nöthig hätten, jemals begossen zu werden. Ich ließ sie ein einzigmal behacken, und sie hernach in Samen schießen; wegen der großen Hitze bekam ich nicht viel; denn seit der Verpflanzung bis zur Reife, hatte es nur ein einzigmal geregnet; ich bekam indeß doch 160 Pfund Samen. Ich fütterte meine Pferde 5 Wochen mit den Aehren der Pimpernelle; sie fraßen sie gern, und nahmen sehr dabey zu, ob ich ihnen gleich nur die Hälfte von dem sonst gewöhnlichen Hafer dazu gab. Da ich mit diesen Erfahrungen zufrieden war, so ließ ich diese 160 Pfund auf ein Feld aussäen, auf welchem Hafer gestanden hatte; dieses geschah den 26. August, den 18. Sept. regnete es erst, und sie lief also auch den 28. dies. Monats erst auf. Die Pflanzen indeß waren gut, und ich nahm mir vor, sie das Frühjahr drauf nur 6 Zoll weit von einander zu verpflanzen.

Von den neuentdeckten Riesen, oder Patagonen.

Obgleich verschiedene Seefahrer erzehlt haben, daß es in dem südlichen Ende von Amerika in einem Lande, welches unter dem Namen von Patagonien bekannt ist, ein Geschlecht von Menschen gäbe, die acht bis zehn Fuß hoch wären: so haben doch unsre vornehmsten Naturverständigen, die mehr Vertrauen auf ein ordentlich zusammenhängendes Natursystem, als auf die unsichern Erzehlungen einiger Reisenden, setzen, dem ungeachtet standhaft behauptet, daß Riesen sowol, als Zwerge, nur als seltene einzelne und zufällige Abweichungen und Variäteten des menschlichen Geschlechts anzusehen wären.

Seit einiger Zeit ist indeß die würkliche Existenz eines solchen Riesengeschlechtes durch das Zeugniß des Schiffsvolkes auf einem der beyden Englischen Kriegsschiffe, welche kürzlich die Reise um die Welt gethan, bestätigt worden. Der Brief, welchen der Doktor Matti, ein berühmter Medikus in London, an den Hrn. de la Condamine hierüber geschrieben hat, damit ihn dieser der Akademie der Wissenschaften mittheilen sollte, hat unsre Naturkündiger ganz irre gemacht. In diesem Briefe wird ausdrücklich gesagt, daß die ganze Schiffsbesatzung von dem einem Kriegsschiffe, 5 bis 600 Patagonen, die alle 9 bis 10 Fuß hoch gewesen, nicht nur gesehn, sondern in der Nähe untersucht habe, und daß Capitain Biron, der bey der Eskadre des Admirals Anson gewesen, gleichfalls bezeuge, solche Riesen auf einer Insel im Südmeere gesehn zu haben.

Der Brief des D. Matti hat in allen Zeitungen gestanden, und niemand hat fast mehr an dem Daseyn dieses Riesenvolkes gezweifelt. Wir wollen indeß eine Stelle aus einem Briefe des Hrn. de la Condamine an die Verfasser des Journal Encycloped, anführen, woraus erhellen wird, daß die Erzehlung der Engländer wahrscheinlicherweise erdichtet ist.

Ich habe in Erfahrung gebracht, sagt Hr. de la Condamine, daß die Entdeckung der Patagonischen Riesen eine Fabel ist, und daß die Engländer dieses Gerüchte ausgesprengt haben, um die Ausrüstung von vier Schiffen darunter zu verbergen, die sie in diese

diese Länder schicken, ein neuentdecktes wichtiges Bergwerk daselbst zu bauen. Es thut mir leid, daß mein Freund der D. Matti sich hat anführen lassen. Herr von B. der diese Nachricht in London bey einem Pickenik, welches die Königl. Societät untereinander hält, hörte, hat ihr zu leicht Glauben beygemessen. Unser Ministerium hat diesen Artikel, den man in die Gazette de France einrücken wollte, ausgestrichen; und zwar aus dem Grunde, weil der von Bougainville, an der Küste der Patagonen gelandet, mit ihnen gehandelt, und sie von ganz gewöhnlicher Grösse gefunden hat. Er ist zwar nur an dem einem Orte der Küste gewesen, aber eine ganze Nation von Riesen zu glauben, ist auch sehr schwer. Ueberdies hat man auch zu dem Briefe des D. Matti noch viele falsche Umstände zugesetzt.

Nachricht von einer bey hiesiger Fürstl. Waisenhausbuchhandlung errichteten Leihebibliothek.

Auf wiederholtes Verlangen vieler Freunde und Liebhaber der Lektür ist unter Serenissimi gnädigster Genehmigung bey der hiesigen Fürstl. Waisenhausbuchhandlung die Anstalt getroffen worden, daß nunmehro ein ansehnlicher Vorrath von gebundenen sowohl deutschen als französischen Büchern unter nachstehenden sehr billigen Bedingungen zum Lesen verliehen werden kann.

1) An angesehene und bekannte Personen werden die Bücher ohne Pfand weggegeben, und andere setzen ½ Louisd'or zum Unterpfand.

2) Es wird unter keinem Vorwande an wen es auch sey, mehr als ein Buch auf einmal weggegeben.

3) Wer auf ein ganzes Jahr vorschiessen will, zahlet fünf Reichsthaler. Wer auf ein halbes Jahr voraus zahlet, giebt 2 Rthlr. 16 Ggr. Wer monatlich Vorschußweise lieset, zahlet zwölf Ggr. Man kann in diesen Fällen das Buch, so oft es einem jeden beliebet, wieder schicken, und alsdenn ein anderes erhalten.

4) Wer bloß einzeln oder Stückweise lesen will, zahlet für einen Band einen Gutengroschen. Es muß aber derselbe nicht über acht Tage behalten werden, sonst das Lesegeld doppelt zu erlegen ist.

5) Diejenigen, welche die neuesten in Frankreich und Holland herauskommende monatliche Journale und periodische Schriften, so am Ende des Verzeichnisses angemerkt sind, lessen wollen, bezahlen dafür besonders monatlich acht Gutegroschen. Es müssen aber solche nicht über drey Tage behalten werden.

6) Jedermann ist verbunden, das Buch rein und sauber zu halten; derjenige der solches befleckt, wird belieben, es nach dem in diesem Verzeichniß angesetzten Preise zu bezahlen. Sollte jemand Theile von einem Werke verderben, oder von Händen kommen lassen, welche nicht vereinzelt werden, so muß er sich gefallen lassen, das ganze Werk zu behalten.

7) Auch Auswärtigen erbietet man sich zu dienen, wenn sie das Hin- und Rückporto der Bücher bezahlen, und sich übrigens obigen Bedingungen unterwerfen. Die Addresse ist alsdenn: An die Fürstl. Waisenhausbuchhandlung in Braunschweig.

8) Die Preise der Bücher sind in hiesigen 5 Thlr. Stücken, oder mit denselben in gleichem Werth stehenden Pistolen.

Das gedruckte Verzeichniß von diesen Büchern ist in gedachter Fürstl. Waisenhausbuchhandlung das Exemplar à 1 Ggr. zu haben. Man wird die neuhinzukommenden Bücher von Zeit zu Zeit durch diese Blätter bekannt machen, sonst aber alle Leipziger Michael- und Ostermessen eine gedruckte Continuation den Liebhabern mittheilen.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

74tes Stück.

Sonnabends, den 13. September, 1766.

Betrachtung über die ungegründeten und thörichten astrologischen Wahrsagungen.

Die Menschen haben gleichsam eine angeborne Begierde, in die Zukunft zu sehen, und darinnen die Schicksale ihres Lebens und den Ausgang ihrer Unternehmungen, hinter der Decke, welche doch die weise Vorsehung zu ihrem Glück davor gezogen hat, zu lesen. Unzufrieden mit denen Gründen, sich ein sicheres Prognostikum zu stellen, welche ihnen Klugheit und Erfahrung geben, und sie belehren könnten, daß ein jeder seines Glücks und Unglücks Schmid ist, und daß eines jeden Schicksale von seiner Lebensart, von seiner Redlichkeit, oder Bosheit, von seiner Klugheit, oder Unverstande, von seiner Arbeitsamkeit, oder Faulheit rc. abhangen; wenn nicht er selbst, oder andre, die Folgen dieser unterschiedenen Lebensart und Betragens vereiteln, haben sie die gottlosesten, die thörigsten und lächerlichsten Dinge zum Vorherverkündigen ihrer Zufälle gewählet. Der eine hat sich von seinen Schicksalen durch den Zauberer und Zeichendeuter unterrichten lassen, der andere hat sie in den Träumen, der dritte bey den Vögeln und ihrem Fluge gesucht; der vierte hat sie in einem Krystallspiegel sehen, der fünfte hat sie in seiner Hand, der sechste gar am Himmel vermittelst des Gestirns und ihrer Aspekten lesen wollen.

Niemals können Menschen einen Hang zu einer Thorheit oder Schwachheit haben, daß sich nicht sogleich andre finden sollten, solche zu ihrem Nutzen anzuwenden, und ihr Nahrung zu geben. Der Gaukelspieler, der Possenreisser, der Tanzmeister des Bären, des Affen, des Murmelthiers, der Kerl, welcher die schöne Margrethe an der Wand sehen lässet, würden von den wenigen, welche nur allein ihre Künste bewundern, nicht leben können, mithin würden sie das nicht seyn, was sie sind, wenn nicht ein weit grösserer Theil die Schwachheit hätte, sich an ihren Thorheiten, womit die Geschicklichkeit vergesellschaftet ist, zu vergnügen, und sich dies Vergnügen mit jener ihrer Unterhaltung zu erkaufen. Ist es nun wol ein

Wunder, daß sich auch von jeher Leute gefunden, welche die Begierde der Menschen das Zukünftige zu wissen, unterhalten und gestärket haben?

Die Art der Vorherverkündigung, welche durch das Gestirn und ihre Aspekten geschiehet, das ist die Sterndeutungskunst, Astrologie, oder Astromantie, ist vielleicht eine der ältesten, und schreibt sich vermuthlich, wie die Sternseherkunst, oder Astronomie, wovon sie eine falsche Anwendung ist, von den Chaldäern her. So alt wie sie ist, so tief hat sie bey allen Nationen, die sich einiger Kenntnisse des Sternenhimmels rühmen, Wurzel geschlagen; und es ist eine wahre Schande für unsre aufgeklärten Zeiten, daß sie noch nicht gänzlich vertilget, sondern im Gegentheil in einigen Stücken durch unsre gemeinen Kalender noch jetzt unterhalten wird. Jeder Künstler ist von seiner Kunst eingenommen; warum sollten es die Astrologen nicht auch von der ihrigen seyn? Sie verrathen Stolz genung durch die Abbildung der Astrologie. Sie bilden sie ab, als eine Königinn, mit einer Krone von Sternen auf dem Haupte, mit einem mit Sternen besäeten himmelblauen Kleide, mit einem Zepter in der Rechten, einer Himmelskugel in der Linken, und mit einem Adler zum Füßen. Prächtiges Sinnbild der Herrschaft der Gestirne über diese Unterwelt, und der durchdringenden Scharfsinnigkeit, die verborgensten Würkungen ihres Einflusses zu entdecken!

Diese ganze falsche Kunst beruhet einzig und allein auf dem ungegründeten und lächerlichen Grundsatze des Einflusses der Gestirne auf den Erdboden, auf seine Gewächse, auf Thiere und Menschen, und bey diesen nicht allein auf ihren Körper, sondern sogar auf ihre Glücksumstände und moralischen Charakter. Wir wollen sehen, wie lächerlich sie diesen unerwiesenen Satz des Einflusses zu ihren Wahrsagereyen anwenden.

Zuerst theilen sie den ganzen Himmel durch 6 ganze, oder 12 halbe Zirkel, Circuli positionum genannt, welche in den Durchschneidungspunkten des Meridians und Horizonts zusammen laufen, und wozu auch diese beyden Zirkel mit gezählet werden, in 12 himmlische Häuser. Die Thorheit der Astrologen leuchtet aber auch daraus schon hervor, daß sie in Ziehung dieser Zirkel nicht einig sind, und daß andre sie durch die Pole ziehen, wodurch diese Häuser eine ganz andre Richtung bekommen. Johann Regiomontan, und die, welche ihm folgen, beschreiben diese Zirkel nach der ersten Art. Die ersten 6 Häuser gehen von dem östlichen Horizont unterwärts durch Süden bis an den westlichen Horizont, so daß das erste Haus mit dem Osthorizont, das vierte mit der untersten Hälfte des Meridians, und das sechste mit dem Westhorizont endiget. Die übrigen 6 Häuser sind in dem obern oder sichtbaren Theile des Himmels, von Westen durch Norden bis Osten, so daß das siebende Haus mit dem westlichen Horizont, das zehnte mit dem Meridian anfängt, und das zwölfte mit dem östlichen Horizonte, wo der Anfang des ersten war, endiget. Jedes Haus begreift also 30 Grad von der Ecliptick, und diese Häuser werden zusammen in eine runde, oder viereckigte Figur gebracht, und diese Figur in 12 Triangel vertheilet.

Die Constellation des Himmels ist jeden Tag und Stunde im Jahre unterschieden. Der Nativitätsteller muß deswegen diese 12 Häuser oder sein Thema, seine Figur nach der Constellation eines gewissen Tages und einer gewissen Stunde, z. E. der Geburt rc. einrichten. Dies thut er auf folgende Art. Er richtet die Himmelskugel nach der Polushöhe des gegebenen Orts, suchet den Ort der Sonnen auf den Tag in der Ecliptik, bringt ihn unter den Meridian, stellet den Stundenweiser auf 12 Uhr Mittags und

drehet

drehet den Globus bis der Stundenweiser die vorgegebene Stunde der Geburt zeiget. Alsdenn kommt der Globus mit dem Himmel überein. Wenn dies geschehen, und der Globus, daß er sich nicht verrücken kann, fest, gemacht ist, so bringt der Astrologe seinen kupfernen Semicirculum positionis an die Westseite des Globus, besiehet welcher Grad des Aequators den Westhorizont berühret, diese Grade sind die Ascensio obliqua von dem siebenten Hause. Hiezu addiret er 30 Grad, so bekommt er die Ascens. obliquam von dem achten Hause. An diesen Grad legt er abermal seinen halben Zirkel und besiehet, durch welchen Grad der Ecliptick derselbe gehet, und solcher ist der Anfang oder die Spitze des achten Hauses. Abermals zehlt er am Aequator 30 Grad, so hat er die Ascensio obliqua für das neunte Haus, daran bringt er seinen Halbzirkel und findet die Spitze des neunten Hauses ꝛc. Hat er die 12 Häuser auf die Art entworfen, so suchet er den Stand der Planeten auf dem gegebenen Tag in dem Kalender, und bringet sie nebst einigen Fixsternen ebenfalls in seine 12 Triangel.

Jedes Haus hat seine besondre Benennung nach der Bedeutung welche die Sterndeuter demselben beygelegt haben. Das erste Haus heisset das Haus des Lebens, Horoscopus, Ascendens cardo orientis, und verkündiget das Leben, die Sitten und Beschaffenheit des Körpers. Das zweyte ist das Haus des Reichthums, inferna porta, das dritte das Haus der Brüder und zeiget die Geschwister, die Anverwandten und kleinen Reisen an; das vierte das Haus der Eltern, Angelus terræ, fovea, zeiget die Eltern und Erbschaften; das fünfte, das Haus der Kinder, Bona Fortuna; das sechste, das Haus der Gesundheit; das siebente, das Haus der Heyrath, prophezeyet die Heyrath, auch Zank und Streit; das achte ist das Haus des Todes; das neunte, das Haus der Religion und Frömmigkeit; das Zehnte, das Haus der Ehren; das eilfte, das Haus der Freunde und Wohlthaten, Bonus dæmon; das zwölfte, das Haus der Feinde, Malus demon, zeiget alles Unglück an. Dem Gedächtniß zu Hülfe haben die guten Herrn diese wichtige Bedeutungen in folgende Verse gebracht:

Vita, Lucrum, Fratres, Genitor, Nati, Valetudo,
Uxor, Mors, Pietas, Regnum, Benefactaque, Carcer.

Hiernächst eignen sie jedem Planeten gewisse Zeichen des Thierkreises, als seine Häuser, zu. Da jener 7 und dieser 12 sind, so haben ihrer fünfe jeder 2 Häuser. Die übrigen müssen jeder mit einem zufrieden seyn. Die Königinn des Himmels, die Sonne, welche wol mehr als einen Pallast haben könnte, regieret, und beweiset ihre Kraft nur in dem Zeichen des Löwens; der Mond nur in dem Zeichen des Krebses. Hingegen beherrscht Saturn den Steinbock und Wassermann, Jupiter den Schützen und die Fische, Mars den Widder und Scorpion, Venus den Stier und die Waage, Merkur die Zwillinge und Jungfer. Denn woher sollte es sonst kommen, daß nicht alle Knäblein und Mägdlein, die in einem Jahre geboren werden, einander in allem so ähnlich seyn sollten, als ein Tropfen Wasser dem andern, wenn nicht die Sonne im Löwen ganz andre Kinder bildete, als der Mond im Krebse, wenn nicht Mars seinen Kindern im Widder und Scorpion eine ganz andre Falte gäbe, als die Venus den Ihrigen im Stier und in der Waage?

Der Widder macht die Kinder kühn, beherzt, zänkisch und stößig, wie er selbst ist, sowol gegen Fremde, als seine Hausgenossen. Man glaubt auch, daß sie gegen Undankbare sich milde erzeigen, und zu reichen Heyrathen gelangen werden. Dies lässet sich richtig aus dem goldenen Vließe schliessen, das er, ehe

ehe er an den Himmel versetzt wurde, getragen hat. Das Glück wird ihnen freylich oft den Rücken weisen; doch kommen sie bey großen Herren sehr wohl an, und können sich bey ihnen auf wichtige Beförderungen Rechnung machen, welches ihnen aber bey andern viel Neid und Mißgunst erwecken wird. Es lässet sich in diesem Zeichen auch gut mit großen Herren umgehen, glücklich reisen, kaufen, und im Feuer arbeiten.

Der Stier drücket den Kindern seine eigene Neigung zu Feld- und Ackerbau, zu Wiesen und Gärten ein. Er verschaffet ihnen so gute Beförderungen, daß sie sich manche Schüssel von einem fetten Ochsen und gemästeten Kalbe können auftragen lassen. Doch bringt er ihnen auch Lust zu Dingen bey, da er selbst nichts von weiß, nemlich zu mathematischen Wissenschaften, zur Musik, zur Hoffahrt, zum Spiele, Scherz- und Gastereyen. Sind es Mägdleins, so werden sie nicht glücklich. Wenn sie alt werden, so werden sie zwar reich, aber geitzig; erlangen wenig Freunde, aber desto mehr Feinde und Mißgünstige. In seinem Zeichen ist gut Heyrathen stiften, Kinder entwöhnen, kaufen, verkaufen, säen und pflanzen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

75tes Stück.

Mitwochs, den 17. September, 1766.

Fortsetzung der Betrachtung über die ungegründeten und thörichten astrologischen Wahrsagungen.

In Zwillingen gehet das Kaufen und Verkaufen eben so glücklich, wie auch das Arbeiten im Feuer. Wer reisen will, der thue es in diesem Zeichen, besonders zur See; denn diese Zwillinge Castor und Pollux sind Patronen der Schiffahrt, und Stiller der Stürme auf dem Meere, von welchen schon Horaz sang:

— — quorum simul alba nautis
Stella refulsit,
Defluit saxis agitatus humor:
Concidunt venti fugiuntque nubes,
Et minax (quod sic voluere) ponto
Unda recumbit.

Kaum erblicken die Schiffer ihr glänzendes Licht, so fällt das aufgethürmte Meer wieder von den Felsen herab, der Sturm legt sich, die Wolken fliehen, und die drohende Welle tritt in ihre Schranken auf ihr Geheiß zurück. Kinder in diesem Zeichen geboren, haben Lust zur Weisheit, Kunst, und Geschicklichkeit, denn Castor war ein trefflicher Reuter, und Pollux ein eben so vollkommener Fechter. Sie lernen leicht rechnen und schreiben, wenn sie gute Anweisung haben, und es ihnen nicht an Lust und Fleisse fehlet. Sie scherzen, sind lustig und mischen sich gern in fremde Händel. Von ihren nächsten Anverwandten wartet viel Verdruß auf sie. Sie nehmen gern ein, geben aber ungern wieder aus. Ob sie aber schon viel erwerben, so dauert es doch nicht lange bey ihnen. Dabey sind sie zum Zorn geneigt, und wissen den Mantel nach dem Winde zu hängen.

Der Krebs, ob er gleich schon viele tausend Jahre im Trocknen am Himmel stehet, so liebt er doch noch sein voriges Element, das Wasser, und kann noch nicht vergessen, daß er sonst alle Jahr ein neues Kleid angezogen. Deßwegen lässet es sich in seinem Zeichen gut im Wasser arbeiten, und neue Kleider anziehen. Doch was man darinnen anfängt, scheint keinen rechten Bestand zu haben, weil der Krebs mit seinem Kleide alle Jahr eine Veränderung macht. Die

Kinder so in diesem Zeichen auf die Welt kommen, haben einen scharfen Verstand und gutes Gedächtniß. Sie sind ernsthaft, aufrichtig, ehrbar, sie mögen mit Leichtfertigkeit, Fressen und Saufen nichts zu thun haben, sondern leben so mäßig wie der Krebs. Sie trachten nach Ehre und Ruhm, eine Eigenschaft, welche sie nicht von ihm haben können. Ob sie gleich bald zornig werden, so lassen sie sich doch bald wieder besänftigen. An Herzhaftigkeit gehet ihnen nichts ab. Am Glücke fehlet es ihnen auch nicht, doch geht es bald krebsgängig. Es ist ein Glück für die Kinder, da er ihnen so viel von seinen Eigenschaften mittheilet, daß er ihnen nicht auch seinen Gang lehret.

Im Löwen ist gut Häuser bauen und neue Wohnungen beziehen; denn es ist noch Sommer. Hergegen soll man darinnen keine neue Kleider anziehen. Das hat man erst im vorigen Monat gethan, und alle 4 Wochen kann man sich doch unmöglich ein neues Kleid schaffen. Den Kindern giebt er eine Neigung zur Gerechtigkeit und Wahrheit. Von ihm haben sie ein ehrliches und redliches Gemüth und ein wahres Löwenherz. Sie sind Feinde der Heucheley, lustig, verschmitzt, dem Zorn ergeben. Sie arbeiten gern, trachten nach großen Dingen, und kommen bey vornehmen Herren in großes Ansehen.

Die Jungfer lehret gut bauen, und Kinder entwehnen; aber als Jungfer sollte sie dies letzte gar noch nicht wissen. Die Kinder, die in ihrem Zeichen geboren werden, sind künstlich, klug, mit einem guten Gedächtniß versehen. Sie lernen gern, sind gütig, freundlich, fromm, und fröhlich bey Gesellschaften. In der Jugend ist ihnen das Glück eben so günstig nicht, und sie lassen sich die Liebe zum andern Geschlecht zu sehr einnehmen. Dies haben sie gewiß von der Jungfer. Durch Kaufmannschaft, geistliche Sachen, Rechnen und Schreiben werden sie reich. Bey Hofe und großen Herren sind sie nicht geringen Widerwärtigkeiten ausgesetzt.

In der Wage ist es gut reisen, besonders nach Weinländern, weil alsdenn die Weinlese ist, gut Haare abschneiden, gut Heyrathen, weil die Nächte anfangen kalt zu werden, neue Kleider anzuziehen, zu säen und zu pflanzen, weil die Erde noch offen zu seyn pfleget. Die Kinder in diesem Zeichen geboren, sind treuherzig, stille, fromm, eingezogen und thun den Armen viel Gutes. Sie lieben die Gerechtigkeit, Wahrheit und Redlichkeit. Wollte der Himmel, daß kein einziges Kind, als nur in diesem Zeichen, zur Welt käme! Sie sind freundlich und zur Astronomie geneigt. Durch allerley Verläumdung wächst ihnen viel Zank und Hader zu, aber sie überwinden ihre Feinde und Neider, und bringen ihre Sachen zu einem erwünschten Ende.

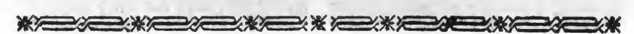
Der Skorpion ein häßliches, schädliches und giftiges Ungeziefer ist an den Himmel gekommen, ich weiß nicht aus was für Ursache. Ich wollte daß es nicht daran stünde, weil die Astrologen versichern, daß man darinnen nichts nach Wunsch verrichten kann, ausser daß es gut purgieren ist, wozu nicht jedermann Lust hat. Auch sogar die Kinder, die in diesem Zeichen geboren werden, sind nicht einen Schuß Pulver werth. Denn was kann ein solches Ungezieser ihnen Gutes mittheilen. Sie sind verschlagen, listig, rachgierig, nachdenklich, heimlich, stille, wunderlich, dem Geitz ergeben. Nur das haben sie Gutes an sich, daß sie scharfsinnig und beredt sind, und in Bergwerkssachen Glück haben; vermuthlich weil sich der Skorpion gern unter den Steinen in der Erde, in den Blattungen der Fenster und Thüren, in Kammern und Kellern aufhält.

Der Schütze macht verschlagene sinnreiche, verständige, sanftmüthige Kinder. Sie vertragen sich gern mit jedermann, führen

ren ihre Handthierung vernünftig. Ich will aber wohl rathen, daß man ihnen nicht zu viel trauet, weil sie hinterlist dabey sind. Sie vexiren die Leute gern, sie halten das Ihrige zu Rath, leben mit ihrem Ehegatten friedlich, bekommen aber ungehorsame Kinder und müssen viele Krankheiten ausstehen. Mich wundert, daß sie nicht auch gute Schützen werden. Noch ist es in diesem Zeichen gut zu Heyrathen, und wieder neue Kleider anzuziehen.

Im Steinbock ist gut reisen. Doch die mehrsten werden sich nach dem 21. Decemb. wegen der Kälte für das Reisen bedanken. Es ist gut Kinder entwöhnen, neue Kleider anziehen, zumal wenn es gute Pelze sind, zu säen und zu pflanzen. Bey uns mögte es aber in dieser Jahrszeit schwerlich angehen. An seinen Kindern ist nichts zu loben, als daß sie Lust zum Ackerbau haben, und daß sie vorsichtig in ihrem Thun und Lassen sind. Ihre bösen Eigenschaften sind Melancholey, Zorn, Traurigkeit, Schwermuth, Unversöhnlichkeit, Zagheit. Zum Handel und Wandel taugen sie nicht viel, und müssen, ihr Auskommen zu haben, viel Mühe anwenden. Dabey haben sie eine Neigung zu verborgenen Künsten. Es fehlet nichts mehr, als daß er sie nicht noch bestimmet hat, seine Hauptzierde auf ihrer Stirn zu tragen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)



Der Triumph des guten Herzens.

Eine Erzehlung vom Hrn. d'Arnaud.

(Aus dem Journal des Dames.)

Diese kleine Geschichte ist kein Roman, sondern eine würkliche Begebenheit, die ich ohne die geringste Verzierung erzehlen will.

Ein gewisser Mann, Namens Jakob, trieb eine niedrige Handthierung, wenn es anders irgend eine Handthierung giebt, die uns erniedrigen kann. Er hatte eine Frau und vier Kinder; seine Arbeit reichte kaum zu, diese unglückliche Familie zu ernähren; indeß genoß er doch eines wahren Glückes, denn sein Herz war zufrieden, und mit einer reinen Freude erfüllt, wenn er sie vergnügt sah, und sie mit ihm sangen. Er wandte Tag und Nacht auf seine undankbare Arbeit. Man sollte fast glauben, das Glück sey ein böser Geist, der sich ein Vergnügen daraus mache, gute Herzen zu foltern, zu verfolgen, und mit den empfindlichsten Pfeilen zu durchbohren.

Ob sich Jakob gleich alle mögliche Mühe gab, und Tag und Nacht hartnäckig mit seinem Unglück kämpfte: so sah er sich doch in kurzer Zeit in dem traurigsten Elende versunken. Seine Frau und Kinder litten die äußerste Armuth, weinten, und foderten Brod. Jakob weinte mit ihnen; er empfand ihren ganzen schrecklichen Zustand, und vergaß auf gewisse Weise seinen eignen Hunger bey dem Geschrey und der erschrecklichen Aussicht seiner Familie. Er flehte seine Nachbarn um Hülfe an. Es ist überflüssig zu sagen, daß ihn die meisten nicht einmal anzusehn würdigten; was ist ein armer Handwerksmann in

in den Augen der Welt! Er bat mit Thränen um Almosen; man hörte ihn nicht an, und sah nicht auf seine Thränen; oder wenn ja noch jemand eine flüchtige Regung der Menschlichkeit fühlte, und ihm etwas mittheilte, so war es so wenig, daß seine Frau und Kinder nur noch wenige Augenblicke davon länger leben konnten. Dieser elende Mann lief voller Verzweiflung durch die Straßen, und traf einen andern von seinem Handwerk an, der aber fast eben so arm war, als er selbst. Er wurde von Jakobs Betrübniß gerührt, und fragte ihn um die Ursach derselben. Ach, sagte der arme Mann, ich bin verlohren! Meine Frau und Kinder haben seit ein Paar Tagen nichts zu essen gehabt, und ich weiß nicht, wo ich hinlaufe — sie sind dem Tode nahe! Freund, sagte der andere mit gerührtem Herzen, hier ist ein Mattier, es ist alles was ich habe. Willst du aber mehr verdienen, so will ich dir ein Mittel sagen. Ich werde alles thun, fiel ihm Jakob hitzig in die Rede, wenn es nur nicht wider Ehre und Religion ist. Wohlan, sprach sein Camarade, geh zu einem gewissen jungen Feldscheer, welcher sich im Aderlassen übt; kannst du dich entschließen, dir die Ader schlagen zu lassen, so wird er dir einiges Geld dafür geben.

Jakob flog sogleich an den bezeichneten Ort hin. Man ließ ihm auf dem einen Arme zur Ader. Er wurde bezahlt, und erfuhr, daß noch ein Ort sey, wo er auf diese Art was verdienen könne. Er lief dahin, und ließ sich auch auf dem andern Arme die Ader schlagen. Dieser ehrwürdige und beklagenswerthe Mann kaufte voller Freuden Brod, eilte damit nach Hause, und theilte es unter seine Frau und Kinder aus. Sie sahen, daß er blaß wurde; er setzte sich nieder, das Blut lief von seinen Armen. O mein Mann, mein Vater, was fehlt euch; ihr habt euch zur Ader gelassen? Liebste Frau, liebsten Kinder, sprach er mit einem tiefen Seufzer, und indem er sie fest umarmte — ich habe es gethan, um euch Brod zu schaffen! Diese sechs Unglücklichen benetzten hierauf einander mit Thränen, und drückten sich wechselsweise an ihr Herz. O ihr Menschen! welch ein Schauspiel!

Möchte doch diese Begebenheit das ganz erstorbene Gefühl des Mitleids wieder unter uns erwecken! Möchte sie doch als eine laute Stimme allen hartherzigen Reichen in die Ohren schallen, die sich mit den köstlichsten und überflüssigsten Gerichten vollstopfen, und unter der Zeit ihres gleichen, ihren Nebenmenschen, und ganze Familien, in dem abscheulichsten Hunger und Elend verschmachten lassen. Man zeigt dieses schreckliche Gemählde nicht oft genug. Ich habe Menschen genug gesehn, von allen Ständen, Hohe und Niedrige, vom ersten bis zum geringsten im Staat: ich habe alles durchgegangen, alles untersucht. Niemals habe ich sagen gehört: „wenn ich so und so viel Geld „hätte, so wollte ich so und so viel für die „Armen bestimmen.„ Ich habe eine Menge von Geschöpfen gesehn, die man vornehme Herrn nennt, und die sich entehrten Frauenzimmern zu Gefallen ins Verderben gestürzt haben; eine Menge Financiers, die ohne Schaam den größten Staat führten, und eine Menge von Leuten, die auf nichts anders dachten, als ihr Glück zu machen, und zu vermehren. Ich muß hoffen, daß ich noch vor meinem Tode gutherzige Gemüther, solche Jakobs antreffe; dies ist das letzte Schauspiel, das ich mir zu genießen wünsche. So rührend es seyn wird, so zweifle ich doch, daß es mich mehr in Bewegung, als vielmehr in Erstaunen setzen wird.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

76tes Stück.

Sonnabends, den 20. September, 1766.

Fortsetzung der Betrachtung über die ungegründeten und thörichten astrologischen Wahrsagungen.

Im Wassermann ist es abermal gut heyrathen, und auch gut Häuser bauen. In diesem letzten Stück halten alle Bauverständige die Astrologen für Narren, und prognosticiren dem Bauen, das im Jenner geschiehet, aus weit sichern Gründen nicht viel Gutes. Den Kindern ihres Zeichens geben sie einen geschickten Kopf, zumal wenn der Meister der Wissenschaften, Merkur sich bey ihrer Geburt an einem guten Orte befindet. In ihren Verrichtungen werden sie listig und verschlagen. Sie sind heimlich, lieben gelehrte Leute, haben aber ein unbeständiges Glück zu erwarten.

Die Fische lieben wie die Krebse ihr Element, darum ist es in ihrem Zeichen gut im Wasser bauen. Es muß nur nicht in der Neva oder im Oby seyn, weil diese Flüsse im Februar noch mit dickem Eise belegt sind. Es ist gut kaufen und verkaufen; wenn es mit Profit geschiehet, so ist es in allen Zeichen, alle Tage und alle Stunden gut. Die Fischkinder werden geschickte freundliche Leute, welche die Armen und geistliche Personen lieb haben. Sie finden sich gern bey Gesellschaften, wie die Heringe, welche zu Millionen im Frühlinge vom Eismeere nach der Nordsee, dem Canale und so weiter herunter kommen. Ihre Freunde halten sie wehrt, dienen gern jedermann, sind reich und freygebig, aber auch unbeständig in ihren Unternehmungen.

Dies ist bey weitem nicht alles. Jedes dieser 12 Zeichen beherrschet auch gewisse Gliedmaßen des Körpers. Der Widder regieret das Haupt, der Stier den Hals, die Zwillinge die Schultern, Arme und Hände, der Krebs den Magen, Lunge, Milz, die Brust und das Gerippe. Der Löwe ist Herr über das Herz, den Rücken und die Seiten, und die Jungfer hat ihr Geschäfte mit dem Bauche und Eingeweide, Blase und Nieren ausgenommen, wovon die Sterndeuter der

Waage ein Geschenk gemacht haben. Der Skorpion gebietet über die verborgnen Theile, der Schütz über die Hüfte, der Steinbock über die Knie, der Wassermann über die Beine, die Fische über die Füße, obgleich die wenigsten selbst Füße haben.

In dem verrückten Gehirn der Astrologen sind diese 12 Zeichen nicht von einem Temperament; drey sind feurig und cholerisch; drey irdisch und melancholisch; drey lustig und sanguinisch, und eben so viel wässerich und pflegmatisch. Daraus machen sie vier Dreyecke, das Feuer- Luft- Erd- und Wasserdreyeck. Widder, Löwe und Schütz, welche ihrer Natur nach heiß und trocken sind, machen das feurige; Stier, Jungfrau und Steinbock, von kalter und trockner Natur, machen das irdische; Zwillinge, Waage und Wassermann, feucht und warm, machen das lustige; Krebs, Skorpion und Fische machen das wässeriche Dreyeck aus. Wer hätte aber denken sollen, daß es unter ihnen auch zweyerley Geschlechte giebt? Vom Widder an, allezeit eins übergeschlagen; Widder, Zwillinge, Löwe, Waage, Schütz, Wassermann sind männliches; Stier, Krebs, Jungfer, Skorpion, Steinbock, Fische sind weibliches Geschlechts. Der schöpferische Geist der Sterndeuter kann alles; er kann der Waage ein Geschlecht geben, er kann aus dem Stier eine Kuh, und aus dem Steinbocke eine Ziege machen.

Auch die Planeten sind in der Astrologie unterschiedener Natur und Geschlechts, und daher bringt ihr Einfluß auch unterschiedene Würkungen hervor. Saturn ist strenger, kalter und feuchter Natur, dem menschlichen Geschlechte feindselig und zuwider. Und wie sollte er gegen andre Menschen Liebe haben, da er bey seinem Leben seine eigene Kinder gefressen hat. Ihm gehören am Menschen das linke Ohr, welches er klingend macht, wenn man belästert wird, die Milz, Blase und Zähne, und unter den Ländern Ober- und Niedersachsen, Hessen, Westphalen, Rußland, Wallachey, Griechenland, Thracien, das steinigte Arabien und Indien. Das sind unglückliche Leute, die unter ihm geboren werden. Sie werden vom Gesicht eben so heßlich als dieser Kinderfresser, sie gehen mit niedergeschlagenen Augen, sind mager und haben Leibesgebrechen. Und weil er von Natur ein Melancholikus ist, so sind sie auch furchtsam, verzagt, erschrocken, aberglaubisch, betrügerisch, geitzig, traurig, neidisch, hartnäckig, hinterlistig, und das Glück ist ihnen wenig gewogen.

Jupiter im Gegentheil ist bey den Fabellehrern und Poeten, der Vater der Götter und der Menschen, warum sollte er nicht auch bey den Astrologen dieser Unterwelt heilsam und nützlich seyn? Ihm gehöret am Menschen, Lunge und Leber, die Pulsadern und dergleichen, und unter den Ländern, Portugall, Spanien, ein Theil von beyden Sicilien, die Normandie, Dalmatien, Ungarn, Meissen, und das glückliche Arabien. Wer unter ihm geboren zu werden das Glück hat, wird verständig, glücklich, reich und kommt zu großen Ehren.

Mars, der Kriegesgott, ist natürlicher Weise sehr hitzig vor der Stirn, ihm lauft gar leicht die Galle über, und er kann bey dem Menschen nichts als Zank und Streit, Mord und Todschlag anrichten. Er beherrscht am Leibe fürnemlich die Galle, den Athem und die Schaam, unter den Ländern England, Frankreich, Polen, die drey nordischen Reiche, Bayern, Schlesien, Burgund. Wer unter ihm geboren wird, hat rothe Haare, ist ein Zänker, hitzig, verwegen, wild, unbescheiden, läßt sich zu allerley schlimmen Händeln gebrauchen, scheuet kein Feuer, geht gern damit und mit der Alchymisterey um.

Die Sonne ist der schönste und auch der nützlichste Planet, wenn er ein Planet ist, für

für die Unterwelt. Man sollte also darauf schwören, daß sie alle übrige an Gutheit überträffe. Weit gefehlet; sie ist nur mittelmäßig gut. Es kommt darauf an, in was für Gesellschaft sie sich befindet. Sie ist gut, wenn sie gute Planeten bey sich hat; sie ist im Gegentheil böse, wenn sie bey bösen Planeten, als beym Saturn und Mars ist. Es gehet ihr als einem jungen noch ungesetzten Menschen, der so zu seyn pflegt, wie die Gesellschaft ist, in deren Hände er geräth, der mit den Rechtschaffenen rechtschaffen seyn kann, der sich aber auch in böser Gesellschaft mit dahin reissen lässet. Durch sie lebt alles; deswegen muß sie vornemlich die Herrschaft über das Herz, den Sitz des Lebens haben. Noch gehöret ihr das rechte Auge, das linke Ohr bey Mannspersonen, bey dem weiblichem Geschlecht aber die rechte Seite und die Nerven. Von Ländern regieret sie Italien, Sicilien und Böhmen. Ihre Kinder bekommen krauses Haar, sie werden schön, großmüthig, aufrichtig, reich, gelangen zu großen Ehren und hohem Alter, ohne krank zu werden.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Der zufriedne Bettler.

(Aus dem Candidamentor.)

Candidamentor trat seinen Weg sehr ruhig nach Persien an; er war schon ziemlich weit von Athen entfernt, als ihn ein Bettler ganz vergnügt um ein Allmosen ansprach, er wunderte sich über seine Lustigkeit, und der Bettler erzehlte ihm folgendergestalt seine Geschichte.

„Sie erstaunen über meine Munterkeit? aber wozu dient es, sich zu grämen? Ich habe einen Freund, der weder Arme noch Beine mehr hat; sein Zustand ist gar sehr von dem meinigen unterschieden!

Ich weiß nicht, wem ich eigentlich das Leben zu danken habe. Eine Frau fand mich im Walde, nicht weit von Lacedemon, und erzog mich auf der Meyerey eines nahgelegenen Schlosses. Ich erinnere mich, daß ich oftmals kein Brod hatte, aber ich hatte die Freyheit, so lange zu spielen, als ich wollte. Als ich größer wurde, mußte ich mit auf dem Felde arbeiten. Ich gieng spät zu Bette, und mußte sehr früh wieder aufstehn. Diese Lebensart gefiel mir recht gut; die Arbeit machte, daß mir die Zeit nicht lang wurde, und an Feyertagen trank ich mir manchmal einen tüchtigen Rausch.

Unser Land wurde vom Kriege heimgesucht. Man zwang die Bauren der Armee nachzufolgen, und wir wurden angehalten, einen Morast auszutrocknen. Ich war oft bis an den Hals im Wasser; eines Tages wurde ich von einem Pferde geschlagen, man gab mir ein Glas Brandtewein, und ließ mich die Nacht in einem Wagenschauer zubringen. Ich erinnere mich, daß ich mir ein vortrefliches Bette von nassem Stroh, und einem Steine machte, der mir zum Kopfküssen diente. Ich habe in meinem Leben nicht besser geschlafen.

Einige Tage nachher wurden wir von den Atheniensern geschlagen, und gefangen genommen. Nach dem Völkerrechte zog man uns bis aufs Hemd aus. Es fieng an zu schneyen, aber ich bin immer so ziemlich glücklich gewesen. Ich und mein Camarade fanden einen todten Soldaten, der seinen

Rock

Rock noch an hatte. Wir zogen ihn aus, und wurden einig, daß einer um den andern diesen Rock tragen sollte. Es ist doch immer gut, auch nur selbander im Winter einen Rock zu haben.

Als wir zu Athen ankamen, mußte ich den Stein in einer Mühle umdrehn; dieses ist eine etwas saure Arbeit; aber man gewöhnt sich dran. Von da schickte man mich in einen Steinbruch, wo mir des andern Tages der Arm gebrochen wurde. Das Unglück ist oftmals der Vorbote vom Glücke; ich wurde ins Hospital gebracht, wo ich mich sehr wohl befand. Es waren unser nur drey in einem Bette; ich schlief nach Herzenslust; ich war warm zugedeckt, und der Feldscheer that mir manchmal die Ehre, und sprach mit mir Es gieng mir hier ausserordentlich wohl, aber so wie ich gesund wurde, schaffte man mich wieder fort. Nachdem ich lange herumgeirrt hatte, kam ich wieder in mein liebes Vaterland. So wie ich den Fuß in Lacedemon setzte, stieß ich von ungefehr einen vornehmen Herrn, der böse wurde, und mich ins Gefängniß schmeissen ließ. Man hatte mir das Gefängniß sehr schlimm abgemahlt; es giebt Leute, denen alles schwarz vorkömmt; mein Gefängniß kam mir als ein ganz angenehmer Ort vor. Ich hatte genug zu essen und zu trinken, und nicht das geringste zu thun. Dies Leben war gar zu glücklich, als daß es von langer Dauer seyn konnte; nach einem Monate ließ man mich wieder laufen.

Ich lebte einige Zeit nachher, ohne eine gewisse Bestimmung, bald gut, bald schlecht. An einem Abend aber kamen vier Leute, und zwangen mich mit Gewalt, Soldat zu werden. Einmals hatte ich Lust spatzieren zu gehn; ich gieng aus dem Lager heraus, ohne zu erwegen, daß es verboten war. Kaum war ich vierhundert Schritt davon entfernt, als mich vier Reuter einholten, und zurückschleppten. Eine Stunde drauf wurde ich verurtheilt, erschossen zu werden. Dies verursachte mir einige Unruhe, denn man stirbt eben nicht gern. Meine Camaraden wollten eben Feuer auf mich geben, als mir der General Pardon ankündigen ließ, weil er erfahren hatte, daß man mich mit Gewalt gezwungen, Soldat zu werden. Ich wußte es wohl, aber ich hatte nicht daran gedacht, es zu sagen.„

Die Art zu denken von diesem Bettler schien mir sehr seltsam, und ziemlich philosophisch; wenn es anders noch erlaubt ist, unter Philosophie die wahre Kunst glücklich zu seyn, zu verstehn.

Ein Mittel die Ameisen zu vertilgen.

In einem Schreiben an den Verfasser des Gentlemans Magazine wird folgendes Mittel wider die Ameisen angegeben, und zugleich dabey versichert, daß man solches oft versucht, und allezeit eine unfehlbare Würkung davon verspürt habe. Da die Ameisenhaufen besonders den Wiesen sehr schädlich sind, und im Mähen sehr hinderlich fallen, so will man es hier mittheilen, und zu fernern Versuchen empfehlen.

Man macht ein starkes Dekoct von Wallnußblättern, öfnet alsdann die Ameisenhaufen, und schüttet von dem Dekoct so viel hinein, als nur immer darinn bleiben will. Man stampft hierauf die Seiten des Ameisenhaufens, so wie überhaupt den ganzen Hügel, fest, daß er mit der Erde gleich wird. Dies wiederholt man zwey- oder wenn es nöthig ist, dreymal, und man kann versichert seyn, daß man künftig keine Ameisen mehr auf den Wiesen spüren wird.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

77tes Stück.

Mitwochs, den 24. September, 1766.

Fortsetzung der Betrachtung über die ungegründeten und thörichten astrologischen Wahrsagungen.

Venus ist bis zum Entzücken schön, man kann nicht anders als sie lieben, weil sie, als Göttinn der Liebe, jedem Liebe einflößet, und ihm ihres Sohns, des kleinen Amors, Pfeile fühlen lässet. Deswegen macht sie mit jedem Planeten, der sie liebäugelnd ansehen muß, einen guten Aspekt. Weil sie in ihrem Leben ein etwas freyes Frauenzimmer war, so beherrschet sie noch am Himmel durch ihren Einfluß den Hals, die Lenden, die Nieren, den Bauch und so weiter, und von ihr schreiben sich die mancherley Krankheiten her, welche diese letzten Theile treffen, vornemlich wenn sie vom Saturn oder Mars unfreundlich angesehen wird. Das muß gewiß in den jetzigen bösen Zeiten weit öfters, als zu den Zeiten unsrer Voreltern geschehen. Sie ist Souveraininn von Oestreich, Franken, Elsas, Lothringen, Schweitz und Liefland. Uebrigens hat sie wie Jupiter ein gutthätiges Herz, und beyder Kinder sind fast einander gleich, ausser daß die Ihrigen auch noch in der Wollust und im Müssiggange ihrer Mutter der Venus folgen. Den Mägdleins pflanzet sie die Schönheit schon in der Geburt ein, welche sich nachher mit dem Wachsthum der Jahre immer vollkommener zeiget.

Den armen Mercur machen die Sterndeuter gar zum Zwitter; nur können sie bis jetzt nicht einig werden, ob sie ihm eine hitzige oder kalte Natur geben sollen. Er verhält sich wie Sonne und Mond bey den Menschen ganz neutral und ist ihnen weder günstig noch feind. Er nimmt aber wie die Sonne eines jeden andern Planeten Eigenschaft an, in dessen Gesellschaft er ist; bey den guten ist er gut, bey den bösen, böse. Er gebietet über Flandern, Braband, Croatien und Lombardie. Er hat das Gehirne, die Lebensgeister, das Gedächtniß, die Zunge, Hände, Finger, Galle und Gebeine in seiner Gewalt. Kinder, die unter diesem Gott der Künste und der Kaufmannschaft zur Welt

kommen, werden unbeständige, hinterlistige Leute, die lange Finger und guten Verstand haben. Sie sind zur Mathematik und andern Künsten, auch zur Kaufmannschaft geschickt, wodurch sie zu Reichthum und Ehren kommen.

Der Mond ist weibliches Geschlechts, kalt und feucht, dabey noch etwas warm. Und weil er feuchter Natur ist, so herrscht er über das Meer und alle Feuchtigkeiten. Er giebt Thieren und Gewächsen Gedeyen und Wachsthum. Er regieret am menschlichen Leibe das Gehirn, das rechte Auge der Weiber, das linke der Männer. Er hat den Magen, den Bauch, die linke Seite, die Gedärme, und bey Weibespersonen noch die Leber, ganz gewiß auch bey den Astrologen die Würmer im Kopfe unter sich. Die Witterung hat er völlig in seiner Gewalt. Er bringet Regen und Sonnenschein, Frost und Hitze, Schnee und Hagel, Donnerwetter, Sturm, heitere Luft, aber doch nach seinem eigensinnigen Kopfe, ohne sich an gewisse Regeln zu binden, welche ihm die Kalendermacher ablernen könnten. Es ist daher kein Wunder, daß keiner dieser Wettermacher mit dem andern übereinstimmet, als nur darinnen, daß keiner im Sommer anhaltenden Frost und Schnee, noch im Winter Donnerwetter, schwüle Luft, große Dürre und Hitze prophezeihet. Wenn der eine anhaltenden Frost verkündiget, so schreibt der andre Thauwetter. Drohet der eine mit Donner und Platzregen, so macht der andre Hoffnung zu heitern und angenehmen Frühlingstagen. Hat der eine vermischtes und unbeständiges Wetter, so hält der andre reinen Himmel und anhaltendes gutes Wetter. Und man kann nicht anders sagen, als daß der Mond ihnen zum Possen die mehrste Zeit ganz ander Wetter bringet, als ihm diese Leute zu bringen vorschreiben, um sowol seine Unabhängigkeit von ihnen zu behaupten, als auch sie mit ihren Wettermachen lächerlich zu machen. Unter den Ländern gehören ihm Preussen, Burgund, Holland und Seeland. Wer unter dem Mond zur Welt kommt, wird eben so unbeständig in seinem Leben, Thun und Lassen, als er, ist dabey kleinmüthig und reiset gern, aber nur nicht so geschwind wie der Mond.

Alle 7 Planeten führen eine uneingeschränkte Herrschaft über die Unterwelt. Doch ein groß Glück für uns, ihre Unterthanen, daß sie solche nicht gemeinschaftlich führen. Was für Unheil, was für Verwüstung würde nicht diese Gemeinschaft auf dem Erdboden anrichten, da sie von so verschiedener Natur und Charakter sind. Sie haben sich, dem Himmel sey Dank, in die Regierung getheilet; und ich wollte keinem der Uebrigen rathen, dem regierenden Herrn Planeten ins Handwerk zu fallen, u. ihn in seiner Regierung meistern zu wollen. Wissen sie es besser zu machen, so können sie ihre Weisheit sparen, bis die Regierung an sie kommt. Saturn als der oberste und älteste macht den Anfang. Ob er aber nach eigenen Gutdünken regiert, oder ob seine 5 Trabanten, welche die alten Astrologen noch nicht kannten, seine Räthe sind, und durch ihre eigene Einflüsse seine bösen Einflüsse mäßigen, weiß mir niemand von diesen klugen Herren zu sagen.

So viel Köpfe, so viel Sinne, heisset es auch bey den Planeten. Ein jeder hat sich, als ein weiser Regent, einen Regierungsplan entworfen, wovon er nicht ein Haarbreit abweichet. So wie Saturn das erste Jahr regieret hat, so regieret er auch das achte, das funfzehnte rc. Eben so macht es Jupiter das zweyte, das neunte, das sechszehnte rc. und alle Jahre eines Regenten sind einander sogleich, als Schuhe, die über einen Leisten gemacht sind. Saturn führte das letztemal den Zepter voriges 1765stes, Jupiter im gegenwärtigen, Mars wird ihn das folgende Jahr ablösen.

Damit

Damit aber die übrigen nicht ganzer 7 Jahr müssige Zuschauer abgeben mögten, so haben sie alle noch eine gewisse Unterregierung, welche jede Stunde des Tages, die Nacht mit inbegriffen, abwechselt, und accurat in 7 Tagen herumkommt. Dies sind Planetenstunden, die 12 Tagesstunden gehen vom Aufgange bis zum Untergange der Sonnen, die 12 Nachtstunden von ihrem Untergange bis zum Aufgange. Beyde sind in Ansehung der Länge so abwechselnd, wie die Länge und Kürze der Tage und Nächte; der Sommer hat 12 lange Tages- und 12 kurze Nachtstunden. Im Winter ist es gerade umgekehrt. Saturn macht den Sonnabend mit der Sonnenaufgang oder mit der ersten Tagesstunde den Anfang. Die Reihe trift ihn wieder die achte Tages-, die dritte und zehnte Nachtstunde; die eilfte ist für Jupitern, die zwölfte ist für Mars, mithin fängt die Sonne den Sonntag mit ihrem Aufgange wieder an. Die erste Stunde des Montags kommt die Reihe an den Mond, des Dienstags an Mars, des Mittewochen an Mercur, des Donnerstags an Jupitern, des Freytages an die Venus, und des Sonnabends wieder an Saturn. Dies ist die Ursache, warum man im Lateinischen die Wochentage nach den Namen des Irrsterns nennet, welcher die erste Stunde des Tages an die Regierung kommt, dies Saturni, Solis, Lunæ &c. wovon die Deutschen nur zwo Benennungen, nemlich Sonntag und Montag, vielleicht auch den Donnerstag, weil mit dem Tage der donnernde Jupiter zu regieren anfängt, behalten haben. Doch der Irrstern, dem die erste Stunde des Tages gehöret, giebt bey seinem Antritte allen übrigen Stunden schon einen solchen Eindruck, welchen seine Nachfolger nicht völlig abändern können. Weil nun der Mond ein sehr veränderliches Weibesbild ist, das sich alle Tage in einer veränderten Gestalt sehen lässet; denn dieser Planet ist nebst der Venus in der Astrologie weibliches Geschlechts, so ist der ganze Montag veränderlich; und man darf es nicht wagen, an dem Tage ein Geschäfte anzufangen, das von einiger Dauer seyn soll. Man soll lieber bis Dienstag warten, wenn der unveränderliche dauerhafte Mars an die Regierung kommt. Denn Montag wird nicht wochenalt; und ein Mädgen, das Montags in den Dienst gehet, lauft gewiß vor der Zeit davon, oder wird bald weggejagt werden.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Vermischte Gedanken, Anekdoten, und dergleichen.

Wenn man die Uebel abzieht, welche blos in der Einbildung bestehn, so werden die Menschen wenig unglückliche Tage haben.

Ein aufrichtiges Herz verzeiht keine Untreu.

Auf jemanden neidisch seyn, heißt gestehn, daß er Vorzüge vor uns voraus habe.

Wer einen Unglücklichen schmäht, giebt einem schon todten Schlachtopfer noch einen Stich.

Das wahre Talent braucht keinen Beschützer.

Wenn Sertorius über mich böse wird, so fürchte ich ihn nicht, wenn er sich aber über mich lustig macht, so bin ich verlohren.

Ein

Ein strafbares Herz kann nie einer wahren Freude genießen.

Ein gewisser Mann fieng erst im 80sten Jahre an zu reisen, weil er, wie er sagte, den Ort seines Begräbnisses nicht gern zum voraus wissen wollte.

Die Chiriguanen, ein Volk im südlichen Amerika, gehen ganz nackend; sie haben zwar Beinkleider, aber die mehreste Zeit tragen sie dieselben unter dem Arm, so wie wir unsre Hüthe.

Bey vielen Asiatischen Nationen sind große Ohren eine ganz besondre Schönheit, und man findet sehr oft welche, die bis auf die Schultern hängen, weil man sich von Jugend auf Mühe giebt, sie recht lang zu ziehen. In Frankreich war vor Zeiten ein großer Fuß sehr in Ansehn, und ein langer Schuh war besonders im vierzehnten Jahrhundert das Zeichen eines vornehmen Standes. Die Schuhe eines Prinzen waren drittehalb Fuß lang; ein alter Baron trug welche von zwey Fuß, und ein gewöhnlicher Edelmann nur welche von anderthalb Fuß lang. Von dieser Mode her haben wir unstreitig noch den Ausdruck behalten: **Er lebt auf einem großen Fuß.**

Ein junges Frauenzimmer hatte sich von ihrem Liebhaber durch sein Versprechen sie zu heyrathen, und durch seine Thränen, und seine Entzückung verführen lassen. Dieser Mensch wurde plötzlich ausserordentlich reich, und wollte sein Versprechen nicht mehr erfüllen. Die Anverwandten des Frauenzimmers verklagten ihn, und er wurde verurtheilt, ihr entweder hunderttausend Franken zu bezahlen, oder sie zu heyrathen. **Ich verlange keins von beyden,** sagte sie hierauf. **Ich will weder meine Ehre verkaufen, noch die Frau eines Schurken seyn.** Sie gieng sogleich ins Kloster. Wie sehr wünschte ich, daß jeder Niederträchtige zu seiner Marter alle Tage ein paar Stunden das Herz eines ehrlichen Mannes haben müßte.

Die Postillons, welche einsmals den König von Pohlen, August den Ersten, fuhren, beugten aus dem schlimmen Wege auf einen besäeten Acker aus. Der Bauer, dem das Feld gehörte, kam darzu, fiel mit der einen Hand den Pferden in die Zügel, schwang in der andern eine große Hacke, und drohte die Räder der Kutsche entzwey zu schlagen. Zwey Pagen eilten herzu, und fiengen an, auf ihn loszuprügeln, als der König den Lerm hörte, und nach der Ursach desselben fragte. Er ließ dem Bauer sogleich einiges Geld reichen, und befahl den Postillons wieder auf die Landstraße zu fahren; indem er hinzusetzte: **Thut dieser arme Mann nicht recht, daß er das Seinige beschützt? Wenn ihn jemand von meinen Unterthanen beleidigte, müßte ich da nicht selbst den Verbrecher bestrafen?**



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

78tes Stück.

Sonnabends, den 27. September, 1766.

Fortsetzung der Betrachtung über die ungegründeten und thörichten astrologischen Wahrsagungen.

Bey aller Einförmigkeit der Natur und des Einflußes eines Planeten können doch ganz widrige Einflüsse und Würkungen erfolgen, wenn ihrer zween in einer gewissen Entfernung in dem Thierkreise von einander abstehen. Diese verschiedene Abstände zweener Irrsterne heissen Aspekten, worauf in der Astrologie beynahe alles ankommt. Es sind gute Aspekten, und verkündigen gewiß was Gutes, wenn die Planeten, welche in einer gewissen Weite zusammen kommen, gute Freunde sind, und einander freundlich ansehen. Es ist aber ein böses Zeichen, wenn ihnen eben der Kopf nicht recht stehet, und sie sich saure Gesichte machen. Bezeigen sie sich gleichgültig, so ist auch der Aspekt gleichgültig, und bringt der Unterwelt weder Gutes noch Böses.

Nicht eine jede Zusammenkunft zweener Planeten macht gleich einen Aspekt; sondern sie müssen gewisse Grade weit von einander abstehen. Die Alten wußten nur von fünferley Aspekten. Conjunktion oder Zusammenkunft nennen sie, wenn 2 Planeten in einem Zeichen und Grad des Thierkreises beysammen sind. Das Kalenderzeichen davon ist eine Null mit einer schief von der rechten Seite darauf gezogenen Linie. ☌ Opposition, Gegenschein ist, wenn sie gerade einen halben Zirkel, oder 6 himmlische Zeichen von einander abstehen. Das Zeichen davon sind 2 schief gestellte und mit einer Linie zusammengezogene Nullen. ☍ Gedritterschein, Trigonus, ist wenn sie den dritten Theil vom Zirkel, oder 120 Grad von einander entfernt sind. Er wird durch einen gleichseitigen Triangel △ bezeichnet. Geviertterschein, Quadratus, durch ein Viereck □ abgebildet, ist, wenn sie den vierten Theil vom Zirkel, oder 90 Grad von einander abstehen. Sextilschein, Sextilis, durch einen Stern bezeichnet, ist, wenn sie den sechsten Theil oder 60 Grad von einander entfernt sind. So wie die Jungen immer klüger seyn wollen, als die Alten, so haben

einige noch den Semisextilschein SS. wenn sie 30 Grad; Decilis, Dc. wenn sie 36. Octilis, wenn sie 45. Tridecilis, wenn sie 108. Sesquadrum, wenn sie 135. Biquintilis, Bq. wenn sie 144. und Quincunx, wenn sie 72 Grad von einander abstehen, hinzugethan.

Ein Aspekt erfodert 2 Planeten. Sie werden in den gemeinen Kalendern mit den Zeichen des Aspekts, den sie machen, zusammengesetzt. Macht aber der Mond mit einem andern Planeten einen Aspekt, welches am häufigsten geschiehet, so wird das Zeichen des Monds, um es nicht so oft setzen zu dürfen, ausgelassen, und nur der andere Planete mit dem Zeichen des Aspekts, den er mit dem Monde macht, gesetzt, als ✶☿ Sextilschein des Mercurs und des Monds. Conjunktionen welche sich selten zutragen, haben den Namen der großen Conjunktionen, als die Conjunktion Saturns und Jupiters, welche alle 20 Jahr geschiehet, und immer in dem verrückten Gehirn der Sterndeuter große Folgen nach sich ziehet. Diejenigen, welche am allerseltensten geschehen, als die Zusammenkunft dieser 2 ersten Irrsterne im ersten Grad des Widders, welche erst 8 mal so lange die Welt stehet, und zwar das letzte mal 1583 geschehen ist, und erst 2378. wenn sie so lange stehet, wiederkommen wird, heisset die größte Conjunktion, weil sie die allerwichtigsten Folgen hat. Die Zusammenkunft Jupiters mit Mars, oder des einen von beyden mit der Sonne, oder dem Mond, oder dem Merkur, sind in den Kalendern glückliche Zeichen. Allein die Conjunktion Saturns und Mars unter sich, oder mit dem Mond, Mercur und der Sonne, sind unglückliche Zeichen. Die Conjunktionen des Monds, Mercurs und der Sonne prophezeyen weder Gutes noch Böses. Feindschaft stiftet niemals was Gutes, Opposition ist aber Feindschaft, muß daher die Opposition, zwischen was für Planeten es auch sey, nicht ein unglückliches Zeichen seyn? Wenn große Herren sich mit einander zanken, so müssen gemeiniglich die Unterthanen, sagt das Sprüchwort, die Haare dazu hergeben. Nun ist aber zwischen diesen Irrsternen und uns Erdbürgern ein gleiches Verhältniß. Drey ist eine sehr gute Zahl, alles Gedritte ist vollkommen; deswegen ist auch der Gedritterschein ein guter Aspekt. Eben die gute Eigenschaft hat auch der Sextilschein. Der Geviertterschein ist wie der Gegenschein durchgehends böse. Die übrigen Aspekten, welche die Neulinge hinzugethan haben, sind noch nicht genug bestimmet, was sie für Eigenschaften haben.

Der Unterschied der Aspekten macht auch einem Unterschied der Witterung. Die Zusammenkunft des Saturns und Mars bringt Donner und Blitz und große Hitze, aber doch nur im Sommer; des Saturns und Mercurs bringt kalte Luft und stürmisch Wetter; des Jupiter und Mars bringt Wärme, auch Blitz und Donner, besonders im feurigen Zeichen, als im Widder, Löwen, oder Schütz; des Jupiter und der Venus bringet angenehmes Wetter, und so weiter.

Ja, die verzweifelten Aspekten sind auch an allen Krankheiten Schuld. Hätten wir keine Aspecten, so brauchten wir keine Doctors, keine Apotheken, keine Bäder und Gesundbrunnen. Die Conjunktion und Geviertterschein des Saturn und Jupiters erreget im menschlichen Leibe allerley böse Feuchtigkeiten, und macht viele Krankheiten. Der Gegenschein dieser beyden Planeten verursachet merkwürdige Todesfälle; und wenn dieser Aspekt zweymal in einem Jahre vorkommt, so wird es sehr ungesund. Die Conjunktion und Opposition des Saturns und Mars führet hitzige Krankheiten mit sich, und so hat jede Conjunktion und Opposition ihre eignen Krankheiten in ihrem Gefolge.

Auch

Auch die Finsternissen an Sonne und Mond müssen den Sterndeutern zu wichtigen Prophezeyungen dienen. Sie führen bey ihnen allemal ein Unglück mit sich, daß nach dem Zeichen unterschieden ist, in welchem der verdunkelte Planet alsdenn lauft. Aber eine Frau, welche unter einer Finsterniß niederkömmt, lassen die Astrologen ohne alle Barmherzigkeit, sammt dem Kinde sterben. Eben so haben die 4 Elemente ihre besondre Zeiten, worinnen sie ihre Kräfte spüren lassen, wenn sich ein Mondwechsel in diesen Zeiten begiebt.

Nicht die Planeten und ihre Aspekten, nicht die Elemente allein regieren die Witterung, auch die Fixsterne äußern durch ihre Einflüsse ihre Kraft dabey. In welches ungeheure Meer von Verwirrung würden sich die Astrologen stürzen, wenn sie alle die ungezählten Millionen dieser Sternen, die sie sehen und nicht sehen können, daran wollten Theil nehmen lassen. Sie bringen sie daher zuerst unter so viel Klassen als Planeten sind, und geben einigen die Natur des Saturns, andern die Natur des Jupiters, des Mars rc. Hiernächst wählen sie nur einige, deren poetischer Auf- und Untergang einen Einfluß in die Witterung haben soll. Orion ein Gestirn von 38 hellleuchtenden Sternen, daß sie Galiläus nicht alle hat zählen können, gehet nicht anders, als mit Sturm und Ungewitter auf. Sein Abendaufgang (Ortus Acronicus) ist im December, wenn die Jahrszeit auch ohne ihm Wind und Sturm mit sich bringen würde. Sein Ortus Heliacus, oder seine Entdeckung, wenn er nach Entfernung der Sonnenstrahlen wieder gesehen werden kann, geschiehet im Anfang des Julius, da es auch nicht an Gewittern fehlet. Sein täglicher Aufgang thut es nicht, weil sonst alle Tage Sturm und Ungewitter seyn müßte, indem er wie alle übrige Sterne innerhalb 24 Stunden sich um die Erde beweget. Er theilet aber seine Kraft nicht allein dem Tage seines Aufganges, sondern auch den übrigen mit. Es würde die Welt, wenn er nicht wäre, wegen der Kälte des Siebengestirns, vergehen müssen. Hingegen würde sie auch durch seine Hitze verbrennen, wenn das Siebengestirn solche durch seine Kälte nicht mäßigte. Das Siebengestirn, oder die Gluckhenne, sieben nahe bey einander stehende Sterne, auf der Brust des Stiers, bringen mit ihrem Aufgange auch Sturm und Regen mit. Ihr Sonnenaufgang, Ortus heliacus, oder ihr Hervorkommen aus den Sonnenstrahlen ist um das Frühlingsequinoctium, da die Ursache solcher Witterung nicht dies Gestirn, sondern der angehende Frühling ist. Die Hyades, 5 oder 7 andre Sternen, auf der Stirn des Stiers, bringen eben solches Wetter; allein ihr Aufgang ist auch um eben die Zeit. Der Hundsstern, davon die Hundstage den Namen haben, ist ein Gestirn am südlichen Theile des Himmels von 19 Sternen, unter dem der eigentliche Hundsstern der größte ist. Bey seinem Sichtbarwerden bringt er die größte Hitze mit. Dies verstehet sich nur von unserm Himmelsstriche, weil zu eben der Zeit in dem südlichen Welttheile die größte Kälte ist. Er wird aber zuerst gegen den 24. Jul. uns sichtbar, da uns kaum die Sonne am nächsten gekommen ist, und die Astrologen machen eben den lächerlichen Schluß, wenn sie ihm diese Hitze zuschreiben, als wir machen würden, wenn wir die Ankunft der Schwalben für die würkende Ursache des Frühlings, und nicht ihre Ankunft für eine Folge desselben halten wollten.

Aus allem diesen sündlichen, ungegründeten und zum Theil lächerlichen Tand, stellen die Sterndeuter einem jeden der es verlangt, eben so sicher die Nativität, als die Zigeunerinn für ein Stück Speck und Brod gut Glück sagt, oder ein altes Weib für den Coffee und ein Paar Groschen zum

Brauntwein, aus der Tasse weissagel. Sie bestimmen den Kindern die im jeden Monat oder Zeichen gebohren werden, alle künftige Schicksale. Nachdem sie es gut oder böse mit der Welt meynen, segnen sie dieselben in ihren Kalendern, entweder mit Fruchtbarkeit, oder drohen ihr Mißwachs und Hungersnoth. Sie erhalten das Jahr noch den Frieden auf Erden, oder wollen, daß sie durch Feuer und Schwerdt soll verwüstet werden. Bald lassen sie ein und andres großes Haupt mit Tode abgehen, und große Veränderungen darauf folgen, in einem andern Reiche lassen sie große Empörungen entstehen, die sie doch bald wieder zu dämpfen wissen, oder sie zu einer gänzlichen Staatsveränderung ausschlagen lassen. Bald lassen sie einen vornehmen General sein Commando niederlegen, bald den ersten Minister und Liebling auf einmal alle seine Bedienungen verlieren. Bald träumet ihnen, von wichtigen Unternehmungen eines gewissen Prinzen, und sie wachen nicht eher auf bis ihnen auch geträumet hat, ob sie von statten gehen, oder ob nichts daraus wird. Bald lassen sie große Ungewitter am Staatshimmel sich aufthürmen. Alsdenn kostet es ihren leichtgläubigen Lesern Kopfbrechen, dies große Haupt, dem der Astrologe das Todesurtheil gesprochen zu entdecken. Sie reisen so lange in Gedanken Europa durch; denn was interessiren uns die Prinzen ausserhalb diesem Welttheile, bis sie mit völliger Gewißheit behaupten, das ist ganz gewiß der König von – – – denn er ist so und so alt, er bekommt oft diesen oder jenen gefährlichen Zufall, der wird wiederkommen und ihm das Leben kosten. Die Veränderung die darauf folgt, wird diese seyn, daß — — Sie nennen das Volk, das sich empören wird und erzehlen alle Ursachen, die es dazu bewegt. Sie ruhen nicht eher bis sie den General entdecken der das Commando niederlegen wird, bis sie den Minister, der in Ungnade fallen wird, ausfindig gemacht haben. Sie grüblen mit an die Nase gelegtem Finger den Unternehmungen, die der Astrologe prophezeyet, nach, und entdecken sie glücklich. Das große Ungewitter am Staatshimmel erblicken sie auch, und noch mehr als ihr Prophete; denn sie sehen gar die Gegend wo es herkommt und den Ort wo es zuerst einschlagen wird.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Vom Salz wider die Viehseuche.

Daß unter denen fast unzählbaren Mitteln welche seit verschiedenen Jahren wider das Einreissen, und die Fortpflanzung der Hornviehseuche im Vorschlag gebracht, der Gebrauch des Küchensalzes das einzige sey, welches, als ein gutes und zuverlässiges Präservativ, einen beynahe allgemeinen, und durch vielfältige Erfahrungen bestätigten Beyfall erhalten, bestätiget auch das jetzige Exempel des Amts Jerxheim, woher dessen Gebrauch bey der Amtsheerde vorzüglich gerühmet wird. Nachdem dem Viehe öfters, besonders des Morgens vor dem Austreiben, die Zunge damit scharf gerieben, auch unterweilen des Abends auf das vorgetragene Gras, und ander grünes Futter, Salz gestreuet worden; so hat das Vieh nicht nur begieriger gefressen, sondern sich auch ganz gut dabey aufgenommen, und kein einziges Stück irgend einigen Anstoß von einer Krankheit bekommen. Die Amtsunterthanen haben es damit eben so, wie bey der Amtsheerde geschehen, gehalten, überdem aber auch das Vieh zum öftern Salz lekken lassen. Alle Gemeinden gestehen einhellig, daß das Vieh gut darnach gefressen, und durchgehends gesund geblieben. Es wird also dieses Mittel hiedurch zum fleissigen Gebrauch, und Nachfolge dieses Exempels, angepriesen.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

79tes Stück.

Mittwochs, den 1. October, 1766.

Fortsetzung der Betrachtung über die ungegründeten und thörichten astrologischen Wahrsagungen.

Wenn nun aber die Bestimmung der Natur, welche sie jedem Stern gegeben, wenn ihr Einfluß ungegründet, wenn er wenigstens in der Maaße, wie sie der Einfalt weiß machen, widersprechend und lächerlich ist, so sind auch alle astrologischen Prophezeyungen dieser Leute eben so ungegründet und lächerlich. Wir wollen sehen, wie weit wir dieses darthun können, und überlassen dem Theologen aus bündigern Gründen der Religion dies thörichte Zeichen wählen, dieses Herrschen und diesen Einfluß der Gestirne zu bestreiten.

Zuerst bestätigt sich kein einziger Einfluß irgend eines Gestirns auf diese Unterwelt durch eine unwidersprechliche Erfahrung, als nur der Einfluß ihres Lichts, und der mit den Stralen der Sonne verknüpften Wärme. Wir sehen die Sterne und empfinden die Hitze der Sonne. Ausser diesen beyden Stücken lässet sich ein andrer Einfluß weder beweisen noch begreifen. Wir wissen, daß jeder Planet seinen Dunstkreis, jeder Stern seinen eigenen Zirkel hat, worinn er der Mittelpunkt ist, und daß die Zwischenräume dieser unzählbaren Zirkel mit der reinsten von allen fremden Partikeln befreyeten Himmelsluft angefüllet sind. Wir wissen, daß jede Schwere, welche in die Höhe gebracht wird, einen Druck und Fall zurück nach ihrem Mittelpunkte hat. Wir wissen ferner, daß jeder Ausfluß der Erde, oder jedes Aufsteigen von Dünsten nur bis zu einer gewissen Höhe, und zwar dem Verhältniß ihrer Schwere gehe, woraus sie wieder auf ihr Centrum, die Erde nothwendig zurückfallen müsse, ohne daß es möglich wäre, höher als unsre Atmosphere ist, durch die weit reinere und leichtere Himmelsluft sich bis an einen andern Zirkel zu erheben, und von dem bis zu dem Planeten oder Stern, der das Centrum solches Zirkels ist, herabzufallen. Eben dieses was wir bey unsrer Erde wahrnehmen, müssen wir auch von andern Planeten zugestehen Eben so unmöglich als es uns nun scheinet, daß ein Ausfluß eine

Ausdünstung unsers Erdkörpers, noch ausser unsrer Atmosphere, durch die unendlich reinere und leichtere Himmelsluft sich bis an den Mondkreis erheben, und von da zu dem Monde herabsteigen könne; eben so unmöglich ist es nach diesen physikalischen Begriffen, daß eine Ausdünstung des Monds aus der Mondsatmosphere durch die Himmelsluft bis auf unsern Erdboden kommen könne.

Gesetzt aber auch, daß der Einfluß des Monds seine Richtigkeit hätte, so ist es unsinnig und thörig, alle dergleichen Tand aus seinem und der übrigen Sternen Einflusse herzuleiten, was die Astrologen daraus herleiten wollen. Daß das Gestirn keinen Einfluß in die Geburt, in die menschlichen Handlungen und weltlichen Händel habe, wird mir ein jeder, der nur Menschenverstand hat, ohne Beweis, zugeben. Was haben die Sterndeuter für einen Grund, den Himmel der an sich ohne alle Theile ist, eben in 12 Theile oder Häuser abzutheilen, warum geben sie ihm nicht mehr, warum nicht wenigere Häuser? Was hat die Abtheilung einer Sache, die in Gedanken geschiehet, damit man sich dies oder jenes von der Sache desto begreiflicher machen könne, mit der Wahrheit und mit der Sache selbst für eine Verwandschaft? Könnte der Himmel nicht eben so gut 3. 4 Häuser als 12; könnte er nicht eben so gut 5. 600. ja 1000 und mehrere haben, da er jene 12 Häuser oder Abtheilungen auch nicht würklich hat? Könnten nicht einige Planeten, wenn sie nicht zu sehr Feinde mit einander sind, in einem Hause bey einander wohnen, oder könnte nicht jeder 100. und mehr Palläste haben?

Da die Fixsterne viele hunderttausend Millionen Meilen von uns abstehen, und uns so klein, als ein des Nachts in der weitesten Entfernung gesehenes Licht erscheinen, wie soll ihr Einfluß auf die Erde stärker, als der Einfluß eines solchen entfernten Lichtes seyn? Hat alle diese Menge von Sternen durch solche unermeßliche Weite einen Einfluß auf die Erde, wie sollte es möglich seyn, daß eines jeden sein Ausfluß blos auf ein gewisses Glied, als des Widders auf den Kopf, aber nicht auf die Ohren, des Löwen auf das Herz, nicht auf Lunge und Leber, der Fische auf die Füße, nicht auf die Beine und Knie, gerichtet wäre? Müßte nicht der gesammte Ausfluß, z. E. der Jungfer auf den Bauch sich in so viel Millionen Ströme theilen, als zugleicher Zeit Bäuche auf der Erden sind, und müßte nicht ein jeder Strom so oft seine Richtung ändern und jedem Bauche folgen, so oft der Mensch seine Stelle ändert? Giebt dieser Einfluß der Zeichen des Thierkreises, dem Körper und Gemüthe der Kinder, die darinnen geboren werden, eine gewisse Disposition, die bey aller Freyheit der menschlichen Handlungen die Oberhand behalten soll, warum giebt eben dieser Einfluß den Thieren, die keine Freyheit der Handlungen haben, nicht eben die Disposition? Warum ist der Esel, der in den Zwillingen fällt, eben so dumm und faul, als der Esel der im Wassermann oder Schützen zur Welt kommt; warum ist der Hase, der im Löwen geworfen wird, welcher doch sonst tapfere und beherzte Menschen macht, eben so furchtsam, als der Hase, der in den Zwillingen geworfen wird? Wer anders, als ein im Kopfe verrückter Mensch, kann aus Planeten Männer, Weiber und Zwitter machen, wer kann ihren Einflüssen eine solche Richtung geben, daß eines jeden Einfluß nur auf gewisse Länder vorzüglich gehet, daß Jupiter seine Einflüsse zurücke hält, wenn das Jahr- und Stundenregiment beym Saturn ist, daß ihre Einflüsse gleiche Jahre und Stunden herrschen, da ihr Lauf im Thierkreise mithin ihr Abstand von den unterschiedenen Weltgegenden so unterschieden ist, indem Saturn seinen Lauf in 29, Jupiter

in

im 11, Mars und Sonne in 1 Jahre, Mercur in 87, der Mond in 27 Tagen ihren Lauf vollbringen?

Soll die Sonne mit den himmlischen Zeichen einen Einfluß auf die Geburt und andre Dinge haben, so treffen die alten astronomischen Prognostika längst nicht mehr ein, weil diese Sternbilder, als Fixsterne, durch ihren unmerklichen Fortgang von Abend nach Morgen, welches in 100 Jahren etwas über einen Grad beträgt, ihre Stellen im Thierkreise schon längst geändert, und jetzt beynahe 30 Grad weiter nach Osten fortgerücket sind. Der Widder stehet also bald da, wo sonst die Zwillinge gestanden haben; folglich ist die Sonne noch lange in den Fischen, was ihr Sternbild betrifft, wenn sie im Kalender schon im Widder stehet, wo der Widder nicht für das Sternbild, sondern für die ersten 30 Grade der Ecliptik genommen werden. Daher kann immer eine Mutter glauben, daß ihr die Sonne im Zeichen des Löwens ein Töchterlein von behenden Leibe, süßer Rede, die sich fromm und tugendhaft halten werde, welche sich weiß in der Leute Weise zu schicken, und die hin und her herumlaufende Augen besitze, gebracht habe, da sie doch noch würklich im Krebse ist, und ihr durch deren Einfluß ein stolzes hochmüthiges Mädgen gegeben hat, das vieles auf den Putz hält, und gern alle Tage ein neues Kleid haben mögte. Denn so sind die Mädgens beschaffen, welche in diesen 2 Zeichen zur Welt kommen.

Wer kann den Aspekten, oder dem Stande der Planeten, welchen sie gegen einander haben, Würkungen zu schreiben, die sich bey Wind und Wetter, bey Séen und Pflanzen, bey Gesundheit und Krankheiten, bey Glück und Unglück äußern sollen? Wie kann der Stand der Planeten nach einer willkührlich angenommenen Weite, wie kann der Stand, der würklich nicht der nemliche ist, als er unsern Augen zu seyn scheinet, Würkungen haben, welche er haben sollte, wenn er so wäre, wie wir ihn sehen? Der wahre Ort eines Sterns ist derjenige Ort am Firmamente, wo ihn unser Auge erblicken würde, wenn wir ihn aus dem Mittelpunkte der Erden sehen könnten. Der scheinbare Ort eines Sterns ist der, wo wir ihn von der Oberfläche der Erde mit unserm Auge erblicken. Aus dem Mittelpunkte der Erden würden wir ihn höher am Firmamente zu stehen finden, als wir ihn, von der Oberfläche, zu stehen antreffen. Das Bogenstück des Firmaments zwischen dem wahren und scheinbaren Orte eines Sterns ist seine Parallaxe, welche um so viel grösser ist, je näher der Stern der Erde, und je entfernter er vom Firmament ist. Zween Planeten scheinen uns also einen Aspekt zu machen, eine Conjunktion, Gedrittenschein, Geviertenschein ꝛc. wenn sie ihn würklich nicht machen; sie machen würklich einen Aspekt, eine Zusammenkunft, wenn sie keinen von diesen Ständen zu haben scheinen. Dies würde würklich nichts machen, wenn beyde Planeten einerley Parallaxe hätten. Weil aber die Parallaxe um so viel grösser ist, je näher ein Planete der Erde ist, so kann, wenn zum Exempel Saturn mit dem Monde einen Aspekt machen soll, die kleine Parallaxe des Saturns, die ungleich grössere Parallaxe des Monds nicht heben, oder gut machen.

Wenn zween Planeten z. E. Jupiter und der Mond in einem Zeichen und Grad des Thierkreises zusammen kommen, und dadurch den Aspekt der Conjunktion machen, so würket ihr Einfluß auf der Erde einen glücklichen oder unglücklichen Tag, Regen oder Sonnenschein, Krankheit oder Gesundheit, Krieg oder Frieden, und alles das, was den Astrologen von dieser Conjunktion zu träumen beliebt. Kaum ist der Mond in 2 Stunden

Stunden einen Grad weiter gerücket, so höret der Aspekt mit aller seiner Bedeutung auf, ihr Einfluß ist gar nicht mehr, oder er ist ganz unkräftig, und sie können der Erde nicht eher wieder durch einen Aspekt nutzen oder schaden, als bis sie wieder 60 Grad sich von einander entfernt haben. In diesem Abstande bekommen sie auf einmal ihre Kraft wieder, sie machen wieder einen neuen Aspekt. Bey dem 61sten Grad schlafen sie für die Erde wieder ein, und lassen ihr ihre Einflüsse nicht eher wieder empfinden, als bis sie 90 Grad von einander entfernt sind. Von dem 91sten bis zum 120 Grad sind sie abermals unkräftig, und machen nicht eher wieder einen Aspekt, bis zum 180sten Grad ihrer Entfernung. So können die Sterndeuter zween Planeten Leben und Würksamkeit geben und nehmen, sie können sie al... auch 60 Grad durch wieder schlafen lassen.

Noch thörichter ist das Bestimmen der Tage zum Arzneynehmen, zum Aderlassen, und der Gliedmaßen, woran es geschehen soll. Wir wissen, daß das Geblüt so unterschieden ist, als die Beschaffenheit des Körpers, die Nahrung, die Lebensart, das Alter, der grössere oder wenigere Eindruck, den die abwechselnde Veränderung der Luft auf denselben macht. Bey dem einen ist es zu dick, bey dem andern zu flüchtig, bey dem einen zu hitzig, bey dem andern zu kalt, der eine hat zu viel, der andre zu wenig Blut; bey dem einen ist es von heterogenischen oder fremden Partikeln rein, und seine Bestandtheile haben die glücklichste Mischung, bey dem andern ist es durch fremde Partikeln in Gährung und Fäulniß gerathen, oder wenn es rein ist, so haben seine unterschiedene Bestandtheile nicht das gehörige Verhältniß mit einander. Nun sollen die Aspekten des einen Tages an dem Tage gut, die Aspekten eines andern an dem Tage böses Aderlassen machen. Und wie soll dies zugehen? Der Aspekt muß so viel sich widersprechende Würkungen haben, als es Menschen giebt, deren Geblüt verschieden ist, er muß alles das unendlich verschiedene Geblüt an dem mit rother Dinte bezeichneten Tage in die Verfassung setzen, daß es alles in so fern einander gleich ist, daß man das Aderlassen wagen darf, und er muß am bösen Tage allem so unterschiedenen Geblüte die Eigenschaft geben, daß man ohne böse Folgen keinen Tropfen verlieren darf. Vermuthlich kommt es von diesen guten und bösen Tagen zum Blutlassen her, daß in einer Schlacht viele Verwundete genesen, und in einer andern die mehrsten sterben, ohne daß die Feldschers Schuld daran wären. Im ersten Fall waren sie vom Feinde an einem guten, im letzten Fall, an einem bösen Tage zur Ader gelassen. Deswegen sollte billig jeder Feldherr, ehe er ein Treffen liefern, oder Partheyen ausschicken will, erst in den Kalender sehen, ob es gut oder bös Blutlassen sey.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Aufgabe.

Sollten gewisse Merkmale vorhanden seyn, woran man die bevorstehende Tollheit der Hunde, noch ehe solche zum Ausbruch kömmt, vorher erkennen kann, so würde dem Publiko durch deren Bekanntmachung ein großer Dienst geschehen. Es werden also diejenigen, welchen dergleichen bekannt, hiedurch ersuchet, dem Fürstl. Addreßcomtoir davon beliebig Nachricht zu ertheilen.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

80tes Stück.

Sonnabends, den 4. October, 1766.

Beschluß der Betrachtung über die ungegründeten und thörichten astrologischen Wahrsagungen.

Die allgemeine Kalenderregel ist, keine Ader an den Tagen zu öfnen, wenn der Mond wechselt; zu desto grösserer Sicherheit soll man es auch den vorhergehenden Tag nicht thun. Was diese Regel für einen Grund habe, weiß so wenig ein Kalendermacher, als ein andrer vernünftiger Mensch zu sagen. Sollte der Mond einen Einfluß auf die Erde, in den Körper und das Geblüt haben, so müßte es entweder durch den Druck, welchen er durch seinen Lauf in der untern Luft macht, oder durch seine Ausdünstungen, welche er unsrer Luft mittheilet, oder durch sein Licht, welches er von der Sonne hat, geschehen. Wir wollen den ersten Fall annehmen, daß sein Druck sich auch dem Geblüte mittheile, so macht der Mondwechsel, da der Körper des Monds immer der nemliche bleibt, keine Veränderung im Druck, folglich auch nicht im Geblüt. Ferner muß dieser Druck, wenn er auch bis zu uns merklich wäre, stärker und schwächer werden, nachdem sich der Mond uns nähert, oder von uns entfernet. Er ist uns am nächsten, wenn er den Wendezirkel des Steinbocks berühret. Nun hat aber sein Wechsel mit diesem Nähern und Entfernen keine Gemeinschaft. Wenn er einmal im Krebse neu oder voll worden ist, so wird er ein andermal im Löwen, in der Jungfer, in der Waage u. s. w. neu oder voll. Hieraus folget klar und ohne Widerspruch, daß der Druck des Monds nicht könne der Grund von dieser Kalenderregel seyn. Gesetzt die Dünste des Monds sollen sich unsrer Atmossphere mittheilen, und bey seinem Wechsel heftiger als die andern Tage auf unsern Körper würken, so ist erstlich dies Mittheilen, nach dem was ich bereits oben gesagt, unbegreiflich, und scheinet nach allen physikalischen Gründen unmöglich zu seyn. Zweytens würden die mitgetheilten Dünste bey der Nähe des Monds heftiger, als bey seiner Entfernung auf uns würken; es ist aber gewiß, daß sich seine Annäherung und Entfernung nicht nach seinem Wechsel

richte. Drittens würden diese Ausdünstungen des Monds entweder von seiner Natur herrühren, und so würden sie sich immer gleich seyn, oder sie würden ihren Grund in der Würkung der Sonne auf den Mond haben; in diesem Fall würden sich die Ausdünstungen nach der Verschiedenheit des Standes, den beyde Sternen gegen einander haben, richten, mit welcher Verschiedenheit des Standes der Wechsel des Monds ebenfalls keine Verwandschaft hat. Gesetzt endlich der mehrere oder wenigere Schein, den der Mond auf die Erde wirft, soll das Geblüt in eine andre Beschaffenheit setzen, und es eben so gefährlich seyn, dem Geblüte Luft zu machen, wenn er im vollen Scheine sich sehen lässet, als wenn er uns gar kein Licht zeiget, so müßte natürlicher Weise folgen, daß es genau im ersten und letzten Viertel am besten Aderlassen sey. Ueberdem hat man noch durch keine Versuche heraus bringen können, daß der Schein oder das Licht des Mondes die geringste Veränderung auf dem Erdboden mache.

Noch ungegründeter sind folgende astrologische Aderlaßregeln: 1) im Frühling und Sommer soll man an der rechten Seite; im Herbst und Winter an der linken Seite Blut lassen, nach dem Vers:

Ver, Aestas dextras, Autumnus Hyemsque sinistras.

Gleichsam als wenn sich die Jahrszeiten in den Körper und das Blut getheilet haben, und dieses bey allem Umlaufe nicht immer auf beyden Seiten gleich sey. 2) Junge sanguinische Personen sollen nach dem neuen Mond, Leute von männlichen Alter und Cholerici, nach dem ersten Viertel, Alte und Phlegmatici nach dem vollen Mond, sehr Alte und Melancholici nach dem letzten Viertel Ader lassen. Ist es möglich auch nur einen Scheingrund anzugeben, was das Alter und Temperament mit dem Mondscheine für eine Verwandschaft haben soll? 3) Im feurigen Zeichen, als Widder, Löwe, Schütz ist das Aderlassen den Pflegmaticis; in lustigen Zeichen, Waage und Wassermann, aber nicht in den Zwillingen, auch nicht in den letzten 17 Graden der Waage, den Melancholicis; in wässerichen Zeichen, sonderlich Krebs und Fischen, den Cholericis gut; in den irdischen Zeichen, Stier, Jungfer, Steinbock, ist es so köstlich nicht. Vermuthlich sollen die feurigen Zeichen, wenn sie ihr Feuer, aber doch nur in Gemeinschaft des Monds, mittheilen können, den Phlegmaticis, wenn ihnen eine Ader geöfnet wird, von ihrem Feuer was beybringen und das überflüssige Phlegma verzehren. Die wässerichen Zeichen, wenn Fixsterne Wasser haben, die Hitze des Geblüts bey den Cholericis mäßigen. 4) Fürnemlich soll man sich hüten, an keinem Gliede zur Ader zu lassen, oder zu schröpfen, welches an dem Tage der Mond besitzet. Der Widder regieret das Haupt, eine Herrschaft, welche ihm blos die Sterndeuter gegeben; deswegen soll beydes nicht am Haupte geschehen, so lange der Mond im Widder ist. Der Stier hat den Hals, die Zwillinge Schultern und Arme u. s. w. diese Gliedmaßen sollen uneröfnet bleiben, wenn der Mond in solchen Zeichen ist. Widder und Mond, wenn sie zusammen kommen, haben alle Köpfe in der ganzen Welt so lieb, und diese Köpfe sind alsdenn so ihr Eigenthum, daß man es keinem rathen will, dies ihr Eigenthum alsdenn zu verletzen. Sie werden diese Verwundung gewiß strafen.

In das Säen und Pflanzen haben die Sterndeuter dem Monde den größten Einfluß gegeben. Die ihnen glaubende Gärtner und Landwirthe bekräftigen jener ihre Regeln durch Erfahrungen, welche sie wollen gemacht haben. Andre, welche so leichtgläubig nicht sind, setzen diesen Erfahrungen eben so viel gegenseitige Erfahrungen entgegen: mithin haben diese Regeln durch die Erfah-

Erfahrung noch keinen Grund erhalten, und die Kalendermacher werden erst andre Gründe für dieselben hervorsuchen müssen.

Ich würde meine Leser zu sehr ermüden, wenn ich sie noch länger von dem Lächerlichen solcher Wahrsagereyen unterhalten wollte. Ich weiß auch wol, daß die Kalendermacher viel zu vernünftige Männer sind, als solche ungereimte Dinge, womit sie ihre Kalender anfüllen, zu glauben. Aber desto weniger ist es ihnen zu vergeben, daß sie noch nicht aufhören wollen, jährlich damit zu Markte zu ziehen, daß sie Dinge, welche sie selbst für Thorheiten halten, den Leuten für Geld verkaufen, und sich durch ihre astrologischen Wahrsagereyen, bey dem vernünftigen Theil der Menschen lächerlich machen, bey den wenigen Einfältigen aber Unwissenheit und abergläubisches Zeichen- und Tagewählen unterhalten. Welche Ehre würden sie sich und unserm Jahrhunderte machen, wenn sie einmal aufhören wollten, ihre Kalender durch Aspekten, Witterung und astrologische Prognostika zu verunstalten, und dagegen von dem Raume, welchen sie dadurch gewönnen, einen bessern Gebrauch, sowol zum Nutzen als Vergnügen ihrer Käufer zu machen.

H***

Vermischte Gedanken, Anekdoten, und dergleichen.

Wie gern suchen die Menschen mit einigen Scheingründen und leeren Entschuldigungen ihr Gewissen einzuschläfern; und wie leicht kann der Eigennutz alle Gesetze zu seinem Vortheil erklären! Unter den Manichäern war eine gewisse Sekte, welche lehrte, man dürfe nicht das geringste essen, was ein Leben gehabt hätte. Die Reichsten und Vornehmsten indeß wußten dieses Gebot gar bald zu entkräften, und hielten es für erlaubt, sich der Verbrechen anderer zu Nutze zu machen, wenn man nur seine eigne Unschuld bezeugen könne. Setzte man ihnen also Hüner, Tauben, Wild und dergleichen, vor: so sahn sie diese Gerichte mit Unwillen an. Ihr armen Thiere, sagten sie, man hat euch gemartert, man hat euch getödtet; aber der Himmel ist unser Zeuge, daß wir einer solchen Grausamkeit unfähig sind, und daß wir eure Henker verabscheun. Indeß seyd ihr nun einmal todt, und man kann euch keine Marter mehr anthun. Es wird euch einerley seyn, ob ihr von uns, oder von andern gegessen werdet. Wir wollen euch also verzehren.

Das arme Volk! seufzt ein vornehmer Herr, der sich mit einem von den Blutigeln des gemeinen Wesens verbinden will; das arme Volk! der Himmel ist mein Zeuge, daß ich sein klägliches Schicksal bedaure, und daß ich alle die krummen niederträchtigen Mittel von Grund meiner Seele verabscheue, durch die mein künftiger Schwiegervater reich geworden ist. Ich werde ihn verachten, und so lange verachten, als er sich nicht bessert. Indeß wird er das, was er gestohlen hat, nie wieder herausgeben; und wenn ich die unermeßlichen Schätze verschmähen wollte, die er mir mit der Hand seiner Tochter anbietet: so würde sichs ein andrer gefallen lassen. Ich will sie also nur heyrathen.

Man

Man will behaupten, daß Heinrich IV. König von Frankreich, nur eine einzige Kutsche für sich und seine Gemahlinn zugleich gehabt habe. Er schrieb deshalb an seinen Liebling den Duc de Sulli, welcher Medicin genommen hatte: Ich dachte euch zu besuchen, ich muß es aber unterlassen, weil meine Gemahlinn heute meine Kutsche braucht.

Gnädiger Herr, sagte ein Verläumder zu Ludwig von Bourbon, hier haben sie ein Register von allen den Verbrechen welche Personen wider sie begangen, denen sie nur allzuviel Gnade erweisen. Habt ihr auch ein Register über die Dienste gehalten, die sie mir geleistet haben? gab ihm der Prinz zur Antwort.

Kayser Carl der V. kam durch eine Stadt, in welcher man ihn nicht vermuthen war. Man sagte ihm, auf einem nahen Landhause halte sich ein Mensch auf, der bittere Satyren auf ihn gemacht habe. Es wäre gescheuter, gab der Kayser zur Antwort, ihm zu stecken, daß Ich hier bin, als mir zu sagen, wo Er ist.

Man darf sich nicht wundern, wenn Widerwärtigkeiten das Herz eines ehrlichen Mannes verhärten, und ihn manchmal stolz und eigensinnig machen. Aber wie ist es möglich glücklich zu seyn, und andre durch seinen Hochmuth zu beleidigen?

Ein Holländischer Geistlicher machte einem Indianischen Fürsten ein Geschenk mit einer Bouteille Brannteweín. Der Fürst, der ihm wieder eine Ehre dafür anthun wollte, ließ seine Sklaven kommen, und sie eine Schlacht untereinander halten. In kurzer Zeit war der Schauplatz mit Verwundeten und Todten angefüllt, so sehr auch der Geistliche bat und flehte. Was will das sagen, gab ihm der Prinz zur Antwort, es sind meine Unterthanen; ihr Verlust will nicht viel bedeuten, und ich bin erfreut, ihnen hiedurch meine Hochachtung zu bezeigen. Was ist auf dem halben Erdboden das verachteste Thier? Der Mensch.

Helmstedt.

Das Programma der Universität zu dem Michaelisfest dieses Jahrs führet den Titel: Angelorum humanitas, von 2½ Bog. und hat unsern Prof. Dommerich zum Verfasser. In der Vorbereitung werden die beyden Abwege in der Lehre von den Engeln bemerkt. Die Erklärung des Dienstes der Engel Col. 2, 18. S. 4. 5. die richtige Bestimmung der biblischen Wörter Fleisch und Geist, wider die Socinianischen falschen Auslegungen S. 5. 18. die neuen Gründe zur Vertheidigung der von einem Engel herrührenden Assyrischen Niederlage, S. 6. 7. und der leiblichen Besitzung vom Teufel, S. 8. 9. imgl. was wider S. Crell angeführet wird, S. 7. 8. verdienet Aufmerksamkeit. Die Abhandlung der Lehre selbst, daß die Engel Menschenfreunde sind, besteht aus zween Theilen. In dem ersteren wird sie aus vier Klassen von Schriftstellen bewiesen, und in dem zweyten wird daraus das Bild des Menschenfreundes geschildert, dessen Entstehung, Eigenschaften und Würksamkeit gelehrt, und vor der Schminke des Menschenfreundes gewarnet. In beyden Theilen sind hin und wieder brauchbare Anmerkungen. Daß eine Glaubenslehre nicht mit ausdrücklichen Worten in der Schrift stehen, und doch eben so wahr, gewiß und göttlich seyn könne, S. 9. die kurze Vorstellung des ausgebreiteten Nutzens der Lehre von den Engeln, S. 9. 10. die Erklärung der Worte der Doxologie ἐν ἀνθρώποις εὐδοκία das Wohlgefallen der Engel an den erlöseten Menschen, S. 12. der Beweis, daß die Menschenfreundlichkeit ein angebohrner Trieb der Natur sey, S. 16. die Erläuterung des Worts humanitas und φιλανθρωπία S. 11. 17. verdienen besonders hieher gerechnet zu werden. Den Beschluß machet eine den itzigen Zeiten angemessene Ermahnung an unsere studirende Jugend.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

81tes Stück.

Mitwochs, den 8. October, 1766.

Christian Leiste, Conrektor des Gymnasii zu Wolfenbüttel, vorläufige Anzeige einiger, besonders mathematischen und physikalischen, Vorlesungen, welche er unter göttlichen Beystand zu eröfnen entschlossen ist.

Unter diesem Titul hat der Conrektor am dortigen Gymnasio, durch eine gedruckte Anzeige diejenigen Vorlesungen über die Mathematik und Naturlehre bekannt gemacht, die er sowol öffentlich als besonders, nicht nur mit seinen ordentlichen Zuhörern, sondern auch mit andern Liebhabern dieser Wissenschaften anstellen will.

Die reine sowol als angewandte Mathematik will er in einer Zeit von 1½ Jahren nach des Hrn. Prof. Clemms mathematischem Lehrbuche durchnehmen. Sollten indeß einige nur einen oder den andern Theil daraus, z. E. die Analysis, Mechanik, Baukunst rc. ausführlicher zu hören verlangen, oder andere über die gesammten Theile der Mathematik einen etwas kürzern, und mehr nach ihren Fähigkeiten und Absichten eingerichteten Vortrag wählen; so soll darinn nach vorher gegangener Verabredung möglichst gedienet werden.

Eben so sollen die Vorlesungen über die Naturlehre eingerichtet werden; nemlich, wenn solche Zuhörer da sind, die Mathematik verstehen, so soll diese, wo es nöthig ist, bey Erklärung aller auf Erfahrung gegründeter Lehrsätze gebraucht werden. Sind aber auch andere, die blos eine Experimental-Physik verlangen: so ist er auch dazu erbötig. In beyden Fällen wird er nach Nollets Methode immer Gelegenheit nehmen, sich auch über solche Dinge auszubreiten, die im gemeinen Leben, besonders in der Werkstatt der Künstler und Handwerker vorkommen.

Der übrige Inhalt dieser Schrift geht dahin, den ausgebreiteten Nutzen der Mathematik und Naturlehre für Gelehrte sowol als Künstler darzuthun. Und weil wir hier die Vortheile derselben in der Kürze beysammen finden: so soll in diesem Blatte, um mancher Leser willen, das wesentliche davon mitgetheilt werden.

Nachdem der Verfasser gezeigt hat, daß die Mathematik, wo nicht brauchbarer, doch wenigstens eben so nützlich sey, als die Logik, weil diese nur das Vermögen, jene aber die Fertigkeit im denken und schließen, und zwar auf die simpelste und für eines jeden Kräfte angemessene Art entwickelt: so macht er eine allgemeine Anmerkung über den Einfluß der Mathematik und Naturlehre auf alle Theile der Gelehrsamkeit, die wir hier ganz hersetzen wollen.

„Unter allen Hülfswissenschaften verdient die Mathematik und Naturlehre den ersten Platz, denn selbst diese können insgesammt weder der einen noch der andern entbehren. Der Philosoph giebt seiner spekulativischen Philosophie einen solchen Namen, der anzeigt, daß man erst die Natur etwas kennen müsse, ehe man Begriffe von natürlichen Dingen geben, und Beweisse führen will; und indem ein Philosoph nach mathematischer Methode alle seine Lehrsätze demonstriren will (sollten es auch Dinge seyn, die der Mathematikus, wenn er anders auf dergleichen Untersuchung fallen könnte, durch den richtigsten Gebrauch seiner Methode nicht herausbringen würde) so wird dies wenigstens kein Philosoph leugnen, daß es am vernünftigsten sey, die Wissenschaft selbst erst zu lernen, welcher diese Methode wesentlich zu kommt. Der Philosoph hat ausserdem, (wenn ich die Geisterlehre, nebst allen damit verbundenen und verwandten Theilen ausnehme) mit dem Mathematikus und Physikus einerley Gegenstände; nur mit dem Unterschied, daß der Philosoph sich begnügt, nur allgemein die Ursachen und Würkungen natürlicher Dinge anzugeben, da der Physikus hingegen durch den Gebrauch der Mathematik sie genau gegen einander abwiegt, und die Größe, den Grad, Umfang oder Grenze der einen aus der andern bestimmt.

Die Historie und Geographie sind unzertrennlich mit der mathematischen Chronologie und Geographie verknüpft. Man muß wenigstens etwas von ihnen wissen; und um dieses zu wissen, muß man wieder etwas von der Astromie, und andern Lehrsätzen der Mathematik verstehen.

Die Litteratur, Critik, und die Werke des Witzes gebrauchen sie ebenfalls; die Mathematik übt stets Witz und Scharfsinnigkeit, indem sie stets Vergleichungen anstellt. Und was hat nicht der schöne Geist für eine reiche Vorrathskammer, für eine Führerinn und Richterinn seiner Gedanken an der Natur, die er nachahmen soll? Wenigstens thun es die, welche ihren Witz und Scharfsinnigkeit bey erhabenern Gegenständen, als sich die meisten unserer Witzlinge wählen, gebrauchen; wenigstens lehrt die Natur uns nicht ausgelassen handeln. Mit einem Wort, es ist keine Wissenschaft, die mit der Mathematik und Naturlehre nicht in einer vortheilhaften Verbindung stehen sollte.

Der Theologe muß die Wahrheiten erforschen, die GOtt uns geoffenbaret hat, folglich nicht allein die in heil. Schrift geoffenbarten, sondern auch diejenigen, die wir im Buch der Natur finden. Die heil. Schrift lehrt uns dies selbst durch ihr erhabenes Beyspiel. Den Schlüssel aber zu diesen letzten giebt uns öfters allein die Mathematik.

Eben

Eben so nothwendig ist sie dem Richter, wenn er, um nicht Ungerechtigkeiten zu begehen, Maaß, Zahl und Gewicht genau bestimmen muß. Ist es ein solcher Staatsmann, der die Vortheile seines Landes kennen, die Einkünfte desselben erhöhen soll, und zwar so, daß nicht nur der Landesherr sondern auch die Unterthanen wahre Vortheile daran haben sollen: so wird ihn die Mathematik und Naturlehre vor manche unglückliche Versuche und Nachahmungen bewahren, die die Beschaffenheit der Erde, des Wassers und der Luft nicht verstatten, und er wird glücklicher die Vortheile, die das Land selbst schon hat, und wegen Mangel der hinlänglichen Kenntniß unbenutzt geblieben sind, aufsuchen. Wie nutzbar ist ihm insbesondere die Mechanik, die die Werkzeuge, Maschinen, Mühlen, und Künste von allerhand Art angiebt, wodurch dem Landesherrn mit Vortheile der Unterthanen Einkünfte zu wachsen. Ich kann mich hier nicht in einzelne Betrachtungen einlassen, oder zeigen, was für Nutzen diese Wissenschaften dem Rechtegelehrten nach seinen verschiedenen Fächern verschaffen. Eben so wenig bin ich entschlossen, zu zeigen, wie unentbehrlich sie dem Medicus sind, denn es ist für sich klar.„

Daß auch Künstler und Handwerker von der Mathematik Vortheile haben, wird folgendergestalt gezeigt.

„Der Mathematikus arbeitet auch für Künstler und Handwerker, und man kann sagen, daß er letztern, so zu sagen, die Hand führt. Insgemein ist er daher auch das allgemeine Orakul, vorzüglich solcher Werkleute, die öfters neue, oder wenigstens unbekannte Sachen unter den Händen haben, oder durch edele Neigung angetrieben werden, das unvollkommene von ihren Werken durch neue und bequemere Einrichtung zu entfernen.

Es ist wahr, oft giebt es Genies, die ohne diese Anweisung bisweilen auf ganz gute Erfindung fallen. Oft haben die größten Angaben dies seltene, daß ihre Erfinder sonst eben gar keine Anlage zum scharfen Nachdenken hatten, und an nichts weniger, als an neue und tiefsinnige Erfindungen dachten. Ein zufälliger Umstand, und oft der Mangel des Nachdenkens veranlasset sie zu Unternehmungen, davon sie selbst den großen Erfolg, wenn er auch da ist, nicht verstehen. Ein Kunstverständiger sieht ihn, macht Gebrauch davon, und wird durch des andern Dummheit groß. Ich könnte einige Exempel davon anführen, wenn dergleichen nicht schon bekannt genug wären. Andere sind in der That erfinderische Köpfe. Es fehlen ihnen aber die nöthigen Grundsätze, wornach sie die Möglichkeit oder Brauchbarkeit mancher Angaben beurtheilen könnten. Sie arbeiten nach ihrer lebhaften Einbildungskraft fort. Oft bringen sie ihre Mißgeburten zu Stande, und wenn sie fertig sind: so kann man ihnen keinen andern Platz als unter dem Spielzeuge anweisen.

Oft aber fallen sie auf unmögliche Dinge, lassen dabey ihre Berufsarbeiten liegen, und werden darüber wol gar Bettler und Betrüger. Ich kann hiebey zum Exempel die unglückliche Bemühung derer anführen, die einen großen Theil ihres Lebens darauf verwendet haben, ein perpetuum mobile oder dergleichen schöne Raritäten zu erfinden. Würden nun diese, wenn sie entweder selbst einige Kenntniß der Mechanik hätten, oder sich durch andere, die sie verstehen, leiten ließen, statt solcher fruchtlosen Bemühungen dem Staat auf eine andere Weise nicht viel nützlicher seyn können?„

Einige

Einige sonderbare Gebräuche.

Alle gesittete Nationen haben von jeher sehr viel Achtung für das Frauenzimmer bezeigt; und sie haben ihre Einsichten manchmal eben so sehr hochgeschätzt, als sie ihre Schönheit und ihre Reitzungen angebetet haben.

Diese Hochachtung für das schöne Geschlecht hat sich indeß bey verschiedenen Völkern öfters auf eine sehr besondre Weise zu Tage gelegt. Der Kayser von Java zum Exempel braucht zu seinen Gesandtschaften niemanden anders, als Frauenzimmer, und zwar wählt man gemeiniglich Witwen zu diesen Posten. Man ist in diesem Lande überzeugt, daß sich Frauenzimmer viel besser hiezu schicken, als Mannspersonen, weil sie von Kindheit an gelernt haben, sich zu verstellen; weil sie mehr Witz haben, und in schweren Fällen mehr Auswege wissen; weil sie sich weit mehr einschmeicheln können, und schon von Natur eine gewisse Herrschaft über uns behaupten; und weil sie fast alle sehr viel Schärfe des Geistes, und ein gewisses richtiges Auge besitzen, womit sie sogleich die Gemüther derer zu erforschen wissen, mit welchen sie zu thun haben. Sollte man in Europa jemals auf den Einfall gerathen, diese Mode nachzuahmen, so könnte der Gesandte blos zum Staat, und ein Frauenzimmer sein Gesandtschaftssekretair seyn.

Zu Bareges, in der Provinz Lanquedoc, herrscht noch ein sehr besondres Gesetz. Eine Tochter, die von allen Kindern das älteste ist, wird die geborne Erbin aller Güter, und des sämmtlichen Vermögens, mit Ausschließung aller männlichen Erben, die nach ihr gebohren werden. Wenn ein solches Frauenzimmer mündig geworden, so suchen ihr die Eltern unter den jüngern Söhnen einer andern Familie einen Gemahl aus. Dieser ist aber verbunden, seiner Frau alle Tage, stehend, und mit unbedecktem Haupte, bey Tische aufzuwarten; jedoch kann sie ihm, wenn es ihr gefällt, und er sich gut aufführt, manchmal erlauben, sich zu setzen, und mit ihr zu essen. Er darf aber nie ein Recht hieraus machen. Wenn sie aufsteht von Tische, so trägt er die Speisen ab, und ißt alsdann ganz demüthig mit den andern Bedienten. Sollte er sich gegen seine Frau schlecht aufführen, oder sich gar einfallen lassen, das obige Gesetz zu übertreten, so fodern ihn die Verwandten der Frau vor, geben ihm eine Tracht Schläge, jagen ihn aus dem Hause, und schicken ihn nach Spanien, unter der Bedrohung, ihn zu erschiessen, wenn er sich wieder blicken lasse.

Dies Gesetz ist für die Mannspersonen sehr hart und erniedrigend, und man muß zu Bareges von den Einsichten der Damen und ihrer Geschicklichkeit, die Herrschaft zu führen, sehr große Begriffe haben.

In Frankreich ist aus den alten barbarischen Zeiten noch ein lächerlicher Lehnsgebrauch beybehalten worden. Wenn der Abt von Figeac seinen ersten Einzug in die kleine Stadt dieses Namens hält, so ist der Herr von Monbrün, und la Roque verbunden, ihn mit bloßen Füßen und in Harlequinskleidern bis an die Thür seiner Abtey zu bringen, und seine Stute am Zügel zu führen; worauf der Abt und der Harlequin mit einander speisen.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

82tes Stück.

Sonnabends, den 11. October, 1766.

Verzeichniß der Vorlesungen und Uebungen des Fürstl. Collegii Anatomico - Chirurgici in Braunschweig, von Michaelis 1766. bis dahin 1767.

I.

Christian Jeremias Rollin, Med. Doctor, der Anatomie Professor, des Fürstl. Collegii Medici Assessor, und der Königl. Großbritannischen Oekonomischen Societät in Zelle ordentliches Mitglied, machet hiemit seinen sämtlichen Zuhörern bekannt, daß in denen herannahenden Wintermonaten die Zergliederung durch alle Theile des menschlichen Körpers fortgesetzt, und deren Erklärung gründlich, und aufs deutlichste vorgetragen werden soll.

Gelegentlich wird man bedacht seyn, an den tauglichsten Körpern Legalsektionen nach den Regeln der Kunst anzustellen, dabey dasjenige, was bey Wundberichten besonders zu beobachten ist, abzuhandeln nicht vergessen.

Auch wird es denenjenigen, welchen die Erlernung der Zergliederungskunst ein wahrer Ernst ist, und selbsten Hand anzulegen wünschen, an treuer Anführung nicht fehlen; zumalen die Veranstaltungen bey unserm Instituto so beschaffen sind, daß so wenig an tauglichen Körpern, als andern Bequemlichkeiten einiger Mangel zu bemerken ist.

Sobald die warmen Frühlingstage, die Anatomie länger zu treiben nicht gestatten, wird man den ganzen Sommer hindurch mit der Osteologie (als der wahren Grundseule des ganzen anatomisch- und chirurgischen Lehrgebäudes) sich beschäftigen, auch zugleich die kränklichen Zufälle, welche den festen, oder harten Theilen des menschlichen Körpers, sowol mit als ohne Gewalt begegnen können, abhandeln.

Unter den Privatübungen offeriret er hauptsächlich denenjenigen, welche dereinst Seereisen anzutreten gewillet sind, von dem was er auf seinen Reisen beobachtet, hauptsächlich die Pflichten eines See-Chirurgi, nicht weniger über die, sowol auf den Schiffen, als fremden Insuln besonders herschende Krankheiten, und wie solchen zu begegnen sey, nützlichen Unterricht.

Da die Natur voll erstaunenswürdiger Dinge ist, so suchet man vielfältig seine

Ergötzlichkeit in Betrachtung natürlicher Geschöpfe. Es ist dieses Studium mühsam und kostbar. Hohe Häupter allein sind vermögend Naturalienkammern mit genugsamen Seltenheiten auszuzieren. Unter den Reichen der Natur, ist dasjenige, was die Thiere in sich begreift, am mühsamsten zu erhalten. Eben dieser animalische Theil erfodert bey großen Kunst- und Naturalienkammern einen besondern Aufseher. Also wird denen Curiosis auch hierin nöthiger Unterricht angeboten. Z. E. 1) Die Theile des menschlichen und anderer Thiere Körper nach der Methode des Herrn Ruyschens künstlich auszusprützen, auf das sauberste zu präpariren und sowol trocken als naß zu erhalten. 2) Das Federwild auf eine ganz neue von mir erfundene verbesserte Art zuzubereiten, und für den schädlichen Insekten auf beständig zu verwahren. 3) Was eigentlich bey der Conservation sowol einheimischer als fremder Thiere, welche zum Theil trocken, zum Theil in balsamischen Liquore aufbehalten werden müssen, nöthiges zu beobachten. 4) Wie der Seeschnecken und Muscheln natürliche schöne Farben zu erhöhen, wie die ächten von den verwitterten zu unterscheiden. 5) Wie die Conchilien auf Holländische Manier, in gehörige systematische Ordnung, dennoch zierlich und für das Auge reitzend, dabey nicht scholastisch aussehend zu rangiren sind. ꝛc.

Die öffentlichen Vorlesungen geschehen auf dem Theatro Anatomico sowol Winter- als Sommerszeit, des Vormittags von 10 bis 11 Uhr.

Die Uebungen im Seciren geschehen täglich, bey allen müssigen Stunden. Zu Privatübungen müssen die Stunden verabredet werden.

II.

Urb. Fried. Bened. Brückmann, der A. W. Doctor, Fürstl. Leibmedicus und Professor bey dem Theatro Anatomico, wird die Physiologie oder Lehre von dem Nutzen und den Würkungen der Theile in einem gesunden menschlichen Körper seinen Zuhörern aufs neue vortragen, und dieselbe im nächstfolgenden Jahre zu Ende bringen.

Die hiezu gewidmeten Stunden sind des Montags und Freytags von 3 bis 4 Uhr.

III.

D. **C. T. H. v. Hagen**, C. M. Assess. Bot. Prof. und Stadtphysicus, wird im bevorstehenden Jahre die Geschichte der Kräuterwissenschaft seinen Zuhörern vortragen; und nachdem solche geendiget, die Pflanzen selbst erklären, und dabey Chemnitii Indicem Plantarum circa Brunsvigam nascentium zum Grunde legen, auch dafür sorgen, daß, so viel möglich, die entfernten Pflanzen selbst frisch herbeygeschaffet werden.

Die diesen Vorlesungen zu widmende Stunden wird derselbe in einem besondern Anschlage kund machen.

IV.

D. **C. G. Wagler**, Fürstl. Leibmedicus, Professor der Entbindungskunst ꝛc. wird nunmehr in seinen Vorlesungen, welche diesen Sommer durch wichtigere Pflichten eine Zeitlang unterbrochen worden, fortfahren, seinen Zuhörern, nach Anleitung der Henkelschen Uebersetzung von des sel. Röderers elementis obstetriciæ, die Lehre von schweren Geburten vorzutragen, und ihnen in den dazu erfoderlichen Handgriffen an Maschinen die nöthige Uebung zu verschaffen.

Die dazu bestimmten Stunden bleiben Montags und Freytags von 2 bis 3 Uhr.

* * *

Joh. Jul. Eberh. Fricke, Stadt-Chirurgus und Demonstrator der chirurgischen Operationen bey dem Fürstl. Theatro Anatomico, machet seinen Zuhörern bekannt, daß der, wegen seiner kränklichen Umstände, zurückgebliebene Theil des chirurgischen Verbandes noch vor der kalten Witterung zu Ende gebracht werden soll.

Diesen

Diesen Winter wird mit den chirurgischen Operationen an Cadaveribus fortgefahren und was ein Chirurgus vor, bey, und nach der Operation zu observiren hat, gehörig angezeiget werden.

In den Sommermonaten wird des Hrn. Henkelo Anweisung zum verbesserten chirurgischen Verbande vorgetragen werden, und den Studiosis Chirurgiæ, die Lust haben solche nachzumachen, gehörige Anweisung gegeben.

Die dazu gewidmeten Stunden sind Montags und Freytags von 11 bis 12 Uhr.



Abschied einer Mutter von ihrem Sohn.

(Aus dem Journal des Dames.)

Du willst uns also verlassen, mein Sohn! Du willst dich achtzig Meilen weit von uns entfernen! Du gehst in ein Land, wo das Laster alle die Farben annimmt, mit denen es unerfahrne Augen verblenden kann. Alle Tage wird die Tugend daselbst verführt; ich zittere in Ansehung der deinigen! Du bist mir theuer, mein Sohn! Meine Sorgen und Bekümmernisse zeigen es dir nur allzusehr; aber glaube mir, ich werde eher deinen Tod, als den Verlust deiner Unschuld ertragen können. Sie ist, so wie du selbst, mein Werk, und du bist mir blos deswegen so theuer, weil du sie liebst. Vernimm also, o mein Sohn, mein zärtlich geliebtester Sohn! vernimm die Lehren einer Mutter, welche vielleicht niemals dich wieder sieht; grabe sie tief in dein Herz; es ist vielleicht das letzte Zeichen meiner Zärtlichkeit; laß es dir, o mein Sohn, das kostbarste seyn.

Seit länger als fünfhundert Jahren sind deine Vorfahren in diesem Hause gebohren worden, und haben beständig darinn gelebt. Keiner hat einen andern Stand verlangt, als denjenigen, welcher ihm von seinen Vätern angeerbt war. Von ihrer ersten Jugend an gewöhnten sie ihre Hand zu Egge und Pflug; sie haben alle ein langes Leben in dem Anbau des Erbtheils geführt, welches ihnen ihre Vorfahren gelassen. Sie waren zufrieden, wenn sie es mit einigen neuen Aeckern vermehrten, und Kinder nachließen, die es fortbauen konnten; sie endigten ihre Tage in dem Schooße einer geliebten Familie, und wurden noch lange nach ihrem Tode von der ganzen Gegend umher gesegnet, beweint, und bedauert.

Sieh! auf solche Art sind die Güter erhalten und vermehrt worden, welche wir dir künftig zum Erbtheil lassen. Dein Vater hat alles für dich gethan, was seine Vorfahren für ihn gethan hatten, und wollte der Himmel! er hätte nicht noch ein mehrers gethan! Wir würden nicht mit Betrübniß sehn müssen, daß du das Beyspiel deiner Vorfahren aus den Augen setzest, und daß du der erste von einer alten Familie bist, der einen Stand verachtet, well er von jeher der Stand der Tugend gewesen ist. Wenn du dich wenigstens in eine benachbarte Stadt begeben wolltest! Aber du entfernest dich weit von dem väterlichen Hause, du verschmähst ein ländliches Dach. O mein Sohn, was hat dir bisher gefehlt? Bücher und Lehrmeister, sagst du? Ich verstehe wenig von dem einen noch andern; aber ich fürchte sehr, daß du an ihrer Statt Laster und Verführungen findest. Suchst du weiter nichts, als glücklich zu seyn, so bleib bey uns. Alle mögliche Gelehrsamkeit kann dir doch nicht die Ruhe und die Hochachtung verschaffen, die deine Vorfahren genossen haben. Es waren nur wenige darunter, die ihren Namen schreiben konnten

konnten, aber doch ist fast kein einziger gewesen, von dem ehrliche Leute nicht mit Achtung sprächen, und von dem man nicht einige edle Handlungen und Beyspiele zu erzehlen wüßte. Ihre Tugenden sind ihre ganze Geschichte.

Sage mir selbst, ist es nicht besser, die Tugend würklich auszuüben, als sie in deinen Büchern aufzusuchen? Ist es auch schon ausgemacht, daß diese Bücher etwas beytragen werden, dir die Tugend werth zu machen, und in deinem Herzen zu entwikkeln? Ich will gern glauben, daß das Studiren deine Sitten nicht verdirbt; aber wie viel andre Klippen hast du nicht zu vermeiden, besonders wenn du in großen Städten bleibst?

Ich habe Mitleiden mit deinem Irrthum, mein liebes Kind! Der Himmel gebe, daß ich nicht einst die Folgen davon beweinen muß! Ich weiß nicht, welche schlimme Ahndung mich solches fürchten läßt. Du strebst nach Ehren und Würden. Wo kannst du grössere und dauerhaftere finden, als in deiner Heymath, wo du schon alle der Hochachtung geniessest, welche man für deine Vorfahren hegt? Warum willst du sie nicht lieber hier loben hören, und eben dieses Lob verdienen, als von hier in eine fremde Welt gehn? Du schätzest das Herz dieser ehrlichen Leute gering, ihr bäurisches Lob hat für dich keinen Reitz. Mein Sohn, ich kann deine Absichten nicht ohne Betrübniß wahrnehmen, es muß mir leid thun, daß ich dich habe studiren lassen.

Es ist indeß dein Wille; ich will mich demselben nicht widersetzen. Aber erinnere dich, daß wenn es dir übel geht, du mir keine Vorwürfe über die Freyheit machest, die ich dir zugestanden habe.

Lebe wohl, mein geliebtster Sohn! vergiß nicht, daß ich deinem Herzen eine Rechtschaffenheit eingeprägt habe, die seit fünf Jahrhunderten beständig in dem Herzen deiner Voreltern geherrschet hat. Glaube nicht, daß du diese Redlichkeit vergessen dürfest, weil du dich von den Oertern entfernst, an welchen du sie bey allen Gelegenheiten würdest gesehn haben, oder daß du ein Recht habest, sie zu verachten, weil diese Rechtschaffenheit in einer ungeschminkten bäurischen Gestalt erscheinet. Dein Vater besitzt sie noch diese Stunde, und welcher Sohn wollte wol erröthen, einem tugendhaften Vater gleich zu seyn? Bishieher, mein Sohn, hast du die Tugend geliebt, wie du deine Mutter geliebt hast, aber künftig ist dieses nicht genug; du mußt sie mit der Zärtlichkeit lieben, die ich für dich empfinde; bey der geringsten Gefahr, sie zu verlieren, muß dein Herz zittern; und du mußt deine Blicke nicht einen Augenblick von ihrem geliebten Bilde wegwenden. Folge beständig ihren Schritten, damit du sie nicht verlierst, wache Tag und Nacht mit der Sorgfalt über sie, die meine Augen beständig über dich offen hielten. Wirst du wol an alle die Sorgfalt gedenken, mein Sohn, die ich auf dich verwandt habe? Wirst du dich erinnern, wie ich ganze Nächte bey deiner Wiege zugebracht. — Wohlan, mein Sohn, mit eben der Sorgfalt wache über deine Tugend; du hast sie völlig nöthig, wenn du deine Unschuld bewahren willst.

Um der Thränen willen, mein Sohn, die du mich gekostet hast, und womit ich noch itzt dein Antlitz benetze, gedenke ohn Unterlaß an den GOtt, der deine Väter mit so viel Gütern und Wohlthaten überhäuft hat! Weiche nicht ab von den Tugenden dieser ehrlichen guten Leute, über die du dich itzo erheben willst! dies sind deine herrlichsten Titel, du wirst nie grössere finden. Was für Vorwürfe würdest du dir zu machen haben, wenn du an Redlichkeit und Güte des Herzens diesen ehrlichen einfältigen Landleuten nicht beykommen könntest. Ihren Stand hast du schon verachtet; zittre, mein Sohn, daß du in Ansehung der Sitten nicht weit hinter ihnen zurück bleibst! Lebe wohl!



Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

83tes Stück.

Mittwochs, den 15. October, 1766.

Von den Weltkörpern.

Zur gemeinnützigen Kenntniß der großen Werke GOttes.

Verfasset von N. Schmid.

Wenn man erwegt, was für eine Unwissenheit nicht nur in Ansehung der Erde, die wir bewohnen, sondern auch in Betracht der übrigen Weltkörper, die uns umringen, unter den Menschen herrschet, und wie diese Unwissenheit nicht etwa blos unter dem geringeren Theile derselben, sondern auch unter der Klasse der vornehmeren und reicheren, ja oft selbst unter den sogenannten Gelehrten anzutreffen ist: so wird man es dem Herrn Schmid ausserordentlich Dank wissen, daß er die wahren philosophischen Kenntnisse allgemeiner zu machen sucht, die der Neugier des Menschen, und der Würde jedes denkenden Wesens so anständig sind. Der Verfasser hat diesen Traktat, wie er in der Vorrede sagt, bestimmt, „denen, die nicht zum starken Nachdenken gewöhnt sind, einen hinlänglichen Begriff von der Welt zu geben. Er lehret, was billig ein jeder wissen sollte; nicht aber das was ein Astronom wissen muß. Er zeiget die Größe und Entfernung der Weltkörper, ihre Bewegung, ihren Zusammenhang, ihre Beschaffenheit, und ihre Veränderungen; kurz, er trägt dasjenige vor, was man von dem Firmamente weiß; er zeiget an, was noch unerforschlich geblieben ist, und beweiset es, so weit es die Grenzen dieses Plans erlauben.„

Unsrer Meynung nach, hat der Verfasser diese Absicht auf eine vorzügliche Art erfüllt. Er schreibt deutlich, angenehm, und manchmal mit einem Enthusiasmus, der nur einem edlen und empfindlichen Herzen eigen ist. Seine reine und zierliche Schreibart macht ihm destomehr Ehre, da er eigentlich nicht zu den Gelehrten von Profession gehört, ob er gleich schon längst durch sehr viel wohlgerathene Aufsätze eine Stelle unter ihnen verdient hat.

Um den Leser in den Stand zu setzen, selbst von den Vorzügen dieses kleinen Werks zu urtheilen; wollen wir eine Stelle von dem Umlaufe der Erde aus derselben anführen, eine Wahrheit, an der man noch heutiges Tages Leute zweifeln hört, von denen man es gewiß nicht vermuthen sollte. Nachdem der Verfasser den Copernikanischen Weltbau kürzlich erklärt hat, so fährt er folgendergestalt fort:

Wie? antwortet mir Polydor. Die Sonne, die ich mit gesunden Augen täglich in zwölf Stunden den halben Himmel umlaufen sehe, soll stillstehen? Ist sie nicht des Morgens in Osten, und des Abends in Westen? Entweder der halbe Kreis des Himmels ist meinen Augen zu klein, um den ziemlichen Abstand von Osten bis Westen bemerken zu können; oder die Sonne steht nicht still.

Dieser wichtige Einwurf erschrecket mich. In dem ehemaligen gräflichen Dähnischen Garten zu Braunschweig ist eine Scheibe von etwan zwanzig Ellen im Durchmesser, die mit dem Boden völlig gleich liegt, und mit Kräutern bewachsen ist. Nahe am Rande sind hölzerne Pferde befestigt, worauf man sich setzen kann. Diese Maschine hängt im Mittelpunkte auf einer starken Spitze, um welche die ganze Scheibe mit ihren Pferden und Reutern, von Leuten, die unter der Erde verborgen sind, schnell herum gedrehet wird. In die Mitte dieser Maschine setze man Sie, lieber Polydor, auf einen Sessel, und drehe ihn in einer Stunde langsam und unvermerkt einmal um seine Axe herum. Da sitzt nun Polydor, und sieht mit gesunden Augen das Schloß, alle Bäume, und das entfernte Harzgebirge, in einer Stunde um seinen Sessel laufen; und der Mittelpunkt ihrer Bewegung ist er. Es kann nicht anders seyn; seine Augen trügen ihn doch nicht; die ganze Gegend läuft um ihn herum. Der Berg zur rechten war ihm ja vor einer halben Stunde zur linken; und was hinter ihm war, ist jetzt vor ihm. Sehen sie, Polydor, wie eine einzige Umwälzung der kleinen Erde um ihre Axe, eben das würket, als wenn alle Planeten, die Sonne, und die Millionen großer Sterne, in wenig Stunden, um ihre ungeheuern Kreise gerissen würden?

Es ist wahr; antwortet Polydor. Diesen meinen Einwurf haben Sie gehoben. Aber wie wollen Sie, die jährliche Bewegung der Sonne durch den Thierkreis, von dem Laufe der Erde zu erklären vermögend seyn?

Bewegen Sie sich doch nur, Polydor, Einmal in Einer Stunde von Abend gegen Morgen um den Pappelbaum Ihrer großen Wiese; wie sich die Erde in Einem Jahre um die Sonne bewegt. Wird sich Ihnen nicht der stillstehende Baum, um den ganzen Himmel herum, von Abend gegen Morgen zu bewegen scheinen, wie sich die stillstehende Sonne von dem Widder in den Stier, und so durch den ganzen Thierkreis, in Einem Jahre zu bewegen scheint?

Aber, fährt Polydor fort, noch etwas weniges habe ich einzuwenden, das wie mich dünkt, von einiger Erheblichkeit ist. Die Aussprüche der Bibel, welche der Sonne einen Lauf zuschreiben, müssen bey Ihnen von wenigem Gewichte seyn. Und wie die starke Bewegung der Erde nicht alles, was sich auf ihrer Oberfläche befindet, von sich hinweg schleudert; ja wie man diese heftige Bewegung nicht einmal im mindesten empfindet; das ist mir unbegreiflich.

Wichtigere Einwürfe könnte ich freylich nicht erwarten. Der große Geber der Offenbarung wollte uns in derselben gewiß nicht die Astronomie lehren. Kennen Sie die oft sinnliche Sprache der Bibel nicht, welche sich nach unserer Vorstellung richtet, und besonders die Dinge, welche nicht ihren

Haupt-

Hauptzweck ausmachen, so vorstellet, wie sie uns zu seyn scheinen? Wäre der Spruch des Josua Jos. 10, v. 12. 13. im eigentlichen Verstande zu nehmen; so hätte die Sonne in der Stadt Gibeon, und der Mond im Thal Ajalon seyn müssen. Josua befahl der Sonne, ihre Stellung in Ansehung der Erde nicht zu verändern. Dies drücket er so aus, wie man noch jetzt redet. Kein Kopernikaner sagt: dieser Theil der Erde hat sich der Sonne schon zugewandt; wenn er sagen will, die Sonne ist aufgegangen.

Von gleicher Erheblichkeit ist Ihr zweyter Einwurf. Bewegte sich nicht der ganze Luftkreis, und die Schwere zugleich mit der Erde; so hätten Sie recht. Jetzt aber, da die Schwere, welche alles zum Mittelpunkte der Erde drücket, die Würkung von dem Schwunge der Erde übertrifft,(*) so muß ihre Bewegung unmerklich werden.

Liefen die Sterne nach dem Wahne der Tychoniker, in vier und zwanzig Stunden ihre großen Kreise um die Erde: so müßten die Sterne selbst weit eher, als die Körper auf der Erde fortgeschleudert werden; weil sie in einer Secunde, oder in einem ordentlichen Pulsschlage, zum wenigsten ein und vierzig Millionen Meilen laufen würden; da doch ein Punkt der Erde in einer Stunde nur zwo hundert fünf und zwanzig Meilen sich würklich bewegt. — — —

Liebhaber können diese wohlgerathene Schrift in hiesiger Fürstl. Waisenhausbuchhandlung das Exemplar zu 9 ggr. erhalten.

(*) Ein in die Höhe geworfener Stein beweiset durch seine Rückkehr, daß die Schwere zur Erde größer sey, als die Kraft, welche die Körper von ihr schleudern will. Wären beyde Kräfte einander gleich; so würden unsere Häuser und Palläste durch den sanftesten Wind davon geführet werden. So aber drückt ein Stein den andern durch seine Schwere an den Boden, und hält ihn da fest. Der Mensch würde keinen festen Stand haben; er würde sich nicht nach Willkühr bewegen können; wofern nicht die überwiegende Schwere seinen Gliedern die Gewalt gäbe, ihre Kräfte gegen den festen Boden würksam zu machen. Nichts könnte fallen; nichts auf einander ruhen; die ganze Erde würde ein seltsames Gebäude seyn, wenn nicht der Schöpfer, auch durch eine größere Schwere gegen den Mittelpunkt der Erde, einen großen Beweis seiner Weisheit und Liebe gegeben hätte.

Helmstädt.

Am 27. Sept. a. c. wurde unter dem Vorsitze des Hrn. D. Reuffel, eine juristische Abhandlung de Statu Rei Romanae sub Principatu zur Catheder gebracht, und von Hrn. Joh. Andr. Bühring aus Stöckheim im Braunschweigischen mit Beyfall vertheidiget. Die demokratische Regierungsform von Rom wurde übern Haufen gestoßen, weil man gegen das Grundgesetze derselben einigen Bürgern allzu große Macht und Ansehen eingeräumet hatte. Daher entstanden innerliche Kriege, besonders die Triumvirate, welche den Ausgang hatten, daß Augustus die Oberherrschaft erhielte, von deren anfänglichen und nachherigen Einrichtung im 1 Cap. umständlich gehandelt wird. Im 2 Cap. wird das Staatsrecht unter den Kaysern ausgeführet. Nach einer Erzählung dessen was mit den Ständen vorgegangen, werden die Rechte, welche der Rath und das Volk vorhin gehabt, durchgegangen, und gezeiget wie sie unter den Kaysern, vornemlich was die Gerichtsbarkeit betraf, ausgeübet worden. Den Beschluß machen die Einrichtungen, welche in Ansehung des Kriegesstaats und der öffentlichen Abgaben eingeführet sind.

Auf-

Aufgabe.

Es ist aus der Erfahrung bekannt: daß die sauern auch nur säuerliche Speisen, wenn selbige in kupfernen Geschirren gekochet werden, und bis sie kalt worden, darinn verbleiben, in dem menschlichen Körper allerley schädliche Würkungen: als Erbrechen, Durchfälle, Coliken und dergl. zuwege bringen. Wann Bier, in kupfernen Kesseln zur Gährung gestellet, und darin so lange stehen bleibet, bis es gefasset, oder in Fässer gefüllet wird: Sollte solches Bier nicht auch obgedachte schädliche Würkungen gewissermaßen verursachen?



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

84tes Stück.

Sonnabends, den 18. October, 1766.

Nähere Bekanntmachung des im 71sten Stück dieser Beyträge erwehnten Versuchs:

Von der Vermehrung des Getraides.

Ich hätte zwar gewünscht zuvor zu erfahren, wie es mit diesem Versuche ergienge, wenn er auf eine andere und mehr ins Große laufende Art angestellet würde, ehe ich davon etwas öffentlich mittheilte:

Nachdem aber bekannt gemacht worden, wie die von mir als Seltenheiten der Natur unterthänigst eingesandte Proben von unsers gnädigsten Herzogs Durchl. mit gnädigstem Wohlgefallen aufgenommen, und überdem mit vieler Aufmerksamkeit beachtet sind; so scheinet mir obzuliegen, eine nähere Nachricht zu ertheilen, wie der Versuch selbst angestellet worden, und wie er nach meiner Einsicht fortzusetzen seyn möchte.

Man hat vor einigen Jahren die Entdeckung zu machen geglaubt, daß man aus Haferkörnern Rocken gewinnen könne, wenn sie im Monate Junius der Erde anvertrauet, ihre Pflanzen durch wiederholtes Abschneiden dasselbige Jahr vom Schossen zurückgehalten und also grün in den Winter gebracht würden. Es hat sich zwar, so viel ich weiß, beym Ackerbau kein nützlicher Gebrauch von dieser Erfahrung bisher machen lassen; sie bleibt indeß eine sehr merkwürdige Erscheinung. Mich hat sie gereitzet, mit andern Arten des Getraides es eben so zu machen, um zu sehen, was daraus erfolgte.

Nach der Vorstellung des Hrn. von Büffon hätte man Hofnung schöpfen mögen, annoch neue Arten des Getraides der Natur abzuzwingen. Er äussert diese Vorstellung in der Naturgeschichte unter dem Artikel vom Hunde. Sie ist diese: das Getraide sey eine Pflanze, die der Mensch dergestalt verändert habe, daß man sie nirgend in ihrer natürl. Beschaffenheit finde. Man siehet bey Nachlesung dieser Stelle, daß dies mehr sagen solle, als, das Getraide sey durch Wartung und Pflege vollkommener geworden, so wie

etwa der Apfel von dem gepfropften Baume schöner ist, als vom wilden. Ich sehe aber nicht, daß diese Meynung bewiesen sey. Denn sollte auch das Getraide nirgend wild wachsen; so möchte doch wol das daher nicht fliessen, was Herr von Büffon behauptet. Es könnte immer in seiner jetzigen Gestalt und Beschaffenheit ein Depositum des menschlichen Fleisses gewesen seyn. Die entdeckte Möglichkeit einer Rockenerndte vom ausgesäeten Hafer scheint indeß der Meynung des Herrn von Büffon günstig zu seyn. Sind nemlich diese Pflanzen so veränderlich, sollten sie denn nicht überhaupt von einer schlechtern Beschaffenheit gewesen seyn, und nicht erst nach und nach durch die Hülfe, die sie von der menschlichen Sorgfalt gehabt, ihre itzige Gestalt erlanget haben? Allein die Erfahrung lehret, daß das Getraide sich zwar über seine gewöhnliche Vollkommenheit noch etwas erheben könne, daß aber von der Verwandschaft des Hafers mit dem Rocken kein Schluß auf eine allgemeine Veränderlichkeit der Getraidepflanzen zu machen sey. Wären sie so veränderlich; so müßte bey andern Arten wol etwas ähnliches mit dem, was beym Hafer geschieht, eintreffen; so brächte die Gerste auch wol eine edlere Art und vielleicht den Waizen hervor. Allein ich pflanzte Gerste, schnitt sie ab, und es wuchs das folgende Jahr wieder Gerste, jedoch recht gute, die frühzeitiger reifte. Vorzüge, so die Gerste, die den Vortheil gehabt, im Herbste den Anfang ihres Wachsthums zu machen, gewöhnlich zu haben pflegt.

Ich hatte mir vorgestellt, daß vielleicht die Gerste sich nicht weniger als der Hafer veredlen ließe. Denn so wie ein Haferkorn, wenn es von seiner äußern Rinde entblößet ist, viel Gleichheit mit dem Rocken hat; so schien mir ein Gerstenkorn auf gleiche Weise eine Verwandschaft mit dem Weitzen zu verrathen. Vom Rocken erwartete ich eine so merkliche und vortheilhafte Abartung nicht. Nur dachte ich, daß seine Frucht doch vielleicht etwas vorzügliches zeigen könnte, wenn man seiner Wurzel mehr Zeit gönnete, um Kräfte zu sammeln; und in dieser Vermuthung bin ich glücklicher gewesen, als in der von der Gerste.

Es war im Junius 1764. etwa in der Mitte dieses Monats, als ich einige Rockenkörner in den hiesigen Klostergarten, etwa die Breite einer Hand, aus einander legte. Nachdem die Pflänzgen sich zeigeten; so erwuchsen sie gar bald zu kleinen Büschen, ich wußte noch nicht, daß Rocken und Waizen, so in dieser Jahrszeit unter die Erde gebracht wird, dasselbige Jahr keine Halme hervortreibe, sondern blos ins Kraut wachse. Ich wiederholte daher das Abschneiden mehr als nöthig und nützlich war. Es erfolgte daraus, daß sich die Pflanzen nicht in so große Büsche ausbreiteten, wie ich sie nachher gehabt habe. Zum Theil giengen sie gar aus. Das übergebliebene wuchs das folgende Jahr ungemein schön. Die Halme gelangeten zu einer vortreflichen Höhe, und prangeten mit ausserordentlich großen Aehren.

Als meine kleine Saat dergestalt die schönste Hofnung machte; so wurde bey mir das Verlangen rege, zu gewisser Einsicht zu kommen, ob das vorzügliche, so sich daran wahrnehmen ließ, dem so frühzeitigen Pflanzen zuzuschreiben, oder in einer andern Ursache gegründet sey.

Ich legte daher wiederum etwa 5 oder 6 Tage vor Johannis 1765. eine etwas grössere Anzahl Rockenkörner. Das Land wurde zuvor gedünget, so das erstemal unterblieben war.

Unterdeß, daß diese aufgiengen und sich ausbreiteten, nahete die Erndte heran. Ich hatte vermuthet mein Rocken würde früher reif werden, als der im Felde, weil er eher Halme getrieben und geblühet hatte. Allein die Reifung erfolgte nicht so schnell. Es mußte seyn, daß die Wurzel nicht sobald abster-

absterben wollte, vermuthlich weil sie tiefer geschlagen. Die Aehren waren beynahe reif, als man die Halme noch grün sah. Bey der Erndte fand ich die Körner ungewöhnlich groß. Ich war daher wohl zufrieden, daß ich mit einem neuen Versuche den Anfang gemacht, und einer andern Erndte so schöner Körner entgegen sehen konnte.

Nachdem ich wußte, daß nicht nöthig sey den jungen Rocken zu beschneiden, um das Hervorschießen der Halme zu verhindern, und nachdem ich bemerket hatte, daß das Abschneiden, wenn es zu oft wiederholet wird, nicht vortheilhaft sey; so glaubte ich die Mittelstraße und also den besten Weg zu treffen, wenn ich meine Rockensaat zweymal abschnitte. Dies geschah in der Mitte des Augustus und zu Ende des Septembers. Doch hielt ich es mit einigen wenigen anders, die zum Theil gar nicht, zum Theil einmal, und zwar im Augustmonate abgeschnitten wurden. Die letzte Weise hat sich noch zur Zeit als die beste empfohlen, und es hat sich also bestätigt, daß Vermuthungen trügen, und daß man durch die Erfahrung klüger werden müsse. Ich sage aber nicht ohne Ursache: noch zur Zeit. Denn es könnte auch etwas an der besondern Witterung des Jahrs gelegen haben, warum diese Weise am besten eingeschlagen. Es kann auch seyn, daß sie nur für einen Boden, wie der hiesige ist, am besten sich schicket.

Dem zufolge also, was ich beobachtet, muß ich sagen: die Ausbreitung des früh geleaten Rockens in große Büsche werde vorzüglich befördert, wenn man ihn ohne alles Abschneiden wachsen lasse: wenn man ihn zweymal abschneide; so schieße er am höchsten auf und bekomme sehr langes Stroh: wenn man ihn einmal abschneide; so werden Halme, Aehren und Körner von einer merklich und augenscheinlich sich unterscheidenden Stärke, und überdies gebe es auch große Büsche.

Unter den frey unabgeschnitten gewachsenen Pflanzen gedieh eine zu einem so großen Busche, daß 60 Halme und darüber zum Schossen kamen, und nachdem der Wind verschiedene zu Boden geschlagen hatte, so blieben doch an die 50 daran, so mit Aehren versehen waren. So, wie ich den Ueberschlag machte, mußte dieser Busch an die 2000 Körner halten. Sie sowol als das Stroh waren aber schwächer als an den übrigen.

Der Pflanzen, die ich nur einmal abgeschnitten hatte, waren nur viere. Von dreyen sind die Körner abgesondert an unsers gnädigsten Herzogs Durchl. unterthänigst eingesandt; so mit der vierten, einem Busche mit 40 Aehren, dem eben beschriebenen, und noch einem dritten Busche auch geschehen ist. Jene sind die großen und schweren Körner die der Herr Verfasser des hiervon handelnden Artikels mit andern genau verglichen hat. Es ist nicht nöthig von denen zweymal abgeschnittenen Pflanzen, deren eine ziemliche Anzahl war, insbesondere mehr zu sagen, als daß sie sehr hoch gewachsen, lange, an guten und völligen Körnern reiche Aehren, und derselben viele gehabt. Von einem Busche, der 27 Aehren hatte, habe ich 1470 Körner gezählet, und wiewol sie nicht die ausnehmende Größe haben, die denen eigen ist, so von den erwehnten vier Pflanzen sind; so wiegen sie doch 2½ Loth.

Es möchte bedenklich seyn, daß in gedachtem Artikel dieser Blätter keines Busches, von so vielen Halmen und Aehren, Meldung geschicht, als ich kurz vorher angegeben habe. Allein es müssen die Büsche, die der Herr Verfasser solches Artikels in Händen gehabt hat, etwas verlohren haben, welches leicht seyn kann, da sie von Salzthalen nach Braunschweig werden transportiret seyn, oder es beziehet sich die Zahl von 28 bis 30 blos auf die Stücke, wovon ich die Körner abgeson-

gesondert und gezählet unterthänigst eingesandt habe.

Etwas muß ich in meiner Erzählung noch nachholen. Ich hatte schon im vorigen Sommer Gelegenheit zu bemerken, wie vortheilhaft die frühzeitige Beschickung seyn müsse. Es waren einige junge Pflanzen vom Maulwurfe zerstöhret. Ich legte an deren Stelle noch im Monate Julius andere Körner. Allein es trieb deren keins eine solche Anzahl Stengel, die mit der Menge von denen, die einen Monat früher der Erde übergeben waren, in Vergleichung kam. Um aber gewisser zu erfahren, ob das frühe Pflanzen den Grund hauptsächlich in sich enthielte, oder etwas dazu beytrüge, daß Pflanzen in mehr als einerley Betrachtung vortreflich werden; so pflanzte ich auch im October abgewichenen Jahrs gleich neben dem Rocken, dessen Geschichte ich mitgetheilet habe, noch eine Anzahl Rockenkörner. Die Zeit der Aussaat machte den einzigen Unterscheid. Der Boden war von einerley Beschaffenheit. Er war mit dem, wo vorbeschriebenes Korn wuchs, zu gleicher Zeit und auf eben die Weise zubereitet und begraben, und nunmehro, nachdem er unterdessen geruhet; so wurde er noch einmal umgegraben, daß er also hierinn einen Vorzug hatte. Die Körner wurden eben so weitläuftig und eben so tief geleget. So suchte ich zu erforschen, was dem Boden, was der Art zu pflanzen, was der Tiefe, in welcher sich die Körner unter der Erdfläche befinden, zuzuschreiben, und ob etwas übrig bleibe, so in diesen Stücken seinen Grund nicht habe, sondern dessen Ursache, darin zu suchen, daß die junge Saat dann schon den wohlthätigen Einfluß des Sommers genossen, wenn man gewöhnlich die Aussaat zu veranstalten pflegt.

Diesen Frühling und Sommer bewies der Erfolg, daß die letzte Ursache sehr würksam sey. Die im Herbste gelegten Körner hatten zwar auch das ihrige, allein gegen ihre Nachbaren machten sie nur eine geringe Figur. Ich gebe von diesen die Mittelzahl der Halme zu 25 an, von jenen kann ich sie aber nicht höher als sieben in Anschlag bringen. Sie, die Herbstpflanzen, kamen etwa nur 8 Tage später zum Schossen, erhoben sich auch schön, und trugen Aehren von ansehnlicher Grösse. Bey der Erndte zeigte sich aber, daß ihre Aehren nicht so dicht mit Körnern angefüllet waren. Diese hatten auch nicht die schöne bräunliche Farbe, die an den von den Sommerpflanzen in die Augen fiel. Die Schönheit der Farbe fehlte ihnen vermuthlich daher, weil sie nicht so bequeme und geraume Zeit zur Reifung hatten. Denn Halme und Aehren wurden schneller trocken, und es ließ sich daraus abnehmen, es sterbe ihnen die Wurzel zu früh ab.

Die Grösse der Körner von den Herbstpflanzen war ansehnlich, worüber man sich nicht wundern darf, wenn man erweget, daß die Pflanzen weitläuftig gestanden, und der Saft der Wurzel nicht in so viel Halme vertheilet worden. Dennoch behielten die von den Büschen so im vorhergehenden Sommer Wurzel gefasset und einmal abgeschnitten waren, ihren Vorzug.

(Der Beschluß folgt künftig.)



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

85tes Stück.

Mitwochs, den 22. October, 1766.

Beschluß der nähern Bekanntmachung des im 71sten Stück dieser Beyträge erwehnten Versuchs:

Von der Vermehrung des Getraides.

Der Erfolg dieser meiner Versuche nöthiget mich also, daß ich dafür halte: Der Rocken, wenn er im Monate Junius unter die Erde gebracht wird, breite sich das folgende Jahr stärker aus, als geschieht, wenn die Saat erst im Herbste, bestellet ist. Ferner halte ich noch zur Zeit dafür, daß, wenn solche frühe Rockensaat ungefähr zwey Monate nach ihrer Bestellung einmal abgeschnitten wird, die Pflanze dadurch mehr innere Stärke gewinne, so daß die Körner um ein merkliches grösser werden, als gewöhnlich ist. (*)

So viel ich mich erinnere; so kommt es nach des Freyherrn von Wolf Grundsätzen (dessen Traktat von Vermehrung des Getraides ich nicht in Händen, doch aber vor geraumer Zeit gelesen habe) bey der Vermehrung und Ausbreitung des Getraides darauf an, daß der erste Keim annoch in der Erde einen Knoten gewinne, damit theils neue Knoten angesetzet, theils neue Keime getrieben werden, die dann wiederum Wurzel schlagen. Daher ist es der Vermehrung so zuträglich, daß das Saamenkorn tief in die Erde komme. Wenn man aber bedenket, daß ein Korn eben nicht gar zu tief liegen dürfe, um annoch in der Erde den ersten

(*) Man wünscht mit dem Verfasser, daß man diesen Versuch im Großen anstellen möge. Seine Gründe haben sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich, und es würde bey einer durch die Erfahrung bestärkten Probe ein neuer Beweis seyn, wie viel bey dem Ackerbau noch zu verbessern übrig bleibt, und wie nöthig es ist, manchmal von den alten verjährten Regeln abzugehen.

sten Knoten zu gewinnen, daß bey fruchtbarer Witterung, ein Knoten, wenn er nur dicht über der Erde sich findet, oftmals einen neuen anzusetzen und Keime zu treiben pflege, daß die neuen Keime horizontal, ja sogar unterwärts gehen; so ist leicht zu ersehen, wie das Wachsthum des ersten Keims zu einem Busche nicht nur durch die tiefe Lage des Saamenkorns, sondern auch dadurch verursachet und befördert werden könne, wenn das Saamenkorn zu einer recht fruchtbaren Jahrszeit in die Erde kömmt. Diese haben wir im Monate Junius, da die Witterung bey Tage warm und doch ziemlich gemäßigt ist, durch die kurzen Nächte fast gar nicht unterbrochen wird, und da der Regen nach einer alten Bemerkung selten zu fehlen pflegt.

Ich habe bey meinen kleinen Bemühungen das große Vergnügen gehabt, die Würksamkeit des göttlichen Befehls: es werde, es wachse, es mehre sich! die Fruchtbarkeit, die der Allmächtige in die Natur gelegt hat, zu bewundern. Es ist mehr Kraft zu wachsen und sich zu mehren, vorhanden, als hervorbricht. Die Güte des Herrn hat die Natur freygebiger bereitet, als wir denken. Wir müssen ihr die Wege abzumerken bemühet seyn, auf welchen sie ihre Reichthümer uns am freygebigsten mitzutheilen geneigt ist. Hätte ich etwas brauchbares entdeckt, so wären meine Bemühungen um so mehr glücklich gewesen.

Ich müßte befürchten, daß sich nicht leicht jemand finden möchte, der geneigt wäre, einen dem meinigen ähnlichen Versuch im Großen anzustellen, wenn das Pflanzen einzelner Körner dabey unumgänglich nöthig zu seyn schiene. Allein da Ursache vorhanden ist zu glauben, daß auf die frühzeitige Bestellung eben so viel, als auf das tiefe Pflanzen ankomme; so ließe sich auch ganz wol der Versuch so machen, daß man ungefähr in der Mitte des Monats Junius in wohl zubereitetes Land den Rocken säete, wenigstens ein Paar Monate abwartete, so dann die grüne Saat abschnitte, und sie darauf bis zur folgenden Erndte wachsen ließe.

Wie mir deucht, so könnte dies ohne besondere Kosten, ohne besondere Gefahr, wol aber mit Hoffnung einer vortheilhaftern Erndte versuchet werden. Denn dadurch, daß das Land 3 bis 4 Monate früher besäet werden müßte, würde diese Bestellung nicht kostbarer, als die gewöhnliche. Sonder Zweifel hätte man von dem dazu zu nehmenden Lande in diesen 3 Monaten keine Nutzung gezogen, indem es doch so lange brach geblieben wäre.

Bey der Aussaat gebrauchte man wegen der zu hoffenden stärkern Ausbreitung weniger Korn. Die Bestellung wäre also weniger kostbar. Sollte daher wider alle Wahrscheinlichkeit die Sache so unglücklich ablaufen, daß im Herbste müßte umgepflüget werden; so würde der Schaden leicht zu ertragen fallen. Ja er würde schon ersetzet seyn, indem man die grüne Frucht abgemähet, und davon guten Nutzen gehabt hätte.

Die Hoffnung einer vortheilhaftern Erndte gedenke ich nicht zu groß zu machen. Ungeachtet es wol nicht anders seyn kann, als daß es sehr viel Garben geben müsse, wenn sich eine jede Pflanze mehr wie sonst ausbreitet; so will ich dies doch nicht einmal in Anschlag bringen. Der zu hoffende Vortheil bleibt doch ansehnlich, wenn ich darauf gleich nicht achte, daß mehr Halme, Aehren und Körner wachsen dürften. — Eine zeitlang angenommen, als ob die Zahl nicht steigen dürfte; so wird doch die vermehrte Größe und Schwere der Erndte einen großen Vortheil zu wege bringen.

Ich

Ich würde es schwerlich wagen, mit meinem eigenen Zeugnisse meine Hoffnung zu unterstützen, und sie dem Leser wahrscheinlich zu machen. Es möchte eben nicht für entscheidend gehalten werden. Vielleicht hätte man Recht zu besorgen, ich hätte die Vorzüge des von mir gewonnenen Rockens abzumessen, nicht das richtigste Augenmaaß gehabt. Man weiß wol, daß Menschen betrügen können, nicht allemal, weil sie betrügen wollen, sondern weil sie betrogen sind. Man darf im übrigen die Ehrlichkeit eines Mannes eben nicht in Zweifel ziehen, wenn man ihm schon nicht alles gar zu pünktlich zu glaubet, was er von den Seinigen gutes erzählet. Allein ich kann mich auf ein ganz unpartheyisches Zeugniß berufen, das, nach vorhergegangener genauen, und, wie es scheint, auf höhere Veranlassung, angestellten Untersuchung, abgelegt ist. Meine Leser werden sich erinnern, daß nach demselben 5 bis 6 Körner, des von mir unterthänigst eingesandten Rockens so viel wägen als 7 bis 8 andere in hiesiger Gegend gewachsene. Man kann daher mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß, wenn jemand zwey gleich große, gleich gute Felder, denen auch einerley Pflege wiederfahren, hätte, deren eins auf die gewöhnliche, das andere auf die von mir vorgeschlagene Weise bestellet und behandelt wäre, dies an Gewichte des Korns über ein Drittheil dessen, was auf jenem wüchse, ergiebiger seyn würde.

Ich erinnere mich, daß mir einmal der Einwurf gemacht wurde: wenn die Nachahmung meines Versuchs auch die Erndte verbesserte; so würde doch kein in etwas ausgebreiteter Nutzen jemals davon zu erwarten seyn. Denn es sey anderer Arbeiten halber nicht möglich, im Frühling das Rokkenfeld zu beackern. Hierauf, deucht mir, antwortete ich: es schiene dies wol möglich. Man müsse nur darauf bedacht seyn, die Arbeiten etwas anders zu vertheilen. Die Bestellung der Gerste sey es sonderlich, die dem Landmann im Frühlinge beschäftige. Man wisse aber, daß die Ausstreuung des Saamenkorns an die angenehmste Jahrszeit nicht gebunden sey, um diese Frucht zu gewinnen; vielmehr sey die Gerste besser, die bereits im Herbste und Winter Zeit gehabt zu wurzeln, als die so sich mit dem Einflusse des Sommers habe begnügen müssen. Es scheine, als ob man blos aus Noth, um sich im Herbste nicht zu überhäufen, den Bau der Sommergerste vorzöge. Wo sich aber fände, daß der Rocken gewönne, wenn er bey herannahendem Ende des Frühlings von der Erde in ihrem Schooß aufgenommen würde; so habe man Freyheit, anstatt der Sommergerste die Wintergerste zu wählen und gewinne im Frühlinge Zeit, um sie dem Rockenbau zu widmen. Ich hätte auch Haser, der im Herbste in die Erde gekommen vortreflich wachsen sehen.

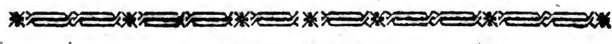
Es erfolgete hierauf ein anderer Einwurf. Auf die Weise, hieß es, würde dem Viehe und besonders den Schaafen der Genuß des offenen Brachfeldes gutentheils entzogen. Hieauf gab ich zu bedenken, daß die Aberndtung des grünen Getraides, es möge nun frisch gefüttert, oder Heu daraus gemacht werden, für das Vieh weit mehr Nutzen verspräche, als die kümmerliche Weide auf dem Brachfelde.

Ich muß dem Urtheile der Haushaltungsverständigen die Erheblichkeit dieser Einwürfe und der darauf gegebenen Antworten überlassen. Doch es wird alsdann noch Zeit genug seyn, dergleichen Zweifel zu machen, und auf ihre Beantwortung zu denken, wenn eine oder die andere grössere Probe mehr Licht angezündet hat.

Ende.

Endlich so kann ich nicht ungemeldet lassen, daß mit dem Weitzen zwey Jahre eben so von mir verfahren sey, wie ich in Ansehung des Rockens erzählet habe. Der Erfolg war, daß aus einzelnen Körnern, auch große Büsche wurden, an den Aehren und Körnern aber waren jene unterscheidende Vollkommenheiten nicht zu sehen. So gieng es hier in einem für den Weizen zu leichten Erdreiche. Es ist daher noch nicht entschieden, ob diese Frucht in einem ihr günstigern Acker nicht ebenfals zu einer das gewöhnliche übertreffenden Grösse und Schwere gelangen könne. Kloster Riddagshausen im September 1766.

C. L. H. Dedekind.



Vom Pelikan.

Unter den Hieroglyphen, oder Bildern, wodurch die Mahler uns einen abstrackten Begriff manchmal sinnlicher machen wollen, ist auch der Pelikan bekannt, den man mehrentheils als ein Beyspiel einer ausserordentlichen Zärtlichkeit für seine Jungen anzuführen pflegt. Er wird deshalb in Gemälden so vorgestellt, als ob er sich die Brust aufritze, und seine Jungen mit seinem eigenen Blute ernähre. Da dieses durchaus nicht in der Natur dieses Vogels gegründet ist, so will ich hier kürzlich anführen, was zu dieser Fabel und falschen Vorstellung Gelegenheit mag gegeben haben.

Der Pelikan, mit einem rothen Beutel unter dem Halse (Pelecanus Onocrotalus) wohnet mehrentheils in den großen afrikanischen Sandwüsten, in welchen kein Wasser angetroffen wird. Er holet solches daher in seinem unter der Kehle befindlichen rothen Beutel viele Meilen weit herbey, und füllet das Nest seiner Jungen darmit an, weswegen sich auch Cameele und andere Thiere dabey einfinden, und ihren Durst löschen. Leute, die ihm seinen rothen Wasserbeutel haben ausleeren sehn, sind dadurch auf die ungegründete Meynung gefallen, als ob er sich seine Brust ausreisse, und seine Jungen in Ermangelung des Wassers mit seinem Blute tränke. Diese irrige Meynung hat sich gar leicht fortgepflanzt, weil die Menschen viel lieber das Wunderbare, als das Natürliche glauben.

Im vorigen Stück S. 679, Zeile 26, liß statt begraben, gegraben, 680, Zeile 7, statt hatten, thaten.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

86tes Stück.

Sonnabends, den 25. October, 1766.

Ein Brief,

in welchem von Hüten, deren Ursprung und Verfertigung, und von dem guten und schlimmen Gebrauch derselben, gründlich, gelehrt, und historisch gehandelt wird.

Mein Herr.

Als letzthin Ihr kleiner Vetter Sie fragte, wie, und aus was, das schwarze Ding gemacht würde, welches Sie unter dem linken Arm trugen, und welches Sie mit dem welschen Namen eines Chapeaubas-Hutes beehrten: schämten Sie sich, daß Sie ihm mit Ihrer Beschreibung desselben nicht zufrieden stellen konnten. Trösten Sie sich dieserwegen, mein Herr, wer kann auch alles wissen? und lernt man denn auf hohen Schulen und auf Reisen, wie und aus was vor Materien die Hüte gemacht werden? Und wenn man es auch weiß, was hilft es denn wol? Für einen wol erzogenen jungen Herrn ist es genug, daß er die nöthigen Stücke seines Anzugs überall kaufen kann, ohne daß er zu wissen braucht, wo es herkömmt, oder wie es zugeht, daß Häute, Flachs, Seide, Wolle, Haare, Silber, Gold, Stahl und dergl. zu seiner Bekleidung zugerichtet werden, und durch wie viel Hände ein schlechtes Band gehen müsse, durch dessen geschickte Anwendung er seine Haare in einen Haarbeutel einpacken lernt. Sie werden mit mir einerley Meynung seyn, mein Herr, daß man mit dergleichen Wissenschaften ein schlechtes Glück in der großen Welt machen, hingegen viel weiter kommen werde, wenn man durch Mühe und Erfahrung gelernt hat, die zur Bekleidung nöthige Stücke geschickt an den Körper zu verwenden.

Ueberhaupt ist es heut zu Tage nicht mehr Mode, sich um einheimische oder seine eigene Sachen viel zu bekümmern, sondern lieber sich mit fremden zu beschäftigen. Der Herr von Parfait, weiß alle Histörchen seiner Stadt, die Lebensart seiner Nachbarn,

ihre Einkünfte und Ausgaben, zu erzehlen und zu berechnen, aber nach seinen eigenen Umständen nachzufragen, wird er sich nimmermehr die Mühe geben. Dafür müssen seine Leute sorgen. Der Herr Zeitverderb macht sich viel beliebter in Gesellschaften, wenn er den Zuwachs seiner Zweyfalter zeiget und beschreibet, als wenn er von seinen Kühen, Ochsen und Schaafen sprechen wollte, und ist es ihm nicht rühmlicher, seine Zeit mit Aufsuchung fremder Insekten zuzubringen, als auf die Vermehrung seiner Heerde zu gedenken? Dies gehört ja nur für den Verwalter. Was würde das für ein Edelmann seyn, der in den Werkstädten der Künstler und Handwerker seiner Stadt herumlaufen, den Stoff und die Art ihrer Arbeiten untersuchen, und auf deren Verbesserungen denken wollte, da er bereits gesehen hat, wie der Schuster in Paris arbeitet, und der Goldschmied in London, Uhren feil hat. Sie würden, mein Herr, nimmermehr Ihr Glück, noch weniger bey den Schönen sich beliebt machen oder in großen Gesellschaften angenehm seyn, wenn Sie nicht wie diese Herren denken und handeln wollten. Bleiben Sie bey Ihrer Meynung und bey Ihrem Lebenswandel, und führen Ihren kleinen Vetter auch dazu an. Es macht mir gar keine gute Vorbedeutung, daß dieser junge Mensch so genau nach Sachen fragt, welche seiner Geburt und dem Stande, wozu er ausersehen ist, unanständig sind. Er thäte besser, wenn er bey seiner Mamsell sich fleissiger aufhalten und sich von ihr die zur großen Welt nöthigen Unterweisungen ertheilen ließe. Wir wollen, mein Herr, wenn es Ihnen beliebt mit vereinigten Kräften an seiner Bekehrung arbeiten, und weil der Jugend nichts verdrießlicher ist als lange Abhandlungen zu lesen und von dem was sie zu wissen verlangt, mit weitläuftigen Unterweisungen unterhalten zu werden; so will ich alle Zeit, wenn Ihr Vetter auf den närrischen Einfall kommt, nach so geringen Sachen zu fragen, ihm anstatt einer kurzen Antwort oder Erklärung, eine lange Abhandlung über die zu wissen verlangte Materie, schriftlich mittheilen, und Sie mein Herr, werden zu desselben Besten die Güte haben, ihn zu zwingen, daß er solche auswendig lernen müsse. Ich wette darauf, wir wollen ihn dadurch so müde und verdrießlich machen, daß ihm seine neugierige Wißbegierde zu solchen geringen Sachen vergehen soll. Machen Sie einmal eine Probe mit ihm von nachstehendem Aufsatz, worinn ich ihn von den Hüten, derselben Ursprung und Zubereitung, dann von dem guten und schlimmen Gebrauch derselben unterhalte.

Ein Hut heißt im weitläuftigen Verstande eine zur Verwahrung des Haupts wider die Sonne, den Regen, und andere Ungemächlichkeiten der Witterung, aus Haaren, Wolle, Tuch, Stroh oder Seide gemachte mit einem breiten Rande versehene Decke oder Kleidung des Haupts. Aus dieser Beschreibung wird man von den Eigenschaften und von der Absicht eines guten Huts urtheilen, zugleich aber auch überlegen können, ob die Chapeaux bas mit Recht Hüte zu nennen sind, da mir jedermann eingestehen wird, daß durch dergleichen Bedeutungen von Hüten, der Kopf so wenig, als durch die wie Kehrbürsten geschnittene Haare verwahret werden kann. So wird man auch sogleich verstehen, was das bekannte Sprichwort: Er ist nicht gut unter dem Hute verwahret, sagen wolle. Denn wenn das Haupt nicht wohl verwahrt ist, so leidet dasselbe von dem Frost, von der Nässe, und der Hitze Schaden, diese dringt endlich in das Gehirne, und sobald das Gehirn leidet, wird es mit der Vernunft nicht zum Besten aussehen. Nach dieser vorausgesetzten Erklärung des Worts Hut, können sich also desselben sowol die Manns- als Frauenspersonen

personen bedienen: Nimmt man aber den Hut in engerm Verstande, so ist solcher blos die Zierde der Männer, und wird von einer besondern Werkstätte geliefert, welche dem weiblichen Geschlechte in keinem Stücke zu Gebote stehet. Herr Halle sagt in seinem Buch, die Werkstätte der heutigen Künste betitult, im Capitel vom Hutmacher, die Europäer tragen Hüte ohne Unterschied der Jahrszeit im Winter und Sommer, immer von gefilzter Wolle, immer schwarz, ob diese Farbe gleich die Sonnenhitze am stärksten an sich zieht; im Regen für welchen der Hut doch eigentlich erfunden zu seyn scheint, sowol als bey gutem Wetter immer dreyeckig, da er jetzo drey große Traufen macht, die den Regen von dem Kopf auf die Kleider hinableiten. Es braucht aber diese Hallische Anmerkung einige Verbesserung, denn die Pohlen, Ungern und ein Theil der Türken, und der Stutzer, gehören doch wohl auch zu Europa. Erstere aber tragen keine Hüte, sondern Mützen, die Türken Bunde, und die Stutzer tragen wol ein Ding, welches einem Hute gleich siehet, unter dem Arm, aber niemals auf dem Kopf, es mag regnen oder schneyen, friren, oder die Sonne brennen. Vermuthlich wollen sie dadurch ihre Stirn so hart gewöhnen, daß das erst angeführte Sprichwort bey ihnen nicht anschlagen kann. Ueberdieses gibt es auch Landschaften, wo die Einwohner grüne Hüte tragen, zum Exempel in Schwaben, Tirol und Salzburgischen, diese Landschaften liegen aber auch in Europa, so wie die Cardinäle sich gleichfalls in diesem Welttheile aufhalten, ohngeachtet sie ihre gröste Zierde in einem vom Pabst Innocentio dem 4ten erhaltenen rothen Hute suchen. Etliche catholische Ordensleute tragen weise Hüte, denen Jesuiten, Baccalauern und dergleichen, sind die Hüte zu vornehm gewesen, und haben sie sich Barete zugeleget.

Die Hüte sind also eine menschliche Erfindung zu Verwahrung des Haupts, und haben in deutscher Sprache den Namen von behüten, verwahren! im Französischen aber von dem Theil der Verwahrung, nemlich vom Haupte, erlangt. Daß die Erfindung derselben sehr alt, und schon bey den Juden, Griechen und Römern bekannt gewesen sey, ist keinem Zweifel unterworfen. Hiob sagt: Gerechtigkeit war mein Fürstlicher Hut, und Esaias: du wirst seyn im Königlichen Hut. Bey denen Griechen hieß man πῖλος von πιλόω ich stampfe, presse zusammen, alles aus gefilzter Wolle verfertigte Gewebe, es mochte zur Verwahrung des Haupts oder der Füße gebraucht werden. Die Römer nahmen die Benennung der Hauptdecke von den Griechen an, und nennten solche Pileus. Die Form derselben war verschieden, theils rund, und wie ein Helm gestaltet, theils auf Pyramiden Art. Sie giengen mehrentheils im bloßen Kopf, und gebrauchten die Hüte nur, unter währendem Gottesdienst, bey Schauspielen, auf Reisen, und im Kriege. Kranke und alte Personen bedienten sich auch derselben. Unter andern war der Hut sonderlich ein Kennzeichen, womit ein Knecht von seinem Herrn, der ihn frey gelassen, beschenket, und dadurch von andern Leibeigenen unterschieden wurde, und dieses ist auch die Ursache, daß auf verschiedenen Münzen ein Hut, als ein Zeichen der freyen Republik anzutreffen ist. Bey den alten Schweitzern müssen die Hüte in großem Ansehen gestanden haben, denn es ist aus der Historie bekannt, daß zu Anfang des 14ten Seculi der Landvoigt Geißler, nicht weit von Altdorf im Canton Uri bey einer Linde einen Hut auf eine Stange stecken, und befehlen ließ, daß jedermann diesem Hut eben so viel Ehrerbietung erweisen sollte, als er dem Kayser und dem Landvoigt zu erweisen schuldig sey; er setzte auch eine Wache dazu hin,

hin, welche die Ungehorsamen gefangen nehmen mußte. Vermuthlich muß dieses ein schlechter und gar kein Mode- oder mit keiner Feder versehener Hut gewesen seyn, weil die Schweitzer solchen nicht respectiren wollten, darüber einen allgemeinen Aufstand erregten und dadurch sich zu freyen Staaten machten.

Nunmehro werden die Hüte nicht nur aus Wolle, sondern auch von allerhand Thierhaaren, als Castor- oder Biber- Hasen- Kaninichen- Kameel- Kuh- Kälber- und Hundehaaren verfertiget, welche letztere aber in Deutschland verboten sind. Sie entstehen ohne alles Gespinnste, blos durch eine dichte Verfilzung der Wolle und Haare. Wenn diese rein ausgeklaubt, gekardätscht, geschlagen, gefacht, und zu einem Filz gemacht worden, wird dieser im heissen Wasser gewalkt, über den Form gerichtet, und ihm die Gestalt gegeben, alsdenn gefärbt, geleimet, oder mit Gummiwasser gestärket. Die Eigenschaften eines guten Huts sind, daß er 1) eine gute Farbe und Glanz habe, 2) im Regenwetter, Wasser halte, 3) nicht zu dick und 4) nicht zu viel geleimt sey. Die feinsten und besten, aber auch die theuersten Hüte sind die, so von Castor- oder Biberhaaren gemacht werden. Man hat von denselben, ganze, halbe, und viertel Castorhüte. Die erstern sollten eigentlich aus lauter Biberhaaren gemacht werden, allein weil die Biberhaare theuer sind, und es überdies sehr große Mühe ersodert, solche ohne Zusatz zu einem Filz zu machen, so nehmen die Hutmacher mehrentheils nur unten eine Lage von feinen Castorhaaren, schlagen darauf Wolle, und legen oben drauf wieder Biberhaar, auf welche Art sie mit einem Pfund Biberhaare wol zwölf Hüte bedecken können. Indessen kauft mancher einen Hut vor zehen, und wenn ein französisch oder englisches Zeichen in der Haube angeklebt ist, für noch mehrere Thaler, in der Meynung, er hätte einen Hut von lauter Biberhaaren, da er doch halb aus Wolle besteht, und in Berlin, Dresden, Leipzig, Erlangen, Hamburg, oder Döbeln verfertiget ist. Das Handwerk der Hutmacher ist eines von den geschenkten Handwerkern, sonderlich in Deutschland. Hier möchte mancher Studierender glauben, man erhalte dieses Handwerk geschenkt, und brauche es gar nicht zu erlernen. Aber nein. Ein Lehrbursche muß 5 Jahr in der Lehre stehen. Er könnte es wol in 2 Jahren begreifen, wenn er seinem Meister nicht die Kinder warten, auskehren, Bier und Toback holen, Mist aufladen, und andere unanständige Dienste thun müßte; allein es ist dieses Handwerksgebrauch und gehört mit unter die Polizeyverbesserungen. Dagegen wenn der Lehrbursche ausgelernt hat, so kann er als Geselle allenthalben reisen und wo er hinkömmt, erhält er von seinen Handwerksgenossen eine freye Zeche, welches das Geschenk heißt, und einigen Handwerkern diesen Beynamen giebt. Die Hutmacher gebrauchen von andern Handwerkern Glanzleinwand, Taffend oder Leder zum Futter der Hüte; die Hutstaffierer aber noch die Schnüre zum Aufstülpen und einen Knopf, und zu Soldatenhüten auch die Cordons, Maschen und Büsche, durch welche die Compagnien von einander unterschieden und kenntbar gemacht werden. Da alle Mannspersonen Hüte tragen und man rechnen kann, daß in einem Lande, welches aus hundert tausend Seelen besteht, des Jahrs über wenigstens vierzig tausend Hüte ersodert werden, so wird man leicht einsehen, daß das Hutmacherhandwerk, unter die, einem Staate unentbehrlichen gehöre und auf alle Art zu unterstützen sey.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

87tes Stück.

Mitwochs, den 29. October, 1766.

Beschluß des Briefes,

in welchem von Hüten, deren Ursprung und Verfertigung, und von dem guten und schlimmen Gebrauch derselben, gründlich, gelehrt, und historisch gehandelt wird.

Daß die ersten Hüte unserer alten Deutschen mit einem großen Rand versehen und solcher herunter gelassen gewesen, ist wol keinem Zweifel unterworfen, weil sie ihre Kleidungsstücke nicht als einen Zierrath angesehen, sondern solche zu dem Gebrauch angewendet haben, zu welchem solche gemacht worden sind. Nachdem man damals die Hüte beständig getragen, und man die Unbequemlichkeit der breiten Rände, und daß solche an graden Sitzen und liegen hinderten, bemerket, hat man eine oder zwey Seiten des Rands aufgeheftet, aber dergestalt, daß bey Regenwetter oder starkem Sonnenschein solche herunter gelassen werden konnten. So wie in neuern Zeiten die Modesucht öfters fast allen unsern Kleidungsstücken den wahren Gebrauch benommen, so, ist es auch mit den Hüten gegangen. Bald hat man die Köpfe der Hüte so hoch gemacht, daß man nicht aufrecht damit durch eine Thüre gehen konnte, bald waren sie wieder so niedrig, daß man bey windigtem Wetter solche mit den Händen halten mußte. Bald waren hohe, bald niedrige Rände mode; bald waren solche fest, bald locker angemacht. Bey Heinrich des IV. Königs in Frankreich Zeiten befand sich in Paris ein angesehener Kaufmann, der mit Hüten handelte und von den damaligen Modehüten, mit breitem Rande für viele tausend Thaler im Vorrath hatte. Ein junger Herr oder sogenannter Stutzer hatte das Unglück, den breiten Rand seines Huts am Camin, als er die Kohlen anfachen wollte, zu verbrennen, es fehlte ihm an Geld einen neuen zu kaufen, und der Kaufmann wollte ihm solchen nicht borgen, denn damals verstun-

den die die Kaufleute die Kunst noch nicht, durch Borgen an junge Herren sich zu bereichern. Sein Witz brachte ihn auf den vernünftigen Einfall, den Rand seines Hutes ganz kurz abzuschneiden, solchen auf eine neue Art aufzustutzen und damit als mit einer neuen Mode bey Hofe zu erscheinen. Zu allem Unglück für den Kaufmann mit den großen Hüten war der junge Herr als ein Edelmann von gutem Geschmack bey den Schönen berühmt. Diese lobten seinen neuen Hut und den Anstand, welchen er ihm gäbe; den Augenblick wollte jedermann Hüte mit kleinen Ränden haben, und der Kaufmann, welcher die Hüte mit großen Ränden hatte, war nicht im Stande einen einzigen mehr zu verkaufen, und stand daher in Gefahr, zu verderben. Er stellte zwar vor, daß seine Waare viel geschickter sey, unter dem Hute zu spielen, und daß die Generalpächter durchgehends sich seiner Waare bedienten; es half aber alles nichts, und es wäre mit ihm gethan gewesen, wenn er nicht zu dem König gegangen wäre und ihn gebeten hätte Ihro Majestät möchten doch nur zwey Tage lang wieder einen großen Hut tragen. Der Monarch bewilligte sein Bitten, suchte sich zwey schöne große Hüte aus, erschien damit im Parlement und rettete dadurch den Kaufmann vom Verderben.

Die Verzierung der Hüte mit gold- und silbernen Tressen, mit Federn und mit Stickereyen hängen gleichfalls von der Mode ab. Zu den nunmehro wieder aufgekommenen Bourdalous, welches, wie vielleicht viele nicht wissen, auf gut Deutsch eine schmale Tresse zur Hutschnur heißt, soll ein Elsasser Bauer Gelegenheit gegeben haben. Dieser weil sein Hut zu weit war, zog solchen mit einem Band enger zusammen, und kam damit nach Strasburg. Ein Student daselbst, dessen Kopf von vielen Studiren kleiner als sein Hut geworden, bediente sich des Bauers Erfindung zu seinem Vortheil. Er entwendete seiner Schönen Leib- oder Manteau-Gürtel, und gieng damit auf die Parade. Die jungen Franzosen bewunderten dieses Neue, verwandelten ihre breite Hutressen in studentische Hutschnüre, und machten solche zur Mode, welche nun, da sie etliche zwanzig Jahre geruhet, bey dem Deutschen wieder auflebet. Ein Grand von Spanien suchet den größten Vorzug darinnen, daß er seinen Hut nicht abnehmen, und auch sogar in Gegenwart seines Königes solchen auf dem Kopf behalten darf. In Deutschland hingegen glaubt man von einem, der den Hut nicht gern abzieht, er habe Vögel darunter sitzen. Bey der Krönung Kayser Carls V. wollten die dabey gewesene Grands von Spanien sich sogar bedecken, ohnerachtet die Churfürsten mit entblößten Häuptern den Kayser zu bedienen pflegten. Es hat viele Mühe gekostet, sie zu bewegen, daß sie ihre Deckel herunter behalten haben; und wäre vielleicht gar nicht geschehen, wenn die Churfürsten nicht erkläret hätten, daß sie ausserdem gar nicht zur Krönung kommen würden.

Da die Entblößung des Haupts seit langen Zeiten bey vielen Völkern für ein Zeichen der Ehrerbietung gehalten worden; so richtet man sich auch heut zu Tage noch mit dem Hutabnehmen, nach den Personen, vor welche man solchen abzieht. Es giebt noch einige Personen, welche vor Leute, die geringern Standes als sie sind, den Hut gar nicht berühren, sondern nur mit dem Kopfe nicken. Gegen manche greift man nur an den Hut, und thut, als wenn man ihn abnehmen wollte; gegen manche wird er nur gerückt, gegen seines Gleichen wird er bis auf den halben Leib, gegen vornehmere bis an die Falte des Kleides und gegen Vorgesetzte, Maecenaten und liebenswürdige Schönen bis auf die Erde herabgenommen. Hingegen ein Soldat der auf seinen Posten, oder unterm Gewehr stehet, darf gar nicht an den Hut greifen.

Mich

Mich erfreuet es immer, wenn junge Leute ihre Hüte gar nicht schonen, sondern fleissig mit der Hand nach solchen greifen, und es ist gut, wenn man sich immer erinnert, daß das Hutabziehen nichts kostet, auch wenige Mühe macht, und daß öfters Hüte, welche vorn an der Spitze etwas abgegriffen waren, ihren Besitzer mehr Freunde und Gönner zuwege gebracht haben, als dessen Vermögen und Geschicklichkeit. Dagegen halte ich es für ein Zeichen einer schlechten Erziehung, oder geringen Verstandes, wenn jemand nicht weiß, wie er seinen Hut halten soll, beständig mit solchen spielt, oder gar darein beisset, und solchen vor den Mund hält, um das gezwungene Lachen, die krummen Mäuler und höhnischen Gesichter dahinter zu verbergen. Ob gewisse junge Herren in der Kirche den Hut vor das Gesicht halten, um während des Gebets ihre Augen vor anstößigem und die Andacht hindernden Gegenständen zu befreyen, oder ob sie es nicht vielmehr thun, um bey dieser Gelegenheit die im Tempel befindlichen Schönen desto ungehinderter anzuschielen, oder Betrachtungen über das Hutmacherzeichen und die Größe der Stadt London anzustellen, habe ich noch nicht genugsam erörtern können.

Der Hut giebt auch öfters ein Kennzeichen des Standes der Person, welche solchen trägt. Eine obrigkeitliche oder dem gelehrten Stande zugegebene Person trägt den Hut grade auf dem Kopf, und die vodere Spitze desselben mitten an der Stirne, ein Stutzer hat den Hut unter dem Arm, ein Student der einen Schläger vorstellen und furchtbar aussehn will, setzt den Knopf an das Hintertheil des Haupts, und ein Kriegsmann die vodere Spitze auf die linke Seite des Haupts und gegen das linke Auge eingedruckt.

Nach der dermaligen Verfassung des Soldatenstandes und desselben sehr geschwinden Waffenübungen und Tragung der Gewehre muß man sich wundern, daß sich die Hüte noch erhalten haben, indem solche beym Schultern und Verkehrtschultern sehr unbequem und beschwerlich sind, und dahero, damit solche nicht herunter fallen, öfters am Zopf fest gemacht werden müssen. Ueberdieses beschützen sie den Soldaten weder vor dem Regen noch vor der Sonne, weil der Rand nach der itzigen Art an dreyen Seiten fest am Kopf angemacht ist, und nicht herunter gelassen werden kann. Bey den Grenadiren hat man solche schon lange abschaffen und Mützen dagegen wählen müssen, weil die Hüte bey Werfung des Gewehrs über den Kopf und dem Rucken, hinderlich gewesen sind und nicht Stand gehalten haben. Die Bärenmützen sollen in vorigen Zeiten in den Kriegen wider die Türken, um diesen eine Furcht einzujagen, erfunden worden seyn; sie haben den Nutzen, daß man sie anstatt eines Kopfküssens gebrauchen kann, und halten auch die Säbelhiebe ab, beschweren aber sehr den Kopf. Die von Fischbein gemachten Grenadiermützen fallen leicht herunter, und sie dienen mehr zum Zierrath als Nutzen. Ob überhaupt den Soldaten nicht bequemer, und zu Beschirmung für nasser und kalter Witterung vortheilhafter seyn sollte, wenn sie mit einer Art Reisehüten von grauem Filz versehen würden, deren Umschlag man zu Verwahrung des ganzen Kopfs herunter lassen könnte, stehet mir als einem des Kriegswesens Unerfahrnen nicht zu, zu beurtheilen.

Da ich nunmehro verhoffe, alles was zur Erbauung und zum Unterricht von Hüten hat gesagt werden können, vorgebracht zu haben; so will ich sehr vergnügt seyn, wenn ich durch diesen mühsamen Aufsatz meinen Endzweck erreichet und ihren kleinen Vetter werde gebessert haben, damit ich nicht genöthiget werde, über Ihren Haarbeutel oder Ihre Spitzenmanschetten zu schreiben. Ich verharre unter Erwartung baldiger Nachricht von der Würkung meines Briefes mit aller Hochachtung rc.

Pilosophus.

In der auf dem Bohlwege befindlichen Buchhandlung des hiesigen Fürstl. großen Waysenhauses sind folgende neue Bücher zu haben:

1) Allgeine deutsche Bibliothek, 3ten Bandes 1. und 2ter Theil, med. 8. Berlin 1766. 1 Thlr. 12 ggr.

2) Rosensteins Abhandlung von Kinderkrankheiten, eine Wochenschrift. 8. Hamburg 1766. 20 ggr.

3) A. G. Rosenbergs Schlesische Reformationsgeschichte. med. 8. Breslau 1766. 1 Thlr.

5) Allgemeines Forstmagazin, 9ter Theil. med. 8. Stuttgart 1766. 18 ggr.

6) A. Cocchi vom Ehestand. 8. Berlin 1766. 8 ggr.

7) J. G. Schäffer elektrische Medicin, oder die Kraft und Würkung der Elektricität in dem menschlichen Körper und dessen Krankheiten. 4. Regensburg 1766. 10 ggr.

8) Nelsons Antideistische Bibel aus dem Englischen übersetzt, 1ster Theil. 4. Erlangen 1766. 1 Thlr. 12 ggr.

9) C. Lucas Versuch von den Wassern, aus dem Englischen übersetzt. med. 8. Altenburg 1766. 16 ggr.

10) Klotz Acta Litteraria Vol. III. p. III. 8. Altenb. 1766. 6 ggr.

11) Des Herrn Argens jüdische Briefe, 6ter Theil. 8. Berlin 1766. 12 ggr.

12) J. E. Silberschlags Abhandlung vom Wasserbau an Strömen. 8. Leipzig 1766. 10 ggr.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

88tes Stück.

Sonnabends, den 1. November, 1766.

Von Verbesserung der Viehweiden.

Daß man zeithero wenige Aufmerksamkeit auf die Viehweiden gehabt, bezeugen die mit Millionen Maulwurfshaufen besetzten Aenger und Wiesen. Ich bin also entschlossen, aus Liebe für das arme Vieh kürzlich zu zeigen, was für ein großer Schade demselben durch diese Maulwurfshaufen zuwächst, und wie solchem abzuhelfen. Es ist 1) eine ganz bekannte Sache, daß auf den Maulwurfshaufen entweder Feldkümmel, Wolfsmilch, oder Kükenblumen wächst; dieses frist weder Kuh, Schaaf, noch Pferd, da nun der 3te Theil unserer Aenger aus Maulwurfshaufen bestehet, so kann man leicht einsehen, wie sehr dadurch die Viehweiden geschmählert werden.

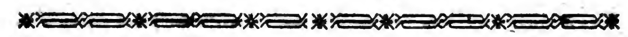
2) Bleibet bey anhaltendem Regen in den zwischen den Maulwurfshaufen befindlichen Gründen das Wasser stehen, wodurch das, was noch Weide zu nennen ist, verdorben und ungesund wird, und das Vieh ist gezwungen aus Mangel bessern Futters dieses ungesunde moosige Gras wider Willen zu fressen. Wie schädlich nun diejenigen Weiden, worauf das Wasser stehen bleibet, dem Vieh sind, solches ist einem jeden vernünftigen Landmann bekannt; die Schaafe fressen sich wenigstens in einen Jahre zu tode, es ist also wol zu vermuthen, daß das Gras, woran sich die Schaafe ungesund und zu tode fressen, ohnmöglich dem Rind, und andern Vieh dienlich seyn kann; ja man sollte fast gar auf die Gedanken gerathen, als ob die leidige Seuche hievon ihren Ursprung genommen, oder wenigstens dadurch befördert würde. So viel ist indeß gewiß, daß die leidige Seuche unter solchem Vieh, welches auf nassen Weiden gehet, öfters, und heftiger grassiret, als unter denen, welche trockene Weiden haben. Sollte dieses uns nicht bewegen, unsere Aenger und Wiesen durch hinlänglich tiefe Graben auszutrocknen, und die Maulwurfshaufen grade zu machen? Die Gemeinden könnten diese heilsame Arbeit in wenig Tagen verrichten, und die Hirten sorgeten dafür, daß keine Maulwurfshaufen wieder entstünden. Was nutzt dem Schäfer der Hakenstock? zum Aufhelfen wenn

er sich hinter dem Busche steif gelegen hat; doch nein, er muß auch die Schaafe damit fangen wenn er grinden will, er muß also nothwendig einen Stock haben, woran ein Haaken ist, ich will ihm aber einen etwas kürzern geben, der eine breitere Schaufel, und oben eine eiserne Krücke hat, mit dieser Art Hakenstock kann er den Maulwurf zum Tort, oder besser, seinen Schaafen zum Besten, mehr Haufen in einer Stunde grade machen, als dieser blinde Bergmann (*) in einem ganzen Tage verfertiget. Dem Kuhhirten nutzet seine Keule zu gar nichts; welche manche schöne Kuh ist dadurch um ein Auge gekommen! ich will ihm also auch ein solch Instrument geben, doch ohne Haken, damit der Schäfer etwas besonders hat. Der Schweinehirte soll nebst diesem Instrument seine Peitsche behalten, weil ihm solche zu gewissen Zeiten ohnentbehrlich ist. Den Gänsehirten will ich von dieser Arbeit dispensiren, dahingegen aber soll er auch mit seinen Gänsen, welche der Weide durch ihren Mist beynahe eben so viel Schaden als die Maulwurfshaufen verursachen, gar nicht auf die Weide kommen, sondern soll ein Revier allein haben. Damit aber die Hirten zu dieser Arbeit um destomehr aufgemuntert werden, und wie denn auch allerdings der Arbeiter seines Lohns werth ist, so soll jeglichem dafür 2 Hpt. Rocken von der Gemeinde jährlich zugeleget werden.

Es wäre zu wünschen, daß diese gemeinnützige, mit wenig Mühe und Kosten verknüpfte Veranstaltung noch diesen Herbst ins Werk gerichtet würde, welches aber wol schwerlich ohne höchsten Befehl geschehen dürfte, weil der Landmann in gewissen Fällen zu seinem eigenen Vortheil angehalten seyn will. ꝛc.

O. G. D. N.

(*) Wenn nicht auf die würkliche Ausrottung oder doch große Verminderung der Maulwürfe gedacht wird, so möchte der Hakenstock des Schäfers wol nicht zureichen, eine Weide eben zu machen; weil der Maulwurf doch einige Schritte von dem grade gemachten Hügel wieder aufwirft. Die Verbesserung des allzunassen Bodens, als worinn Maulwürfe vorzüglich ihre Nahrung finden, würde also immer das erste seyn müssen.



Von dem nützlichen Gebrauche der Belemniten.

Die unter den verschiedenen Namen von Alpsteinen, Luchssteinen, Pfeilsteinen, Donnersteinen, Carwenzelsteinen, Lat. Belemnitis, Lapidibus Lyncis, Lyncuriis, Idæis dactilis, Lapidibus Corvinis bekannten, und von verschiedenen Naturkündigern beschriebenen Belemniten sind länglicht schmale, walzen- und kegelförmige Steine, oder vielmehr versteinerte Seewürmer, die Holothurier genannt werden, welche auch nicht selten in hiesigen Gegenden gefunden werden. Wenn man sie von einander schlägt, so wird man in der Mitte den Rückgrad gewahr, das Fleisch aber geht strahlicht bis an den Umkreis. Man hat, den Farben nach, drey unterschiedene Arten, gelbliche, bräunliche und schwarze; es ist aber bey dem Gebrauch, den ich hier zum gemeinen Nutzen bekannt mache, auf diesen Unterscheid nicht zu regardiren. Die gelblichen sind zum Theil durchsichtig,

sichtig, und fallen sehr ins Weisse, kommen auch an Durchsichtigkeit, und elektrischer Kraft dem Bernstein fast gleich, indem sie, wenn sie gerieben werden, leichte Körper, als z. E. Blätter, an sich ziehen. Sie geben allesammt, wenn sie gerieben werden, einen dem Stück Marmor (marmori suillo) und andern animalischen Petrefactis ähnlichen Geruch von sich, und es prävaliret, in Ansehung ihrer Bestandtheile, eine kalkhafte Erde, und flüchtiges Alcali darinnen. Zu den Curen, welche ich angeben werde, ist von den drey Sorten diejenige am besten, welche am meisten stinket. Die Ursache ist, daß diese das meiste flüchtige Salz bey sich führet. Man rühmet sie als ein gutes Mittel wider den Nierenstein: allein es haben mich verschiedene angesehene Aerzte versichert, daß davon bey uns kein Gebrauch gemacht würde. Folgende Nachricht von ihrem medicinischen Nutzen in Pferdekrankheiten ist aber durch die Erfahrung bestätiget, und man glaubt, denen einen Dienst zu erzeigen, die sich in vorkommenden Fällen dieses noch gänzlich unbekannten Mittels bedienen wollen.

Erstlich dienen die zu Pulver gestoßene Belemniten an Augenschäden der Pferde, in welchen Fällen dennoch das Aschenfett vorzuziehen ist.

2) Wenn man einem Pferde, das mit der Druse behaftet ist, gleich zu Anfange der Druse, früh nüchtern 1 Loth pulverisirten Alpstein in frischem Brunnenwasser 4 Tage hinter einander eingiebt, so ist die Druse überstanden.

3) Bey einer verhärteten oder sogenannten Steindruse giebt man einem solchen Pferde 2 Loth in einem Pott Weinessig ein. Der Augenschein wird zeigen, daß dieses Mittel das kranke Pferd zwar stark angreifen; jedoch wenn es nach etlichen Tagen wiederholet würde, sich der Husten bald hernach legen werde.

4) Für das verhaltene Stallen der Pferde kann 1 Loth Pulver von gedachtem Steine mit dem besten Succeß gebraucht werden.

5) Giebt dieses Mittel in der Darmgicht ein vorzügliches Mittel vor andern ab, und es wird dem kranken Pferde ebenfalls 1 Loth in Wasser eingegossen. Man kann überdas bey einem Falle, da niemand die eigentliche Beschaffenheit der Krankheit eines Pferdes penetriren kann, sicher seine Zuflucht zu dem Belemnitenpulver nehmen, und sich nach dessen wiederholtem Gebrauch den besten Erfolg versprechen.

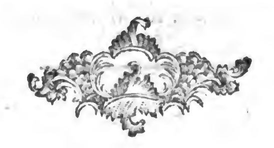
Es ist eine vorzügliche Recommendation der Belemniten, daß sie in verschiedenen Krankheiten der Pferde als ein vorzügliches Diureticum ihren Nutzen beweisen, und dabey ein sehr wohlfeiles Mittel sind. Diese Nachricht gehöret unter die neuen Erfindungen, und ist dem Herrn Stallmeister von Heringen, der von der guten Würkung derselben in dem Hochgräflich Stollberg-Wernigerodischen Marstalle mehrmal überzeuget worden, zu verdanken.

Helm-

Helmstädt.

Unter dem Vorsitze des Herrn Prof. Frick vertheidigte am 19ten Septembr. Herr Matthießen aus Altona eine Streitschrift von 46 Seiten, de ficto quodam Marchionatu Slesvicensi et in illum inique praetenso S. R. J. G. jure. Nach einer Einleitung von den Schriften, in denen die activen und passiven Prätensionen des deutschen Reichs abgehandelt werden, und der Beurtheilung der Gründe, welcher sich einige bedienet haben, erzählt der Herr V. was der verstorbene Bronem und Scheidt von den Ansprüchen des deutschen Reichs auf Schleswig geschrieben haben. Es ist bekannt, daß beyde allen nexum clientelarem et subjectitium zwischen Dännemark und dem deutschen Reich geläugnet haben. Der Verfasser tritt theils ihrer Meynung bey, welche er wiederholt, theils geht er in einigen Stücken von ihnen ab, theils unterstützt er derselben Meynung mit neuen Gründen. Ehe dieses geschieht, schickt er einiges von dem alten Namen und Zustand Schleswigs bis auf die Zeiten Heinrichs des Ersten voraus. Er widerlegt den Adamum Bremensem, auf dessen Zeugniß man sich in dieser Sacher beruft; läugnet, daß Heinrich der Voaler einen Marchionatum Slesvicensem aufgerichtet habe, und daß er zwar die Danos überwunden, aber die Danos, welche sich in veteris Bataviae oris maritimis et vicinis Zeelandiae insulis niedergelassen. Er will den vom Heinrich errichteten Marchiatum lieber zu Antwerpen suchen, und handelt alsdenn von den Kriegen Otto des I und II. gegen die Dänen, welche dem deutschen Reiche kein Recht zu Ansprüchen auf Schleswig geben. Hierauf werden die Gründe widerleget, welche von den Privilegien hergenommen werden, die Otto I und III. A. 965. und 985 einigen Bischöfen in Jütland gegeben. Eben dieses widerfähret von dem Vorgeben, von dem geschenkten Marchionatu Slesvicensi, von Conrado II. an Canutum Magnum. Endlich wird gezeigt, daß der Dänische König Sueno weder Heinrich dem 3. noch dem 4. ein Juramentum Vasalliticum geleistet, und daß Canutus S. Magnus, Sueno und Waldemarus I. nicht in Ansehung Dännemarks und Schleswig, sondern in Ansehung des Regni Sclavicis den Kaysern fide clientelari zugethan gewesen sind.

Nachdem der gelehrte Verfasser diese Streitschrift, aus welcher eine ausserordentliche Belesenheit und Kenntniß der besten Schriften hervorleuchtet, mit vielem Beyfall vertheidiget hatte; so ertheilte demselben öffentlich der Hr. Prof. Frick, die Würde eines Licentiaten.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

89tes Stück.

Mittwochs, den 5. November, 1766.

Vom Arrak, und Punsch.

Unter den vielen ausländischen Getränken, die wir recht gut entbehren könnten, und wofür wir so bereitwillig unser Geld ausser Landes schicken, verdient auch der Punsch eine Stelle. Dieses Getränke ist besonders seit dem letzten Kriege noch mehr als sonst, unter uns Mode geworden, und es wird itzo nicht leicht eine Stadt mehr in Deutschland gefunden werden, in welcher der Punsch unbekannt seyn sollte; die Landgüter nicht einmal gerechnet, auf welchem der Junker und der Beamte ebenfalls manche Schaale dieses Trankes in den kalten und langen Winterabenden auszuleeren pflegen. Unsre nähere Bekanntschaft mit den Engländern hat uns dieses neue Mittel, unsern Geldbeutel leer zu machen, kennen gelehrt. Ein gewisser Dichter sagt zwar in einem Liede auf den Punsch:

„Heil England dir! Heil dir, o Mann,
„Der uns den Punsch erfand!

welches nach einer poetischen Freyheit genommen, so hingehn mag; wenn man aber die Sache gründlich und nach einer wahren Politik untersuchen wollte, so möchte man dem Manne, der uns den Punsch erfand, wol mit Recht ein wenig Unheil auf den Hals wünschen, da er Ursach ist, daß der Holländer und Engländer manchen schönen Thaler mehr von uns erhält, der sonst in unsern Taschen geblieben wäre.

Da indeß, wie bey allen unsern fremden Thorheiten gewöhnlich ist, der Moralist und Politikus nunmehr vergeblich predigen würde, da diese Gewohnheit schon viel zu allgemein unter uns geworden; so will ich doch den Liebhabern des Punsches hier kürzlich sagen, was sie eigentlich trinken, und wie dies Getränke, wenn es ja nicht abgeschafft werden kann, für die Gesundheit am zuträglichsten gemacht und zubereitet wird.

Die Mehresten unter uns, selbst Kaufleute, die mit Arrak handeln, stehn in dem Wahne, als ob dieser Branntwein aus blossem Reiß verfertigt werde. Nach allen neuern und zuverlässigen Nachrichten aber ist

dieses ein Irthum. Es wäre eher zu vermuthen, daß er von Areca gemacht würde, weil dieser Baum von den Portugiesen Araquero heißt. Sollte der Arrak von Reiß gebrannt werden können, so würde der Chineser, der mit Reiß so reichlich und überflüssig versehen ist, diesen Gewinnst sich gewiß nicht entgehen lassen, da kein Volk fleissiger, arbeitsamer, und geldgieriger seyn kann, als dieses. Der Chinesische Branntwein, der von Reiß gemacht, und Samsu genannt wird, riecht beynahe, wie unser schlechtester Fusel, und schmeckt auch nicht viel besser. Sie machen ihn zwar auch warm, und trinken bey Tische eine Tasse voll davon, er schmekt aber eben so wenig wie Arrak, als unser gewöhnlicher schlechter Kornbranntewein. Zu dem Arrak sind also, ausser dem Reiß und Zuckerrohre, auch noch durchaus Cocusnüsse erfoderlich, ohne die kein ächter Arrak gemacht werden kan. Die Chineser selbst müssen daher den Arrak von solchen Orten herholen, wo der Cocusbaum zu Hause gehört, indem es in ihrem Lande an der Wärme fehlt, die zum Wachsthum dieser Palmart erfoderlich ist. Der mehreste Arrak kömmt also von Goa auf den Indianischen Küsten, und von Batavia auf der Insel Java. Der Arrak von Goa ist schwächer, weißlich, seltener, und gemeiniglich theurer, weil dieser Ort der entlegenste ist. Der Arrak von Batavia aber ist stärker, er gleicht dem Franzbranntweine, hat einen öhlichten etwas firnißmäßigen Geruch, ist aber so verschieden, daß er bisweilen für einerley Preis doppelt schwächer ausfällt. Deswegen pflegen sich die Käufer, die im Großen darmit handeln, mit einem Instrumente zu versehn, das durch sein Steigen und Fallen, die verschiednen Grade der Stärke anzeigt. Die Ostindienfahrer kaufen den Batavischen Arrak auf den Holländischen Schiffen, den von Goa aber von den Engländern; in Suratte aber kann man ihn aus der ersten Hand haben.

Da also ohne Cocussaft kein Arrak bereitet werden kann, so will ich von dieser Frucht gleichfalls einige Nachricht mittheilen.

Der Cocusbaum ist ein sehr hoher, nicht sonderlich dicker Palmbaum, mit einer schroffen Rinde, dessen Stamm bis an die Krone ganz grade und unzertheilt ist. Die Nüsse, deren etliche zusammen in der Krone hängen, sehn fast aus wie Kohlköpfe, und sind etwas dreykantig. Die äußere Schaale der Nuß ist, wenn sie reif zu werden anfängt, gelb, und wird hernach braun; sie besteht aus einem hanfähnlichen Bast, statt dessen sie auch von den Indianern gebraucht wird. Die zweyte Schaale unter dieser ist vor ihrer Reife weiß, wird aber nachher braun, und sehr hart; am Stiele ist sie einigermaßen eckig. Aus dieser Schaale werden verschiedene Dinge, zum Exempel Trinkgefäße, artige kleine Körbe, Punschlöffel, und dergleichen verfertigt. Dem Stielende gegen über sind drey kleine Löcher, wovon sich jedoch nur eines bequem öffnen läßt. Die innerste Schaale, welche dicht unter der harten sitzt, ist weiß, und nicht viel härter, als eine gekochte Rübe. Man kann sie roh essen, und sie schmeckt beynahe wie süße Mandeln, weshalb sich auch die Seefahrer hieraus mit etwas Zimmet eine Mandelmilch bereiten. Die Nuß ist mit einem blassen, süßen Wasser angefüllt, welches aber bald sauer wird, wenn man es nicht bald nach Oefnung der Schaale trinkt. Jede Nuß enthält von diesem Wasser ohngefähr ein halbes Quartier, oft auch etwas mehr. Man bedient sich desselben auf den Schiffen einige Wochen lang, so lange sie nemlich frisch bleiben, sowol frisch zu trinken, als auch manchmal zum Theewasser. Werden die Nüsse alt, so gerinnet dieses Wasser zu einem schwammichten weissen Kern. Von diesem Safte muß also etwas zu dem Reiße und Zuckerrohre hinzukommen, wenn echter Arrak draus werden soll.

Der Punsch, oder das Getränke, so man aus diesem Arrak bereitet, kann nach vielerley Verhältnissen und Zusammensetzungen verfertiget werden, so wie man ihn nemlich schwach oder stark haben will. Viele nehmen zu der Hälfte Arrak, nur die Hälfte Wasser, oder giessen statt des Wassers grünen Thee, und manchmal wol gar Rheinwein oder Champagnerwein hinzu. Sie würzen ihn mit Muskaten, und vielen abgeriebnen Citronen, und machen ihn mit einem Worte so stark, daß wenige Gläser zu einem tüchtigen Rausche hinreichend sind, und die nachtheiligsten Folgen für die Gesundheit nicht aussen bleiben können.

Wenn er wohlthätig und angenehm schmeckend bleiben soll, so muß man ihn so simpel machen, als möglich. In folgender Proportion geräth er am besten:

Man preßt sechs bis acht gute saftige Citronen nur leicht mit einem Citronenpresser, oder auch in Ermangelung desselben mit der Hand aus. Man muß die Citronen deshalb nicht zu stark ausdrücken, weil der letzte Saft sonst bitter wird. Man muß sich hüten, daß keine Kerne, und nichts von dem ausgedrückten Fleische der Citronen zurück bleibt; es sieht nicht allein wenig appetitlich aus, sondern verursacht auch noch überdies Krümmen im Leibe. Am besten ist dies zu verhüten, wenn man den Saft durch ein eignes kleines hiezu bestimmtes Haarsieb laufen läßt. Den Punsch wohlschmeckender zu machen reibt man von einer recht reifen Citrone das Gelbe auf Zucker ab; es muß aber nicht viel seyn, weil das Gelbe von den Citronen zu sehr erhitzt. In diesen Citronensaft wirft man ein Pfund feinen weissen Zucker, man thut ein halbes Quartier guten starken Arrak von Batavia hinzu, und gießt endlich zwey Quartier kochendes Wasser, oder im Sommer kaltes Wasser darauf, rührt ihn tüchtig um, und läßt ihn einige Minuten zugedeckt stehn, worauf er gut ist.

Es versteht sich von selbst, daß man, wenn der Arrak nicht stark genug, oder die Citronen nicht saftig genug sind, die Proportion manchmal ändern muß. Bey den Citronen muß man sich vor allen Dingen hüten, daß sie nicht faul oder angegangen sind; eine einzige schlechte Citrone verdirbt sonst den ganzen Punsch.

Wenn dies Getränk nach dieser simpeln Zusammensetzung bereitet wird, so muß es der Gesundheit eher nützlich als schädlich seyn, da die Stärke des Arraks durch Wasser und Citronensaft hinlänglich gedämpft wird, und die Citronensäure überhaupt zur Verdünnung und Verbesserung des dicken stockenden Blutes ausserordentlich vortheilhaft ist. Dieses Getränk kömmt auch noch ziemlich wohlfeil zu stehn, wenn Zucker und Citronen nicht allzutheuer sind. Ein Quartier Arrak kostet in Hamburg 18 bis 20 ggr.

Wegen der Citronensäure die Zinn und Silber angreift, ist es am besten den Punsch in Schaalen von Porzellan zu verfertigen, und zum Einschenken sich eines hölzernen Löffels zu bedienen. Punschschaalen nach sehr gutem Geschmack gemahlt kann man sowol von unserm echten Fürstenberger Porzellan, welches mit dem besten Ausländischen itzo wetteifert, bey Hrn. Wiedemann, und von hiesiger Fayance bey Hrn. Liebau allhier um billige Preise erhalten. Punschlöffel aus einem Stücke macht der hiesige Hofdrechsler, Herr Heise, so gut, als die Englischen.

Vom

Vom Waid.

Herr Markgraf, Mitglied der Berlinschen Akademie, und einer der geschicktesten Chymisten in Europa, hat eine Entdeckung gemacht, welche die Ausmerksamkeit solcher Personen verdient, deren Bemühungen die Beförderung und Vollkommenmachung der Künste zum Gegenstande haben. Er hat bemerkt, daß ein gewisses Insekt, welches man auf den Blättern des Waids findet, alle blaufarbigten Theile, welche diese Pflanze enthält, aus selbiger heraus zieht, und die Farbe davon annimmt. Er hat aber dabey die Anmerkung gemacht, das es sich nur solcher Blätter, die anfangen zu faulen, darzu bedient. Herr Markgraf, der sich das, was ihm die Natur zeigete, geschickt zu Nutze zu machen wußte, hat seine Zuflucht zur Kunst genommen, um alle blaufarbigten Theile, die der Waid enthält, aus dieser Pflanze zu ziehen. Er hat bey dieser Arbeit befunden, daß die Farbe weder in denjenigen Theilen des Waids, die sich in Wasser auflösen lassen, noch in den gummichten Theilen enthalten sind, sondern nur in den Theilen, die das Wasser nicht auflöset, die sich aber durch die Fäulung getrennet, gleichwol im Wasser, in welches man Waidblätter gelegt hat, verbreiten. Er ermuntert daher die Künstler, die neue Farbenmaterien zu erfinden suchen, auf die Raupen, die sich von den Pflanzen nähren, Achtung zu geben, und glaubt, es könnten die Insekten, wenn man sie trocknete und gehörig zubereitete, ganz neue Farben hervorbringen.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

90tes Stück.

Sonnabends, den 8. November, 1766.

Von der Verbindung der verschiedenen Erkenntnißvermögen der Seele.

Eine Allegorie.

In einer unglücklichen Stunde, wo die Zwietracht ihren verderblichen Saamen auszustreuen, Gelegenheit gefunden hatte, entstand schnell eine Unruhe in dem vorher so harmonischen Reiche der verschiedenen Seelenkräfte. Die Untern kündigten den Obern den Gehorsam auf, sie wollten ihnen nicht mehr die bisherigen Dienste leisten, oder Befehle von ihnen annehmen; und sie glaubten stark genug zu seyn, ein eigenes Reich auszumachen, und in einer Unabhängigkeit von ihnen, selbst die Regierung zu führen. Alsbald versammleten sie sich mit einem wilden Getümmel, und ließen ihre Fahnen fliegen. Die Einbildungskraft und das Gedächtniß waren kühn genug, sich an ihre Spitze zu stellen; sie entwarfen Plane, und überzähleten, und berechneten alle Umstände auf das genaueste, welche ihnen gegen ihren Feind vortheilhaft seyn könnten. Zu ihrer vertrauten Rathgeberinn, und gleichsam Wahrsagerinn, erwähleten sie die Erwartung ähnlicher Fälle. Diese nahm nunmehro alsbald eine sehr altkluge und weise Miene an, worinn man aber demohnerachtet viel Zerstreuung, Aengstlichkeit und unregelmäßige Züge entdeckte. Ihre erste Sorge war nun, ein vortheilhaftes Lager zu beziehen; und sie wähleten dazu eine weite und geräumige Gegend, welche angenehm und reitzend genug war, aber durch verschiedene Sümpfe unterbrochen wurde, aus welchen von Zeit zu Zeit ein dicker Nebel aufstieg, der die ganze Gegend mit finstern Wolken zu bedecken schien. Die Sinne wurden auf verschiedenen Posten vertheilet, weil man glaubte, daß sie zu dieser Verrichtung am geschicktesten seyn würden; und man gab ihnen den Befehl, auf die geringsten Be-

wegungen jederzeit aufmerksam zu seyn, und von allem, so viel möglich, genaue Kundschaft einzuziehn. Der Sinn des **Gesichts** und des **Gehörs** waren die vornehmsten unter ihnen; und wenn der erstere mit unverwandten Blicken nach der Anhöhe sah, welche die obern Kräfte bezogen hatten, und, um noch mehr in die Ferne zu dringen, sich oft eines Sehrohrs bedienete, so horchete der andere mit der größten Stille auf alles, was er nur irgend empfinden konnte. Die allerunruhigsten waren die **Affekten**. Sie liefen ungestüm durch einander her, und waren mit sich selbst nicht einig; und es fehlete nicht viel, daß sie nicht alles in die größte Verwirrung gesetzet hätten.

Die **obern Kräfte** hatten sich auf einen erhabenen Felsen gezogen, welcher seine Spitze hoch in die Wolken empor trug, und von reinen und heitern Lüften umflossen wurde. Sie sahen noch immer mit mitleidsvollen Blicken auf diese Rebellen herab. Mitten unter ihnen saß die **Freyheit** auf einem erhabenen Throne, das Zepter in der Hand, und sie suchte nicht nur jederzeit die Ruhe in ihrem Bezirk zu erhalten, sondern sie hatte auch den festen Entschluß gefaßt, sich nie durch scheinbare Vortheile, oder andere betrügerische Vorschläge aus dieser so vortheilhaften Stellung bringen zu lassen. Dicht an ihrem Thron, in einer heiligen Stille, war die **Vernunft**; ihr Haupt war von einem hellen Glanz umstralet, und in ihren Händen hatte sie einen Maaßstab und einen Cirkel; zu ihrer rechten Seite saß die **Scharfsinnigkeit**, zu der linken der **Witz**, der an seiner heitern und freyen Miene kenntlich war. Ueber beyde breitete sich der Glanz der Vernunft aus, und gab ihnen ein recht männliches und ehrwürdiges Ansehen. Sie hatten kaum nöthig, Wächter auf ihrer Höhe auszustellen, weil sie schon genung durch die Natur befestiget und gesichert war; doch übernahm die **Aufmerksamkeit**, mit ihren beyden Schwestern, der **Ueberlegung** und **Vergleichung**, jederzeit willig diese Verrichtung; und wenn Gefahr vorhanden war, so eilete alsbald die **Vernunft**, in einer heldenmäßigen Rüstung, und mit einem undurchdringlichen Schilde gedeckt, herzu, und zeigete sich an ihrer Spitze. Selbst ihr Anblick war den Feinden schon furchtbar; und wagten sie es, ihre Pfeile auf dieselbe abzudrükken, so erreichten diese sie entweder nicht, oder sie wurden von ihrem Schilde aufgefangen, und fielen matt vor ihren Füßen nieder. Oft versuchten sie bey dunkler Nacht einen Anfall auf ihr Lager; allein die hellen Stralen, die von der Vernunft ausgiengen, drangen schnell als ein Blitz durch diese Finsternisse hindurch, und schlugen sie zu Boden. Bald wagten sie es, die steile Höhe hinan zu klimmen; doch kaum waren sie zur Hälfte gekommen, so überfiel sie ein Schwindel, ihre Kräfte verließen sie, und sie sahen sich genöthiget, von einem so kühnen Unternehmen wieder abzulassen. Nicht selten erregten die **Affekten** ein ungestümes Geschrey, daß die ganze Gegend davon wiederschallete; man bemerkte darinn eine besondere Mannigfaltigkeit von verschiedenen Stimmen, und dieses sollte gleichsam das Zeichen zum Angriff seyn. Die **obern Kräfte**, sicher genug auf ihrer Höhe, liessen sich dadurch nicht betäuben, oder aus ihrer ruhigen Fassung bringen. Die **Freyheit** schwang ihr goldenes Zepter, und schlug dreymal auf den festen Grund des Felsens; und ein fürchterlicher Donner rollete daher, erschreckte den wilden Haufen, und machte ihn ganz sinnlos. Ja sie selbst wurden unter einander bald wieder uneinig, und ihr flüchtiges Feuer verlosch eben so geschwinde wieder, als es bey ihnen entstanden war.

So stritten sie auf eine hartnäckige, aber wenig überlegte Weise, gegen ihre rechtmäßigen Ober-

Oberherrn; aber sie konnten diejenige Glückseligkeit nicht erreichen, die sie sich anfänglich versprochen hatten, und ihre Hoffnung verschwand immer mehr und mehr. Selbst das Innere ihres Reichs wurde durch allerhand Zufälle erschüttert. **Betrügerische Blendwerke des Irthums**, gleich den Irrlichtern, welche an sumpfichten Gegenden zu entstehen pflegen, hüpfeten vor ihnen herum, von welchen sie sich öfters thörichterweise verführen ließen, ihnen zu folgen, wodurch sie an gefährliche Oerter verleitet wurden, in denen sie beynahe versunken wären. Allerhand scheußliche **Larven** und **Gesichter** erschreckten sie in der Finsterniß, die immer mehr und mehr zuzunehmen schien; und die **Verwirrung**, ein häßliches **Gespenst**, mit wilden, rollenden Augen, fliegenden Haaren, und unförmlichem Haupte, schlich oft sichtbar unter ihnen herum, und verursachte ihnen das größte Schrecken. Nun fiengen sie an, ihr Verbrechen zu erkennen und zu bereuen. Das **Gedächtniß** erinnerte sich, obgleich ganz schwach, an die Glückseligkeit, der sie in der Vereinigung mit den obern Kräften genossen hatten, an den Flor ihres ganzen Reiches. Die **Affekten** widersprachen noch immer, und schienen die allerhartnäckigsten zu seyn.

Die obern Kräfte waren jederzeit so großmüthig gewesen, diese Rebellen nicht selbst anzugreifen, und an ihrem gänzlichen Untergange zu arbeiten; sie hofften noch immer, daß sie sich eines bessern besinnen, und sich ihren Befehlen wieder unterwerfen würden; aber lange hofften sie vergebens. Sie selbst empfanden nach und nach die schädlichen Folgen dieser Trennung; eine ungewöhnliche **Trägheit** und **Schläfrichkeit** breitete sich über sie aus, eine todte und einsame Stille herrschete unter ihnen, und der Glanz, welcher die **Vernunft** umleuchtete, schien immer schwächer zu werden, und sich in einen matten Schimmer zu verlieren. Sie seufzeten in dieser Einsamkeit; die engen Schranken, worinn sie eingeschlossen waren, wurden ihnen je länger je unerträglicher; und ihr Zustand war dem Schicksal eines Regenten gleich, der sich seiner Unterthanen beraubet sieht, durch die er stets neue Ermunterungen erhält, so wie sie durch ihn belebet werden.

Endlich kam die erwünschte Zeit, wo der Friede wieder unter beyden Partheyen hergestellet wurde. Die **Götter**, durch Mitleiden bewogen, daß dieses ihr Geschlecht, ein Theil von ihrem Wesen, weniger glücklich war, als es ihrer Bestimmung nach seyn sollte, sandten die **Weltweisheit**, sie wieder mit einander zu vereinigen und auszusöhnen. Sie senkte sich auf einer hellleuchtenden Wolke feyerlich langsam herab, diese **Tochter des Himmels**; ihr Angesicht war männlich schön, majestätisch, und von glänzenden Stralen umgeben, und ihre Blicke hell, wie die Feuerflammen. In der einen Hand trug sie einen Schlüssel, und in der andern eine goldene Kette, welche sie lang hinter sich herzog. Die **Musen**, mit in einander geschlungenen Armen, und Kränzen auf ihren Häuptern, folgeten ihr nach. Ihr Anblick verursachte beyden eine Bewunderung, welche mit Furcht und Liebe zu streiten schien. Schnell verbreitete sich über das Reich der **obern Kräfte** ein Glanz, welcher immer grösser wurde, bis daß er auch die niedere Wohnung der untern nach und nach erhellete. Diese zitterten anfänglich und waren voller Bestürzung, weil sie dieselbe für eine Feindinn hielten, die sich mit den **obern Vermögen** zu ihrem gänzlichen Untergange verschworen hätte. Doch diese Furcht verlohr sich nach und nach, da sie die liebliche Gestalt derselben, welche nicht so viel schreckliches hatte, als sie sich zuerst einbildeten, in der Nähe erkannten, und zugleich mit ihr die **Musen** erblickten,

blickten, zu welchen sie, ich weiß nicht, was für ein natürlicher Trieb, hinzureissen schien. Die **Weltweisheit** rief darauf beyden mit mächtiger Stimme zu, ihr zu folgen; und sie waren ihrem Befehl gehorsam. Sie führete sie darauf in den **Tempel der Eintracht**, welchen sie mit ihrem Schlüssel eröfnete. Hier schworen sie sich einander eine ewige Treue, eine immerwährende Freundschaft; und die **Vernunft**, auf Befehl der **Weltweisheit**, fesselte mit demantnen Ketten diejenigen **Affekten**, welche die unruhigsten gewesen waren, und sich ihrer beyderseitigen Verbindung so sehr widersetzet hatten, daß sie in Zukunft wider ihren Willen nichts unternehmen sollten. Wie groß, wie lebhaft war ihre Freude von beyden Seiten! ein neues Leben, eine neue Munterkeit breitete sich über sie aus! Nun erkannten sie, wie genau sie mit einander verwandt wären; sie umarmten sich mit einer brüderlichen Zärtlichkeit; und die **Musen**, empfindlicher und gerührter als alle übrigen, nahmen die Kränze von ihren Häuptern, und schmückten damit die obern **Kräfte**, um die Runzeln ihrer finstern Stirn damit zu bedecken. Sie nahmen diesen Schmuck willig von ihren Händen an, und erhielten dadurch eine jugendliche Munterkeit. Die obern **Kräfte**, durch Dankbarkeit gerühret, versprachen ihnen, von nun an jederzeit ihre Führerinnen zu seyn, und ihnen mehr Stärke, Gewißheit und Deutlichkeit zu geben.

Von hier glänzte ihnen der **Tempel der Wahrheit** schon entgegen, welchen ihnen ihre erhabene Führerinn die **Weltweisheit**, zeigete. Sie gieng voran; und sie alle, mit vereinigten Kräften, folgeten ihr nach, bis sie endlich glücklich denselben erreichten.

V.





Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

91tes Stück.

Mitwochs, den 12. November, 1766.

Nachricht von des Herrn Legros Kunst, die Damen zu frisiren.

Unsern Frauenzimmern, und einigen Kunstverständigen zu Gefallen, welche die wichtige Kunst zu frisiren, oder in Haaren aufzusetzen, gehörig zu schätzen wissen, will ich hier eine kurze Nachricht von einem französischen Werke mittheilen, welches in seiner Art das Einzige ist, und mit zu den seltnen Erscheinungen unsers berühmten und aufgeklärten Jahrhunderts gehört.

Herr Legros hat nicht nur in einem eignen Buche von 61 Seiten ein vollständiges System vom Haarputz der französischen Damen vorgetragen, sondern seine Regeln auch noch durch 33 hiezu gehörige Kupferplatten sinnlicher und deutlicher zu machen gesucht. Ja was noch mehr ist, er hat in Paris eine eigne Akademie gestiftet, von welcher er Direktor ist, und wo man in verschiednen Klassen in dieser seiner zur höchsten Vollkommenheit gebrachten Kunst sich unterrichten lassen kann. Da der Herr Legros, wie alle großen Erfinder, sich seine eigne Sprache gemacht hat, so wird es am besten seyn, daß wir ihn selber darinn reden lassen.

Man wird sich vielleicht drüber aufhalten, sagt er, daß ich mein Buch ein System, und meine Unterweisungen eine Akademie nenne. Ich habe aber die Coeffirung der Damen zuerst in eine Kunst gebracht, ich habe alle die Plane von den verschiedenen Arten, zu frisiren, erfunden und entworfen; ich habe seit neun Jahren schon den vierten neuen Geschmack aufgebracht, und auf zwey und vierzigerley Manier die Damen aufgesetzt; und ich habe dreyhundert verschiedne Arten von Haartouren für sie gemacht, die ich alle selbst verfertigt, so daß man sie für natürliche Haare angesehn. Meine Klassen heissen deswegen eine Akademie, weil ich darinn den wahren Grund, und das eigent-

liche Wesen der Frisirkunst zeige; Unterricht gebe, wie man Haarblumen machen muß, der einzige bin, welcher das Frisiren zu solcher Vollkommenheit gebracht, einen eignen Traktat von natürlichen Haaren geschrieben habe, welches vor mir noch niemand gethan hat; und meinen Lehrlingen einen eignen Lehrbrief ertheile. Alle diese Wissenschaften habe ich niemanden anders zu danken, sondern durch eine besondre Gnade der Vorsehung von mir selber erlernt. Es ist wahr, ich bin eigentlich Koch bey dem Marquis von Belle-Mare gewesen, und habe auch über die Kochkunst ein Buch geschrieben, welches, wenn es gedruckt würde, seinen großen Nutzen für Leute in den Städten und bey der Armee haben würde; dem ungeachtet kann ich mich rühmen, daß ich der erste bin, der die Kunst zu coeffiren erfunden hat, und alle Tage die vollkommensten Proben darinn ablegt. Kein andrer, der es nicht bey mir gelernt hat, kann meinen Geschmack erreichen. Meine Neider wollten zwar die Damen bereden, daß ich keine Perücken noch Touren zu verfertigen wisse, aber in der Messe 1763. stellte ich dreyßig große Puppen auf, die alle frisirt waren, und die Bewunderung der Damen erhielten; und 1765. stellte ich hundert Stück dergleichen frisirte Puppen auf, welche nicht nur den Beyfall der französischen Damen erhielten, sondern auch zum Theil an die vornehmsten französischen Höfe verschickt wurden. Ihnen zu Gefallen habe ich also drey Klassen errichtet, worinn Kammerdiener, Kammerfrauen, und Friseurs gezogen werden.

Einige andre Feinde des Herrn Legros sagten, daß man die Moden in seinen Kupferstichen mit natürlichen Haaren nicht nachmachen könne. Um das Publikum vom Gegentheil zu überzeugen, ließ er drey und dreyßig junge Mädchen nach seinen drey und dreyßig Kupferplatten frisiren, und alle Tage im Monat May und Junius 1766. auf dem Walle spatzieren gehn. Dergleichen Mädchen nennt man in Paris Prêteuses de tête, Kopfverleiherinnen. Sie sind 10 bis 12 Jahr alt, und verleihen ihre Köpfe, bis sie sich mit etwas anders ernähren können, bey Friseurs, die ihre Lehrlinge vom Morgen bis in den Abend sich in ihren Haaren üben lassen, indem sie alle Stunden frisirt und wieder ausgekämmt werden. Sie bekommen hievor des Monats ungefehr anderthalb Thaler, und haben noch überdies das Vergnügen, manchmal in einem Tage dreyßigmal anders aufgesetzt zu werden.

Die Damen, versichert Herr Legros, können sich meinen Schülern vollkommen anvertrauen, wenn sie einen Lehrbrief mit meinem Siegel aufweisen. Ich verkaufe einen solchen Lehrbrief um kein Geld; ich schenke ihn noch weniger um Gunst weg, sondern man muß ihn durch würkliche Verdienste erwerben. Schüler von mir, die nicht nach allen meinen Kupferstichen frisiren können, erhalten nur ein kleines in grünes Wachs gedrucktes Siegel. Die vollkommnen Lehrlinge aber, die nach allen drey und dreyßig Kupferplatten alles wegfrisiren können, wie ein guter Sänger vom Blate wegsingt, bekommen zwey Siegel von rothem Wachs und werden zu Artisten und Akademisten von der Damenfrisirkunst ernannt. Bey jeder Ernennung eines neuen Mitgliedes, werden sie zugegen seyn, und die Ehre dieser Akademie behaupten.

In dem Traktat selbst beschwert sich Herr Legros gar sehr über die Unbeständigkeit der Damen in ihrem Geschmack; da sie oft das Wahre verlassen, und dem Falschen und Unnatürlichen nachlaufen. Er zeigt, was die geknüpften geflochtnen und zu sehr geschmierten Haarzöpfe für Schaden thun, und

und wie schlechte Art von Puder die Haare verzehrt; so wie auch gewisse Arten von Pomaden sie austroknen. Man muß überhaupt, sagt er, die Haare nicht unter allzuvielem Puder ersticken, sie müssen Luft haben, und einen Kopf zu erhalten, dessen Haare auszugehn drohn, muß man sie kurz verschneiden, oder sie gar einigemal hintereinander abbarbiren, sonst werden die kurzen Haare von den langen erstickt, so wie ein kleiner Baum, der unter einem großen steht, niemals so groß wird, sondern zuletzt gar abstirbt. Es ist also sehr schädlich, wenn man versäumt, die Haare oft verschneiden zu lassen, man muß auch nicht mit Haarnadeln darinn schlafen, oder sie mit einem zu glühenden Eisen brennen lassen, noch sie mit Bändern und Bindfaden aufwickeln. Herr Legros ist hierinn sehr weitläuftig, und ertheilt hernach vielerley Recepte und geheime Kunststücke, zu mancherley Pomaden; er zeigt wie man grau und weisse Haare schwarz machen kann, und giebt Mittel an, zu verhindern, daß Frauenzimmern im Kindbette, oder in langen Krankheiten die Haare nicht ausgehn. Seine Kupferstiche sind sowol für die gewöhnliche Toilette, als auch zum Gebrauch auf Bällen, und auf dem Theater eingerichtet. Die ersten Exemplare seines Buchs hat er an die Kayserinn Königinn, an die Kayserinn von Rußland, und an die Königinnen von England, Spanien, Preussen, Schweden, Dännemark und Portugall zu übersenden die Ehre gehabt.

Ein solches wichtiges Werk fehlte in der That noch der französischen Nation, und es wird künftig auch in den Bibliotheken unserer deutschen Damen unentbehrlich seyn, die länger als eine halbe Stunde an ihrem Putztische zubringen, und gar wohl wissen, was ein gut frisirtes Haar für Eroberungen machen kann, wenn es würklich nach der neuesten französischen Mode sitzt.

Es scheint indeß doch nicht, daß Herr Legros diese seine schwere tiefsinnige Materie völlig erschöpft habe. Er wird sich also noch mehr verdient machen, wenn er in einem neuen Traktate abhandelt, wie eine Dame coeffirt seyn muß, die einen großen oder kleinen Mund, ein langes oder kurzes Gesicht, und eine stumpfe aufgeworfne, oder eine krumme Nase hat. Auch bitten wir ihn zu bestimmen, welche Frisur sich am besten für Brunetten, oder Blondinen, oder lebhafte, muntere, zärtliche und melancholische Damen schickt; wie man frisirt seyn müsse, wenn man einen Liebhaber anlocken, in Verzweifelung stürzen, oder einem andern Frauenzimmer abspenstig machen will; und was man am Tage einer Trennung, oder einer Versöhnung, oder wenn es zum öffentlichen Bruch kömmt, unter den drey und dreyssig Arten der Frisur zu wählen habe. Auch würde es nicht übel seyn, anzuzeigen, was man zu jeder Coeffüre für eine Farbe von Puder, und für Aigretten und Sultane zu wählen habe. Die Frauenzimmer besitzen alle diese Kenntnisse in einem so hohen Grade, daß es zur Ehre unsers erleuchteten Jahrhunderts zu wünschen wäre, es brächte sie jemand in ein ordentliches System, und machte die Grundregeln davon bekannt.

Das Werk des Herrn Legros kostet in Paris gebunden und illuminirt 48 Livres, und geheftet und nicht illuminirt 24 Livres. Da dieses ziemlich theuer ist, so besorgt vielleicht ein deutscher Buchhändler mit dem nächsten einen wohlfeilern Nachdruck.

In

In der auf dem Bohlwege befindlichen Buchhandlung des hiesigen Fürstl. großen Waysenhauses sind folgende neue Bücher zu haben:

1) Ueber die neuere deutsche Litteratur, 1ste Sammlung von Fragmenten. 8. 1766. 16 ggr.

2) Allgemeine Weltgeschichte, von Wilh. Guthrie, und J. Gray, aus dem Englischen übersetzt, 3ter Band. med. 8. Leipzig 1766. 2 Thlr. 16 ggr.

3) Rob Whytt Beobachtung über die Natur, Ursachen und Heilung, derer Krankheiten, die man gemeiniglich Nerven hypochondrische und histerische Zufälle nennet. med. 8. Leipzig. 20 ggr.

4) J. W. von der Lith, neue politische Abhandlung von Steuern und deren Einrichtung in einem Lande. med. 8. Ulm 1766. 1 Thlr.

5) J. G. Gleditschens vermischte physikalische botanisch ökonomische Abhandlung, 2ter Theil. med. 8. Halle 1766. 1 Thlr. 4 ggr.

6) Der Glückselige, eine moralische Wochenschrift, 8ter Theil. med. 8. Halle 1766. 1 Thlr.

7) Antwort auf des Herrn Inspector Ortmanns Sendschreiben, an den Verfasser der Reliquien. 8. 4 ggr.

8) Des Herrn Argens jüdische Briefe, 6ter Theil. 8. Berlin 1766. 12 ggr.

9) Auszüge aus guten Büchern für die Töchter, 2ter Theil. 8. Berlin 1766. 10 ggr.

10) Allgemeine deutsche Bibliothek, des 3ten Bandes 2tes Stück. med. 8. Berlin 1766. 18 ggr.

11) C. A. Geutebrück gesammelter Unterricht von Schaafen und Schäfereyen, 2ter Theil. 8. Leipzig 1766. 16 ggr.

12) Unterhaltungen des 2ten Bandes 3. und 4tes Stück. med. 8. Hamburg 1766. à 6 ggr.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

92tes Stück.

Sonnabends, den 15. November, 1766.

Kurze Geschichte der Heiligen des Octobermonats.

Die erste Kirche war gewohnt, das Gedächtniß ihrer Märtyrer feyer- zu begehen, und hatte dabey den so nützlichen als untadelhaften Endzweck, durch das Lob der Tugend, der Heiligkeit, der Beständigkeit und des Sieges dieser Blutzeugen, ihre Glieder zu gleicher Treue und zu gleicher Beständigkeit zu reitzen. Sie wandten an diesen Märtyrertagen alle Kunst der Beredsamkeit an, die Leiden ihrer Mitbrüder, zugleich aber auch ihren Sieg und die durch ihren Martertod errungenen Siegespalmen auf das lebhafteste und reitzendste zu schildern.

Doch dergleichen Lobeserhebungen, rednerische Figuren und poetische Schilderungen wurden gar bald übertrieben, und arteten in eine Verehrung und Anrufung der Verstorbenen aus, welche wider die Ehre GOttes und wider die Religion stritten. Diese Ausartung nahm schon zu Ende des 4ten Jahrhunderts ihren Anfang. Der Poet Prudentius, welcher um diese Zeit lebte, rühmt schon in seinem Lobgesange auf die beyden Spanischen Märtyrer Emeterius und Chelidonius, daß sie Patronen der Welt sind, daß sie niemand vergebens anruft, daß sie die Wünsche ihrer Anrufer sogleich Christo vortragen, und von dem die Erfüllung dieser Wünsche erlangen, weil er seinen Zeugen nichts abschlagen kann. (a) Eben so lässet auch der H. Laurentius niemand unerhört und traurig von sich gehen; und dieser Poet selbst, der sich zu unwürdig hält von Christo erhöret zu werden, glaubt durch die Fürsprache dieses Märtyrers Erhörung zu finden. (b) Von dem H. Roman bittet er sich aus, wenn er ihn an jenem Gerichtstage unter den Böcken zur linken Seite erblicken werde, eine Fürbitte für ihn einzulegen, und den Weltrichter zu dem Befehle zu bewegen: Roman bittet, bringt mir die-

(a) Peristephan. Hymn. 1. v. 12 sqq.

(b) Ibid. Hym. 2. v. 577 seq.

sen Bock zur rechten Hand, und stellet ihn unter die Schaafe. (c)

Dieser übertriebenen Verehrung widersetzten sich die Morgenländischen Kayser, Leo der III. Constantin der IV. und Leo der IV. am ersten, und verfolgten mit gleicher Hitze die Bilderverehrer und die Bilder selbst, worüber sie mit den Päbsten Gregorius den II. und III. einen heftigen Streit hatten, welcher die Trennung der Morgenländischen und Abendländische Kirche verursachte. Constantin der IV. ließ im Jahre 754 zu Constantinopel eine Kirchenversammlung halten, worauf die Befehle seines Vaters Leo wider die Bilder erneuert, und ihr Dienst verboten wurde. Sein Sohn Leo der IV. war ein eben so großer Feind der Bilder. Allein nach seinem Tode versammlete seine Gemahlinn Irene ein neues Concilium 786 zu Nicäa, welches die Gesetze und das Constantinopolitanische Concilium wider die Bilder abschaffte, und den Bilderdienst im Oriente völlig wieder herstellte. Die Deutschen konnten vom Pabste nicht bewogen werden dies Nicänische Concilium anzunehmen, und den Heiligen und ihren Bildern einen Dienst zu erzeigen, den sie ihnen bis dahin nicht erzeiget hatten. Carl der Große berief im Jahre 794. eine neue Kirchenversammlung nach Frankfurt am Mayn von 300 Bischöfen, welche zwischen der Bilderstürmerey und dem Bilderdienste die Mittelstraße hielten, und beyde Abwege verwarfen. Carl der Große, oder wahrscheinlicher Alcuin erklärte die Meynung dieser Kirchenversammlung weitläuftiger in einem besondern Buche von den Bildern, worinn die Gründe der Nicäischen Versammlung für die Bilder entkräftet werden. Der P. Daniel, (d) Franc. Salmon, (e) und andre (f) geben sich viele Mühe dem Kayser dieses Buch abzusprechen, oder doch zu behaupten, daß die Franken die Nicäischen Lehrsätze unrecht verstanden hätten.

Jede Kirche hatte schon in den ältesten Zeiten ihre Todtenregister, Martyrologia, Necrologia, Menologia, worinn der Todes- und Gedächtnißtag ihrer Märtyrer und Bekenner angezeichnet wurde. Aus diesen Todtenregistern sind ihre Namen in die Kalender gerathen, damit ein jeder wußte, welchem Heiligen er an jedem Tage ein vorzügliches Andenken und eine besondere Verehrung schuldig sey. Jeder Kirchsprengel hat eine vorzügliche Achtung für ihre eigenen Märtyrer, oder hat sich aus den vielen, deren Gedächtniß auf einen Tag fällt, diesen, eine andre Kirche, einen andern gewählet. Daher kömmt es, daß nicht alle Kalender gleiche Namen und Heiligen haben, ausser diejenigen, deren Feyer von der ganzen Kirche angenommen ist. So hat z. E. der Wienersche, Brüsselsche und Holländische Kalender auf den 7ten October den Pabst Marcus, der Augspurgische den Märtyrer Sergius, und der Manheimer den Einsiedler Gerold.

Die vorzüglichsten und allgemein angenommene Heiligen des Octobermonats sind:

1) Der H. Franciscus, der Vater eines zahlreichen und sich in viel Familien ausbreitenden Ordens, den 4ten October. Franciscus wurde im Jahre 1181. zu Assisio in

(c) Ibid. Hym. 10. v. 1139. 1140.

Romanus orat; transfer hunc hoedum mihi:
Sit dexter agnus, induatur vellere.

(d) Histoire de France T. I. p. 446.

(e) Traité de l'Etude des Conciles P. I. c. 2 et 3.

(f) Siehe Pierre Rival Dissert. Histor. Critiques T. II. p. 1.

in Umbrien geboren. (g) Sein Vater Petrus Bernardon war ein Kaufmann, und seine Mutter hieß Pique. Sie stand in ihrer Schwangerschaft viele Schmerzen aus, und als ein Engel in Gestalt eines Pilgrims vor ihre Thür betteln kam, so wurde ihm mit der Bedingung ein Almosen gegeben, daß er für die Schwangere und ihre Frucht beten sollte. Der himmlische Bettler gab den Rath, daß man der Wöchnerinn, wenn ihre Zeit käme im Viehstalle auf dem Stroh ein Wochenbette zubereiten sollte. Dies geschahe, und der junge Franciscus kam daselbst auf Heu und Stroh im Stalle zur Welt, und wurde schon in seiner Geburt dem Heilande ähnlich. Sein erster Name war Johann, welchen er nachher mit dem Namen Franciscus verwechselt. Der Vater wollte ihn zur Handlung gebrauchen, wozu aber der Sohn nicht Lust hatte. Er war zwar lustig und munter, aber dabey doch fromm, und that schon in der Jugend ein Gelübde, niemals einem Armen ein Almosen zu versagen. Er gab schon in diesen jungen Jahren große Hoffnung von sich; besonders merkwürdig war es, daß ein gewisser Bürger zu Assisio allemal, wenn ihm der junge Franciscus begegnete, seinen Mantel auf die Erde breitete, und ihm unterlegte, und im prophetischen Geiste dazu sagte: man könne schon jetzo einer Person nicht zu viel Ehre erweisen, welche so augenscheinlich zu großen Dingen bestimmet sey. Bis dahin war Franciscus noch immer ein Weltmensch. Als er nachher in dem Kriege der Assisier mit den Perusinern gefangen wurde, und nach seiner Befreyung in eine Krankheit verfiel, so bereitete er sich zum Tode. Dies war der Anfang seiner Bekehrung. Er wurde besser, und blieb noch eitel. Er ließ sich ein neues Kleid machen, allein den ersten Tag, da er es anzog, gab er es einem armen Edelmann. Dies war die Vollendung seiner Bekehrung. Gleich die folgende Nacht hatte er ein Gesicht. Er sahe einen prächtigen Pallast voller Waffen, die mit einem Kreutze bezeichnet waren, und hörte dabey die Stimme, daß sie für ihn und seine Soldaten bestimmet wären. Franciscus war noch nicht erleuchtet genug, er glaubte, es bedeute einen weltlichen Krieg, und machte sich auf, bey dem Grafen von Brienne Dienste zu nehmen, der mit Hülfe des Pabst Johann des III. und des Königs Philipp von Frankreich in Apulien eingefallen war. Allein zu Spoleto lernete er aus einem andern Gesichte, daß es geistliche Waffen wären, die er führen sollte. Er gehet deswegen wieder zu Hause, bittet GOtt, daß er ihm seinen Willen zu erkennen gäbe, und höret in der St. Damianskirche die göttliche Stimme: gehe hin Franciscus und baue mein Haus wieder, welches ganz verfällt. Auch dieses verstand er nicht, denn er glaubte, daß es dieser baufällige Tempel sey, den er ausbessern sollte. Er gehet deswegen nach des Vaters Hause, nimmt einige Zeuge weg, verkauft sie nebst dem Pferde, und bringt das Geld dem Priester. Sobald es der Vater erfuhr, will er ihn mit Wache wiederholen, allein GOtt verbarg ihn seinen Augen, und er begab sich in eine Höhle, in welcher er 40 Tage mit Fasten und Beten zubrachte. Als er sich nachher seiner Zagheit und Flucht schämte, so stellte er sich unerschrocken dem Vater dar, welcher ihn nöthigte, seiner künftigen Erbschaft zu entsagen. Franciscus wollte nichts vom Vater behalten, und zog sogar seine Kleider aus, und gab sie ihm wieder. Da sahe man

(g) Meine Gewehrsmänner dieser Geschichte des H. Franciscus sind Surius Vitæ Sanctorum, des P. Ribadeneira Leben der Heiligen, welches Cunislus aus dem Spanischen lateinisch, und P. Joh. Hornig deutsch zu Augsp. 1710. in 2 Fol. herausgegeben. Heiligen Lexicon, Cöln u. Frankf. 1718. in gr. 8.

man erst, daß er ein Haaren-Hemde auf dem Leibe trug, worüber ihn der Bischof seinen Mantel und das Kleid eines Bauern gab. Hierauf bettelte er zum Kirchenbau und stellte die damals verlassene Kirche **Unser Lieben Frauen der Engel** zu Portiuncula wieder her, wo er nachher den Grund zu seinem Orden legte. Hier blieb er 2 Jahr, und machte viele Jünger, unter welchen der H. Aegidius der vornehmste war. Er schickte sie in alle Welt aus, das Evangelium zu predigen. Dies that er auch selbst mit so viel Eifer, daß er auch den Fischen und Thieren predigte. Auch die aller grimmigsten Thiere, die Vögel und die verachtetsten Creaturen nannte er seine Brüder und Schwester, und alle stunden sie ihm, auch der Bruder Wolf, zu Gebote. (h) So vielen Abbruch er durch sein Predigen dem Teufel that, so sehr war dieser wider ihn erboßet; und als er einsmals nach verrichtetem Gebete ruhen wollte, wurde er von demselben entsetzlich abgeprügelt. Als er sich ein andresmal bey einer Unpäßlichkeit nach einer Musik sehnte, wurde ihm vom Himmel herunter aufgespielet. Als er GOtt bat, seine Jünger; von denen er nicht wußte, wo sie waren, zu sehen, so wurden sie auf einen Tag alle zu ihm geführet, mit welchen er die Regel seines neuen Ordens, welche 27 Gebote enthält, aufsetzte, und sie vom Innocentius den III. mündlich, im J. 1223 aber von Honorius den III. schriftlich billigen ließ. Er sehnte sich sehr nach einem Märtyrertode, fand ihn aber nicht, ob er gleich nach den Saracenen in Syrien gieng. Im Jahre 1224. gieng er auf den Berg Alvernus zur Ehre des H. Michaels zu fasten. Er ließ zur Ehre der H. Dreyeinigkeit das Evangelienbuch dreymal aufschlagen, und alle dreymal fand sich das Leiden Christi. Hieraus nahm er ab, daß er dem Heilande. wie im Leben, also auch im Leiden ähnlich werden sollte. Als er nun vor Begierde brannte, mit Christo gekreuziget zu werden, so verdiente er dadurch, was er mit so viel Inbrunst wünschte. Denn als er am Kreuzerhöhungsfeste heftig betete, so sahe er, (sind die Worte des Helyots) einen Seraph vom Himmel herabsteigen, welcher sich ihm mit einem eiligen Fluge nahete. Er schien ihm gekreuziget zu seyn, da er die Hände und Füße in Gestalt eines Kreutzes hatte. Mit zwey Flügeln bedeckte er das Haupt, mit zweyen die Füße, und mit zweyen flog er. Das Gesicht verschwand; und sogleich fühlte er sein Herz von einem seraphischen Brande entflammet, und die fünf Wundenmale erschienen ganz deutlich an seinem Leibe. Die Köpfe der Nägel waren in den Händen und Füßen, und die Spitzen an der andern Seite zu sehen. Die Narbe in der Seite war roth, und das Blut floß oft häufig heraus. Wer an der Wahrheit dieser Wundenmahle zweifeln will, den kann der Pabst Alexander der IV. davon überzeugen, welcher in einem Sermon, den er in Gegenwart des H. Bonaventura, Generals und Reformators des Franciscanerordens gehalten, es selbst gesehen zu haben bezeuget.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

(h) Siehe das Buch: Conformitates S. Francisci genannt, welches von Bruder Barthol. von Pisis 1389 gesammlet, 1510 zu Meyland gedruckt, und von Jerem. Buchius, wie er sagt, verbessert herausgegeben; ein Buch welches den Protestanten reichen Stoff zu den bittersten Spöttereyen gegeben, in deren Ansehung Bayle sagt: Personne n'a plus fait de tort à François d'Assise que ses propres enfans: Si en publiant son histoire ils avoient passé l'eponge sur les choses, qu'il valoit mieux ensevelir dans le silence, ils n'auroient pas donné lieu aux Protestans, de le tourner en ridicule.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

93tes Stück.

Mittwochs, den 19. November, 1766.

Fortsetzung der kurzen Geschichte der Heiligen des Octobermonats.

Endlich starb der heilige Franciscus den 4. Oct. 1226. zu Portiuncula. Als er todt war, geschahe schnell eine große Veränderung an seinem Körper. Die von der Sonne gelb gebrannte Haut wurde weiß wie Schnee, die Wundenmale, welche er immer verborgen hatte, entdeckten sich augenscheinlicher, ganz Assisio lief hinzu sie zu sehen. Des andern Morgens wurde er unter dem Zulauf einer großen Menge Menschen, welche Wachsfackeln und grüne Zweige trugen, nach der St. Damianskirche getragen, um seiner Freundinn, der H. Clara und ihren Klosterfrauen das Vergnügen zu machen, ihn zu sehen, und seine Wundenmale zu küssen, worauf er in die St. Georgenkirche begraben wurde, wo er unzählige Wunder verrichtet hat, um deren Willen Gregorius der IX ihn 1228. unter die Zahl der Heiligen gesetzet. Endlich wurde sein Körper 1280. in die ihm zu Ehren erbaute Hauptkirche zu Assisio verlegt.

St. Franciscus stiftete zuerst den Franciscanerorden für Mannspersonen, nachher stiftete er auf Anhalten der H. Clara einen besondern Orden für Frauenspersonen, und that endlich noch seinen dritten Orden von der Buße, oder de Poenitentia genannt, hinzu, welcher anfangs nur für weltliche Personen war, nachgehends aber auch Religiosen und Religiosinnen bekommen hat. Die Franciscaner führten bey sich ein, sich nicht Herren, sondern Brüder zu nennen. Daher haben sie den Namen mindere Brüder und Minoriten bekommen. Sie blieben nicht lange bey der Strenge der Regel, an welche sie der H. Franciscus gebunden hatte, sondern bald nach ihm führte ihr General Helins die Nachlassung von dieser Regel ein, wodurch eine große Trennung in dem Orden entstand, in dem einige zu eifrig waren im geringsten von der Vorschrift der Regel abzugehen. Die welche die Nachlassung liebten, und anstatt in Einsiedeleyen und der

Einsamkeit zu leben, ein geselligers Leben in einem Kloster wählten, wurden Conventualen, jene Strengen hingegen Observanten oder mindere Brüder von der Observanz genannt. Von diesen giebt es wieder unterschiedene Arten, nachdem bald dieser, bald jener eine Verbesserung eingeführet, und Nachfolger gefunden. Dazu gehören die Barfüßer in Spanien, die Recollecten in Frankreich, die Spiritualen, die Mindern Brüder, Coelestiner, die Capuciner rc. Diese letztern haben folgenden Ursprung: Bruder Mathäus Bassi, im Herzogthum Urbino in Italien, war ein Minderer Bruder von der Observanz. Als derselbe von einem Priester hörte, daß die Kleidung und Kapuze, welche die Mindern Brüder trügen, nicht die rechte sey, welche ihr Stifter getragen, so bat er denselben, ihm die wahre Kleidung des H. Franciscus zu zeichnen. Dieser zeichnete ihm eine Kleidung mit einer langen spitzigen Capuze. Sie gefiel dem Bruder Mathäus und er nahm gleich den Entschluß, aus seiner bisherigen runden, eine lange spitzige Capuze zu machen, worinn er durch die Erscheinung des H. Franciscus in einer eben solche Capuze bestärket wurde. Er machte sich daher eine solche Capuze, gieng des Nachts heimlich aus dem Kloster zum Pabst Clemens den VII. bey welchem ihn ein Engel introducirte und verschwand. Der Pabst verwunderte sich einen Menschen zu seinen Füßen zu sehen, ohne daß es ihm gemeldet worden, und erlaubte ihm eine solche Kleidung zu tragen. Als er aber deswegen von seinem Provinzial verfolgt wurde, so nahm ihn des Pabstes Nichte, die Herzoginn von Camerino in Schutz. Er bekam viele Anhänger, und sein neuer Capuzinerorden nahm so sehr zu, daß sie sich schon 1529. einen eigenen Generalvicarius wählten, welcher aber dem Franciscanergeneral unterworfen war. Seit 1619. haben sie ihren eigenen General, und in eben dem Ordenscapitul machten sie sich ihre eigenen Satzungen, z. E. die Messe ohne Gesang und Noten zu halten, sie setzten die Metten zu Mitternacht und die andern Gezeiten (Horas) die Stunden zum Gebet in Gedanken des Morgens und Abends, die Tage an denen man sich geisseln, und an denen man stillschweigen soll, feste. Dieser Orden hat auch Capuzinerinnen, so wie die Franciscaner auch Schwestern oder Clarissinnen haben. (a)

Die H. Clara, welche auch aus Assisio, und eine vertraute Freundinn des H. Franciscus war, wurde von demselben ermahnet, für ihr Geschlecht eben einen solchen Orden zu errichten, als er für die Mannspersonen gestiftet hätte. Sie that es, und der H. Franciscus schrieb ihm eine Regel vor, welche Gregorius der IX. und Innocentius der IV. 1246. bestätigten. Weil sie aber sehr strenge war, so wurde sie von Urban den IV. auf Vorschlag des Franciscanergenerals Bonaventura und der H. Isabelle von Frankreich, welche das Kloster Longchamps bey Paris stiftete, und demselben den Namen der Demuth Unser Lieben Frauen gab, gemildert. Die Nonnen welche bey der alten Regel blieben, behielten den Namen Clarissinnen, Klausnerinnen, arme Frauen, die Mindernschwestern; diejenigen, welche der gemilderten Regel folgen, heissen Urbanissinnen.

2) St. Bruno, Stifter des Carthauserordens, den 6ten October. Sein Geburtsort ist Cöln am Rhein. Als er zu Paris die Theologie erlernete, wurde er durch das Exempel eines Arztes bewogen, die Welt zu verlassen, und in eine Einöde zu gehen. Die

(a) Helyot am angeführten Orte. G. Rivii Monastica Histor. Occidentis T. 2. Joach. Hildebrand de Religiosis eorumque variis Ordin. p. 67.

Dieser Mann, welcher des H. Bruno Freund war, und in dem Rufe einer besondern Frömmigkeit stand, starb 1082. zu Paris. Als man in der Kirche über seinem Leichnam das Todtenamt sang, und an die Worte aus dem Hiob: antworte mir, kam: hub der Todte aus dem Sarge das Haupt empor, und sagte mit einer schreckhaften Stimme: ich bin vor dem Gerichte GOttes angeklagt worden. Man verschob das Begräbniß; den zweyten Tag rufte er bey eben diesen Worten: ich bin verurtheilet, und am dritten Tage: ich bin verdammet worden. Diese Verdammniß eines für fromm gehaltenen Mannes habe, sagt man, sowol dem heil. Bruno, als andern so viel Schrecken verursachet, daß sie gezweifelt, in der Welt und in der Gesellschaft mit Weltmenschen selig zu werden. Bruno sey deswegen mit denen, welche mit ihm gleichen Entschluß, die Welt zu verlassen, gefasset hätten, zu dem Bischof Hugo zu Grenoble gegangen, welcher sie wohl empfangen, zur Beständigkeit ermahnet, und ihnen die Wüste Chartreuse in Dauphine zur Wohnung gegeben. Diese Geschichte war ehedem in das römische Breviar eingerücket, woraus sie bey dessen Verbesserung auf Befehl des Pabst Urban des VIII. weggelassen worden. (b) Inzwischen bauete der H. Bruno daselbst die große Carthaus und eine Kirche zu Ehren der H. Marie de Casalibus. Pabst Urban der II. rufte ihn nach Rom, wo er der Kirche grossen Nutzen geschaffet, das Erzbisthum Rhegio ausgeschlagen, sich mit einigen Frommen in eine Einöde Torre genannt, begeben, woselbst ihm der Graf von Calabrien eine Kirche, ein Kloster und viele andre Güter geschenket. Der H. Bruno blieb hier bis 1101. da er starb. Er wurde auch daselbst begraben. Er hat nach seinem Tode daselbst viel Wunder gethan, und ein Brunnen daselbst hat unzählige Kranke gesund gemacht. Erst 1515. wurde etwas von seinen Reliquien zu den Carthäusern in Frankreich gebracht. Leo der X. hat ihn unter die Heiligen versetzt. Die Carthäuser sind nicht, wie die übrigen Ordensleute an eine gewisse Regel gebunden, sondern ihre alten Gewohnheiten dienen ihnen statt einer Regel. Ihr fünfter General Guigo hat sie gesammlet. Sie sind zu Paris 1582. unter den Namen der Statuten, und zu Lyon 1641. unter dem Titul: Ordinarii Cartusiani heraus gekommen.

(Der Beschluß folgt künftig.)

(b) Der P. Launoy hat diese Fabel widerlegt in diss. de vera causa Secessus Brunonis in erenum. Par. 1703. hingegen hat sie der Carthäusergeneral Masson, in seinem Buche: de la discipline des Chartreux Par. 1703. wie auch der Jesuit Theoph. Raynaud in der Vorrede seiner Abhandlung von Johann Benedict vertheidiget.

In

In der auf dem Bohlwege befindlichen Buchhandlung des hiesigen Fürstl. großen Waysenhauses sind folgende neue Bücher zu haben:

1) Abhandlung und Erfahrungen der ökonomischen Bienengesellschaft in der Oberlausitz, vom Jahre 1766. zur Aufnahme der Bienenzucht in Sachsen herausgegeben. med. 8. Dresden 1766. 5 ggr.

2) Abhandlungen der königlichen schwedischen Akademie der Wissenschaften, 26ter Band. 8. Hamburg 1766. 16 ggr.

3) Abhandlung von dem Gebrauche der Alten, vornemlich der Griechen und Römer, ihre Geliebten zu schlagen. 8. Berlin 1766. 8 ggr.

4) Das Lächerliche verschiedener Nationen; aus dem Französischen. 8. 1766. 3 ggr.

5) Geschichte der Welt und Natur, der Völker, der Staaten, der Kirche, der Wissenschaften und Künste, aus den Quellen selbst geschöpfet, 2ter Theil. med. 8. Berlin 1766. 2 Thlr. 8 ggr.

6) Allgemeine deutsche Bibliothek, 3ter Band. 8. Berlin 1766. 1 Thlr. 12 ggr.

7) Dirmeri moralische und philosophische Erzählungen, 2ter Theil. 8. Leipzig 1766. 9 ggr.

8) Begebenheiten Französischer Frauenzimmer, 2ter Theil. 8. Dresden 1766. 8 ggr.

9) Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, 1. u. 2ter Theil. 8. Schleßwig 1766. 16 ggr.

10) von Aroy Versuch einer Theorie der Artillerie. Aus dem Französischen übersetzt. med. 8. Dreßden 1766. 20 ggr.

11) Allgemeine Weltgeschichte, von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit, von Wilh. Guthrie, und J. Gray, aus dem Englischen übersetzt, 3ter Band. med. 8. Leipzig 1766. 2 Thlr. 16 ggr.

12) H. D. Pörtners auserlesene Predigten, herausgegeben von G. J. Zollikofer, 2ter Band. med. 8. Leipzig 1766. 1 Thlr. 16 ggr.

13) N. F. Herbsts Betrachtungen über die Tugend und Sittenlehre der gereinigten christlichen Religion. med. 4. Halle 1766. 2 Thlr.

14) Landbibliothek zu einem angenehmen und lehrreichen Zeitvertreibe, 11ter Band. 8. Leipzig 1766. 12 ggr.

15) Der Glückselige, eine moralische Wochenschrift, 8ter Theil. med. 8. Halle 1766. 1 Thlr.

16) Des wohlthätigen Weltweisen, moralische, philosophische und politische Werke, 5. und 6ter Theil. Leipzig 1766. 16 ggr.

17) Etwas für meine Freunde und Freundinnen, in moralischen Briefen. 8. Nürnberg 1766. 18 ggr.

18) Das Caffeehaus oder die Schottländerinn, ein Lustspiel, in Taschenformat. Berlin 1766. 6 ggr.

19) Auszüge aus guten Büchern für die Töchter, 2ter Theil. 8. Berlin 1766. 10 ggr.

20) J. G. Gleditschens vermischte physikalische botanisch ökonomische Abhandlungen 2ter Theil. med. 8. Halle 1766. 1 Thlr. 4 ggr.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

94tes Stück.

Sonnabends, den 22. November, 1766.

Beschluß der kurzen Geschichte der Heiligen des Octobermonats.

3)

Die H. Hedwig, den 15ten Octobr. Sie war die Tochter Bertholds, Markgrafens von Mähren, und Grafens von Tyrol. Sie wurde schon im 12ten Jahre mit dem Herzoge von Pohlen und Schlesien, Heinrich, vermählet. Als sie drey Söhne und drey Töchter mit einander gezeuget, gelobten sie beyde eine ewige Keuschheit, und damit sie alles Aergerniß vermeiden mögte, redete sie von der Zeit an mit ihrem Manne niemals, als in Gegenwart andrer Leute. Sie bauete darauf das Kloster Trebnitz, diente den Cisterciensernonnen darinnen, wusch und küssete den Armen die Füße, und hielt die Speise der Ordensleute für Engelbrod. Als ihr Mann vom Herzoge Conrad von Cirna gefangen wurde, so gieng sie zu dem Ueberwinder, und erhielt sogleich seine Freyheit; weil es Conraden vorkam, als wenn ein Engel bey ihr gestanden wäre. Sie aß niemals Fleisch, geisselte sich oft bis aufs Blut, gieng auch im Winter barfuß, und ob sie gleich allezeit Schuhe bey sich führte, so zog sie dieselben doch niemals an, als wenn ihr etwa Standespersonen begegneten. Gegen die Armen, Kirchen, Klöster und Altäre war sie sehr freygebig. Durch das Zeichen des Kreuzes hat sie viel Blinde und Kranke gesund gemacht; sie hatte oft göttliche Entzückungen, besaß die Gabe der Weissagung, und wußte ihren Tod zuvor. Deswegen ließ sie sich noch bey gesundem Leibe die letzte Oelung geben, wurde krank und starb 1243. Nun gieng aus ihrem Munde ein angenehmer Geruch, und durch das Wasser, womit man ihren Leichnam abgewaschen hat, sind unterschiedene Kranke gesund worden. (a)

4) St. Gallus, den 16ten October. Dieser Heilige, den die Abtey St. Gallen in der Schweitz als Stifter verehrt, war ein

(a) Heiligen-Lexicon.

ein Irländer. Seine Eltern traueten ihn der Unterweisung des H. Columbans an, welcher ihn zum Priester weihete. Er reisete mit seinem Lehrmeister nach Frankreich, ließ sich mit ihm zu Bregenz nieder, und zerstörte viele Götzenbilder. Als sie deswegen von dem dasigen Herzoge verjagt wurden, gieng der H. Gallus in eine Einöde, wo ihm die wilden Thiere zu Gebote stunden. Nun wurde des Herzogs Tochter vom Teufel heftig geplagt; unser Heilige wurde gerufen, er ließ sich aber erst zweymal bitten, und er befreyete sie. Der erkenntliche Vater beschenkte ihn, und trug ihm das Bisthum Costnitz an. Allein er schlug es aus, vertheilte seine Geschenke unter die Armen, gieng nach seiner Einöde zurück, und stiftete daselbst 615. das Kloster St. Gallen. Den Tod des H. Columbans erfuhr er durch eine göttliche Offenbarung, und empfieng zugleich dessen Stab, zum Zeichen der Absolution. Er selbst starb im 95sten Jahre und wurde in dem Oratorio seines Klosters hinter dem Altare begraben, wo mit Erweckung einiger Todten und Heilung vieler Blinden, Tauben, Stummen, Lahmen, Gichtbrüchtigen 2c. viele Wunder geschehen. Graf Victor von Chur in Graubündten wollte diesen wunderthätigen Körper heimlich wegholen, wurde aber augenscheinlich deswegen von GOtt bestrafet. (b)

5) **Die H. Ursula mit ihren 11000 Jungfrauen**, den 21. Oct. Die H. Ursula war eine Königstochter in Britannien. Ein gewisser heidnischer König begehrte sie durch eine Gesandschaft zur Ehe. Der Vater wollte sie ihm nicht geben, er durfte es aber auch nicht wagen, sie ihm öffentlich zu versagen. Die Tochter schlug deswegen dem Vater die Bedingung vor, ihr 10 Jungfern vom Stande und von ausserordentlicher Schönheit auszusuchen, ihr und diesen 10. einer jeden noch 1000 Jungfern von geringerm Stande zu untergeben und ihnen eine Frist von drey Jahren zu verstatten, ihre Jungferschaft zu heiligen, nach deren Verlauf sie den König heyrathen wollte. Vater und Freyer ließen sich diese Bedingung gefallen. Sobald die eilftausend Jungfern zusammen waren, baueten sie eilf Schiffe, segelten damit über das Meer, kamen auf dem Rheine nach Cöln, und von da nach Basel. Von hier giengen sie zu Fuße nach Rom. Aus Begierde zum Märtyrertode kehrten sie wieder nach Cöln zurück, welches die Hunnen eben damals verwüstet hatten. Hier wurde das ganze Heer dieser Jungfern von den Barbaren gefangen, und bis auf die einzige H. Ursel getödtet. Der Hunnische Fürst suchte sie zum Abfall zu bewegen, als aber seine Schmeichelepen nichts bey ihr ausrichteten, so ließ er sie auch ums Leben bringen. Die Leiber dieser Heiligen wurden von den frommen Einwohnern zu Cöln gesammlet und in eine ihnen zu Ehren erbauete Kirche begraben. Wer die H. Ursula verehret soll in seinem ganzen Leben eine gute Schutzpatroninn an ihr haben, wenn es anders wahr ist, was Petrus Chalybs (c) in folgender Strophe von ihr singet:

Ergo mortales animis favete,
Qui bono facram colitis puellam
Pectore, ut vitam tueatur omni
Tempore vestram.

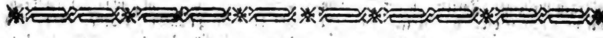
Nach dem Zeugniß des Mezeray hat man in den Gräbern dieser Heiligen auch Manns- und Kinderknochen gefunden, es giebt darüber drey bis vier verschiedene Meynungen, deren keine ohne unauflösliche Schwierigkeiten

(b) Heiligen-Lexicon.
(c) In des Wicelii Hagiologio five de Sanctis Ecclesiæ Dei fol. CCXIX. Mogunt. 1541.

keiten ist. (d) Es giebt zweyerley Art Urselinerinnen, neulich Nonnen und weltliche Chorfrauen. Jene theilen sich in 3 Congregationen, die Italiänische, Französische, und Spanische. Sie folgen der Regel des H. Augustins und ihre Beschäftigung ist die Unterrichtung junger Mädgen. (e) Die weltlichen Urselinerinnen sind Canonissinnen bey denen der H. Ursula zu Ehren erbaueten Kirchen.

(d) Abregé Chronologique de l'Histoire de France T. I. p. 6.

(e) La Chronique de l'Ordre des religieuses de S. Ursule depuis 1612 - 1666. par Marie Pommereu deux Volumes Paris 1678. 4. Die Geschichte oder Fabel von den besessenen Urselinerinnen zu Lodun hat Gelegenheit zu dem Buche gegeben: Le Diable de Lodun, Amsterd. 1694. 12.



Von der Erfindung der Karten.

Wie könnte man in unserm itzigen Jahrhundert ohne Karten seyn? Was sollte aus unsern Assambleen, Picknicks, Societäten, Gesellschaften, aus einem itzigen sogenannten gutem Hause werden, wenn keine Karten wären? Was für Mühe würde es uns kosten, wenn wir den leeren Dummkopf zum Sprechen, und den unverschämten Plauderer zum Schweigen bringen sollten? Wie sollten wir verhindern können, daß uns Clorine nicht ganze Stunden von ihrer Frisur, von ihrem neuen Pelzmäntelchen, von ihrer Dormeuse; oder Cidalise, nicht von ihren Mägden, ihren Waschweibern, oder wol gar von ihren Schweinen, Hünern und Gänsen unterhalten sollte? Mit allem diesem werden wir verschont, wenn ein artiger Lomber- oder Quadrilletisch in das Zimmer gebracht, und bald drauf nichts anders gesprochen wird, als Solo! Pique ist Trumpf! Sie spielen aus; haben Sie keinen Trumpf mehr? Solo, drey Matador, und die ersten.

Ist dies allerliebste Gespräch nicht besser, als manchem armen Frauenzimmer seinen ehrlichen Namen zu verunglimpfen, oder vernünftige Leute mit Erzehlungen von sich selbst, und wieder von sich selbst, und immer von sich selbst, zu plagen? Es leben also die Karten! Oder vielmehr ihr sinnreicher Erfinder! Er verdient es, daß sein Name nicht vergessen werde.

Ein gewisser Mahler, Namens Jaquemin Grigonneur hat im Jahre 1392. die Karten erfunden, um Carln dem VII. König von Frankreich in den guten Stunden seiner Krankheit die Zeit damit zu vertreiben. Der Herr von Saint Foix nimmt in seinen historischen Nachrichten von Paris folgende Erklärung der Kartenfiguren an.

Treffel oder Klee, soll anzeigen, daß ein kluger General nirgend anders sein Lager aufschlagen müsse, als an Oertern, wo Futterung im Ueberfluß anzutreffen ist. Pique und Carreaux, oder Spieße und Pfeile, bedeuten die zum Kriege nöthigen Waffen, denn Carreaux nannte man eine Art schwerer und starker Pfeile. Coeur, oder Herz, bedeutet die Tapferkeit der Generals und der Soldaten. Das As (eine alte römische Münze) ist das Sinnbild der Finanzen, und des Geldes, ohne welches kein Krieg geführt wer-

werden kann. Die vier Valets, Ogier, Lancelot, la Hire, und Hector sind würkliche Namen aus der Historie; die beyden ersten waren tapfere Ritter zu Carls des Großen Zeiten, und Hector (de Galord) und la Hire waren zwey tapfere Befehlshaber unter Carls des VII. Regierung. Der Titel Varlet, woraus hernach Valet geworden ist, war vor alten Zeiten in Ehren, und war eine Stufe, auf der man hernach zur Würde eines Ritters hinaufstieg. Die vier Valets bedeuten also den Adel, und die übrigen niedrigern Karten von der Zehne an, die gemeinen Soldaten. Argine, die Dame von Trefle, ist das Anagramma von Regina, und bedeutet die Königinn Maria von Anjou, Gemahlinn, Carls des VII. Rachel, die Dame von Carreaux, ist die schöne Agnes Sorel. Unter der Pallas, Dame von Pique, wurde das Mädchen von Orleans vorgestellt, und unter der Judith, der Dame von Coeur, Isabella von Bayern. Unter Judith wird nicht die aus dem alten Testamente, sondern die berühmte galante Kayserinn Judith, die Gemahlinn Ludwig des Frommen verstanden. In dem König David, dem König von Pique, erkennt man sehr leicht Carln den VII. David wurde durch seinen Schwiegervater Saul verfolgt, kam hernach auf den Thron von Judäa, und mußte sich gegen seinen rebellischen Sohn Absalon vertheidigen. Carl der VII. wurde von seinem Vater enterbt, und verbannt, kam hernach mit Ehren wieder auf den Thron, und wurde durch Ludwig den XI. seinen Sohn verfolgt, der sich sogar unterstand, mit ihm Krieg zu führen.

Dies ist die Erklärung des Kartenspiels, welches sich nun schon so viele Jahrhunderte durch ganz Europa in Ansehn erhalten hat. Ueber nichts mehr muß man sich wundern, als das die galanten, unbeständigen, und nach neuen Moden so sehr begierigen Franzosen noch immer die alten häßlichen Figuren auf den Karten ausstehn können, und ihre neuen Moden, die durch die ganze Welt so beliebt sind, nicht darauf abzeichnen lassen. Was für Geld würde der Kartenmacher nicht gewinnen, der an den vier Damen die neuesten Moden in Kleidern, und die neueste Art der Frisur zeigte, und anstatt der vier Valets immer vier von den berühmtesten Petitmaitres nach dem Leben abzeichnen ließe! Vielleicht könnte gar ein deutscher Kartenmacher diesen Profit unsern Nachbarn wegnehmen. Ich überlasse solches zu weiterm Nachdenken.



Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

95tes Stück.

Mittwochs, den 26. November, 1766.

Schreiben an den Verfasser des 86. und 87sten Stücks dieser gelehrten Beyträge: von den Hüten.

Mein Herr Pilosophus.

Ich habe Ihren Brief von den Hüten mit vielem Vergnügen gelesen und bin in den meisten Stücken völlig Ihrer Meynung. Eine gründliche Erkenntniß ziert allemal einen vernünftigen Menschen. Da man nun diese ohnmöglich von allen Dingen haben kann: so thut man besser, wenn man sie von den wichtigsten, einheimischen, und nächsten, als von den entbehrlichen, ausländischen und entfernten Sachen zu erlangen sucht. Man stolpert immer weniger, wenn man zuerst auf das sieht, was vor den Füßen liegt. Wie viele sind schon in tiefe Gruben gefallen, die entfernte Gestirne entdecken wollten, und die Erde, worauf sie giengen nicht beobachteten. Ich will hiermit das Sehen in die Ferne gar nicht verbieten. Es sey allen erlaubt, welchen eine gütige Natur die hierzu tüchtigen Augen verliehen hat. Aber handeln nicht auch die geschicktesten Köpfe besser, wenn sie ihre Erkenntniß von dem Nahen zu dem Entferntern erweitern? Erst sehe man in sich, auf sich und neben sich. Ist man damit fertig: so lasse man die Linie seiner Erkenntniß weiter fortlaufen. Man irre sich aber ja nicht, und verlängere sie mit einem übereilten Maaßstabe. Polyhistore sind selten, sonderlich in unsern Zeiten, da man alles wissen soll, und endlich nichts weiß.

Ich schränke mich also mit meiner Erkenntniß vorzüglich auf dasjenige ein, was mir zunächst ist. Meynt man, daß dieses daher komme, weil ich mich nicht zum Polyhistor gebohren zu seyn fühle: so hat man es völlig errathen. Aber eben dieses rechne ich mir als ein großes Lob an, daß ich meine eigene Schwäche vollkommen einsehe und lebhaft fühle. Man tadle mich also ja nicht in dem Stücke, worinn ich Lob verdiene. Wie vieles Unglück wäre in der Welt vermieden worden, wenn Leute zu rechter Zeit ihre Schwäche eingesehen und gefühlt hätten? Manches Reich wäre nicht zu Grunde gegangen; viele Städte und Schlachten wären nicht verlohren worden; unzählige Aemter und Pachtungen wären nicht verfal-

len, wenn herrschende Häupter, Staatsbediente, Feldherren, Beamte und Pächter ihre wahre Schwäche vollkommen gefühlt hätten. Daß das Amt den Verstand bringe, brauche ich nicht zu beleuchten, nachdem es ein Rabner gründlich erkläret hat.

Nehmen Sie, mein Herr Pilosophus, dieses als den Eingang meines Schreibens an, und wenn ich Ihnen zu viele Worte mache: so vergeben Sie mir gütigst einen Fehler, den ich mit vielen großen Schriftstellern und Rednern gemein habe, so weit ich auch sonst von denselben entfernet bin. Wir sprechen mit einander von den Hüten. Sie beschrieben dieselben nach der Absicht, wozu sie dienen, und nach dem Stoffe, woraus sie verfertiget werden. Gestalt, Farbe und Auszierung sind zufällig und veränderlich. Und wie könten die Hüte hierin einen Vorzug verlangen, dabey uns alles der Veränderung unterworfen ist? Was man mit Gewißheit von einem Hute sagen kann, ist dieses, daß er als eine Art (species) zu dem Geschlechte (genus) der Kopfdecken gehöre, so wie diese unter dem höhern Geschlechte (genus majus) des Anzuges oder der Kleidungsstücke begriffen sind. Die Kopfdecken theilen sich, sowol bey dem männlichen, als weiblichen Geschlechte in verschiedene Arten. Hüte, Mützen, Bunde, Barete, Hauben, Kopfzeuger, und noch andere seltsam verfertigte und ausländisch benannte Geschöpfe, finden hier ihre Stelle. Bey den Mannspersonen haben sich die Hüte in vielen Gegenden vorzüglich beliebt gemacht. Nunmehr erscheinen sie auch auf manchem schönen Kopfe, der hierinn dem männlichen Scheitel nichts nachgeben will. Mein Herr Pilosophus können also nicht mit Wahrheit behaupten, daß die Hutmacherwerkstätte dem weiblichen Geschlechte gar nicht zu Gebote stehe. Die Schönen wollen sich auch, im engern Verstande, die Hüte nicht mehr absprechen lassen. Es soll ein Zeichen ihrer Freyheit und Herrschaft seyn. Wie übel ist es schon manchem ehrlichen Manne bekommen, der sich dawider aufgelehnet hat! Wenn sie die Herrschaft haben sollen: so lasse man ihnen immer die Hüte auch. Die Hutmacher sind daher so vernünftig und verkaufen jedem Frauenzimmer gerne einen Hut, ohne zu fragen, welcher Kopf dieses Zeichen der Herrschaft und Freyheit tragen solle.

Die Absicht eines Hutes ist erstlich das Haupt zu verwahren, hernach auch dasselbe zu zieren. Verschiedene Zeiten, Umstände und Vorfälle haben verschiedene Arten von Hüten hervorgebracht. Es giebt schlechte Hüte, Staatshüte, Reisehüte, Kriegeshüte. Alle sollen bedecken: daher wollen Sie den Chapeauxbas keinen Platz unter den Hüten einräumen. Verfahren Sie hier nicht etwas zu hart, mein Herr Pilosophus? Natürliche Kinder sind es freylich: daher haben sie auch den Geschlechtsnamen verlohren. Aber natürliche Kinder bleiben doch allemal wahre Kinder. Ein Hut hört ja nicht auf ein Hut zu seyn, wenn ich ihn in der Hand oder unter dem Arme habe. Sie werden sagen, die Chapeauxbas kann man gar nicht aufsetzen und muß sie beständig in der Hand oder unter dem Arme haben. Hieraus folgt aber nichts weiter, als daß sie von denen Hüten unterschieden sind, die man aufsetzen kann. Hütgens bleiben sie allemal, deren Gebrauch öfters nützlich und vortheilhaft ist. Sie wissen, wie es bey Hofe zugehet. Man muß den Hut ab haben. Ein gewöhnlicher Hut ist zu beschwerlich unter dem Arme, auch öfters dem Kleide mit seinen Fettigkeiten nachtheilig. In solchen Fällen billige ich die Chapeaux bas. Will man aber beständig und überall chapeau bas gehen: so zähle ich es unter die lächerlichen Schwachheiten des männlichen Geschlechts. Ein Chapeau bas ist also ein Hütgen, das man nicht so aufsetzen kann, wie einen gewöhnlichen Hut. Das Sprüchwort, welches Sie hierbey anführen, scheint

nicht zu diesem Umstande zu schicken. Es heißt nicht: er ist nicht gut mit dem Hute verwahret, welches alsdenn seyn könnte, wenn jemand einen schlechten oder gar keinen Hut auf dem Haupte hätte: sondern es heißt: er ist nicht gut unter dem Hute verwahret. Man kann also den besten und tüchtigsten Hut auf haben, und doch im Kopfe, das ist unter dem Hute, schlecht verwahrt seyn. Die Erfahrung tritt auf meine Seite. Unter den stärksten und festesten Deckeln wird man die schlechtesten Köpfe antreffen, wenn auch die Hüte niemals von dem Scheitel herunter kommen sollten.

Die vorher angezeigten Eintheilungen der Hüte gehören zur rechten Kenntniß und Beurtheilung derselben. Unter schlechten Hüten verstehe ich diejenigen, deren sich sonderlich der Mittelstand täglich zu bedienen pflegt. Hierbey thun einige der Sache zu viel, andere zu wenig. Es ist nicht nöthig, daß der Hut, den der Mittelmann träget, ein englisches oder französisches Zeichen habe und mit fünf und mehreren Thalern bezahlt werde. Doch darf er auch keinem Deckel gleichen, von dessen Fette alle Sinnen beleidiget werden. Reinlichkeit erhält und zieret den Mittelstand: Pracht und Schmutz verunstalten ihn nicht nur, sondern befördern auch seinen Untergang. Der für einen Staat sowol aus übertriebenem Prachte, als niederträchtigem Schmutze erwachsende Nachtheil ist viel gefährlicher, als alles Unheil des härtesten Krieges.

Staatshüte unterscheiden sich nach den Ständen der Menschen, nach den Zeiten und Gelegenheiten, und auch öfters nach Eigensinn und Thorheit der Erfinder und Nachahmer. Einige erheben sich durch ihre eigene Güte und natürliche Schönheit: andere prangen, wie des Aesopus Krähe, mit entlehnten Federn und Verzierungen. Wo sich die zufälligen Ausschmückungen häufen, da ist gemeiniglich das Wesen selbst von schlechter Beschaffenheit. Eigenthümliche Vorzüge werden durch fremde Zusätze mehr verunstaltet als verschönert. Bald soll sich der Staatshut freuen, bald soll er sich betrüben, bald soll er geistlich, bald weltlich aussehen, so wenig auch der darunter befindliche Kopf hieran Antheil nimmt. Wie nun ein finsteres und heiteres Gesicht von einander unterschieden sind: so giebt es auch traurige und muntere Hüte. Wie weit haben wir es gebracht! Wir selbst können nun in der größten Gemüthsruhe bleiben, da wir die Leidenschaften und Gemüthsbewegungen unsern Kleidungsstücken überlassen und anvertrauen.

Von den Reisehüten ließe sich gleichfalls vieles sagen. Sie richten sich nach den abwechselnden Jahreszeiten. Anders erscheinen sie bey der Wärme des Sommers, anders bey der Kälte des Winters. Die schwarze Farbe kann sich nun nicht mehr alleine behaupten, sie muß auch die grüne und weisse neben sich leiden. Vielleicht sind auch wol schon mehrere Farben gebräuchlich, die ich noch nicht gesehen habe. Daß dergleichen noch aufkommen sollten, daran zweifle ich gar nicht. Erfindung macht die Künstler groß und bey der Nachwelt unvergessen. Da nun viele gerne etwas erfinden wollen, wenige aber die zur Erfindung nützlicher Sachen nöthige Geschicklichkeit besitzen: so müssen manche ihre Leibes- und Geisteskräfte anstrengen, um eine neue Hutfarbe ausfindig zu machen und einzuführen. Welche Zufriedenheit für solche Erfinder, wenn sie ausrufen können: auch das hab ich erfunden! Kann wol ein Projektmacher zufriedner seyn, als diese?

Der Soldatenhut muß tapfer und kriegerisch aussehen. Man braucht viele Soldaten, und es giebt doch wenig Helden. Der Anzug überhaupt, und der Hut insbesondere, müssen also dasjenige ersetzen, was dem Muthe fehlet. Eine Staatsperucke bildet

det den Staatsmann, und ein Kriegeshut den Soldaten. Mancher Kriegsmann würde wie ein Schaaf aussehen, wenn ihm der verzierte und queer gesetzte Hut nicht ein männliches Ansehen gäbe. Fürchtet man sich vor Gespenstern: warum sollte man sich nicht auch vor einem kriegerischen Hute fürchten?

Die Erfindung der Hüte soll nach Ihrer Meynung sehr alt seyn. Ich will dieses nicht ganz läugnen, aber ich kann Ihnen doch nicht einräumen, daß man solche Hüte, wie wir jetzt tragen, schon in den ältesten Zeiten sollte gebrauchet haben. Sie wollen es aus dem alten Testamente beweisen. In den angeführten Stellen stehen aber Wörter, welche eher durch Bund und Krone als durch Hut übersetzt werden müßten. Bey den Morgenländern sind allezeit Bunde, aber niemals Hüte, wie wir sie tragen, im Gebrauche gewesen. Die Griechen fiengen an Kopfdecken aus Wolle und Haaren zu verfertigen, die mit unsern Hüten mehrere Gleichheit zu haben scheinen. Wir finden zween Namen, womit sie dieselben belegten, nemlich Πῖλος und Πέτασος. Die Römer nahmen diese Tracht von den Griechen an und vermehreten sie mit einem neuen Zusatze. Also erscheinen in den lateinischen Schriften pileus, petasus und galerus. Pileus war die gewöhnlichste Kopfdecke, hatte aber bald eine kleine runde, bald eine hohe und spitzige Gestalt, fast wie unsere Zuckerhüte, oder wie Pyramiden. Dergleichen kann man auf den Münzen und alten Aufschriften zu sehen bekommen. Die Farbe daran war meistentheils weiß; bisweilen auch roth, gelb, grau und bunt. Als besondere Arten gehören hierunter der pileus pannonicus, ein Soldatenhut, von Fellen: und der pileus thessalicus, ein Hut mit einem breiten Rande, welcher dem Gesichte Schatten machte. Petasus war ein Reisehut und fast eben so gestaltet, wie der pileus thessalicus. Reisefertige Leute heissen daher bey dem Cicero petasati. Auch Mercurius trug einen solchen Hut, und alsdenn war er mit Flügeln versehen. Galerus kömmt von Galea her und bedeutet einen Soldatenhut. So braucht Virgilius dieses Wort. Bisweilen werden auch die falschen Haare oder die Perucken der Alten mit diesem Namen beleget. Dieser bedienten sich sonderlich die Frauenspersonen. Ehrliche Frauenzimmer nahmen dazu schwarze, liederliche aber gelbe Haare. Wollen mein Herr Pilosophus alles dieses mit Beweisstellen erläutert haben: so belieben Sie nur den Samuel Pitiscus aufzuschlagen. Das Anführen vieler Stellen kleidet nur große Leute, von denen man vermuthet, daß sie große Bücher haben, woraus sich vieles anführen läßt. Zu solchen Sternen kann ich mich nicht hinzurechen.

Von dem Werkzeuge der Hutmacher und von dem Meisterstücke, das sie machen müssen, habe ich nichts in Ihrer Abhandlung gelesen. Wäre es nicht gut auch davon etwas zu schreiben, und zugleich seine Gedanken über die Meisterstücke zu eröffnen? Mir deucht, daß sich hierbey allerley Gutes zur Verbesserung der Handwerke und zur Abschaffung vieler eingeschlichenen Mißbräuche sagen ließe.

Die Berechnung von vierzig tausend Hüten auf hundert tausend Mannspersonen kömmt mir etwas zu groß vor. Im gemeinen Wesen machen doch diejenigen, welche die Hüte am wenigsten rühren, die größte Anzahl aus. Bey andern spricht das Geld mit, und besiehlt das Schonen. Doch vielleicht habe ich Unrecht!

Sie sehen, mein Herr Pilosophus, daß ich Ihre Abhandlung mit aller Aufmerksamkeit durchgelesen habe. Nehmen Sie meine Gedanken gütigst auf. Ich verehre Sie, und bleibe Zeitlebens Ihr Diener.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

96tes Stück.

Sonnabends, den 29. November, 1766.

Ausführliche Nachricht, wie die Verzinnung mit reinem englischen Zinn auf eine tüchtige Art zu verrichten: Als eine Zugabe zu der Erläuterung der in dem 60. Stück dieser Beyträge bekannt gemachten Höchsten Verordnung.

Das zu verzinnende Metall muß von aller Unsauberkeit gereiniget werden: andrenfalls hafftet die Verzinnung niemals gehörig.

Ist dieses Metall neu, oder noch niemals verzinnet gewesen; so geschieht die Reinigung desselben auf eben die Art, als man selbige bey der bisher gebräuchlich gewesenen Verzinnung bewerkstelliget hat. Hängt aber etwas von der alten mit Bley versetzten Verzinnung an den neu zu verzinnenden Flächen; so muß man würksamere Mittel anwenden.

Man schlemmet gemeinen Sand mit Wasser, um die thonigte Beymischung hinweg zu schaffen; lässet diesen Sand trocken werden, und schlägt selbigen durch ein feines Drathsieb. Was durchfällt, ist zur Reinigung tauglich, und wird folgendergestalt angewendet.

Man schüttet etwas von dem Sande auf die zu reinigenden Flächen, und gießet ein wenig mehr Wasser hinzu als der Sand an sich halten kann. Hierauf wird mit einem sich zu der Figur der Fläche schickenden Holze so lange gescheuret, bis alle Unreinigkeiten nebst der alten Verzinnung hinweg sind. Zu den gewöhnlichsten inwendig glatten Küchengeschirren schickt sich ein walzenförmigtes zwey bis drittehalb Fuß langes und ein Zoll dickes Holz am bequemsten: denn nach einer kurzen Uebung kan man vermittelst dieses Instruments die Reinigung der Geschirre sehr geschwind bewerkstelligen. Die Geschirre leiden unter dieser Bearbeitung wenig; jedoch nur unter der Bedingung, wenn man glimpflich verfährt: denn andernfalls kann man selbige durch das Ausscheuren so gut als durch das Abplätzen zu Grunde richten.

Unter den alten Geschirren trift man oft solche an, welche durch das vorhin im Gebrauch gewesene Abplätzen dergestalt beschädiget sind, daß die alte Verzinnung hin und wieder sehr tief in das Kupfer eingefressen hat. Wollte man dergleichen beschädigte Stellen so lange scheuren, bis die alte Verzinnung gänzlich weggeschafft wäre; so würde man viel Mühe haben, und zugleich den Geschirren schaden. Indem die Verzinnnung selbst behandelt wird, kann man eine geringe Menge des annoch gegenwärtigen Bleyes gar leicht hinweg schaffen, wie aus dem nachfolgenden erhellet: daher lässet man dasjenige von der alten Verzinnung, was durch das Scheuren nicht leicht weggenommen werden kann, bis dahin sitzen.

Hat man Geschirre aufs neue zu verzinnen, welche schon ein oder mehrmal mit reinem Zinne verzinnet gewesen sind; so reiniget man diese Geschirre zwar ebenfalls vermittelst dem Sande, jedoch nur gelinde, damit das Metall eine reine Fläche erhalte, ohne darauf zu sehen, daß der Rest der vorigen Verzinnung weggeschafft werde.

Das reine Zinn, womit man verzinnen will, zerschlägt man in kleine Stückgen; oder besser, man schmelzt und gießt es auf einer ebenen Fläche in lange Streifen: solchergestalt ist es zu einer bequemen Anwendung vorbereitet.

Der zur Befestigung des Zinns dienende Salmiak wird nicht zuvor im Wasser aufgelöset, sondern ganz trokken angewendet, nachdem er vorher zerstoßen, und durch ein Haarsieb geschlagen ist. Sollte dieses Salmiakpulver, seiner Eigenschaft gemäß, Feuchtigkeit aus der Luft an sich gezogen haben, so muß man es davon befreyen: denn auch nur eine geringe Feuchtigkeit ist bey der Anwendung schädlich. Auf einer ebenen mit Papier bedeckten erwärmten metallenen Fläche ausgebreitet, wird das Pulver gar leicht wiederum trocken.

Die Verzinnung selbst wird folgendergestalt bewerkstelliget:

Auf einem ebenen, oder besser, in der Mitten ein wenig vertieften zwey und ein halb bis drey Fuß hohen Feuerheerde werden gute Holzkohlen glühend gemacht. Das Metall so zu verzinnen ist, legt man auf diese Kohlen, damit es heiß werde. Sind es gewöhnliche Küchengeschirre, welche man bearbeiten will; so kehret man die Oefnung zu unterst, und ordnet die Kohlen dergestalt, daß die Hitze am mehresten auf diejenigen Stellen würke, woselbst das Metall stark ist, z. E. auf den Ort, woselbst der Stiel angeheftet worden, u. s. w. Sobald das Geschirr bis auf den Grad erhitzet worden, daß das reine Zinn in selbigem zu schmelzen vermögend ist, welchen Grad der Hitze man bald richtig zu erkennen lernen wird; so kehret man das Gefäß um; streuet ein wenig Salmiak auf den Boden, und wirft sogleich etwas Zinn hinzu, oder reibt mit dem Zinne den Boden des Gefäßes; da es denn gleich zerfließet, weil der gegenwärtige Salmiak das Fließen des Zinnes merklich befördert.

Hier-

Hierauf reibet man das fließende Zinn vermittelst seinem Werke oder Heede an das zu verzinnende Metall. Will es nicht hafften, so ist solches ein Zeichen, daß es am Salmiak mangele: daher man dergleichen von neuem einstreuen muß, oder besser, man druckt das Werk womit man reiben will auf das bereitliegende Salmiakpulver, wovon etwas hängen bleibt, und fähret alsdann mit dem Anreiben fort. Sollten sich noch Stellen finden, woselbst das Zinn nicht gehörig angreifen wollte; so sind solches gewiß diejenigen Stellen, welche vorher, aus Versehen oder mit Fleiß, nicht recht gereiniget worden. Insbesondere hindert die alte mit Bley versetzte Verzinnung, daß das reine Zinn bey der Gegenwart des Salmiaks nicht hafften will: denn der Salmiak verstattet die Beymischung des Bleyes durchaus nicht. Der Arbeiter kömmt inzwischen dennoch zum Zwecke, wenn er mit Reiben fortfährt: denn das Bley wird endlich von dem Salmiak zerstöret, und zwar nicht ohne Verlust von einem Theile des gegenwärtigen Zinnes. Das Werk oder Heede fasset man bey dieser Arbeit mit der bloßen Hand: denn man darf nicht befürchten, daß man sich verbrenne; wie man solches bey der Anwendung des Harzes befürchten muß.

Erkennet man nun, daß das Zinn aller Orten gehörig haffte; so überwischet man nochmals sehr geschwind und mit leichter Hand vermittelst der Heede die ganze verzinnte Fläche, und gießet, gewöhnlichermaßen, das überflüssige Zinn aus dem Gefäße. Bey welchem letztern Verfahren es niemals weder am Zinne, noch am Salmiak, auch nicht an der gehörigen Hitze ermangeln muß; wenn anders die Verzinnung in ihrem rechten Glanze erscheinen soll.

Die ganze Behandlung der Verzinnung selbst geschieht, indem man das Gefäß beständig über den glühenden Kohlen erhält. Sind es nun kleine oder mittelmäßige Gefäße, welche man verzinnen will; so ist es hinlänglich, wenn man selbige unmittelbar auf die Kohlen legt. Große schwere Gefäße würden hingegen die Kohlen zerdrücken; da es denn gar bald an der nöthigen Hitze ermangeln müßte: dieserwegen muß man in solchem Falle den Druck der Gefäße auf die Kohlen abzuhalten suchen. Es kann solches füglich vermittelst eiserner Stäbe geschehen, welche dergestalt zusammengefügt sind, daß sie einen weitläuftigen mit vier niedrigen Füßen versehenen Rost vorstellen.

Das überflüßig angewandte Zinn, so man am Ende der Arbeit aus dem Geschirre gegossen, ist zwar anfänglich zum fernern Gebrauche dienlich. Hat man selbiges aber schon oft angewandt, so giebt es endlich keine recht glänzende Verzinnung mehr: denn es ist verunreiniget worden, indem es nach und nach viel Kupfer, Meßing oder Eisen aufgelöset hat; zu welchem Umstande eine übermäßige Hitze gar viel beyträgt. Bemerkt man diesen Umstand; so muß solches Zinn nicht weiter zur Verzinnung angewendet werden. Man kann sich bequem des Vortheils bedienen, daß

man mit dem schon gebrauchten Zinne, ehe selbiges ganz unbrauchbar wird, die Geschirre anfänglich anreibt: und wenn solches geschehen, das überflüßige recht scharf, vermittelst dem Werk, aus dem Geschirre nimmt; damit die zu verzinnende Fläche nur sehr zart von dem Zinne bedeckt bleibe. Mit einer geringen Menge reinen Zinnes giebt man alsdann dieser matten Verzinnung den gehörigen Glanz: und solchergestalt kann man sein Zinn insgesammt gehörig anwenden. So viel ist inzwischen richtig, daß dieses Verfahren die Arbeit ein wenig aufhält. Es kömmt also drauf an ob der Arbeiter den Verlust seiner Zeit oder denjenigen, welchen er an dem Zinne leidet, höher schätzet, um von dem letzteren Mittel Gebrauch zu machen oder nicht.

Die nun beschriebne Verzinnungsart erfodert überhaupt weniger Mühe und Kosten, als die bisher gewöhnliche: da man nemlich das Zinn, womit man verzinnet, mit Bley versetzt; und anstatt des Salmiaks, das Harz zur Befestigung anwendet. Jedoch ist zu merken, daß die Arbeit, so wenig künstlich sie auch ist, dennoch geübte Hände erfodere. Man muß nothwendig recht geschwind damit umzugehen wissen, wenn sie recht gut gerathen soll. Wie denn ein geübter Arbeiter die Verzinnung eines ziemlich großen Geschirres in Zeit von zwey Minuten vollenden kann; von der Zeit angerechnet, da das Geschirr hinlänglich erhitzt ist.

Einige von denenjenigen, so das Verzinnungsgeschäfte treiben, haben die Meynung geäußert, als ob man auch das Calaphonium oder Harz anstatt des Salmiaks bey der Verzinnung mit reinem Zinne, und zwar mit Vortheil in Ansehung der Kosten, anwenden könnte. Auch stehen andere in den Gedanken, man würde dadurch die Kosten vermindern, wenn man neben dem Salmiak das Calaphonium zugleich gebrauchte. Beyde Meynungen sind aber schon längst gründlich untersucht und unrichtig befunden worden. Wendet man das Calaphonium allein an; so ist es zwar zur Noth möglich, ein ganz kleines und dabey sehr zartes Geschirr, welches, wenn man es aus der Hitze in die kalte Luft bringet, sogleich wiederum abgekühlet wird, gut und glänzend zu verzinnen: wiewol nicht ohne Verschwendung einer großen Menge dieses Harzes. Will man aber ein Geschirr von nur mittelmäßiger Größe auf gleiche Art behandeln; so ist alle Mühe vergebens: denn die Verzinnung kömmt niemals durchgehens glänzend zum Vorschein. Bedienet man sich des Calaphonii neben dem Salmiak; so hat der Arbeiter keinen Vortheil sondern Schaden davon: denn er muß in diesem Falle noch weit mehr Salmiak anwenden, als nöthig gewesen wäre, wenn er das Calaphonium weggelassen hätte; wo er anders eine tüchtige Verzinnung liefern will. Die Ursach, weswegen das Calaphonium, oder andere harzige und fettige Materien bey der Verzinnung mit reinem Zinn nicht die gehörigen Dienste leisten, ist bereits in der Erläuterung der Höchsten Verordnung vom 9. Jun. a. c. umständlich angezeigt worden.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

97tes Stück.

Mitwochs, den 3. December, 1766.

Von der Aussaat des Wintergetraides im Frühlinge und Anfange des Sommers.

Es wurde mir von einem Freunde vor einiger Zeit erzählet, daß Johann Bernhard von Fischer in seinem Liefländ. Landwirthsschafts-Buche Nachricht ertheile, wie ganz früh gesäetes Wintergetraide das folgende Jahr vortreflich eingeschlagen sey. Mein Verlangen, dies Buch selbst zu lesen, und zu sehen, wie weit solche im Großen gemachten Versuche mit den kleinen, wovon in diesen Beyträgen Nachricht gegeben ist, übereinkämen, und wie der Ertrag darauf gewesen sey, war zu groß, als daß ich es hätte unbefriedigt lassen können. Nachdem dies geschehen ist; so nehme ich keinen Anstand, das bekannt zu machen, was ich von dieser Sache gefunden habe.

Gedachter Verfasser hat am Rußisch-Kayserlichen Hofe das Amt eines Leibarztes und in selbigem Reiche das Amt eines Archiaters verwaltet. Nachher hat er es zu seiner Beschäftigung erwählet, auf seinem Landgute in Liefland die Landwirthschaft mit Einsicht zu treiben. Sein Landwirthschaftsbuch ist eine Frucht von der Aufmerksamkeit, die er dabey angewandt hat.

Er lässet sich angelegen seyn, diejenigen seiner Landsleute auf andere Gedanken zu bringen, welche entweder aus Vorurtheil oder Saumseligkeit, die Bestellung ihrer Aecker zu spät gegen den Herbst verschieben. Er zeiget ihnen, daß man sehr leicht zu spät, nicht wohl aber zu früh säen könne. Diese seine Meynung unterstützet er unter andern Gründen, mit der gehabten Erfahrung, daß man vorzüglich gute Erndten gethan habe, sowol von Rocken, als von Weizen, der entweder im Frühlinge, oder im Anfange des Sommers des vorhergehenden Jahrs gesäet war.

In Ansehung des Rockens führet er (§. 44. des ersten Theils ersten Abschnittes, vom Ackerbau insbesondere) folgendes an: Es sey in Liefland vielmals der Versuch gemacht, etwas Rocken zugleich mit der Gerste zu säen, man habe sodann befunden, daß nach der Gerstenerndte die Rockensaat sich stark begraset habe, und nach geschehener Ueberwinterung sey die davon gemachte Erndte viel zeitiger und gesegneter gewesen, als die gewöhnliche, nachdem, setzet der Verfasser

Fffff hinzu

hinzu, der Rocken, auf die Weise, drey Monate länger Nahrung von dem Lande gehabt. Bey dieser Bemerkung muß man sich erinnern, daß die ordentliche und gewöhnliche Zeit der Rockensaat, in Liefland, wo es früher zuwintert, früher einfalle, als bey uns, und daß also zwischen der Bestellung der Gerste und des Rockens etwa nur 3 Monate verstreichen mögen.

Es führet der Verfasser ferner an: Die Schweden, welche durch den Mangel großer Aecker, durch die Gefahr vor ihren langen Wintern, und durch die Nothwendigkeit das Brod aus südlichen Gegenden zu holen, alles Ernstes angewiesen wären, ihren Ackerbau zu verbessern, säeten ihr Winterkorn auf die eben gemeldete Weise nicht nur zuweilen mit der Gerste zugleich, sondern auch ganz allein schon nach Johannis im Julio, und riethen solches in ihren akademischen Schriften allen Einwohnern an. Der Verfasser setzet als was wichtiges hinzu, ein so früh gesäeter Rocken sey nicht nur sicherer vor dem Wurme, sondern vermöge seiner stärkern Wurzel, widerstehe er auch besser den nassen Wintern; weil er früher reife, so könne dadurch auch dem oft einfallenden Brodmangel abgeholfen werden.

In Ansehung des Weitzens führet dieser Autor (§. 45. des genannten Abschnitts) aus den Memoires der französischen Akademie folgendes an: Als durch den strengen Winter Anno 1709. der Weitzen auch in Frankreich verfaulet und verfrohren war; so entschlossen sich einige Wirthe im April neuen Weitzen zu säen, in der Hofnung ihn im Herbste zu erndten. Um Johannis sahen sie, daß sich keine Hofnung zu Aehren zeigte. Einige pflügten darauf den Acker um. Andere hingegen ließen ihr Weitzengras ungestöhret stehen und überwintern, und diese hatten im folgenden Jahre zwölf Tage vor der gewöhnlichen Zeit, schönen reifen Weitzen. Der Liefländische Landwirth hält wegen des Liefländischen kalten Clima und des zum Weitzenbau nicht gar bequemen Erdreichs für gut, diese Art, daß man den Weitzen so früh säet, daselbst einzuführen.

Diese in so verschiedenen Erdstrichen, wie Liefland, Schweden und Frankreich, die theils kälter, theils wärmer, als unser Vaterland sind, angestellten Erfahrungen scheinen in der That das Licht, welches ich durch grössere Proben angezündet zu sehen wünschte, zu ertheilen. Man hat nach denselben nichts zu fürchten, vielmehr aber eine ergiebigere Erndte zu hoffen, wenn man den Saamen zur Winterfrucht so früh unter die Erde bringet, wie neulich in diesen Blättern der Vorschlag geschehen ist.

Diese jetzt erzählten Versuche kommen zwar in Ansehung mehrerer Umstände, als der Grösse, mit denen nicht überein, die ich angestellet habe. Sie sind ihnen doch aber ähnlich genug, um die Nachahmung davon zu empfehlen. In Liefland hat man den Rocken mit der Gerste und also im Maymonate gesäet. Wenn man bedenket, daß sich die Liefländer eines so langen Sommers, wie wir, nicht zu erfreuen haben; so wird es bey uns etwa eben so viel seyn, wenn wir den Rocken auf das folgende Jahr im Junius ausstreuen, als wenn es die Liefländer im May thun. Es wird nicht ausdrücklich gemeldet, daß man den Rocken früh abgeschnitten habe. Es hat aber nicht unterbleiben können, sondern hat geschehen müssen, wenn die Gerste, mit welcher der Rocken vermischt gesäet war, abgeschnitten und eingeerndtet ist. Man thut sodann in Liefland das folgende Jahr eine gesegnete Rockenerndte, ungeachtet man das vorhergehende Jahr von eben dem Acker die mit dem Rocken zugleich gesäete Gerste geerndtet hat. Wir würden also um so mehr eine beträchtliche Erndte zu hoffen haben, wenn die Kräfte des Landes das nächst vorhergehende Jahr dergestalt nicht erschöpfet wären.

Ob

Ob die Liefländische Manier, die auch in Schweden nicht unbekannt ist, nicht auch hier zu Lande zu versuchen wäre, ist eine Frage, die klugen Wirthen muß anheim gestellet werden.

Es ist nicht unbemerkt zu lassen, daß der Herr von Fischer schreibet, man säe etwas Rocken mit der Gerste. Es wird dadurch die von mir geäusserte Meynung bestätigt, daß wenn man den Rocken so ausserordentlich früh säete, man an der Einsaat viel würde ersparen können. Von den Schweden meldet dieser Schriftsteller (§. 34. des genannten Abschnitts) daß sie, um den Hederich zu dämpfen und zu vertilgen, zwischen die Saatgerste ⅓ Rocken nehmen, und davon das folgende Jahr eine Erndte haben.

Daß es der Mühe werth sey, auch unvermischt den Rocken überaus früh zu säen, beweisen die Schweden mit ihrem Beyspiele. Sie rühmen nicht nur die Einträglichkeit der Erndte, so sie davon haben, sondern sie legen auch dem Korne, das sie auf die Weise gewinnen, seltene und ausserordentliche Vorzüge bey. Sie säen aber, um diese Vortheile zu ziehen, erst nach Johannis und im Julius. Es wird nicht gemeldet, daß sie die grüne Saat einmal abschneiden. Geschähe dies und säeten sie auch noch früher; so würden sie noch mehr gewinnen. Die guten Leute sind aber durch die Kürze der guten Jahrszeit, der sie genießen, vielmehr eingeschränkt als wir. Nach ihren Bedürfnissen bringen sie den Vortheil einer frühern Erndte mit in Anschlag. Die Erndte müßte also auch bey uns früher erfolgen; wiewol ich nicht anders sagen kann, als daß der Rocken im Felde, wenigstens zum Theil eben so früh reif geworden sey, wie meine Pflanzen. Es kann aber seyn, daß diese dadurch etwas aufgehalten sind, daß sie im Garten nicht so frey, wie auf dem Felde, standen.

So glaubwürdig die angeführten Nachrichten sind, und so sehr sie für meinen Vorschlag sprechen; so werden sie doch wol schwerlich auf einmal alle Bedenklichkeiten heben. Man glaubt vielleicht, es müsse bey der Sache kein Vortheil seyn, weil sie noch nicht mehr in Uebung gekommen, ungeachtet man, den Berichten nach, schon vor geraumer Zeit etwas davon gewußt. Dieser Zweifel wird, wie mir deucht, wegfallen, wenn man belieben will, folgendes zu erwegen:

In Frankreich hat man keine Anreitzung gehabt, nach der, bey Gelegenheit des kalten Winters Anno 1709. zufälligerweise gehabten Erfahrung, eine neue Ackermethode einzuführen. Man säete damals den Weitzen bereits im April, dessen Frucht man das folgende Jahr erndtete. Um diese Jahrszeit sind die Arbeiten zu sehr gehäufet. Man mochte nicht daran gedenken, die Sache etwas verändert und später zu versuchen. Wegen der grössern Fruchtbarkeit mag man in Frankreich nicht so viel Acker brach liegen lassen, wie bey uns geschieht. Die Noth zwang nicht. Vielleicht gewinnet der Weitzen auf solche Weise nicht so sehr wie der Rocken. Dergleichen Ursachen konnten veranlassen, daß die gehabte Erfahrung weiter nicht genutzet wurde. Daher, daß es unterblieben, ist aber keinesweges der Schluß zu ziehen, als ob sie gar nicht nutzbar sey. Sollte dennoch diese Art zu schließen jemanden gefallen, der wolle aus dem warmen in ein kälteres Clima gehen, und daselbst dasjenige wahrnehmen, woran er zweifelt. Wie uns der Herr von Fischer berichtet; so finden es die Liefländischen Landwirthe vielfältig für gut, den Rocken im Frühlinge, wiewol mit der Gerste zu säen. In Schweden thut man es nicht nur auf eben die Weise, wie in Liefland, sondern man säet den Rocken auch unvermischt im Julius, und die es thun, rühmen davon den vortreflichsten Erfolg, und preisen es ihren Landesleuten zur Nachfolge angelegentlich an.

Will man sagen, daß unsere Bedürfnisse nicht so dringend wären, uns solche Neurungen gefallen zu lassen, wie in Schweden; so räumet man das erste gern ein. Die gütige Vorsehung theilet uns unser Brod reichlicher und besser mit. Bey uns ist es schon ein Zeichen des Mangels, wenn man sich der Gerste zum Brodte bedienet. In Schweden nöthiget der Mangel, zu Baumrinden Zuflucht zu nehmen, und die Nahrungsmittel damit zu verlängern. Indeß ist unser Ueberfluß dennoch nicht so sehr groß, daß wir auf gar keine Verbesserung bedacht seyn dürften. Hat gleich der Vorrath des Getraides bisher bey uns hingereichet, um der Hungersnoth vorzubeugen; so ist er doch nicht so groß gewesen, daß sich nicht langwierige Theurung geäußert hätte. Ein Uebel das die Armen überaus drücket, und auch denen, die sonst ihr Auskommen haben, sehr beschwerlich fällt, das die in Dürftigkeit setzet, die von der Arbeit ihrer Hände ihren Unterhalt ziehen, das also dem Wohlstande des großen Haufen höchst nachtheilig ist. Wie groß ist nicht aber der Einfluß den der Wohlstand dieser Menge in den Flor des Staates hat! Diese Menge ist es, die den Nahrungssaft bereitet, der der ganzen Gesellschaft Erfrischung und Unterhalt giebt. Sie machet die Grundlage aus, worauf das Gewichte des Staats fußet. Sie zu regieren, zu schützen, zu führen, zu bilden, ihr auf die eine oder die andere Art nützlich zu seyn, machet das Verdienst und die Ehre aller andern Stände aus. Eitler Ruhm ohne dies Verdienst! Seltsame Einbildung der Müßigen, Ernehrer dieser Menge zu seyn, ihr Nahrung zu geben! Sind es Mund, Gaum und Magen die ernehren, oder thun es fleissige Hände?

Wenn keine würksame Hindernisse im Wege stehen; so nimmt die Anzahl der Einwohner eines Landes beständig zu, und man siehet den Zuwachs der Einwohner, als einen Zuwachs der Macht eines Staates an. Wird aber dieser Zuwachs und dessen Fortgang statt finden, wird er nicht vielmehr unaufhaltbar sich verlieren, wenn der Lebensunterhalt schwer und kümmerlich wird, und kann dies ausbleiben, wenn die Anzahl der Genießenden steiget, und der Vorrath doch nicht verstärket wird?

Die Nothwendigkeiten, und die Bequemlichkeiten des Lebens, die Lüsternheit der Einwohner nach ausländischen Waaren, die Erhaltung des Handels, so daß er nicht verderblich wird, sondern vortheilhaft bleibt, machen die Manufakturen unentbehrlich. Allein man weiß, daß ihre Aufnahme gutentheils auf dem Ueberflusse der Lebensmittel beruhet, den der reichliche Vorrath des Getraides nach sich ziehet.

Der Ackerbau ist also die festeste Grundlage aller andern Gewerbe, ohne dessen gesegneten Fortgang müssen die Menschen in den anmuthigsten Gegenden verschmachten, und die größte Macht kann den Ueberfluß nicht verschaffen, den die Vorsehung dem Fleisse der sich damit beschäftiget, schrecket.

Kloster Riddagshausen, im Novemb. 1766.

C. L. H. Dedekind.

Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

98tes Stück.

Sonnabends, den 6. December, 1766.

Von der übertriebenen Neigung für Hunde.

Vor nicht gar langer Zeit mußte ich einen Zeugen von einem seltsamen Auftritte abgeben. Ich wurde von einem Freunde, der sich erst kürzlich mit einem jungen artigen Frauenzimmer verheyrathet hatte, zum Abendessen gebeten. Ich muß aufrichtig gestehn, daß ich ein alter Hagestolze bin, und gar nicht wohl ausstehn kann, wenn junge Eheleute sich in Gegenwart eines Dritten mit allen den Liebkosungen überhäufen, die sie einander zwar insgeheim erzeigen möchten, die aber einem kaltblütigen Zuschauer allezeit höchst abgeschmackt, und nicht selten äußerst ekelhaft vorkommen müssen. Diesen Fehler besaß das neue Ehepaar, zu dem ich gebeten wurde, in hohem Grade; da ich also von dem Bedienten erfuhr, daß er niemanden weiter eingeladen habe, und ich also den Abend mit diesen neuverliebten Paare allein zubringen sollte: so ersann ich einen Vorwand, und behielt mir die Ehre, aufzuwarten, einandermal vor. Der Bediente war keine Viertelstunde weggewesen, so kam mein Freund, Herr Orgon, selbst, in dessen ganzem Gesichte Verdruß und Unzufriedenheit nicht wenig sich zeigte. Warum haben sie mir denn absagen lassen, bester Freund? fieng er mit einer betrübten Stimme an. Auf meine Ehre, fuhr er etwas heftiger fort, ich gehe ihnen nicht vom Halse, sie müssen mir versprechen, zu kommen. Ich wollte für alle Welt nicht heute mit meiner Frau allein bleiben, denn wir haben uns so gräßlich mit einander gezankt, daß ich nicht weiß, wie es ablaufen wird. Gezankt? fiel ich ihm ins Wort. Wenn das wahr ist, so bin ich diesen Abend recht sehr zu ihren Diensten. Herr Orgon, der mich verstand, versicherte mich, daß ich keine Ursache haben würde, mich an allzuvielen ehlichen Liebkosungen zu ärgern. Ich kleidete mich also an, und gieng mit ihm. Unterwegs fragte ich ihn, warum er sich denn eigentlich mit seiner jungen Dame gezankt habe? Ich muß mich fast schämen, fieng er tief an zu seufzen, die abgeschmackte nichtswürdige Ursache davon zu erzehlen. Was meynen Sie, meiner Frauen Windhund, der verdammte Presto, ist diesen Morgen davon gelaufen, und noch nicht wieder da; deshalb ist sie wie unsinnig, heult und weint beständig,

und hat diesen Mittag weder gegessen, noch getrunken. Ich kann sie nicht zur Vernunft bringen, versuchen Sie ihr Heil, sonst laufe ich auch noch aus dem Hause.

Wir fanden in der That die junge Dame bey unsrer Ankunft noch immer in großer Betrübniß. Ich hielt ihr eine vortrefliche moralische Rede über eine solche übertriebne Liebe für ein bloßes Thier; sie sah mich aber mit Verachtung an, und weinte fort. Ihr Mann versuchte darauf von neuem, sie zu trösten, versicherte sie, daß er den Hund in die Anzeigen setzen, und sonst aller Orten suchen lassen wollte — es war alles vergebens. Unterdeß setzten wir uns auf dem Saale zu Tische, ich ließ mir an meinem guten Appetite nichts abgehn, der Mann aber schnitt verzweifelte Gesichter, und die Dame rührte nicht das geringste an. Bey dieser traurigen Stille wurde ein schöner Rehrücken aufgesetzt, dem ich schon einen höchstverliebten Blick zuwarf, als auf einmal etwas mit einem ziemlichen Gepolter die Treppe herauf kam, und siehe da, es war der so sehr beweinte Presto, der einen großen Stein an seinem Halse hatte, und mit einem erbärmlichen Gewinsel auf seine Gebieterin zulief. Mein Prestochen, allerliebster Presto, bestes Hundchen! schrie die Dame; sprang auf. schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, machte ihm den Strick mit dem Steine los, und überhäufte ihn nun mit Küssen, und den zärtlichsten Beynamen. Der Hund seiner Seits setzte wie eine Furie vor Freuden auf den Tisch und über den Tisch, trat mit den Füßen in die Salatschüssel, und schmiß mir ein Glas mit rothem Wein über das Kleid. Das ist nicht auszustehn, rief Herr Orgon aus, indem er ihm mit dem Fuße eins versetzte, zehn Thaler wollte ich drum geben, wenn du Canaille würklich versoffen wärst! Sie sind ein Barbar! fiel ihm seine Frau mit Weinen ins Wort, kein Mensch, als Sie, hat das arme Thier wollen versäufen lassen. Sie haben Recht, Madame, gab ihr Herr Orgon hitzig zur Antwort, ich wollte er wäre bey allen —

Hier erhub sich ein heftiges Gezänke zwischen dem angenehmen Paare, und endlich lief die junge Dame wütend mit ihrem geliebten Presto in ihr Zimmer, und schlug uns die Thür vor der Nase zu. Der Mann saß in einer sehr traurigen Gestalt da, und mich ärgerte nichts mehr, als der schöne Wildbraten, der über diese Tragikomödie ganz kalt geworden war. Als wir uns eine Weile angesehn hatten, gab ich ihm, indem der Braten wieder gewärmt wurde, einen freundschaftlichen Verweis über seine Hitze, und seinen gegebnen grausamen Befehl, den armen Hund zu versäufen; ich bat ihn, seiner jungen Frau in einer solchen kleinen Thorheit lieber etwas zu gute zu halten, und sie wieder zu besänftgen zu suchen. Er hörte mich, wie ich merkte, mit Betrübniß und Unwillen an. Da indeß die Dame nicht wieder kam, und bey dem guten Essen die Gesellschaft doch immer einsylbigter und langweiliger wurde: so nahm ich in der Geschwindigkeit noch einige Gläser Wein zu mir, empfohl mich aufs schönste, und überließ dem Herrn Orgon die Sorge, seine schöne Eigensinnige wieder zu versöhnen.

Sobald ich zu Hause war, und meine Pfeife angezündet hatte, so konnte ich nicht umhin, verschiedne Betrachtungen über diesen Auftritt anzustellen. Wer sollte es glauben, dachte ich, daß ein Paar Leute, die sich sonst lieb haben, sich über ein Thier entzweyen könnten! Und verdient wol ein solches Thier eine Zuneigung, welche blos Menschen erwiesen werden sollte? Es ist wahr, kein Thier in der Welt ist so treu, und so einschmeichelnd gegen den Menschen; als der Hund; er verdient noch ausserdem wegen seiner Wachsamkeit, und wegen der Vortheile, die man auf der Jagd von ihm haben

ben kann, daß wir ihm vor vielen andern Hausthieren den Vorzug geben: wenn man aber auch auf der andern Seite die Unbequemlichkeiten und den Schaden in Erwegung zieht, den wir von den Hunden erdulden müssen, so kann man es guten Polizeyanstalten nicht verdenken, wenn sie die allzugroße Anzahl dieser Thiere so viel möglich zu verhindern sucht. Dergleichen Gedanken werden meine Leser desto mehr billigen, da ich für mein Theil darinn besonders unglücklich bin, daß fast alle meine Verwandten und guten Freunde Hunde halten, und daß ihre Hunde nichts weniger als wohlgezogen sind. Den Presto der Madame Orgon habe ich schon beschrieben. Komme ich nach meiner Großtante, so finde ich einen alten dikken röchelnden Mops, den sie gar zärtlich **Tielemänneken** zu nennen pflegt, und der mir so oft und so lange zwischen den Beinen herumkriecht, welches sie tanzen heißt, bis ich entweder selbst über ihn falle, oder ihn wider meinen Willen trete, und, ehe ich mich versehe, über das Tielemänneken ein Zank unter uns entsteht, daß ich mit Unwillen die Frau Großtante verlassen muß. Geh ich aufs Land zu meinem Vetter Waldheim, so quälen mich ausser ein paar Dachshunden, die sich an meinen Stiefeln großer Freyheiten herausnehmen, besonders bey Tische noch ein paar große Hünerhunde, die ihre brennenden Schnauzen auf meine Knie legen, und mir beynahe den Finger mit wegschnappen, wenn ich die geringste Bewegung mache, ihnen etwas zu geben, und mich dadurch von ihnen los zu machen. Besuche ich meine Cousine Clarchen, so empfängt mich ihr Spionchen mit einem halbestundenlangen Gebelle, daß mir die Ohren gellen; und spreche ich dem Herrn Näran zu, so macht er mir das Vergnügen, in den geschornen Haaren seines Pudels eine kleine Reinigungsjagd anzustellen, oder ihm eine Stunde lang apportiren zu lassen, daß ich zuletzt für Staub ersticken möchte. Bin ich nun manchmal ganz verdrießlich über alle Hunde des Abends nach Hause gekommen, und will nun bey meiner Pfeife etwas lesen, oder meinen Gedanken nachhängen, so geht mein Leiden erst von neuem wieder an. Sogar der Nachtwächter auf unsrer Straße hält sich einen verdammten Spitz, der wie es scheint, die unmusikalischen Töne seines Herrn so wenig ausstehn kann, als ich, und also, sobald nur sein Herr seine Stimme erhebt, in einem so erbärmlichen Tone dazwischen winselt, heult, oder bellt, daß ich manchmal nicht weiß, was ich vor Verzweifelung anfangen soll.

Wie sehr wollte ich wünschen, daß diese Erzehlung meiner kleinen Leiden etwas mit dazu beytrüge, die große Anzahl dieser Hausthiere zu vermindern, die in unsrer Stadt zusehends zunimmt, indem die ärmsten Leute, die kaum für sich und ihre Kinder Brod anschaffen können, doch noch einen Hund haben müssen, an dem sie sich belustigen, wenn ihm entweder ihr Junge alle möglichen Martern anthut, und alle Barbareyen an ihm ausüben lernt, oder wenn er ihn zu ihrem großen Vergnügen an alle vorbeykommenden Pferde und Wagen anhetzt. Noch mehr wünschte ich, daß unsre Frauenzimmer erwegen möchten, wie lächerlich und ekelhaft es den Mannspersonen vorkommen muß, wenn sie Stundenlang mit ihrem Windspiele, oder Spion, zärtliche Diskurse halten, und ein Thier mit Küssen überhäufen, welches manchmal eben von sehr eigenen Oertern zurückkömmt. Ich bin gewiß kein Feind dieser Thiere, und verlange nichts weniger, als sie ausgerottet zu sehn. Ich weiß, daß der Jäger, der Hirte, der Fleischhauer, nicht ohne sie seyn kann; ich kenne selbst die Verdienste des Kettenhundes, der dem abgelegen wohnendem Landmann das Seinige bewachen hilft; ich will auch zugestehn, daß sogar Frauenzimmer, wenn sie die Zeit

ganz

ganz und gar nicht anders hinzubringen wissen, zu ihrem Vergnügen und zu ihrem Umgange sich ein Mohrchen, ein Jolichen, oder ein Mylordchen halten mögen; nur laß alle diese Personen ihre Lieblinge in der Zucht halten, daß sie mir, und andern ehrlichen Leuten, die in ihrer Gesellschaft und Unterhaltung nicht so viel Vergnügen finden, nicht zur Last fallen.

Vor allen Dingen aber vergesse man nicht, daß diese schmeichelnden Thiere toll werden, und Menschen, welche sie alsdann verletzen, in einen Zustand setzen können, wobey jedem die Haare zu Berge stehn müssen. Man wende mir nicht ein, daß ein solcher trauriger Vorfall selten komme. Er sey so selten, als er wolle, so bleibt er nicht allein möglich, sondern wird auch noch leider nur zu oft würklich. Es sollte mir leicht seyn, nicht wenig Beyspiele anzuführen, da die übertriebne Liebe für das Favoritgen so weit geht, daß man sich auf keine Weise entschliessen kann, ihm den Tollwurm nehmen zu lassen, so ernstlich es auch die Polizey anräth und befiehlt.

Ich könnte hier noch viel artige Sachen sagen, ich könnte eine Berechnung machen, welch eine Menge Hunde, nach meiner Straße zu urtheilen, in hiesiger Stadt seyn müssen; wie viel Brod erspart werden könnte, wenn sie abgeschafft würden, denn die geringern Leute, die selbst nicht viel mehr haben, als Brod, können sie nicht mit Fleisch und Knochen füttern; ich könnte beweisen — doch meine Pfeife ist aus, und ich will machen, daß ich einschlafe, ehe mein Nachtwächter und sein Spitz wieder kömmt, und mir solches auf eine Stunde wieder unmöglich macht.

J. A. E.

Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

99tes Stück.

Mitwochs, den 10. December, 1766.

Vorschlag zu einem billigmäßigen Acker-Pacht-Contrakt.

Wenn jemand Aecker oder Ländereyen besitzet, die von gemeinen Abgaben und den Zehnten frey sind, und die er selber zu bauen, weder Zeit, noch Geschicklichkeit und Lust hat; so denket er und muß, auf eine gute Verpachtung denken. Als ein billiger Mann wünschet er einen solchen Contrakt zu treffen, der ihm so wenig als dem Pächter nachtheilig sey. Wie ist aber derselbe einzurichten? Will er die Länderey auf 6 nach einander folgende Jahre, für ein bestimmtes jähriges Pachtgeld, zu der Zeit verpachten, da das Korn wohlfeil ist, und z. E. der Himpte Rocken 12 Ggr. und die Gerste 8 Ggr. gilt, so wollen die Pächter nicht über 1½ oder 2 Thlr. jährige Pacht geloben, weil sie befürchten, sie hätten in der Folge der wohlfeilen Zeit für ihre Arbeit und Unkosten keinen Gewinn zu hoffen, sondern müßten Schaden leiden. Der Verpächter muß also zufrieden seyn, daß er für das beste Land anderthalb oder zwey Thaler erhebet. Wenn nun der Kornpreis nach geschlossenem Contrakt in den folgenden Pachtjahren steiget, daß der Himpte Rokken wieder 20 Ggr. und der Himpte Gersten 16 Ggr. gilt, so leidet der Verpächter, der für einen Morgen nur 1½ oder 2 Thlr. aufnimmt. Ist der Kornpreis in dem Jahre, da der Acker verpachtet wird, hoch, und Verpächter will mehr als 2 Thlr. Miete fodern, so ists für den Pächter mißlich mehr zu bieten, weil der Kornpreis in den folgenden Jahren merklich abfallen kann, und er doch Verlust von seiner Pachtung hat, welchen der Verpächter nach der Billigkeit nicht gerne siehet. Auf 1. 2. 3 Jahre zu verpachten, um desto eher am Kornpreise Theil zu nehmen, ist dem Verpächter nicht rathsam, weil der Acker von dem Pächter nur möchte ausgesogen und gemißbrauchet werden. Ein Pächter will nicht gern auf so kurze Zeit pachten, weil er den Vortheil des rein gepflügten und wohl gedüngeten Ackers, der sich erst in der Folge zeiget, nicht zu erwarten hat. Wie kann nun aber der Contrakt also eingerichtet werden, daß der Verpächter so wenig, als der Pächter dabey verlieren? Ich behaupte, es könne auf folgende Art am besten geschehen. Wer einen Morgen Acker auf 6 oder 9 Jahre verpachten will, der muß

Hhhhh 1) die

1) die Maße und Ergiebigkeit oder Güte des Landes betrachten, wie viel Himpten der Morgen Rocken oder Gersten bey ordentlichen und mittelmäßigen Jahrwuchs abträget.

2) Die eine Hälfte des reinen Korns, nach Abzug der Einsaat, kann der Verpächter verlangen, die andere Hälfte ist dem Pächter für seine Mühe und Unkosten zu gönnen.

3) Weil aber der Pächter, theils um des Gewerbes willen, theils, daß er wisse, wo er sein Korn hernehme, theils, daß er Stroh u. Futter für das Vieh erhalte, Acker pachtet, so ist von ihm nicht zu begehren, daß er die Hälfte Korn in natura für die Miete liefere, sondern er bequemet sich eher, den Preis des Korns zu bezahlen, und das Korn zu behalten.

4) Wollte der Pächter die festgesetzte Himptenzahl des Korns als die Hälfte des Ertrages von einem Morgen, in natura zur Pacht geben, so wäre zu befürchten, daß er schlecht Korn brächte, und hätte also der Verpächter Schaden davon, daher ists besser, daß der Pächter die verabredete Himptenzahl nach dem laufenden Kornpreise bezahle und zwar in 2 Terminen, den einen um Weynachten, und den andern um Johannis des folgenden Jahres, bestimmt. Z. E. wenn er 5 Himpten Rockenpreis entrichten soll, daß er um Weynachten den Kornpreis von 2½ und um Johannis wieder von 2½ Himpt. absuhre.

5) Trägt nun der Morgen Rocken gewöhnlicherweise und bey mittelmäßigem Wuchs 16 Himpten, so verlanget der Verpächter den Preis von 7 Himpten für die Pacht, und lässet dem Pächter 9 Himpten zur Nutzung, als 2 Himpten wegen der Einsaat und 7 Himpten für seine Mühe und Unkosten. Trägt der Morgen nur 12 Himpten, so fodert der Verpächter den Preis von 5 Himpt. und gönnet 7 Himpten den Pächter, als 2 Himpten wegen der Einsaat und 5 Himpten für die Unkosten. Bringet der Morgen Gerste 20 Himpten, so bekommt der Verpächter den Preis von 9 Himpten und bleiben dem Pächter 11 Himpten. Giebt der Morgen Gerste nur 16 Himpten, so fodert der Vermieter 7 Himpten Preis, und 9 bleiben dem Mieter zum Gewinn, und so ferner nach Maßgabe dessen, was ein Morgen träget, bey gewöhnlichem Jahrwuchs.

6) Von dem Brachfelde kann der Verpächter nichts verlangen, bedinget sich aber aus, daß der Pächter es nicht besäe, damit das Land hernach desto reinern und edlern Rocken, oder Gersten trage. Wollte aber der Pächter die Brach besäen, so könnte er keine Remission fodern.

7) Wenn ein solcher Mißwachs in Rocken- oder Gerstenfelde wäre, daß der Morgen nicht die Hälfte der gewöhnlichen Himptenzahl eintrüge, so müßte der Verpächter auch von der zu fodernden Himptenzahl, die Hälfte herunterlassen, oder Remission geben, es sey denn, daß der Acker in der Brach besäet gewesen, in welchem Fall der Pächter den Nachlaß nicht erwarten kann.

8) Vermöge eines solchen Acker-Pacht-Contrakts ist Verpächter und Pächter gesichert, nicht viel zu verlieren, der Kornpreis sey theuer oder wohlfeil, hoch oder niedrig. Dem Verpächter verdrießt es nicht, wenn das Korn theuer ist daß er sein Land vermietet, und der Pächter kann bey wohlfeiler Zeit nicht klagen, daß er zu viel Pacht geben müsse.

Röver,

Past. Adj. z. W. v. B.

Selt-

Seltsame Gebräuche, Anekdoten, und vermischte Gedanken.

Das A. B. C. ist oft die einzige Wissenschaft von Leuten, die sehr viel zu wissen glauben.

Der äusserliche Schein ist ein Vorhang, unter dem man alles thun kann, was man nur will; man muß ihn aber immer sorgfältig vorziehn.

Eine Wohlthat ist für ein empfindliches Herz eine Glückseeligkeit, und für Undankbare die größte Marter.

Rechnen ist die verdrießlichste, und doch zugleich nöthigste Sache von der Welt.

Hoffnung ist eine artige Windverkäuferinn; der wohlfeile Preis ihrer Waare macht, daß sie so stark abgeht.

✿ ✿ ✿

Was für entehrende Begriffe hat sich Schwärmerey und Aberglauben nicht von der Gottheit gemacht? Verschiedne Rabbinen versichern, GOtt läse alle Morgen vier Stunden in ihrem Talmud; sie sagen ferner ganz ernsthaft, er sey bey Adams Hochzeit gewesen, habe die Eva anputzen helfen, und hernach mit ihr getanzt.

Zu Bengalen betet man einen GOtt, unter der Gestalt eines schönen Jünglings an. Die Indianer versichern, er lebe in einem Meere von Zucker, wo er unter beständigen Liebkosungen von zwey schönen Frauenzimmern die Welt regiere.

Die Einwohner am Flusse Mississippi beten die Sonne an. Ihr Oberhaupt nennt sich einen Bruder der Sonne, grüßt sie bey seinem Aufstehn, präsentirt ihr seine Tabackspfeife, und befiehlt ihr, was sie für einen Lauf halten soll.

✿ ✿ ✿

Als Ludwig der Eilfte König von Frankreich gefährlich krank lag, ließ er ein Gebet aufsetzen, worinn GOtt um die Wiederherstellung seiner Gesundheit angerufen wurde; der Geistliche setzte etwas von der Wohlfarth seiner Seele mit hinein: **Streicht das nur aus**, sagte der König; **wenn wir unsern Wunsch erfüllt sehn wollen, so müssen wir nicht zuviel auf einmal bitten.**

Als die Schönpflästerchen im Gesichte zuerst Mode wurden, so machten sich die Russischen Frauenzimmer ganz erstaunlich große; einige waren ausgeschnitten, wie Häuser, andre wie Pferde, oder Bäume, und viele wie Kutschen.

König Heinrich der Zweyte von Frankreich trug bey der Vermählung seiner Schwester zuerst ein paar seidne Strümpfe, dies wurde dazumal nicht nur für einen großen Staat, sondern sogar für eine übertriebne Verschwendung gehalten.

Die mehresten Italiänischen Fürsten haben immer einige Neubekehrte in ihrem Solde; der letzte Großherzog aus dem Hause Medicis hatte ihrer eine ganze Menge. Ein Engländer, der durch Florenz reißte, fand daselbst zwey von seinen Landsleuten in des Großherzogs Diensten. Was stellt ihr hier vor? fragte er sie. **Ich bin der Hofnarr**, sagte der eine. **Und ich**, sagte der andere, **bin der Hofconversus.**

Ein andrer Italiänischer Fürst, ein gewisser Herzog von Parma, hatte alle Tage genug darmit zu thun, die Streitigkeiten seiner Comödianten zu schlichten. Er sagte daher: **Es kann unmöglich noch ein andrer großer Herr ein solcher Politikus seyn, wie ich bin, wenn er nicht die Kunst versteht, eine Comödiantenbande in Ruh und Friede zu erhalten.**

(Aus dem Essai sur les principaux ridicules des differentes Nations.)

Eine

Eine Arabische Geschichte.

Drey Brüder handelten in Gesellschaft mit einander; sie hatten eine gemeinschaftliche Casse, in welcher sie alles aufbewahrten, was sie durch ihren Fleiß gewannen. Sie hatten mit einander ausgemacht, sie nach und nach voll zu machen, oder sich einander von dem daraus genommenen Rechnung zu thun.

Einsmals fand sich in der Casse ein grosser Defekt von sechzigtausend Zechinen. Keiner wollte das Geld genommen haben. Die Sache kam endlich vor den Großvezier, welcher, nachdem er die Partheyen verhört hatte, seinen Ausspruch auf einandermal verschob. Er wartete, bis die drey Brüder eben aus dem Audienzsaale gehn wollten, rief sie darauf zurück, that noch einige Fragen wegen ihrer Rechtssache an sie, und ließ sie hernach abtreten.

Kaum waren sie unten an der Treppe, so ließ er sie von neuem heraufkommen, und legte Ihnen abermals einige Fragen vor. An der Thüre seines Pallastes gieng es eben so, und als sie kaum einige Schritte in der Straße zurückgelegt hatten, so mußten sie nochmals umkehren, und seine Fragen beantworten. Dies Weggehn und Wiederkommen wurde zehn- bis zwölfmal wiederholt.

Endlich erklärte Ihnen der Vezier, ihre Sache sey nunmehr hinlänglich untersucht, und er wolle gleich das Urtheil sprechen. Du bist der Thäter, sprach er zum jüngsten Bruder, indem er ihn scharf ansahe. Du kamst allezeit am letzten, mit einem bestürzten Wesen zurück, und giengst allezeit am ersten voller Freuden wieder hinaus. Bezahle also, oder fürchte meine Strafe.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

100tes Stück.

Sonnabends, den 13. December, 1766.

Eigentliche und zuverlässige Nachricht von der berühmten Flucht Carls des Zweyten, Königs von England.

Die Geschichte hat von jeher alsdenn vorzüglich unsre Neugier und Aufmerksamkeit erregt, wenn sie uns die größten Monarchen durch besondre Unglücksfälle gänzlich von ihrer Hoheit heruntergesetzet zeigt, und uns mit Erstaunen und Mitleiden anfüllt, wenn wir sehn, daß sie Beschwerlichkeiten und Gefahren ausstehn mußten, welche kaum der geringste ihres Volks würde ertragen haben.

Von dieser Beschaffenheit ist die Flucht König Carls des Zweyten von England. Diese Flucht ist so oft erzehlt worden, daß man fast alle Umstände vor und nach derselben kennt. Da indeß die gegenwärtige Beschreibung von dem König selbst, dem Hrn. Pepy, einem seiner Favoriten, in die Feder diktirt worden; so wird sie wegen des hohen Ranges desjenigen, der sie aufsetzen lassen, und wegen ihrer völligen Glaubwürdigkeit, als etwas ganz neues anzusehn seyn. Sie ist zu Newmarket den 5ten Oct. 1680. aufgeschrieben worden. Hr. Pepy schenkte das Manuscript dem Magdalenencollegio zu Cambridge, und der Rektor desselben, Doct. Sandby, erlaubte, dasselbe ans Licht zu stellen.

Als Carl der Zweyte die wichtige Schlacht bey Worcester verlohren hatte, welche sein Schicksal entschied, so dachte er auf nichts weiter, als sich vor den Verfolgungen seiner aufrührischen Unterthanen in Sicherheit zu setzen, und ihre Wachsamkeit desto mehr zu betrügen, nahm er sich vor, gerade nach Londen zu flüchten. Er entdeckte indeß dies gefährliche Vorhaben niemanden, als dem Lord Wilmot, und verbarg es sorgfältig vor einer Menge der angesehensten Personen, welche diesen unglücklichen Prinzen auf seiner Flucht begleiteten. Den ersten Tag legte der König mit seiner Begleitung 20 Englische Meilen zurück, und hielt nicht eher stille, als zu White-Lady, nahe bey Tonkastle, wo er in der Geschwindigkeit nur etwas Käse und Brod zu sich nahm. White-Lady war eine ziemlich ansehnliche Meyerey, welche sieben Brüdern, die Penderelle genannt, zugehörte, welches alles ehrliche Leute waren, die ihr Brod mit Holzhauen verdienten. Kaum war der König in diesem Hause angelangt, als er Nachricht erhielt, daß sich nicht weit von da ein Corps Reuterey von seiner Parthie ungefehr 3000 Mann stark

eingefunden habe. Es sey aber in der größten Unordnung, und werde von David Leslie, und einigen andern Generalen, kommandirt.

Der König wurde von allen, die bey ihm waren, gebeten, sich an die Spitze dieser Reuterey zu setzen, und seinen Rückzug nach Schottland mit ihnen zu versuchen; er gab aber zur Antwort, es sey nicht wahrscheinlich, daß in die Flucht geschlagene Soldaten Stand halten würden, da sie sich nicht geschämt hätten, ihren König zu verlassen, als sie noch in der größten Ordnung gewesen.

Dieser Umstand (fuhr der König gegen den Herrn Pepy fort) brachte mich zu dem Entschluß, ohne längern Aufschub, als ein Bauer verkleidet, in alten kalbledernen Beinkleidern, linnenen Strümpfen, und in einer grünen Weste zu Fuß nach London zu gehn. Auf diese Art kleidete ich mich zu White-Lady um, ließ mir meine Haare kurz abschneiden, und warf meine Kleider in den Abtritt am Hause, damit sie niemand finden konnte. Ich sagte niemanden weiter etwas von meinem Vorsatz, als dem Lord Wilmot; ich konnte auch gegen die andern desto leichter verschwiegen seyn, weil sie mich alle beschwuren, ihnen ja nicht zu sagen, wo ich mich hinwenden wolle, weil sie nicht wüßten, zu was für einem Geständniß man sie vielleicht durch die Marter zwingen möchte, wenn sie dem Feinde in die Hände fallen sollten. Sie beschlossen also, sich zu den 3000 Mann Reutern zu begeben, und ich und Wilmot blieben allein zurück. Wir wurden eins, einander in London an einem gewissen Orte wieder zu finden, wenn es möglich seyn sollte, diese Stadt zu erreichen, und so schieden wir von einander, ich zu Fuß, und er zu Pferde, weil er wegen seines dicken Körpers zu Fuß nicht fortkommen konnte.

Leslie, der sich geschmeichelt hatte, seine 3000 Reuter nach Schottland zurück zu bringen, betrog sich indeß in seiner Meynung, wie ich voraus gesehn; er hatte keine sechs Meilen zurückgelegt, so wurde er von einem kleinen feindlichen Trupp Reuterey angegriffen, und völlig geschlagen.

Als ich völlig verkleidet war, rufte ich einen von den sechs Brüdern, bey denen ich itzt war, nemlich den Richard Penderell, und vertraute mich ihm an. Richard war ein Catholik, und ein rechtschaffener Kerl; ich entdeckte mich ihm desto williger, weil seine Religionsverwandten in den Hölzern und Bergen ihre heimlichen Höhlen hatten, in denen sie ihre Priester verbargen, und in welchen ich auch, wenn es die Noth erfodern sollte, meine Sicherheit finden konnte.

Den andern Tag, vier und zwanzig Stunden drauf, nachdem das Lesliesche Corps geschlagen worden, machte ich mich mit Richarden auf den Weg. Wir kamen an einen Wald, ehe wir aber hineingiengen, setzte ich mich an die Landstraße, um zu sehn, ob wir nicht verfolgt würden. Einige Augenblicke drauf, sah ich einen kleinen Haufen Reuterey, die ich für diejenigen hielt, welche das Corps des Leslie geschlagen hatten, ob sie gleich nicht wie ordentliche Soldaten, sondern mehr wie bloße Landmiliz aussahn, die erst eben neu angeworben worden. Demungeachtet eilte ich in den Wald, worinn ich den ganzen Tag blieb, ohne das geringste zu essen oder zu trinken zu haben. Es regnete noch dazu 8 bis 9 Stunden unaufhörlich hintereinander fort, und dieser starke Regen, der mir sehr beschwerlich fiel, war mir doch auch sehr vortheilhaft, weil er die Reuter verhinderte, den Wald zu durchsuchen, in dem ich mich versteckt hielt. Ich gab mich mit dem ehrlichen Richard ins Wort, fragte ihn über verschiedne Mittel, durch die ich am sichersten, und ohne entdeckt zu werden, nach London kommen könnte, und erkundigte mich nach Leuten von seiner Bekanntschaft in dieser Hauptstadt. Richard kannte wenig Leute daselbst, und auch niemanden von Stande unterwegs. Ich überlegte nochmals alle Folgen von meinem

Vor-

Vorhaben, es schien mir auf einmal so gefährlich, daß ich alsobald meinen Entschluß änderte, und einen andern Weg zu nehmen beschloß, nemlich über die Severne nach Wallis, und von da nach Schwansey, oder nach einem andern Seeorte, der mit Frankreich in Handlung stand, zu gehn, und mich von da nach Frankreich zu begeben, welches, wie ich überzeugt war, sich niemand vermuthen würde.

Gegen Abend gieng ich mit Richarden aus dem Walde, und wir nahmen unsern Weg gerade nach der Severne, in der Hoffnung mit der Fehre über diesen Fluß zu kommen, die zwischen Bridgenorth und Shrewsbury angelegt ist. Nachdem wir einige Zeit fort gegangen waren, kamen wir an eine Mühle, in der ich verschiedne Personen reden hörte; dieses laute nächtliche Gespräch beunruhigte mich. Richard bat mich, kein Wort zu sprechen, man möchte mich auch fragen, was man wollte, denn ihm war angst, meine fremde ungewöhnliche Aussprache möchte mich verrathen. Wir giengen noch einige Schritte weiter; der Müller, der vor der Thür stand, rief mit drohender Stimme: wer da? Nachbarn, rief Penderell, die nach Hause wollen. Seyd ihr Nachbarn, schrie der Müller, so kommt herein, oder ich schlage euch den Kopf ein! Geschwind, sagte Richard, folgen sie mir nach, und eilte nach einer Thür zu, die an einen Hügel stieß; er machte sie auf, und wir liefen, was wir konnten. Der Müller indeß schrie: Diebe! Diebe! und sogleich stürzten einige Leute, die ich für Soldaten hielt, heraus, und verfolgten uns. Wir liefen noch mehr als vorher, durch Gräben und Moräste hindurch, daß uns Wasser und Koth über den halben Leib gieng. Da wir endlich ganz ausser Athem waren, stiegen wir über einen Zaun, und legten uns mit dem Bauch auf die Erde, um zu hören, ob wir auch noch verfolgt würden. Wir hörten nichts weiter, und stunden also ganz müde und kraftlos, und voller Koth, wieder auf. Wir erreichten ein Dorf an der Severne, wo Richard, wie er mir sagte, einen gewissen Wolf kannte, der ein sehr ehrlicher Mann, und von meiner Parthie sey; ich wollte indeß doch nicht wagen, in sein Haus zu gehen, eh ich nicht überzeugt wäre, daß er auch einen so gefährlichen Gast, wie mich, aufnehmen wolle. Ich verbarg mich hinter einer Hecke, und Richard mußte hineingehn, und ihn fragen, ob er einen vornehmen Engländer nur einen einzigen Tag bey sich verbergen wolle, der gleich in der Nacht drauf sein Haus wieder verlassen werde; denn ich unterstand mich nicht, anders als in der Nacht zu reisen. Wolf gab zur Antwort, es sey allzugefährlich, und er würde seinen Kopf für niemanden, als für den König selbst wagen. Richard war so unvorsichtig, und gestand ihm, es sey der König selbst. Wolf schwur, ich sollte bey ihm Sicherheit finden, wenn es ihm auch sein Leben kosten sollte. Penderell gab mir von dieser Unterredung Nachricht; ich war in großer Unruhe darüber, aber was sollte ich machen? der Tag brach schon an. Ich gieng zur Hinterthür in das Haus hinein. Richards Freund war schon ein Mann bey Jahren; und schien mir in großer Angst zu seyn. Ich bin sehr verlegen, fieng er an, Ew. Majestät hier zu sehn, denn in unsrer Nachbarschaft liegen zwey Compagnien Soldaten, welche die Fehre auf der Severne bewachen, Ew. Majestät aufsuchen, alle Reisenden genau examiniren, und jeden, der ihnen nur einigermaßen verdächtig vorkömt, in Arrest nehmen. Ich unterstehe mich nicht, sie in meinen Höhlen zu verbergen, weil man sie alle entdeckt hat; das einzige Mittel ist, daß Ew. Majestät in der Scheure in die Höhe steigen, und sich hinter einem Haufen Stroh verbergen. Ich nahm einige Erfrischungen zu mir, und indem ich mich beherzter anstellte, als ich würklich war, stieg ich in der Scheure in die Höhe. Wolfs Sohn, der in der Schlacht bey Shrewsbury gefangen

fangen genommen, und wieder losgelassen worden, kam gegen den Abend zu seinem Vater nach Haus, und erfuhr gleichfalls, wo ich verborgen stack. Wegen seiner außerordentlichen Ehrlichkeit verdiente er, dies Geheimniß zu wissen. Sobald es Nacht geworden, kam er mit seinem Vater zu mir, und brachte mir zu essen. Wir hielten mit einander wegen meines Vorhabens über die Severne zu gehn, Rath; die Ausführung schien uns aber ganz unmöglich zu seyn. Ich mußte mich also entschließen, nach Penderells Hause zurückzukehren; dies geschah in der folgenden Nacht, und ich fand daselbst Richards Bruder, welcher den Lord Wilmot auf dem Wege nach London zu einem gewissen Whitgrave nahe bey Wolverhampton gebracht hatte. Auch war bey Richarden noch ein Catholischer Flüchtling angekommen, der Carleß hieß, und Major unter meiner Armee gewesen. Er wurde mir vorgestellt; wir hielten zusammen Rath, und beschlossen den Tag über in einer großen Eiche zuzubringen, die auf einer großen Ebne stand, von welcher man, ohne gesehn zu werden, alles entdecken konnte, was rund um vorgieng.

(Der Beschluß folgt künftig.)



In der Fürstl. Waisenhausbuchhandlung ist zu haben:

1) Almanac de Poche pour l'Année 1767. à Bronsvic roh 8 ggr. und gebunden 12 ggr. mit Kupfern.

2) Berlinischer genealogischer ohne Kupf. aufs Jahr 1767. 8 ggr.

3) —— in Meergrün Pergament, mit Kupfern. 10 ggr.

4) —— mit neuen Kupfern, auf Postpapier, in Perg. vergoldet, geb. 16 ggr.

5) —— mit der Churfürstl. Geschichte und Portraits, gebunden 1 Thlr.

6) —— in Sammet gebunden 1 Thlr. 16 ggr.

7) —— Etuis in Goldpapier gebunden 3 ggr.

8) —— Französische in Pergament vergoldet, gebunden 1 Thlr. 8 ggr.

9) —— —— Etuis in Silberpapier 8 ggr.

10) Almanac de Gotha pour l'Année 1767. 1 Thlr.

11) Scherz und Ernst in Wünschen auf das 1767ste Jahr. 6 ggr.

12) Vorläufige Nachricht von der auf Ostern 1767. vorzunehmenden Veränderung des Hamburgischen Theaters. 4. Hamburg 1766.

13) Johann Friedrich Löwens Schriften, 4ter Theil. 8. Hamburg 1766. 1 Thlr.

14) Anekdoten zur Geschichte großer Regenten und berühmter Staatsmänner, 2ter Theil. 8. Leipzig 1766. 8 ggr.

15) Argens jüdische Briefe, 6ter Theil. 8. Berlin 1766. 12 ggr.

16) Auszüge aus guten Büchern, für die Töchter, 2ter Theil. 8. Berlin 1766. 10 ggr.

17) Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, 3ten Bandes 1ster Theil. 8. Leipz. 1766. 10 ggr.

18) Leben des Königs Stanislaus Lesczinsky. 8. Leipz. 1766. 16 ggr.



Gelehrte Beyträge
zu den Braunschweigischen Anzeigen.

101stes Stück.

Mittwochs, den 17. December, 1766.

Beschluß der eigentlichen und zuverlässigen Nachricht von der berühmten Flucht Carls des Zweyten, Königs von England.

Dies Vornehmen wurde ausgeführt; wir versteckten uns in die Eiche, die vor einigen hundert Jahren geköpft worden, und hernach entsetzlich in die Dicke gewachsen. Careleß nahm weiter nichts mit, als Brod, Käse und dünnes Bier. Alle Augenblicke sahn wir Soldaten hin und herziehn, die von allen Seiten in den Büschen und dem Gehölze herum suchten. Als es Nacht geworden, gieng ich mit Richarden fünf bis sechs Meilen von da nach Whitgraven. Ich besprach mich daselbst mit dem Lord Wilmot, und schickte ihn nach dem Obersten Lane, der ganz eingezogen zu Ranthly lebte, und ließ ihn fragen, wie ich sicher nach London kommen könnte. Meine Schwester, gab Lane zur Antwort, geht nach Bristol zur Hochzeit ihrer Cousine; der König, wenn er sich gehörig verkleidet hat, könnte sich für ihren Bedienten ausgeben, und der Kutsche zu Pferde nachfolgen. Ich reißte also sogleich zum Obersten Lane, zog seiner Schwester Liverey an, und begab mich auf den Weg nach Bristol. Das Pferd so ich ritt, verlohr ein Eisen, ich gieng im ersten Dorfe zum Schmidt, und half ihm mein Pferd wieder beschlagen. Ich fragte ihn in der Lakayensprache, ob er nichts neues wisse? Nicht das geringste, gab er zur Antwort, ausser, daß die Hundsvötter, die Schotten aufs Haupt geschlagen sind. Hat man, fuhr ich fort, einige Engländer die sie angeführt haben, gefangen bekommen? Ich kanns nicht sagen, erwiederte der Schmidt, aber den Erzspitzbuben, Carl Stuart, haben sie noch nicht beym Leibe gekriegt. Ihr habt Recht, mein Freund, versetzte ich hierauf, das ist der Hauptspitzbube, der mehr als alle die andern gehangen zu werden verdiente. O der ehrliche Kerl! der ehrliche Kerl! rufte der Schmidt aus, indem er mich in seine Arme schloß. Dem ehrlichen Kerl war indeß nicht recht wohl hiebey zu Muthe; sobald also der Herr Schmidt fertig war, nahm ich

Reißaus, und langte unter den Namen Wilhelm Jakson bey dem Hrn. Norton an, wo sich der Oberste Lane befand. Man empfahl mich daselbst dem Kellermeister als einen guten Purschen, der nach einer Krankheit wieder auf der Besserung sey. Dieser Kellermeister, Namens Pope, hatte in seiner Jugend einem Cammerpagen von meinem Vater aufgewartet, ich war aber dazumal noch ein Kind. Als wir den Morgen drauf frühstückten, beschrieb uns ein Mensch, der mit uns aß, die Schlacht bey Worcester so sehr genau und richtig, daß ich ihn für einen Soldaten von Cromwells Parthie hielt, und ihn fragte, auf was für Art ihm alle Umstände dieser Schlacht so sehr bekannt wären? Auf was für Art? gab er zur Antwort; weil ich unter der Garde des Königs gedient habe: So kennt ihr ja auch wol den König, versetzte jemand hierauf. Ob ich ihn kenne? sprach er; das glaube ich! es ist ein langer Herr, der wenigstens drey Finger breit höher ist, als Wilhelm Jakson. Diese Vergleichung stand mir gar nicht an, ich gieng also mit guter Art weg. Indem ich aber herausgieng, sahe mich der Kellermeister Pope sehr genau an, und blieb voller Verwunderung ganz versteinert stehn. Ich sah, daß ich erkannt wurde, und indem ich mich auf das gute Zeugniß verließ, so man mir gegeben, so beschloß ich, mich ihm völlig zu entdecken; Pope wurde ganz von Dankbarkeit für mein gutes Vertrauen durchdrungen. Herr und Frau vom Hause, sagte er mir, sind ehrliche gute Leute, aber die zwey größten Böseswichter von ganz England halten sich itzo bey ihnen auf.

Ich nahm mir vor, je eher je lieber aus diesem Hause zu kommen, und bat also Popen, sich in Bristol nach einem Schiffe zu erkundigen, das für Spanien oder Frankreich bestimmt sey. Er konnte keins finden. Ich gieng also nach Trent zu Franz Windham, wo ich den Lord Wilmot antraf. Wir wandten uns an einen gewissen Strangways, der mir aber nur eine Summe Geldes schicken konnte, die ich auch in der That höchstnöthig hatte. Windham gieng nach Lyme, und beredete einen Kaufmann, mich nach Frankreich übersetzen zu lassen; der Kaufmann versprach es auch, aber der Eigenthümer des Schiffs, der wie es schien, die Sache rathen mochte, wollte nicht drein willigen. Philips, der sich zu Salisbury aufhielt, miethete ein ander Schiff, ich konnte aber auch nicht darauf fortkommen. Endlich gab mir der Oberste Gunter Nachricht, daß ein Schiff in Shoreham für mich bereit sey. Ich gieng mit Philips, Wilmot und Gunter dahin. Dieses Schiff trug also den König von Großbrittannien, und eine Ladung Steinkohlen. Der Herr des Schiffs nöthigte mich, zu Fescamps an Land zu steigen. Von da gieng ich nach Rouen und so weiter nach Paris, wo ich von der Königinn Mutter empfangen wurde.

Von der wenigen Bemühung, welche die Menschen anwenden, sich zu bessern.

„Sagen Sie mir nur nichts! Ich weiß es; ich habe den und den Fehler an mir, aber ich kann mich nicht ändern."

Dies ist die gewöhnliche Entschuldigung von Menschen, die Fehler gestehn, welche sie nicht wohl läugnen können; eine Entschuldigung, mit der sie sich, und andre zu betrügen

betrügen suchen. Wenn man die Menschen so reden hört, so sollte man glauben, sie hätten schon alles mögliche versucht, die üblen Gewohnheiten auszurotten, die sie angenommen, und ihre Besserung sey eine wahre Unmöglichkeit. Aber wie sehr würde man sich in dieser Vermuthung irren! die meiste Zeit haben diejenigen, welche diese Sprache führen, auch nicht den allergeringsten Versuch gemacht, sich ihrer tadelhaften und schädlichen Schwachheiten zu entledigen.

Ich kenne einen Mann von vielen würklich guten und schätzbaren Eigenschaften; nur ist er zu seinem Unglück ein allzugroßer Freund von starken gebrannten Wassern und Liqueurs. Er bildet sich ein, daß er die hiesige Luft und etwas härtere Speisen nicht anders vertragen könne, wenn er nicht alle Tage eine ansehnliche Quantität dieser starken Getränke zu sich nähme. Diese Quantität aber hat alle Tage unvermerkt ein wenig zugenommen, und er muß nunmehr bereits alle die übeln Folgen ertragen, welche Ausschweifungen von dieser Art zu begleiten pflegen. Sein aufgedunsenes Gesicht trägt die elende blasse Farbe, die man an den mehresten wahrnimmt, welche sich beständig mit spirituösen Dingen den Magen anfüllen. Sein Leib ist ungeheuer dick, als ob ihm alle Augenblick das Wasser abgezapft werden sollte. Sein Appetit zum Essen ist verlohren; seine Munterkeit ist dahin, er ist zu allen seinen Berufsgeschäften träge und unfähig, und was das schlimmste ist, seine bedaurenswerthe Familie muß seine ungleiche, zänkische, verdrüßliche Aufführung ertragen, die sehr oft in würkliche Grobheiten ausbricht, die er nicht blos sagt, sondern sehr oft an seinen unglücklichen Kindern und unschuldigen Domestiken würklich ausübt. Seine würdige Ehegattin bringt ihre Zeit in Thränen zu, die sie aber vor ihm verbergen muß, wenn sie ihn nicht ganz unausstehlich seyn will. Auf ihr inständiges Anhalten that ich ihm letzthin zu einer Zeit, da er nüchterner war, als gewöhnlich, einige freundschaftliche Vorstellungen. Er hörte mich ziemlich geduldig an, endlich aber brach er in die gewöhnlichen Entschuldigungen aus: Ich kann mir nicht helfen! Ich kanns mir nicht abgewöhnen! Ich habe alles versucht; aber es geht nicht. Wie? fuhr ich hierauf fort, Sie haben alles versucht? Sollten Sie denn allein so unglücklich seyn, daß ihre Bemühungen, besser zu werden, ohne alle Würkung bleiben sollten? Aber sagen Sie mir, mein Freund, was haben Sie denn eigentlich gethan? haben Sie würklich schon einmal angefangen, an der gewöhnlichen Menge des schädlichen Getränkes, womit sie sich anfüllen, alle Tage sich nach und nach eben so viel abzukürzen, als sie bisher täglich mehr hinzugethan haben? Sind Sie bisher noch ein einzigesmal von den verderblichen Oertern und Gesellschaften weggeblieben, die ihre unglückliche Neigung zu starkem Getränke so sehr reitzen müssen? haben Sie es mit einem Worte würklich und ernstlich versucht, sich das wieder abzugewöhnen, was Sie sich blos angewöhnt haben? Er wurde hiebey aufgebracht, gab mir einige spitzige Reden, versicherte mich, er sey eben so klug wie ich, und wolle sich von mir nicht hofmeistern lassen; kurz die Unterredung lief so ab, wie ich vorausgesehn hatte, und kurze Zeit drauf sah ich ihn in ein Haus gehn, in welchem eben frischer Ratafia, Danziger Goldwasser, Persiko, Parfaitamour und dergleichen angekommen war.

So machen es die Menschen auch bey andern Gelegenheiten. Der Geitzige, der Wollüstige, der Verläumder, ist erst nach und nach, und durch eine lange unmerkliche Uebung im Laster zur äußersten Grenze desselben gelangt: er sollte, wenn es ihm ein Ernst wäre sich zu bessern, nach und nach auch

auch wieder zurückkehren, er sollte wenigstens sich mit dem Gesicht umkehren, und überzeugt seyn, daß er doch schon den ersten Schritt zurückgethan habe; aber wie selten kann dies jemand mit Aufrichtigkeit versichern? Und doch ist kein andrer Weg übrig, als entweder in der beständigen schrecklichen Sklaverey der Laster zu verharren, oder täglich, ja stündlich, mit dem größten Eifer daran zu arbeiten, üble Gewohnheiten abzulegen. Man kann sich Laster und Tugenden angewöhnen und abgewöhnen, so wie man in dem einen oder andern, nach und nach grössere Fertigkeiten erlangt. Ein Mensch, der im Anfang aus blossem Vergnügen Thiere martert und umbringt, kann zuletzt ohne Mitleid Menschen ermorden lernen, und ein Geitziger, der alle Tage etwas wegzuschenken anfängt, kann zuletzt der Tugend der Freygebigkeit nahe kommen.

Wir müssen nur vor allen Dingen den würklichen und aufrichtigen Vorsatz fassen, uns zu bessern, und zweytens, es nicht bey dem bloßen Vorsatze bewenden lassen, sondern würklich Hand an das Werk legen. Thun wir dieses, so ist uns, zu unsrer grössern Ermunterung im Guten, durch die Religion noch eine übernatürliche Hülfe von oben versprochen worden, deren wir uns gewiß getrösten können, wenn es uns mit unserer Besserung ein wahrer Ernst ist; die aber niemand fodern und erwarten kann, der zur Veränderung eines schlimmen Lebenswandels nicht wenigstens die ersten Schritte thun will.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

102tes Stück.

Sonnabends, den 20. December, 1766.

Ueber die allgemeine Schreibsucht.

Scribimus indocti doctique. HORAT.

Gelehrt- und Ungelehrter schreibt.

Diejenigen, welche die Geschichte des menschlichen Geschlechts aufmerksam betrachtet haben, wissen, daß jedweder Zeitpunkt, und fast ein jedes Jahrhundert, seinen besondern Charakter habe. Zu einer Zeit hat man keinen andern Wunsch, als militarische Ehrenstellen und Ruhm im Kriege zu erlangen; jeder Sommer zählet Schlachten und Belagerungen, und die Welt wird mit Elend, Blutvergießen und Verwüstung angefüllet. Diese blutdürstige Wuth legt sich endlich, und die Nationen werden in Partheyen zertheilet, und streiten über Dinge, die niemals entschieden werden. Die Menschen werden darauf der Streitigkeiten und Zänkereyen müde, und legen sich auf nützliche Künste; man errichtet Handelsgesellschaften, Manufakturen werden verbessert, die Schiffarth wird ausgebreitet; und man denkt auf nichts weiter, als auf die Vermehrung und Erhaltung des Eigenthums, auf Mittel, Geld zu erwerben, und auf das Vergnügen, es wieder zu verschwenden.

Das itzige Jahrhundert, wenn wir hauptsächlich auf den Zustand unsers Vaterlandes sehen, kann mit vielem Rechte das Autorsekulum genannt werden. Denn es ist vielleicht niemals ein Zeitalter gewesen, wo Leute von allen Stuffen der Geschicklichkeit, von allen Arten der Erziehung, von allen Ständen, Professionen, Bedienungen u. Lebensarten sich mit einem so allgemeinen Eifer zu der Presse gedrängt haben. Der Beruf, Bücher zu schreiben, wurde vordem denjenigen überlassen, von welchen man glaubte, daß sie durch Studieren, oder wenigstens durch den Schein des Studierens, eine Wissenschaft erlangt hätten, die der geschäftige Theil der Menschen nicht erreichen könnte. Allein in unsern aufgeklärten Zeiten ist jedweder Mensch im Stande, einen jedweden andern Menschen zu unterrichten; und derjenige, der bey dem Amboße steht und schmiedet, oder hinter dem Pfluge hergeht, ist nicht zufrieden seinen Nebenkreaturen körperliche Nothwendigkeiten zu verschaffen, sondern beschäftiget sich auch in seinen Nebenstunden, seine Landesleute mit Auswürfen zum Vergnügen des Verstandes zu versorgen.

Es ist wahr, man hat über dieses Uebel, so wie über viele andere, von jeher unter allen Generationen Klagen geführt: Allein, wenn es gleich vielleicht andem seyn mag, daß zu allen Zeiten mehrere gern haben schreiben wollen, als tüchtig gewesen sind, schreiben zu können; so hat man doch keine Ursach zu glauben, daß ein einziger von den vorigen Zeitpunkten den lehrsüchtigen Legionen des gegenwärtigen Menschenalters jemals an Anzahl gleich gekommen sey. Denn die Autorkrätze und der Kützel, als ein Gelehrter gelobt zu werden, hat sich so weit ausgebreitet, daß fast ein jedweder Mensch, entweder in der That ein Autor ist, oder doch die Absicht hat, Autor zu werden; daß er entweder das Publikum schon mit seiner Weisheit beschenkt hat, oder sich noch vorbehält, das Opfer zu einer gelegenern Zeit zu bringen, oder es der Aufnahme würdiger zu machen.

In den vorigen Zeiten glaubte man, daß die Feder, eben so wie der Degen, von der Natur blos den Händen der Männer bestimmt und anvertrauet wäre. Die Damen begnügten sich mit Privattugenden und häuslichen Vorzügen; und eine Schriftstellerinn wurde, eben wie ein weiblicher Soldat, als eine Art von excentrischem Wesen angesehen, das, obgleich auf eine rühmliche Weise, aus seiner ordentlichen Laufbahn ausgetreten, oder sich von seiner gehörigen Bewegungssphäre verirret habe; und also mehr mit verwundrungsvollem Auge beschauet, als wie ein Muster der Nachahmung angesehen werden müßte. Allein, so wie man sagt, daß die vorigen Zeiten eine Nation von Amazonen gesehen haben, die den Bogen führten und die Streitart schwungen, Lager aufschlugen und Völker verwüsteten; so hat auch eine große Staatsveränderung in dem Reiche der Wissenschaften itzo eine Art Amazonen von der Feder hervorgebracht, die, mit dem Geiste ihrer alten Vorgängerinnen, der Tyranney der Männer Troß geboten, ihr Recht auf die Länder der Gelehrsamkeit behauptet haben, und entschlossen zu seyn scheinen, dem männlichen Geschlechte den angemaaßten Besitz streitig zu machen.

Es sind zwar viele unter beyderley Geschlechtern, die nur in Gedanken, oder in Wünschen Autores sind; deren Geburten entweder noch nicht zeitig geworden, oder die keine Kraft zu gebähren haben, und ihre Absicht noch nicht haben ausführen können; deren Ausarbeitungen noch nicht zu der Größe angewachsen, ein Buch auszufüllen, oder die, so ungeduldig sie auch sind, ihren Namen aus der Dunkelheit hervorzuziehen, nicht das Herz haben, öffentlich den Drucker um Hülfe anzurufen. Unter diesen befindet sich die unzähliche Menge von Correspondenten und Beyträgemachern von öffentlichen Blättern, die allezeit zur Hand stehn, ihre Hülfe anzubieten, die kein Mensch annehmen will, und Aufsätze einschicken, die so wenig des Drucks als des Lesens würdig sind. Es ist in der That ein besonders Unglück für öffentliche Blätter, daß unzähliche von denen, die für dieselben schreiben, die Absicht derselben zu vergessen scheinen. Sie sehen sie nicht sowol als öffentliche und allgemeine Lehrer an, wodurch das Publikum mit einer Ehrerbietung, die man ihm schuldig ist, unterrichtet und gebessert werden soll; sondern vielmehr als eine Gelegenheit, wodurch jedweder Stümper zum gelehrten Ritter werden kann. Ohne sich zu erinnern, daß man niemanden eine grössere Achtung, als dem Publiko, schuldig sey, und daß also derjenige, welcher in öffentlichen Blättern schlecht schreibt, sich nothwendig vor allen Kennern eines ganzes Landes beschimpfet; glaubt jedweder seichter Kopf, der entweder das Licht scheuet, oder auf keine andere Weise zum Autor werden kann, daß er seine gelehrten Auswüchse, und sehr oft uncorrigirten Exercitia, öffentlich ausbieten dürfe. Und werden solche Stücke zurückgeworfen, um die Ehre des Blattes zu retten; so führet man oft über den Herausgeber laute Klagen, und beschuldigt ihn durch allerley

ley finstre Historien, daß er wenig Geschmack und vielleicht auch wenig Religion, aber desto mehr Eigensinn, Stolz und Partheylichkeit besitze.

Was für einer Ursache man diese allgemeine Schreibsucht eigentlich zuzuschreiben habe, bin ich bis diese Stunde noch nicht im Stande gewesen zu entdecken. Eine jedwede Kunst pflegt sonst in dem Verhältnisse zu steigen, so wie Belohnungen darauf gesetzt und ertheilt werden: Und nach diesem Grundsatze sollte man natürlicher Weise den Schluß machen, daß die Litteratur anitzo sich eines Schutzes und einer Unterstützung zu erfreuen hätte, die selbst die Wohlthätigkeit und Freygebigkeit des Zeitalters des Augustus weit überträfe; daß die Bahn zur Größe niemanden, als Schriftstellern, offen stände, und daß Reichthümer und Ehrenstellen allein durch Schreiben zu erlangen wären.

Allein da es wahr ist, daß Schriftsteller, gleich andern Nebenbuhlern, sehr wenig geneigt sind, sich einander günstig zu seyn; so kann man auch nicht erwarten, daß zu einer Zeit, wo jedermann schreibt, viele Mäcene anzutreffen sind, welche eine wahre Achtung für die Verehrer der Wissenschaften bezeugten, und gelehrte Männer sich an sie zu wenden einladen sollten.

Die Ursache also von dieser epidemischen Zusammenverschwörung, das Papier zu verderben, muß ein Geheimniß bleiben. Ich habe auch noch nicht ausfündig machen können, ob wir sie vielleicht dem Einflusse der Sterne, oder der Unregelmäßigkeit des Wetters zu danken haben, und vielleicht ein gar zu kalter Winter, oder ein gar zu heisser Sommer auf die Köpfe aller und jedweder Menschen eine besondere Würkung gemacht; ob ein aus einer besondern Gegend zu lange geweheter Wind, oder gewisse aus der Erde aufgestiegene giftige Dünste, unsre Edelleute und Pächter, unsre Soldaten und Kaufleute, unsre Mannspersonen und Frauenzimmer, alle in schöne Geister, witzige Köpfe, Philosophen und Schriftsteller verwandelt haben.

Es ist indessen von größrer Wichtigkeit, mehr auf die Cur, als auf die Ursache, von dieser Krankheit des Verstandes zu denken; und derjenige würde sich gewiß um sein Vaterland sehr verdient machen, der, anstatt sich mit muthmaßlichen Spekulationen zu beschäftigen, ein Mittel erfände, den Edelmann zu überreden, mehr auf die Rechnungen seines Verwalters, oder Maitre d'hôtel ein wachsames Auge zu haben, oder seine Landgüter zu verbessern; der den Kaufmann wieder bey seine Rechnungsbücher bringen, und den Pächter wieder zu dem Pfluge oder auf die Dreschdiehle zurück schicken könnte.

Allgemeine Unordnungen zwar pflegen sich wie bekannt ist, mit der Zeit von selbst zu heben. Vermöge der uralten Regierungsverfassung von Egypten vermehrte sich die Priesterschaft in diesem Reiche beständig, bis endlich ausser derselben keine Leute mehr da waren. Darauf wurde diese Einrichtung aufgehoben, und die Anzahl der Priester verringert und eingeschränkt. Vielleicht wird es mit unsern Bücherschreibern eben so gehen: die Schriftsteller werden sich vielleicht so stark vermehren, bis sich keine Leser mehr finden; und alsdenn muß die Ehrbegierde zu schreiben nothwendig von selbst aufhören.

Allein da es ohne Zweifel lange dauren wird, ehe die Cur auf solche Weise nach und nach zu Stande kommt, und das Uebel doch, wo möglich, gehemmet werden sollte, ehe es zu einer so gewaltigen Höhe steigt; so wünschte ich, daß beyde Geschlechter ihre Gedanken auf einige heilsame Anmerkungen richten möchten, die ihre Begierde nach demjenigen Ruhme, den von vielen Tausenden nicht einer erlangt, mäßigen und zurückhalten könnten.

Man präge es zuförderst seinem Gemüthe tief ein, und erinnere sich oft daran, daß derjenige, welcher nicht die gehörigen Eigenschaften eines Schriftstellers erlangt hat, keine andere Entschuldigung für seine Vermessenheit zu schreiben haben kann, als (möchte ich es doch laut genug sagen können!) daß er im Stande

Stande sey, der Welt eine zu wissen nothwendige Sache mitzutheilen. Auch ein Unstudirter, oder ein Mensch ohne Erziehung, kann manchesmal einen nützlichen Gedanken haben, oder eine glückliche Entdeckung machen, oder zufälligerweise ein Geheimniß der Natur, oder eine Nachricht von gewissen Begebenheiten herausbringen, worinn der aufgeklärteste Geist unwissend seyn kann; und da ist es besser, solche Dinge, wenn es auch auf eine rauhe und ungeschickte Art geschicht, lieber durch den Druck bekannt zu machen, als sie durch eine unzeitige Zurückhaltung auf ewig zu verlieren.

Allein diese Entschuldigung kann nur wenigen Schriftstellern zur Rechtfertigung dienen. Denn unter den unzählichen Büchern und Schriften, womit die Welt überschwemmet ist finden sich unerhört wenige, wodurch die reelle Gelehrsamkeit einen Zuwachs bekommen dürfte, oder die etwas mehr, als eine Versetzung alltäglicher Gedanken, oder eine Wiederholung alltäglicher Redensarten, in sich enthalten.

Man wird natürlicherweise fragen, zu welcher Zeit denn ein Mensch, der eine Neigung zu schreiben empfindet, es wagen darf, sich dazu hinlänglich geschickt zu halten; und da ein jeder Mensch geneigt ist, von seinem eigenen Verstande gut zu denken, auf was für einem Probiersteine er seine Fähigkeiten prüfen kann, ohne Gefahr zu laufen, sich der Verachtung oder der Ahndung des Publici auszusetzen.

Die erste Pflicht eines Schriftstellers ist eine vollkommene Kenntniß der Sache, die er abhandeln will. Wir können dasjenige nicht lehren, was wir selbst nicht verstehen, noch andere darinn gehörig unterrichten, worinn wir selbst noch Unterricht nöthig haben. Die nächste Eigenschaft ist, daß er ein Meister in der Sprache sey, worinn er seine Gedanken vorträgt. Handelt er eine Wissenschaft ab, wo er Beweise beybringen muß; so muß er die Sprache so in seiner Gewalt haben, daß seine Schreibart deutlich, rein, nachdrücklich und expressivisch sey. Sind seine Gründe wahrscheinlich und überredend; so muß er im Stande seyn, sie durch einen Schwung der Rede zu erheben, und durch Schmuck und Bilder noch mehr zu empfehlen; durch eine Abwechselung der Redensarten beym Vortrage gleichsam Licht und Schatten zu geben, und sich über den Leser in einer Harmonie von wohlklingenden Perioden zu ergießen.

Fragt man ferner, aus was für Gründen ein Mensch schließen kann, daß er diese Gaben nicht habe; so kann man ohne Weitläuftigkeit antworten, daß man eine Absicht nicht anders, als durch die gehörigen Mittel, erreichen kann. Derjenige allein kann vernünftigerweise glauben, daß er eine Materie verstehe, der die Schriftsteller, die bisher davon geschrieben, gelesen und mit einander verglichen; der durch langes Nachdenken sich mit ihren Beweisen bekannt gemacht, die Gründe verschiedener Systeme zu Rathe gezogen, und nach einer strengen Untersuchung die Wahrheit von dem Irrthume abgesondert hat.

Niemand ist ein Redner oder Philosoph von ohngefehr. Ein Mensch, der weiß, daß er von Sachen zu schreiben sich untersteht, die er niemals studiert hat, kann ohne Bedenken den Schluß machen, daß er sowol sich selbst, als seinem Leser, die Zeit verderben, und sich dem Gelächter derjenigen aussetzen werde, die er unterrichten will; und derjenige, welcher dem Publiko seine Schriften mit Eilfertigkeit aufdringt, ohne vorher seine Schreibart durch eine studierte Uebung nach den besten Mustern gebildet zu haben, kann gewiß versichert seyn, daß er, aller seiner Hoffnungen, und ihm gemachten Schmeicheleyen ungeachtet, ein gelehrtes Ohr mit harten und rauhen Ausdrücken beleidigen, und, sein Werk mag übrigens aufgenommen werden wie es will, zur Verschlimmerung des Geschmacks und zum Verderben der Sprache das seinige beytragen werde.

The Adventurer, Vol. 4.

C. G. R.

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

103tes Stück.

Mitwochs, den 24. December, 1766.

Von Verbesserung, und Wiederherstellung der Historien im Calender.

Ich habe öfters, wenn mir der Hildesheimische, und andere mit allerley seltsamen Historchen angefüllte Calender, in die Hände gefallen sind, besondere Gedanken darüber gehabt, warum man doch solche lächerliche und oft ungereimte Dinge in ein Buch drucken möchte, das in jedermans Hände kommt, und zum nothwendigen Gebrauche des Publici alle Jahr erneuert wird. Ja, ich bin öfters so kühn gewesen, sowol die Verfasser, als die öffentliche Autorität, in meinen Gedanken zu beurtheilen, und denenjenigen einen Vorzug beyzulegen, die ihre Calender von diesem abgeschmackten Zeuge gereiniget haben. Ich bin versichert, daß sehr viele hierinn mit mir auf gleiche Weise denken werden; und ich habe selbst oft sagen hören, daß man sich wundere, wie es noch hin und wieder verstattet werden könne, dergleichen Dinge in dem Calender abdrucken zu lassen. Das bekannte Sprichwort, es sind Calenderhistorien, zeigt schon an, daß man diese Art von Witze nicht anders, als mit einem gewissen Ekel und Verachtung, anzusehen pflege.

Ich schäme mich nicht, meine vorige Meynung hiemit zu widerrufen, und öffentlich zu bekennen, daß ich nicht nur anitzo die Calendererzehlungen werth halte, sondern daß ich auch wünschte, sie verbessert, vermehret, und in unserm Calender wieder eingeführt zu sehen. Ohne allen Zweifel wird man sich deswegen von meinem Geschmacke und von meiner Denkungsart schlechte Begriffe machen. Allein ich habe die Ehre, einem jedweden, der so denkt, sogleich pro captatione benevolentiae ins Angesicht zu sagen, daß ich mir, wegen dieses Urtheils, von der Feinheit seines Geschmacks und seiner Urtheilskraft, und noch mehr von seiner Kenntniß der Menschen, noch viel geringere Vorstellungen mache, als er immer von der meinigen haben kann.

Die Calendererzehlungen sind ohne Zweifel die erste und älteste periodische Schrift gewe-

gewesen, die wir aufweisen können. Ihre Absicht war, dem gemeinen Manne gewisse Moralen beyzubringen, die man ihm sonst nicht sagen konnte; und damit dies auf eine angenehme und faßliche Art geschehen möchte: so kleidete man sie, nach dem Beyspiele der alleraltesten Fabeldichter, in historische Erzehlungen ein. Daß aus diesen Erzehlungen öfters, nach der ungeschickten Wahl oder nach den Leidenschaften der Verfasser, Ungereimtheiten, Pasquillen und Zoten geworden sind, davor kann der Calender und die Absicht dieser Einrichtung nichts.

Sehe ich diese Absicht der Historien im Calender an: so ist sie nicht nur unschuldig, sondern sie ist auch löblich und ungemein nützlich; und daher fließt mein Wunsch, sie zur Erreichung dieser Absicht wieder hergestellt zu sehen.

Jedermann weiß, was für einen Einfluß moralische Schriften auf den Verstand und besonders auf das Herz der Menschen haben, und ihr Nutzen kann nicht geleugnet werden. Ich will mich auf den gemeinen Einwurf itzt nicht einlassen, den man den Schriftstellern so oft entgegen gesetzt hat, und wo man ihnen vorgeworfen, wozu doch alles Bücherschreiben diene, da kein Mensch dadurch gebessert würde, ob er gleich noch so viel läse, und die Bücher noch so schön geschrieben wären. Es ist noch niemals ein Mensch im Stande gewesen, die Wahrheit dieser alten und eben so ungegründeten Einwendung darzuthun; weil niemand alle diejenigen Menschen, welche lesen, kennet, und noch weniger weiß, was für Bewegungen, Empfindungen und Entschlüsse dadurch in ihnen hervorgebracht werden. Können böse und verführerische Bücher den Verstand und die Sitten, im höhern oder geringern Grade, verschlimmern: so werden gute unterrichtende und moralische Schriften auch die Kraft haben können, Verstand und Sitten auf eine oder die andere Weise zu bessern. Und der stärkste Beweis, den man Leuten, die sich mit dieser Antwort weise dünken, entgegen setzen kann, ist dieser, daß unter denjenigen Menschen, die die Gelegenheit der Lektür entweder nicht haben, oder versäumen, die meisten, verderbten, boshaften, niederträchtigen und seltsamen Gemüther gefunden werden.

Die Menge der moralischen Schriften ist in unsern Zeiten in der That so groß, daß es dem Gedächtnisse schwer fällt, die Namen und Titel derselben zu fassen. Und dennoch ist mitten unter diesem Ueberflusse an guten Büchern eine ungemein große Anzahl Menschen, die daran ganz und gar keinen Theil nehmen, und die bey aller dieser Menge eben so wenig lesen und zu lesen haben, als ihre Väter zu den Zeiten der Mönchsbuchstaben und der dunkelsten Unwissenheit; die Bibel und etwa ein Predigtbuch ausgenommen. Die ganze Zunft des Bauernstandes, und des gemeinen Mannes in den Städten, hat nicht die Gelegenheit, die Kosten, die Zeit, diese Bücher anzuschaffen und zu gebrauchen, und noch weniger das Vermögen, sie zu verstehen. Ich werde bey weitem nicht zu viel rechnen, wenn ich die Zahl beyder Klassen des gemeinen Mannes auf die Hälfte der Einwohner eines Landes setze. Ist es nicht erstaunlich! Zu eben der Zeit, da wir, die wir uns mit dem Titel aufgeklärter Geister brüsten, unter der ungeheuren Menge von Büchern fast erliegen, der wir doch alle unsre Weisheit und den größten Theil unsrer Erkenntnisse zu danken haben; zu eben dieser Zeit lassen wir einen viel grössern Theil unsrer vernünftigen Nebengeschöpfe in einer Art von Wildniß, die denen Amerikanischen Wilden in diesem Stücke gleichkommt! Ich verlange nicht, daß man Leute, die die Vorsehung blos zu körperlichen Arbeiten auserſehen hat, und die dem Staate die allernützlichsten und unent-

unentbehrlichsten Mitglieder sind, zu Gelehrten machen, oder ihnen die Lesesenche an den Hals bringen, und sie dadurch von ihren Geschäften abhalten soll, daß man ihnen viele Bücher in die Hände gäbe. Ich suche nichts weiter zu zeigen, als dieses, daß es eine Art von Unverantwortlichkeit sey, mehr, als die Hälfte der Einwohner eines Landes, des Hauptvortheils der Druckerkunst, der Gelegenheit Verstand und Herz zu bessern, zu berauben. Der Bauersmann ist größtentheils eine unwissende und selten tugendhafte Creatur: der Pöbel in den Städten ist gemeiniglich noch tausendmal unwissender, boshafter, und in Lastern und Thorheiten erfahrner. Der erstere hat noch durch die glücklicherweise eingeführten verehrungswürdigen Schulanstalten, durch den Unterricht, der seinen Kindern gegeben wird, durch den öftern und liebreichen Umgang mit seinem Prediger, durch die Catechisationen in den Kirchen, Gelegenheit, sich von manchem Aberglauben und Thorheit zu heilen; welche Vortheile bey dem gemeinen Manne in der Stadt meistens wegfallen. Gleichwol bleiben beyde Gattungen, Menschen. Und wenn auch das Laster für den Unterricht der Religion gehört: so bleiben doch tausend Vorurtheile, abergläubige Meynungen und Gewohnheiten, Thorheiten, Possen und schlechte Sitten übrig, die der Ernsthaftigkeit eines öffentlichen erbauenden Vortrages nicht angemessen sind, und auch weit besser durch eine einfältige oder satyrische Erzehlung, die gelesen wird, bestritten werden kann; Dinge, die dem Pöbel die Lektür fast nothwendiger machten, als aufgeklärten Leuten, die aber diese, wenn sie nicht läsen, eben so gut glauben und thun würden, als der Pöbel. Der Aberglauben, sich entweder ohne alle Arzneymittel blos durch die Allmacht GOttes, oder durch alte Weiber, Kuhhirten, Scharfrichter und Schinder, und ja nicht von einem ordentlichen Medikus curiren zu lassen; die abergläubigen und ärgerlichen Gewohnheiten bey dem Viehe und Kindern; die Hexenhistörchen; die Gespenster und Spükedinger; das Leichhuhn und Hundeheulen, das den Tod prophezeyet; die Wahrsagungen von Zigeunern; der Böse! GOtt sey mit uns; die Wechselbälge; der Feuerdrache; die Kraft des Taufwassers; das Beriechen von alten Leichenweibern, ob man bald sterben will; der Unsinn bey Osterfeuern, Pfingstmeyers, Fastnachtsschwärmen, Hochzeiten auf dem Lande; die mannigfaltigen Verwahrlosungen der Gesundheit, die aus Aberglauben, Unwissenheit und Gewohnheit geschehen; (und wer kann die Dinge alle nennen?) haben einen schädlichen Einfluß auf den Verstand und das Herz des Pöbels, und sehr oft auf Religion und die allgemeine Wohlfarth. Alle diese Dinge überläßt man bey der größten Hälfte der Menschen ganz allein dem Prediger zu bessern, unterdessen daß für die kleinere Hälfte sich alle Pressen beschäftigen. Gesetzt, daß ein gewissenhafter und menschenfreundlicher Mann alles thut, was in seinem Vermögen ist; daß er öffentlich, wo es thunlich, dagegen redet; daß er im besondern Umgange die Thorheit und den Ungrund des Aberglaubens und der übeln Gewohnheit zeiget; wird er dadurch den Zweck erreichen, wird er alte und seit Jahrhunderten, seit dem Heidenthume her, eingewurzelte Meynungen und Sitten ausrotten können? Er erklärt sich einmal und öfter dagegen. Ist er jung: so wird der Pöbel sich klüger dünken, und seine Thorheiten behalten. Ist er ein Mann von Jahren und Ansehen: so wird er zwar Furcht und Schüchternheit erwecken, und der Pöbel wird gegen ihn zurückhalten, aber doch alle seine geliebten Ungereimtheiten in der Stille forttreiben; da sie hingegen durch einen todten Lehrer, durch eine kurze aufgeweckte Erzehlung, Fabel oder Gespräch lächerlich gemacht und entkräftet werden könnte.

Ich habe daher, wenn ich mit der niedern Classe der Menschen umzugehen Gelegenheit gehabt, öfters gewünschet, daß unter den vielen Monats- Wochen- Jahrblättern, womit die Welt bis zum Ekel überschwemmet ist, auch eine periodische Schrift für den gemeinen Mann zum Vorschein kommen möchte, die nach dessen Fähigkeiten und Begriffen, und zugleich unterrichtend und angenehm eingerichtet wäre, so daß diese Leute sie verstehen, Nutzen davon haben, und zugleich Lust zu lesen behalten könnten. Allein die Schwierigkeiten, die damit verbunden sind, machen in der That einen solchen Wunsch fast lächerlich. Kosten und Zeit, viel zu kaufen und zu lesen, sind dem gemeinen und größtentheils armen Manne, nicht zuzumuthen. Und wie sollte man eine solche Schrift, wenn sie auch kurz, wohlfeil, deutlich, nützlich und angenehm wäre, ihm in die Hände bringen, wenn man nicht sie ihm umsonst austheilen, oder ihn zur Ankaufung zwingen wollte Doch wozu ein solcher Wunsch? Unsre Väter waren in diesem Stücke klüger. Sie wollten der niedrigen Gattung von Menschen den Vorheil, durch Lesen unterrichtet und gebessert, und zugleich belustiget werden zu können, nicht ganz rauben. Sie wollten ihr aber auch diesen Vortheil nicht kostbar machen. Sie wählten einen leichten, wohlfeilen, und zu allen und jedweden Häusern führenden Weg. Sie ließen das Buch, daß ein jeder ohnedem alle Jahre kaufte, mit einigen Zusätzen vermehren, wodurch man die Thorheiten gemeiner Leute so vorstellte, daß sie auch dem blödesten Verstande in die Augen fielen. Man wußte, daß solche Leute nicht denken, nicht lange ohne Ermüdung lesen können: man trug daher den Unterricht in Historien, in kurzen Erzehlungen vor, die dem groben Gehirne angemessen waren, und man sagte dem Pöbel Wahrheiten im Lachen, die er im Ernste niemals glauben will. Nos, deterior proles, wir feinere, wir klügere, wir aufgeklärtere Welt, haben unsern Vorfahren diesen Grundsatz als einen großen Fehler angerechnet, und, weil wir klüger sind, als sie, den Fehler vermieden. Wir unterhalten den Pöbel in der einzigen Schrift, die er kauft und lieset, statt einer für seine Seelenkräfte passenden Moral mit Beschreibungen von alten Belagerungen, die er weder wissen will, noch verstehen kann. Und mit welchem Nutzen? Blos, daß er seinen geliebten Calender, worinn er sich sonst belustigen und studiren konnte, wegwirft, und sich nach einem schmutzigen, mit verführerischen Zoten angefüllten Liederbuche, oder nach einem närrischen gehörnten Siegfried umsieht, womit er, zum Zeitvertreib bey seinen langen Winterabenden, das Gute, was er sonst noch an sich hat, verdirbt. Sollte es nicht der Mühe werth seyn, diesen Leuten ihren unschuldigen und lehrenden Zeitvertreib wiederzugeben, ja ihn selbst noch mit einigen Blättern voll Historien zu vermehren, und allenfalls das Aderlaßmännchen, und andere Ueberflüssigkeiten wegzulassen?

(Der Beschluß folgt künftig.)

Gelehrte Beyträge
zu den
Braunschweigischen Anzeigen.

104tes Stück.

Mittwochs, den 31. December, 1766.

Beschluß von Verbesserung, und Wiederherstellung der Historien im Calender.

Wer soll also die Calenderhistorien lesen? Es ist gewiß ein kaum zu vergebender Irrthum, wenn man hin und wieder geglaubt hat, daß diese Art des Witzes für alle Menschen geschrieben wäre, weil ein jeder den Calender haben muß. Nein; ich gönne dem Gelehrten seine zahlreichen Bibliotheken; dem schönen Geiste den Ueberfluß der feinsten Werke des geläutertesten Witzes und der reinsten Sittenlehre; dem Pedanten seine Grübeleyen; dem aufgeklärten Frauenzimmer in Städten und auf dem Lande ihre ausgesuchteste Lektür; dem modigen Fräulein ihre Etrennes mignonnes, Liederchen, Opern und unzähligen Romanen; dem Müssiggänger seine täglichen Zeitungen. Allein ich wünschte, daß man nicht so neidisch seyn möchte, der großen und elendesten Hälfte des menschlichen Geschlechts die kleine Achtung zu mißgönnen, daß für sie alle Jahr einige Blätter Papier mit solchen Dingen bedruckt würden, die für ihren eingeschränkten Verstand ein Unterricht, und für ihre niedrigen Sitten eine Art der Reinigung werden könnten. Ich bedinge aus, daß niemand, als Pöbel, verbunden seyn soll, diese Stücke zu lesen: dagegen aber fodere ich auch billigerweise, daß alle diejenigen, die die Gelegenheit der Lectür haben, und ihre Seele zu bilden versäumen, gleich dem Pöbel Calenderhistorien lesen sollen.

„Wozu sollte denn nun aber das Zeug „dienen, wenn die Calender wieder mit sol„chen Histörchen befleckt würden?" — Wozu das Zeug dienen sollte? Eben dazu, wozu euch aufgeklärten Geistern eur schönes, gelehrtes, feines, aufgeklärtes Zeug dienet; wozu eure Philosophien, eure Sittenbücher, eure Betrachtungen, eure Dichter, eure Fabeln, eure Romanen, eure Wochenblätter euch nützen. „Ja, der Pöbel wird doch „durch solche Erzehlungen wenig gebessert." — Und werdet ihr, feinere Welt, durch eure Lektür denn allemal gebessert? Sollte man die Besserung und Aufklärung nach dem ausgesuchtesten Unterrichte nicht allezeit von denen zuerst erwarten, die nicht Pöbel seyn wollen?

wollen? Und wenn auch die Frucht und der Erfolg von guten Absichten und Bemühungen nicht allemal erreicht wird, soll man deswegen die Absicht und Bemühung fahren lassen? Ich bin aber auch versichert, daß durch einfältige und ungekünstelte Erzehlungen, die aus dem gemeinen Leben hergenommen sind, bey manchen gemeinen Leuten würklich Gutes gestiftet werden kann, wenn sie nur so eingerichtet werden, wie sie müßten. Der Bauer auf dem Lande sowol, als der ihm an der Seele ähnliche Pöbel in Städten, hat vor seinen Almanak eine große Achtung, und er glaubt also gern, was dieser ihm sagt. Kein Pöbel schämet sich vor jemanden anders, als vor seines Gleichen und vor seinen Bekannten. Wird also eine Thorheit, eine närrische Gewohnheit, im Calender lächerlich beschrieben, oder ein böser Streich getadelt: so schämet sich Tönnies vor Pausten, vor der Raurtschen, vor Hännschen und Marrenschen, und vor dem ganzen Dorfe oder Straße, wo er wohnt, weil er weiß, daß jeder von seinen Nachbaren eben das lehrreiche Buch im Hause hat und lieset, worinn seine Thorheit abgeschildert ist. Ich bin versichert, daß mancher trotziger Bedienter, und manche untreue oder faule Dienstmagd, und unter andern auch die verderbte Art von Menschen, die gemeinen Dorfschulmeister, die oft eine Geissel des Predigtamts auf dem Lande sind, oft am allerersten zur Erkenntniß kommen und sich bessern würden, wenn sie, und alle ihre Bekannten zugleich, ein ähnliches Bild von sich im Calender läsen. Solche Leute sind oft deswegen nur boshaft, weil sie keine ihnen angemessene Gelegenheit haben, ihre Unart einzusehen, und weil es ihnen an Gelegenheit sich zu schämen, das ist, an dem einzigen Bewegungsgrunde fehlet, ihre Unart abzulegen. Der gemeine Mann vergißt endlich seine auf solche Weise erlernten Moralen nicht so leicht, als mancher schöne Geist seine besten Schriftsteller vergißt. Der Bauer studirt seine Pratje alle Tage, und sie ist sein beständiger Zeitvertreib, besonders an den Winterabenden; und wenn er einen für seinen Witz passenden Einfall oder Historie darinn findet: so wiederholt er ihn oft und bey jeder Gelegenheit, und diese Wiederholung bessert mehr, als man glaubt. Vieler anderer Vortheile will ich nicht einmal gedenken.

Sollte aber der Calender eine solche periodische Jahrschrift, und ein unschuldiger, nützlicher und unterhaltender Unterricht für die niedre Gattung der Menschen seyn: so müßte die Einrichtung auch vernünftig gemacht werden. Die Mißbräuche, die man in den vorigen Zeiten dabey einschleichen lassen, alle Fratzen, Zoten, Pasquillen, müßten davon abgesondert werden. Dagegen müßte man einfältige, faßliche, aber allezeit lehrreiche Erzählungen aus dem gemeinen Leben entweder von der guten oder bösen Seite, Erdichtungen, Fabeln, Gespräche, ausgesuchte Antworten, kurze Briefe u. s. w. wählen, indem alle diese Gattungen in die Erzehlungsschreibart einschlagen, und Historien, wie bekannt, am meisten der Fähigkeit unaufgeklärter Gemüther gemäß sind. Die Sprache des gemeinen Mannes müßte freylich nothwendig beybehalten werden: allein nur in so fern, als dadurch die Schamhaftigkeit und die guten Sitten nicht beleidiget würden. Die Abfassung und Wahl der Stücke müßte keinem Fratzenmacher, Possenreisser oder Pasquillanten überlassen, sondern einem Manne aufgetragen werden, der mit den Sitten, den Handlungen, der Denkungsart und Sprache des gemeinen Mannes hinlänglich bekannt wäre, und dabey zwar Lebhaftigkeit, aber auch insonderheit ein gutes Herz, und die wahre Absicht zu bessern, besäße. Wollte man zu der Größe des Calenders etwa einen Bogen zulegen: so würde ein jeder, nach dessen Geschmacke

diese

diese Art von Moralen wäre, gern einige Pfennige dafür mehr bezahlen. Und diejenigen, denen sie ekelhaft sind, möchten sie entweder übersehen, oder sich Calender ohne dieselben nehmen, und dagegen bedenken, daß uns jede Aufklärung und Besserung des Menschen wichtig bleiben, daß man allen alles seyn müsse, und daß eine vernünftige Creatur, je niedriger und verderbter sie ist, auch desto elender sey, und also desto mehr Mitleiden, Nachsicht und Herablassung verdiene.

Ein Mittel, die Maulwürfe auszurotten, oder doch wenigstens um ein großes zu vermindern, als ein wesentliches Stück zur Verbesserung der Viehweiden.

Ich habe in den 88. St. der Braunschw. Anzeigen von Verbesserung der Viehweiden gehandelt, und angerathen, daß die Gemeinden die schädlichen Maulwurfshaufen gerade machen, und die Hirten vor die Nichtwiederentstehung sorgen sollten. Ein Beamte, welcher ohnlängst ein Gut 1½ Meil. von Braunschweig in Pacht genommen; hat bereits mit dieser nützlichen Arbeit den Anfang gemacht, und nicht allein die 50 jährigen Maulwurfshaufen abstechen, sondern auch den abgestochenen Raasen nicht ohne Ursach in verschiedene Haufen sorgfältig legen lassen. Ich will keinesweges behaupten, daß meine Abhandlung diesen klugen Oekonomen darzu veranlasset; inzwischen wünsche ich, daß alle diejenigen, welche ihre Schäfereyen vermehren wollen, dem Beyspiel dieses klugen Mannes folgen, und auf die Verbesserung der Weiden denken mögen.

Nun will ich noch, um den mir gemachten Einwurf zu heben, eine Methode die Maulwürfe auszurotten oder wenigstens um ein großes zu vermindern, bekannt machen. Man nimmt nehmlich einen abgeglüheten feinen Drath, etwa eine Elle lang, an dem einen Ende befestiget man einen ganz kleinen Fischangel, und an dem andern einen kleinen Pfahl; über den Angel ziehet man eine Thaumade, und zwar so weit, daß der Angel in den Schwanz zu stecken kommt; alsdann schiebet man die Erde eines neulich aufgeworfenen Maulwurfshaufen behutsam weg, damit das Loch durch selbige nicht verschüttet wird; in dieses Loch läßt man den Angel mit der darangemachten Made fallen, stecket den Pfahl in die Erde, und vermacht das Loch mit der zurückgeschobenen Erde. Nach Verlauf einiger Stunden hänget der Maulwurf zuverlässig an dem Angel. Diese Art Maulwürfe zu fangen, ist meines Erachtens die leichteste und bequemste; denn das Ausstechen mit dem Spaden, würde sich auf dem Anger nicht thun lassen, und die Mord- und andere Fallen, würden von dem Vieh zertreten werden. Es ist nunmehro nichts mehr übrig, als daß ein Fond ausfündig gemacht wird, aus welchen denen Hirten für jede Maulwurf-Klaue 3 ₰. bezahlt werden. Geschiehet dieses nicht, so dürfte an die Ausrottung der Maulwürfe, so wenig Mühe auch das Mittel erfodert, nicht zu gedenken seyn, denn umsonst ist der Tod. Ich würde noch weitläuftiger von dieser Materie handeln, allein weil der Maulwurf mir keinen Schaden verursachet, und meine Hühner (ander Vieh habe ich nicht) auf meinem Steinpflaster mehr Gras zu fressen haben als mir lieb ist, so mag es für diesmal genung seyn.

O. G. D. Rpmd.

Helm-

Helmstedt.

Unter dem Titel Deus Natalis liefert uns der Herr Professor Dommerich das diesjährige Weyhnachtsprogramma auf 3 Bog. in 4to. Der Inhalt ist eine lehrreiche Betrachtung über den Theil der besondern göttlichen Vorsehung, die sich auf die Geburt der Menschen erstreckt, woraus man den Titel: der Geburts-GOtt leicht erklären kann. In dem Eingang wird sowol durch das Zeugniß GOttes selbst Gen. I, 26. Lasset uns Menschen machen — als des menschlichen Alterthums erwiesen, daß das Entstehen der Menschen eine wichtige Sache sey. In Absicht des erstern wird wider die Unitarier und Socinianer bewiesen, daß durch keine vorgegebene figürliche Einkleidung die darin enthaltene Meldung mehrerer Personen in GOtt könne entkräftet werden, und daß der vorhergegangene Rathschluß der göttlichen Personen das Erhabne und Vorzügliche des Geschöpfs anzeige. Eben dies wird auch durch das menschliche Alterthum erwiesen. Die Griechen hatten ihre θεὺς γενεθλίους, und die Römer ihre deos & genios natales, weil sie wichtige Begebenheiten, besondern geniis zuzuschreiben gewohnt waren. Dies wird aus ihren Philosophen und Poeten bewiesen, und zugleich eine sehr wahrscheinliche Muthmaßung von dem Ursprung dieser Meynung S. 6. 7. vorgetragen. Bey dem allen blieb der unbekannte Geburts-GOtt ihnen ἄγνωστος θεὸς Act. XVII, 23. und Paulus machte ihnen denselben zuerst bekannt, v. 25. 26. Dies bestimmet die Ordnung der Abhandlung selbst, die aus zween Theilen bestehet. In dem ersten wird das Bild des dei natalis, nach der Paulinischen Schilderung entworfen, und in dem zweyten dasselbe aus der Geburt JEsu bewiesen. GOtt ist, nach der Beschreibung des Paulus, der GOtt der Geburt der Menschen, in so fern ihr Leben, ihr Geschlecht, ihre Zeit, und ihr Ort, von ihm herrühret. Diese vier Geburtswohlthaten werden hier ausführlich und praktisch erkläret, und man wird diesen Commentarius nicht ohne Rührung lesen. In dem zweyten Theil wird gezeiget, daß diese vier Geburtswohlthaten in der Geburt JEsu sichtbar sind, dessen Leben, Geschlecht, Zeit und Ort von GOtt herrühret. Man findet auch hier hin und wieder lehrreiche Anmerkungen. Der Beschluß lehret, wie man diese, den mehresten Menschen unerkannten, göttlichen Wohlthaten, dankbar anwenden, und das Fest der Geburt JEsu gesegnet feyren solle.

Erstes Register vom Jahre 1766.

Zwey-

Zweytes Register
Nach alphabetischer Ordnung, vom Jahr 1766.

De-

Kirsch-

